Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

(Januar — Februar — März 1890.)

Band LXII.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Ayres, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — Chicago, Kölling & Klappenbach. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 62

25.453
14/12/92

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiundsechzigsten Bande (Januar — März 1890).

		Seite
I.	Altmodische Leute. Hamburger Novelle von **Ilse Frapan**	1
II.	Die Erziehung der deutschen Jugend. Von **Paul Güßfeldt.** I./XVI.	25
III.	Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Zeitgeschichte. Eine Centennarbetrachtung. Von **Wilhelm Wundt**	52
IV.	Das amerikanische Staatswesen. Von **Anton E. Schönbach**	72
V.	Die Auferstandenen von Kerke. Von **S. A. M.**	95
VI.	Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** V. Der kosmopolitische Nachtwächter und Geheime Hofrath. (1841—1851.) I. Paris, London, Wien. (1841—1843)	114
VII.	Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches. Von **August Kluckhohn.** (Schluß.)	127
VIII.	Politische Rundschau	141
IX.	Theodor Fontane. Von **Otto Brahm**	147
X.	Neue Dichtungen. Besprochen von **Wilhelm Bölsche**	149
XI.	Die neuen Essays von Herman Grimm	154
XII.	Neue Reden und Aufsätze von Ernst Curtius. Von **Gottlob Egelhaaf**	156
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mitgetheilt von **Gneomar Ernst von Natzmer**	161
XV.	Unter dem Katalpenbaum. Erzählungen von **Konrad Mähly.** I.	187
XVI.	Gymnasium und Universität. Von **E. Zeller**	216
XVII.	Die Erziehung der deutschen Jugend. Von **Paul Güßfeldt.** XVII./XXVI. (Schluß.)	240

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Nacht und Morgen des Michelangelo. Von **Ernst Brücke**	260
XIX.	Ernst von Wildenbruch als Dramatiker. I. Von **Hermann Conrad**	270
XX.	Zum Gedächtniß Döllinger's. Von **G. Egelhaaf**	287
XXI.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	292
XXII.	Politische Rundschau	307
XXIII.	Die neueste deutsche Dichtung und der Realismus	312
XXIV.	Zu meinem Schutze. Von **P. Mantegazza**	314
XXV.	Entgegnung. Von **R. Garbe**	315
XXVI.	Berichtigung. Von **A. Hausrath**	315
XXVII.	Literarische Notizen	316
XXVIII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXIX.	Unter dem Katalpenbaum. Erzählungen von **Konrad Mähly.** II./IV.	321
XXX.	Ueber den Zufall. Akademische Rede von **G. Rümelin.** Ausgearbeitet für den 6. November 1889	353
XXXI.	Ernst von Wildenbruch als Dramatiker. Von **Hermann Conrad.** (Schluß.)	364
XXXII.	Frauenarbeit in der Archäologie. Von **Franz Xaver Kraus**	388
XXXIII.	Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. Von **Gottlob Egelhaaf**	404
XXXIV.	Die Berliner Märztage 1848. Ein Brief Graf Rudolf's von Stillfried-Alcántara. Mitgetheilt von **Bernhard Kugler**	413
XXXV.	Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** VI. Der kosmopolitische Nachtwächter und Geheime Rath. (1841—1851.) II. Stuttgart. (1843—1851.)	423
XXXVI.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Kraufe**	454
XXXVII.	Politische Rundschau	465
XXXVIII.	Die Prinzeß Elise Radziwill. Berichtigung von **Gneomar Ernst von Natzmer**	470
XXXIX.	Moriz Carriere. Von **Herman Grimm**	471
XL.	Die Bildsäule Walther's von der Vogelweide in Bozen. Von **Herman Grimm**	474
XLI.	Literarische Notizen	476
XLII.	Literarische Neuigkeiten	479
XLIII.	Erklärung, das Vaticanische Archiv betreffend. Von Professor Dr. **K. Schottmüller** ꝛc.	480

Altmodische Leute.

Hamburger Novelle

von

Ilse Frapan.

Wenn die Pahlerbsen billig werden und ihr Geruch in der Luft schwebt, Karren voll Erdbeeren und Kirschen sich auf der Straße drängen, Gänge und Höfe voll Sonnennebel sind, und der Schattenstreif auf dem Trottoir so schmal wird, daß man nicht darin gehen kann, dann gibt es auf der langen Neustädter Neustraße kein kühleres Schlupfwinkelchen als den Käsehökerkeller von „Gebrüder Fritz und Johann Becker", wie die rothe Firma auf weißem Grunde über der Treppe lautet. Zwar die schmalen, ausgehöhlten acht Sandsteinstufen hinunter schlängelt sich noch der dreiste Sonnenstrahl, guckt in die reinliche, schräg aufgestellte Tonne mit gelber Butter, gleitet mißachtend an den trockenen, weißen Bohnen und grauen Erbsen in ihren Säcken vorüber, um das Geschlecht der dickköpfigen Käse zu umtänzeln, und kitzelt noch zu guterletzt den zusammengeduckten Herrn Sottje auf dem Binsenstuhl, den riesigen schwarzen Kater, an der Nase, so daß er die glatte gebogene Pfote vorhalten muß, um nicht beständig zu niesen, was seiner Gemüthsruhe und Ehrbarkeit gleichermaßen zuwider. Aber Herrn Sottje's Nase bezeichnet die Grenze — weiter dringt die Sonne nie. Dahinter ist Alles Kühle, Schatten, vergnügliche Dämmerung.

Und inmitten dieses Schattens, hinter dem weißgescheuerten Ladentisch mit der glänzenden Messingwage und den schmalen blanken Messern, zur Rechten einen großlöcherigen, saftträpfelnden Schweizerkäse, zur Linken einen röthlich durchwachsenen Speckrücken, als die zwei Pfeiler des Reiches, schimmern die freundlichen Gesichter der Gebrüder Fritz und Johann Becker wie ein Paar vollwangiger Monde oder wie die regierenden Häupter dieser Welt des nahrhaften Ueberflusses und Wohlgeschmacks.

An diesem heißen Sonnabendmorgen war der runde Kopf des Herrn Fritz allein hinter der Toonbank sichtbar, und dieser hob sich hie und da von seiner Zeitung, um mit zusammengekniffenen Lidern ins Helle hinauszuspähen, wobei sich jedesmal seine fleischige Hand liebkosend über Herrn Sottje's Sammetfell legte und ihm den zarten Theil zwischen den Ohren verständnißvoll kraute.

Endlich kam Jemand.

Eine große, schwerfällige Gestalt, so groß, daß es von unten aussah, als habe sie mit dem Versuch, sich durch den niederen Eingang durchzuzwängen, etwas Unmögliches unternommen, vollbrachte eben dies Wunder und tappte mit vorsichtig in die Schultern gezogenem Kopf die Treppe herunter und über den knirschenden Sand des Ladens.

Der rundliche Herr hinter dem Ladentisch legte scherzhaft die Hand an die leicht ergraute Schläfe und grüßte militärisch.

„Ah, sieh da, sieh da, Herr Johann Becker! gehorsamer Diener," rief er munter.

Der jüngere Compagnon, der genau aussah, wie seines Bruders Gesicht in einem Concavspiegel in die Länge gezogen, reichte bedächtig die Hand über die Toonbank; sie begrüßten sich wie nach langer Trennung; Johann war eine halbe Stunde weg gewesen.

Er trocknete sich die Stirn und öffnete mit spitzen Fingern eine große Papiertüte, die er auf dem Arme trug und die den Blumenstrauß enthielt, welchen er für seine Zwillingsschwester vom Hopfenmarkt geholt hatte, wie er und sie das seit Jahren an jedem Sonnabendmorgen gewohnt waren.

„Schöne Heliotropen, nicht Fritz? Aber was die rothe Glocke hier ist, mit den braunen Adern, die kenn' ich nicht. Vielleicht kennt unser Hannchen sie. Ist sie drinnen?" Er deutete auf die kleine gelbe Thür hinten, die in die Ladenstube führte.

„Nee, Hannchen is oben und Rike auch. Ich hatte ihnen schon gesagt, sie sollten doch runter kommen bei der Hitze, denn" — er zog die Stirn in feierliche Querfalten und hob den Zeigefinger — „ein Keller ist warm im Winter und kühl im Sommer! Aber es gung nicht wegen der Aalsuppe." Er schnalzte ein bischen mit der Zunge und fügte mit dem Ausdruck gründlicher Kennerschaft hinzu: „Aalsupp is wat Gods."

Johann schmunzelte und nickte. „Na, denn — ich komm' gleich wieder."

„Grüß die Fräuleins," rief der Andere ihm nach, „und sie möchten sich die Zeit nicht lang werden lassen und die Klöße nicht so hart wie voriges Mal, und sag' Rike, das Gespenst der Rothenburg wäre nun doch ganz zum Vorschein gekommen, und ich hätte es nach den Nummern gelegt."

Und dann reichte Fritz dem Herrn Sottje eine Scheibe gekochter Mettwurst, denn Johann hatte vergessen, ihn zu streicheln, und solche Vernachlässigung brauchte sich kein Kater in der Becker'schen Familie gefallen zu lassen.

Johann hielt mit heimlichem Lächeln die Thürklingel der gemeinschaftlichen Wohnung im ersten Stockwerke fest und kam, leise auftretend, ungehört und ungesehen, an der Küche vorüber und in das kleine Wohnzimmer, das mit seinen buntblumigen Vorhängen, dem hohen Tritt vor den Fenstern und den lederbezogenen Armstühlen wie ein Stückchen vorigen Jahrhunderts aussah. Die rothbemalte chinesische Kumme stand schon zurecht auf dem zierlich eingelegten Nähtisch; das war der angestammte Platz für den Blumenstrauß, und Johann ging gleich dabei, ihn zu ordnen; er wußte ja, wie Hannchen es am liebsten hatte: die Rosen in der Mitte, und die schlanken Fuchsienzweige über den Rand gehängt.

Er war aber kaum halb fertig, als die Thür aufging, und Hannchen, die nur einen Faden hatte holen wollen zum Zusammenbinden der Suppenkräuter, mit einem Freudenschrei auf ihn zulief:

„Mein Johann! bist Du denn hier?"

Ein Bischen verlegen, daß er hier überrascht worden war bei der Ueberraschung, ließ sich Johann küssen und streicheln und in den Arm nehmen. Die Schwester war fast ebenso groß wie er, mit dem gleichen langen Gesicht und stillen grauen Augen, und mit demselben Ausdruck heiteren Friedens, wie man ihn sonst nur bei weltunkundigen Kindern oder bei weltüberwindenden Greisen findet.

Inzwischen hatte Schwester Rike sich doch wundern müssen, daß Schwester Hannchen nicht wiederkam. Klein und stämmig, in einem lila Hauskleid, das ihr nur bis an die Knöchel reichte und in breiter weißer Küchenschürze erschien sie gleichfalls an der Thür und drohte den in die Blumen Vertieften mit dem blanken Schaumlöffel.

„Hört 'mal, Kinder, das ist keine Manier," fing sie an. Sie nannte die Beiden immer Kinder, denn sie war Fritzens Zwillingsschwester und zehn Jahre älter als das andere Paar.

Sie unterbrach ihre Rede, um nach dem Fenster hinzuhorchen. Draußen spielte eine Drehorgel. Der schwache Anflug von Strenge war aus ihrem hellen rothbackigen Antlitz verschwunden. „Hört doch 'mal, Kinder, ist das nicht aus ‚Martha'?" Und dann fing sie mit hoher Stimme an zu singen: „Ach so—o—o lieb, a—ach so—o traut—," bis ein heftiges Zischen aus der Küche und ein starker Duft nach überkochendem gewürzten Essig sie mit einem erschrockenen Kreischen hinauskugeln machte.

Die jüngeren Zwillinge folgten, um mit zu klagen, wenn ein Unglück geschehen wäre. Aber es war noch Alles gut gegangen, und Johann begab sich wieder an sein Verkaufsgeschäft im kühlen Keller. Die Aalsuppe sollte sie in zwei Stunden Alle vereinigen, und wo ist das hamburgische Gemüth, das die belebende fröhliche Spannung nicht nachzufühlen im Stande wäre, welche diese Aussicht über die Becker'schen Zwillinge verbreitete! Frische Birnen zwar gab es noch nicht, aber Fritz hatte eine vorzügliche Sorte Backbirnen aufgetrieben, und die Aale waren von einer staunenswerthen Dicke gewesen.

Aber die gute Mahlzeit in dem wohnlichen Stübchen mit den Blumen in der chinesischen Kumme, die so gestellt werden mußten, daß Hannchen sie während des Mittagessens sehen konnte, ward durch zwei Dinge gestört. Fritz hatte sich durch den weichen Hausschuh einen Nagel in den Fuß getreten, und nun drückte der Stiefel an der wunden Sohle, so daß er kaum gehen konnte. Und das kam heute besonders ungelegen, denn er hatte sich für diesen Nachmittag eine kleine unaufschiebbare Geschäftsreise vorgesetzt; Klas Ohm in Curslak hatte weder die bestellten Schinken noch irgend eine Nachricht geschickt, warum sie nicht kamen, und doch wollte jetzt Alles Pahlerbsen und Schinken essen, wie es die Jahreszeit verlangte.

Der zweite Störenfried war Dickelitje. Dickelitje war schon wieder fort. Alle Augenblicke legte Rike den Löffel hin und horchte hinaus: da irgendwo hatte doch ein Hund gebellt? Dickelitje war ein rechter Sorgenpudel, immer bedacht,

sein von Natur schneeweißes Lockenfell in die schmutzigsten Pfützen zu stippen, immer unpünktlich bei Tisch und in Gefahr, auf der Straße eingefangen zu werden; denn er haßte den Maulkorb und streifte ihn täglich von sich — übrigens aber ein Hund von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit und Klugheit. Herr Sottje — er hörte nicht, wenn man das „Herr" wegließ — war der Einzige in der Familie, der es sich heute von Herzen schmecken ließ. Ja, er zeigte sogar eine gewisse neidische Gefräßigkeit, als sei es ihm Principiensache, dem leichtfertigen Pudel keine einzige Gräte übrig zu lassen. Herr Sottje war ein zäher Hausphilister und that keinen unnöthigen Schritt auf die Straße hinaus.

Kaum halb geleert ward die Terrine fortgetragen, und Fritz humpelte vorsichtig und kümmerlich auf und ab, um zu sehen, was er leisten könne. Johann hatte dem Kopfschütteln und Gesichterschneiden eine Weile nachdenklich zugesehen; nun stand er auf und sagte in seiner gelassenen Art:

„Dann ist es wohl am besten, ich geh' nach Curslak, Fritz."

Der ältere Bruder hielt den schmerzenden Fuß hoch vor Verwunderung. Johann besorgte diese auswärtigen Geschäfte niemals — konnte man sie dem Jungen anvertrauen? Er zwinkerte so über die große Gestalt hin und meinte endlich: „Ja, glaubst Du, daß Du damit fertig wirst? Wenn Du meinst, wär' es woll gut, denn die Sache ist dringend." Er humpelte noch einmal durchs Zimmer und blieb dann wieder vor dem Bruder stehen. „Die Geschichte ist — ich hätte gleich 'n Stückener sechs mitgebracht! Je! Vielleicht könnt'st das auch. Sieh' aber zu, daß die Knochen nicht zu stark ins Gewicht fallen und frag', ob sie gehörig durchgeräuchert sind, daß wir kein Malör damit haben bei der Hitze. Weißt ja, wo das Dampfboot abfährt. Und sieh' zu, daß Du um acht heut' Abend wieder zu Haus bist."

Johann ging, und Hannchen winkte ihm aus dem Fenster mit dem Taschentuche nach, als könne sie ihm Kühlung zufächeln; es war erstickend heiß und fast windstill. Nur zuweilen kam so ein niedriges Kräuseln in den Straßenstaub und ließ Papier und dürre Halme auffliegen und herumtanzen. Die Sonne verschwand von Zeit zu Zeit hinter leichten weißen Schäfchen, der Himmel war röthlichblau, wie von versteckten Gluthen.

„Der arme Jung wird heute was ausstehn," sagte Hannchen bedauernd, „und wenn er nur kein kaltes Bier trinkt! Du hast ihn nicht gewarnt, und ich auch nicht! ach, Rike, ich denk' auch an nichts!"

Aber Rike meinte, der Jung sei doch sechsunddreißig, er werde schon vorsichtig sein; sie könne ihn auch nicht immer am Schürzenband anbinden, sie habe genug Sorge mit Dickelitje. Dieser Leichtfuß war soeben eingetroffen und sofort in die Waschbalje gesteckt worden. Trotz des heißen Wetters, das alles Wasser auftrank, hatte er eine Pfütze aufgefunden und sich darin gewälzt. Dafür mußte er nun zitternd und hohläugig im Seifenwasser sitzen, bis Rike es für gut erachtete, ihn in ihr schwarz und graues Umschlagetuch zu wickeln, mit geringer Rücksicht auf die Beweglichkeit seiner Beine. So, als feuchtes Paket, ward er dann mit in die Kellerstube genommen, wo Fritz und „das Gespenst der Rothenburg" auf die Schwestern wartete. Das Gespenst hatte gleich anderen verwandten Geistern mit dem Einwickelpapier seinen Weg zu den Zwillingen gefunden; das war eine

billige und abwechselungsreiche Bibliothek. Allerdings gab es hie und da eine bröckelhafte Lectüre, die Fortsetzungen fanden sich selten vollzählig in dem Käsekeller ein, aber die Leser erkannten zu ihrer eigenen Verwunderung, daß die meisten Geschichten viel reizender seien, wenn man sie in der Mitte anfange; es gab dann viel mehr zu rathen und zu ergänzen. Auch der oft fehlende Schluß machte ihnen keinen Kummer, sondern versetzte ihre Phantasie in angenehme Schwingung, und da der Geschmack der Zwillingspaare sehr auseinander ging, so konnte nun Jeder die Geschichte auf seine Lieblingsart beenden. Hannchen liebte die traurigen Schlüsse, die Romane voll unglücklicher Liebe, edelmüthiger Entsagung, heldenhaftem Opfertode. Bei Rike mußten sich alle Paare kriegen, alle Helden nicht wirklich sterben, sondern nur scheintodt sein und zu gelegener Zeit wieder aufstehen, um ihre Hochzeit zu feiern, und Fritz verlangte ganz dasselbe. Traurige Geschichten machten ihn verdrießlich, und er hatte gewöhnlich keine Zeit, sie zu Ende zu hören; auch fuhr er oft mit Bemerkungen dazwischen, wie: „Mich soll wundern, ob sich das Wetter hält, denn kriegen wir früh Bückel dies Jahr." Oder: „Was der Russe is, der macht sich 'n büschen gar zu mausig, und wenn ich der Türke wär'", ein Beweis, wie Rike behauptete, daß er „wohl gar nicht recht mit den Gedanken bei der Vorlesung sei!" Denn Rike las vor; sie hatte ein helles deutliches Organ dazu und besaß nur für die Liebesscenen nicht die nöthige Zartheit, wie Hannchen empfand. Hannchen las diese Stellen deshalb für sich noch einmal, und da fand sich dann oft, daß Rike große Stücke überschlagen hatte. Heute aber ließ sie kein Wort aus und schwelgte in dem Grauen der Gespensterwelt. Kunden kamen nur wenige; das Hauptgedränge begann erst gegen sieben Uhr, und Fritz fühlte schon solch' eine Erleichterung an seinem Fuß, daß er ganz eifrig aus- und einhinkte. Die Schwestern gingen niemals mit in den Laden; die Brüder litten es nicht, weil es kalte Füße gebe und das Handhaben der schweren langen Messer keine Frauenarbeit sei.

So war es also ein gemüthlicher Nachmittag, wie die Beckers deren dreihundertfünfundsechzig im Jahre hatten, nur daß es Hannchen bei den schönsten Stellen immer auf die Lippen kam: „Wenn doch auch Johann hier wäre!" Sie waren es eben so gar nicht gewohnt, daß Eins von ihnen fehlte, und Johann ging am wenigsten aus.

„Ist es nicht 'mal merkwürdig früh dunkel geworden?" sagte Rike, als sie zum vierten Male ihre Lesebrille putzte. Es rollte und rasselte in der Ferne; war es ein schwerbeladener Wagen, der die Kellerfenster zittern machte? Nein, es mußte ein ferner Donner sein.

„Da kommt was Ordentliches heute," meinte Fritz, der zum Fenster gehinkt war, „der Himmel sieht aus wie 'n Topf voll Buchweizengrütze."

„Und Johann hat keinen Schirm," Hannchen sah den Bruder ganz erschrocken und beinahe vorwurfsvoll an. „Der arme Jung! wie soll er denn über die Elbe kommen?"

Rike war auf die Straße geeilt; nun kam sie wieder, die kurzen Röcke unterm Arm. „Kinder! Kinder! es sind drei Gewitter! drei auf 'n mal! Und es regnet auch schon! ach, wär' bloß der Jung erst hier."

„Nu is er noch unter Dach! es is ja knapp halb sieben. Hannchen, geh' man lieber vom Fenster weg, das dolle Blitzen is schädlich für die Augen, und er kann ja doch noch nich kommen," beruhigte Fritz.

Aber Hannchen hatte keine Ruhe mehr; sie ängstigte sich leicht, und dies war doch eine richtige Gelegenheit. Sie seufzte, so oft es donnerte, sah bald nach der Thür, bald nach dem Fenster, und das Nähzeug flog in ihren bebenden Händen. Ein Unwetter auf freiem Felde oder gar auf dem Wasser, das ist ein Abenteuer!

Hier unten in der Becker'schen Kellerstube war es nur ein Platschen aus allen Traufen, ein Rauschen des Rinnsteins, der breit wie ein lehmfarbener Bach dahinschoß, eine flüchtige, fahlblaue Helle, und ein Fensterklirren, wenn die Donner über das Haus rollten. Man saß nur gar zu sicher und geborgen, zumal nachdem die Schaufenster, die so viel tiefer lagen als das Trottoir, durch die vorgesetzten Läden geschützt worden waren. Man hatte vollauf Zeit zu sorgenvollen Vermuthungen, zu aufgeregtem Horchen nach Johann's Schritten.

Um acht Uhr deckte Rike zum Abendbrot, aber Hannchen konnte mit ihrem Rundstück gar nicht fertig werden, und auch den zwei älteren Geschwistern quoll der Bissen im Munde, als es halb neun schlug und kein Bruder Johann hereintrat.

„Kinder," sagte Rike zuletzt, nach rechts und links eine Hand ausstreckend, „ich bitt' Euch, seid nicht so bange! Mein Fritz, iß doch noch 'n büschen, mein Hannchen, Du kannst ihn ja doch nicht hergucken! Ich hol Dir 'n Teller kalte Aalsuppe, Fritz, Du hast heut' Mittag man so genibbelt. Weißt, Hannchen, der Jung is ja klug genug, der wird sich doch nich grade hinstellen, wo das am dollsten blitzt? — Herrjes, es fängt wieder an!"

Die Fenster schütterten, als bebe die Erde.

Hannchen hielt mühsam einen Schrei zurück. „Wir stehen Alle in Gottes Hand!" seufzte Rike mit ängstlichem Blick auf die Schwester.

„Wär' ich das man," sagte Fritz kopfschüttelnd, „mich reut das schon so! ich weiß da besser mit umzugehen."

Rike legte ihm den Arm um die Taille. „Ach, mein Jung, wenn Ihr nu Beide weg wärt!"

„Na, denn hol' uns man die Aalsuppe," sagte Fritz gerührt, „aber allein eß ich nicht, das wißt Ihr ja."

Er mußte aber doch allein essen; Rike hatte nach ein paar Löffeln voll genug, und Hannchen hielt den ihren ganz leer und nur dem Bruder zu Liebe in der Hand. Sobald Fritz sie ansah, lächelte sie, aber man merkte wohl, daß ihr das Weinen näher stand. Fritz indeß hatte sich an seinem Lieblingsgerichte muthig gegessen, und mit dem letzten halben Kloß im Munde stand er auf.

„Mal sehn, wie's draußen aussieht."

„Hör', Hannchen," sagte Rike, ihm nachblickend, während sie die Teller zusammenräumte, „Fritz ängstigt sich so, weil Johann doch seinetwegen gegangen ist — mußt ihm nicht so zeigen, daß Du auch so Angst hast, hörst, mein gute Deern?"

Hannchen nickte traurig. Die Ladenuhr schnarrte halb zehn; ein greller Blitz zuckte durch das Stübchen, und Herr Sottje sprang mit gesträubten Haaren

und funkelnden Augen von seinem Stuhle am Fenster herunter und Rike auf die Schulter.

„Mal sehn, wo Fritz bleibt!" murmelte Hannchen und huschte hinaus. Kaum war sie fort, so kam Fritz wieder, trat dicht auf die ältere Schwester zu und sagte in beklommenem Tone: „Hör' mal, Rike, ich weiß nich, was ich denken soll."

Rike zitterte am ganzen Leibe.

„Ach, Fritz," sagte sie bittend, „Hannchen ängstigt sich so — weißt, sie is ja man zart; mußt ihr bloß nich so zeigen, daß Du auch Angst hast, hörst, mein Fritz?" Sie setzte ihm hastig den wilderregten Kater auf den Arm und lief der Schwester nach.

Nun saß Fritz allein, horchte auf den Regen, der die Kellertreppe heruntergoß und auf die kleine grüne Gitterthür, die auf- und zuschlug und durch Sturm und Nacht mit der rollenden Klingel klimperte „wie das Glöcklein des Eremiten," sagte Rike. Ihm ward bange nach den Schwestern. Da kam wieder Hannchen hereingetappt, naß und schaudernd von dem plötzlich erkalteten Luftzuge.

Fritz ergriff kummervoll ihre Hand. „Ach, Hannchen, mein kleine Deern, mußt Rike nich so ängstlich machen, weißt, sie hat ja erst vorigen Winter die Rose gehabt, und seitdem is sie doch 'n büschen nervös, gar nich wie früher."

„Ja, Fritz, das wollt ich Dir auch schon sagen, wollen es uns nicht so merken lassen," murmelte Hannchen mit Thränen in der Stimme, „ich will mal sehn, wo sie ist."

Rike hatte Licht in der Küche oben und klapperte mit dem Theekessel an der Wasserleitung. „Hannchen, bist Du da?" rief sie der Schwester entgegen.

Hannchen wischte sich die Augen: „Der arme Fritz ängstigt sich so," schluchzte sie.

„Ach was, er wird ja woll kommen!" Rike gab ihrer Stimme gewaltsam Festigkeit; „aber Du bist ja durchnaß, wo bist Du denn gewesen?"

„Nur bis zum Großneumarkt."

Rike schlug die Hände zusammen. „Wie Du gehst und stehst? ohne Hut? in den dünnen Schuhen? Ach, nee Kind, nimm mir das nich übel, aber was zu bunt is, is zu bunt." Rike machte Miene, vor Zorn zu weinen.

„Hast wieder Feuer gemacht?" fragte Hannchen und ließ sich das nasse Kleid abziehen.

„Ja, daß er doch wenigstens 'n Glas Grog oder Glühwein kriegt, wenn er kommt — aber nu sitzt Fritz so allein und ängstigt sich" — —

Ein langsamer Schritt kam vom Keller herauf, und Fritzens Stimme rief: „Kinder, Kinder, wo bleibt Ihr denn? Und Dickelitje ist auch wieder weggelaufen."

Neues Wehklagen der beiden Schwestern.

„Ich denk', ich geh' mal nach 'm Hafen," meinte Fritz — „es is nämlich — ich hör' da eben von unserm Nachbar Krull, daß Abends gar kein Dampfboot geht. —"

Einen Augenblick sahen sich alle Drei verdutzt an, dann fand Rike, das sei — eigentlich — beruhigend. „Denn bleibt er woll die Nacht in Vierlanden."

„Das thut er nicht, das thut er nicht," rief Hannchen.

Fritz kratzte sich zerstreut im Barte. „Ich glaub' es auch kaum," sagte er langsam, „aber denn — denn is es doch ängstlich —"

Hannchen starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an: „Wie soll er denn über die Elbe kommen?"

„Hm, hm, hm," machte Fritz und drehte sein Gesicht weg — „will doch lieber mal nach 'm Hafen gehn, hört Ihr?"

Hannchen war, ganz schwach in den Gliedern, auf einen Stuhl gefallen; sie verstand, wie Fritz ihrer Schwester zuflüsterte: „Wenn er man nicht in 'n offnen Boot" — sie sah noch, wie Rike ihm die Hand auf den Mund drückte, dann drehte sich die Stube um sie, und Alles ward weiß und öde vor ihren Augen, und sie hörte nichts mehr. —

Sie erwachte an einem lauten Gemurmel und fand sich verwundert in ihrem Bette liegen; aber sie war in vollen Kleidern, nur ohne Schuhe. Es war dunkel in der Kammer, bis auf einen röthlichen Lichtstreifen, der durch die angelehnte Thür fiel. Als sie sich aufrichtete, fühlte sie neben sich auf dem Kopfkissen einen zottigen Klumpen, und plötzlich fuhr ihr eine feuchtheiße Liebkosung über die tastenden Hände. Ach, der gute Pudel! Wie heftig sie ihn an sich preßte! Denn mit dem Erwachen war auch die Angst wieder da und drückte ihr wie ein Steinblock auf der Brust den Athem weg. Was gab es da drinnen? Eine fremde Stimme? Sie bemeisterte ihre Schwäche und stand mit zwei unhörbaren Schritten, blaß wie ein Geist und ohne recht zu sehen, auf der Schwelle des hellen Wohnzimmers.

Es war voller Menschen, so schien es ihr, und sie schrieen auf und sprangen ihr entgegen, und Rike sagte: „Gott sei Dank, sie hat ausgeschlafen," und zwei treue starke Arme legten sich um ihre Schultern und führten sie zu einem Stuhle, und es war Johann's Stimme, die ihr freundlich verlegen zuflüsterte: „Ja, Hannchen, nu schilt man nich, wir sind rübergerudert."

Da stand er, heil und gesund.

Sie weinte still vor Freude und hielt seine Hand fest, als wolle er gleich wieder fort.

„Wärst lieber morgen früh mit dem Dampfboot gekommen!" sagte Fritz.

„Ich sollt' ja um Acht wieder zu Haus sein," lächelte Johann — „nee, bis morgen früh zu warten, das wollt' ich Euch nicht zumuthen; wir setzten uns also in 'ne Jolle, der Herr da und ich" — —

Hannchen blickte auf und in ein unbekanntes Gesicht; sie hatte bis dahin nur Johann gesehen. Der Fremde schien sie aufmerksam zu betrachten.

„Herr Tewes, Hannchen," sagte Rike vorstellend.

Hannchen blickte erröthend nach ihren Füßen, die ohne Schuhe waren, aber der Kleidersaum verdeckte sie; dann sah sie den Fremden noch einmal an und fand, daß er recht hübsch und freundlich ausschaue mit seinem graugemischten Haar über den lebhaften dunklen Augen und der militärisch aufrechten Haltung.

„Und Sie waren zusammen im Boot?" fragte sie, zwischen ihm und Johann hin- und herblickend.

„Es hätte schief gehn können!" warf Fritz ein.

„Und es jing auch schief, nämlich die Jondel," lachte der Fremde, „denn wir hatten janz und jar nich auf diesen Sturm jerechnet. Und wie denn das nachher passirte mit das Umschlagen, und man is denn eben wieder rufjekrabbelt, und ick sehe ihm da sitzen in seine nasse Montur, halt, denk' ick, der jreift sick 'n Rheumatismus, denn wer mal selbst eenen jehabt hat, der weiß ja, wie so wat kommt, un Herr — Becker, sag' ick —"

„Du bist also wirklich ins Wasser gefallen?" unterbrach Hannchen zitternd.

„Ja, das ist Herrn Tewes Rock," sagte Johann und schlug die zwei langen Rockschöße über den Knieen zusammen; „er wollt' es durchaus haben, ich wäre sonst schon 'ne Stunde hier."

„Wenn ick meinen Nebenmenschen vor eine Krankheit bewahren kann, werde ick das nicht jern thun? Und auf juten Sitz kommt es des Abends so jejen Zwölfe auch nich jroß an, was, meine Damen?" Er trank einen Schluck Grog aus dem vor ihm stehenden Glase und sagte: „Ausjezeichnete Mischung!" und blickte vergnügt auf die gerührten Gesichter rundum.

„Also bei der Landungsbrücke schlug die Jolle um?" fragte Fritz.

„Bei der St. Paulianer Landungsbrücke. Nich der Rede werth," fuhr Herr Tewes auf einen Wink von Johann fort.

„Und da haben Sie meinen Bruder gerettet?" lispelte Hannchen mit gefalteten Händen.

Wieder winkte ihm Johann, und etwas leichthin sagte Tewes: „Ja, wir haben uns denn so wieder aufjehüft — Sie wissen woll, in solch' einen Moment" —

Hannchen zitterte über und über. Sie erhob sich schnell, ging um den Tisch herum und streckte dem Ueberraschten, aber sich schnell Fassenden, beide Hände hin.

„Ach, lieber Herr," rief sie ganz verklärt und rosig, „wie können wir Ihnen jemals danken!"

„O, o, bitte!" machte er, ihre Hände drückend und gleichzeitig ein bischen zurückschiebend, „diese freundliche Aufnahme is mich jar zu wohlthuend" — er räusperte sich, „jar zu wohlthuend für einen einsamen Mann wie ich!" Eine anständige Trauer erschien auf seinem glatten, lebenslustigen Antlitz; er sah stirnrunzelnd vor sich nieder und klapperte mit dem Theelöffel in seinem Glase.

„Herr Tewes hat vor einem halben Jahre seine Frau verloren," sagte Rike mitleidig flüsternd.

Tewes sah flüchtig auf und nickte kummervoll; dann zog er das Taschentuch und gebrauchte es kräftig, dazwischen murmelnd: „Es hilft nich! Fer'nand, es hilft nich!"

Die Frauen waren ganz Theilnahme, auch Fritz rückte mitfühlend auf seinem Sitz hin und her; Johann sagte leise: „Ach, Rike, Hannchen hat kein Glas."

Dann fing der betrübte Wittwer wieder an: „Un nu dieses Jejenseitige! Nichts als ‚mein Fritz' hier und ‚mein Johann' da, un wenn man das auch so jewöhnt jewesen is — und denn der Schreck heut' Abend! — Mir is nich janz recht, meine Herrschaften — 'n bischen steif in die alten Knochen." —

Er zuckte probeweise mit der Schulter und machte Miene aufzustehen.

„Wenn Sie sich gleich niederlegten," meinte Fritz.

„Ick reiße mir schwer los," nickte Tewes verbindlich, „aber ick spüre noch ümmer so 'ne gewisse Feuchtigkeit um mir; die Veranlassung zu uns're Bekanntschaft war wenijer anjenehm, aber ick hoffe, der weitere Fortjang —"

„Nein, gehn Sie gar nicht fort," rief Rike, die das Letzte nicht gehört hatte, da sie schon seit ein paar Minuten heimlich mit der Schwester berieth. „Nach dem großen Freundschaftsdienst gegen meinen Bruder und uns Alle," sie streckte dem Gaste noch einmal die Hand hin; „die Uhr geht auf Eins! Wenn Sie mit dem Sopha hier vorlieb nehmen wollen" — —

Ja, Herr Tewes war so frei; denn morgen war ja Sonntag, da hielt er sein Möbellager geschlossen, und das Dienstmädchen würde sich nicht um ihn ängstigen, und „weiter hatte er ja Niemand!" sagte er mit einem melancholischen Seufzer.

Und mit Wohlwollen und Behagen blickte er auf die schneeweißen Federhügel und die tulpenbunte Spreitdecke, die von den freundlichen Schwestern so einladend aufgebaut und entfaltet wurden. —

Im Schlafzimmer der „Fräuleins" ward noch lange geflüstert. Hannchen wollte Alles wissen, was während ihrer Ohnmacht und des tiefen Schlafes nachher geschehen war; die Gefahr, in der Johann geschwebt und seine glückliche Rettung regte sie noch immer auf. Und der Retter schlief in der Wohnstube nebenan! — Johann hätte es auch gethan, dachte sie, aber ist es nicht schön, daß es mehr so edle Menschen gibt? Ach, wieviel sind wir ihm schuldig! wieviel! Und mit dem Entschlusse, morgen früh in die Kirche zu gehen und im Gefühl einer tiefen inneren Verpflichtung schlief sie endlich ein. —

Es gab ein vergnügliches sonntägliches Kaffeetrinken am anderen Morgen; Herr Tewes durfte natürlich nicht ohne Kaffee fortgehen. Er sah noch frischer und hübscher aus als in der Nacht und führte die Unterhaltung. Den Witz, daß er gern früh „mobil" sei, weil sich das für einen Mobilienhändler auch nicht anders passe, brachte er so geläufig vor, daß Mancher gemerkt hätte, er habe ihn schon öfter gemacht, aber die Zwillinge merkten das nicht.

Als Hannchen früher als die Anderen vom Kaffeetisch aufstand, weil sie in die Kirche gehen wollte, stand auch er auf und bat um die Erlaubniß, sie hinbegleiten zu dürfen. Etwas befangen, aber freundlich sagte sie „Ja" und verwickelte sich hoffnungslos in den schwarzen Spitzenshawl, den ihr der galante Herr Tewes mit großem Eifer umlegte. Doch war sie kaum gerüstet, als auch Johann hinzutrat und sagte, daß er gleichfalls gehe. Hannchen's klare Augen glänzten auf, Tewes' Gesicht längte sich merklich, doch bemühte er sich um eine lebhafte Unterhaltung mit dem stillen Fräulein und nahm umständlichen Abschied an der Kirchenthür.

Hannchen sah nach ihrem Kirchgange den ganzen Tag andächtig und feierlich aus, und zwischen den vier Geschwistern herrschte eine gehobene Zärtlichkeit. Gegen Abend machten sie Alle noch einen wunderschönen Spaziergang über die Wälle und freuten sich an der Windmühle am Millernthor und an den Hängeweiden am spiegelblanken Stadtgraben. Aber daß es schon Georginen gab, machte sie ganz betroffen.

„Die kommen jedes Jahr früher! die mag ich gar nicht gern, und ich mag doch sonst alle Blumen," sagte Hannchen.

Am Dienstag Nachmittag kam Fritz eilig zu den Schwestern hinaufgelaufen.

„Herr Tewes ist da, unten bei Johann in der Kellerstube. Er fragt nach Euch, ich darf ihn doch raufbringen?"

„Natürlich," sagten die Beiden erfreut und rückten ihr Nähzeug zusammen; „da steht bloß noch Herrn Sottje seine Untertasse auf der Erde, nimm sie auf, Hannchen, er könnt' hineintreten — so!"

Es klopfte schon, und der Mobilienhändler, unterwärts schwarze Trauer, oben aber lauter weiße Wäsche und Lebenslust, dienerte herein. Er war gerade in der Nähe gewesen und hatte sich das Vergnügen nicht versagen können.

„O, ganz auf unserer Seite," meinte Rike, flüsterte Hannchen eine Kaffeeanweisung ins Ohr und fragte nach dem Befinden.

Tewes sah dem blaßgrauen Kleide nach, das eben durch die Thür verschwand und sagte, halb zu Rike, halb für sich: „Habe nich leicht so was jesehn, von anjenehmes Wesen — janz wie die Selige!"

„Ja, unser Hannchen," begann Rike im Ton der Bewunderung, brach aber ab, denn die stille, schlanke Gestalt in dem blaßgrauen Kleide war schon wieder eingetreten und stellte ihr Kaffeebrett mit aufmunterndem Lächeln vor den Besucher hin.

Die Brüder gingen ab und zu; der Gast blieb bei den Schwestern sitzen und erzählte und hörte mit gleicher Bereitwilligkeit. Aber meistens erzählte er. Die „Selige" erschien noch mehrmals und nie, ohne einen feuchten Zoll von Herrn Tewes Aeugelein zu verlangen. Er war aus Neustrelitz, ja, aber schon vor zwanzig Jahren nach Hamburg gekommen; das Geschäft hatte er mit der Seligen erheirathet, doch hatte er es von Jahr zu Jahr vergrößert. „Als simpler Dischlerjeselle bin ick injewannert un ooch jleich in das Herz von meine Aujuste. Sie hat mir jefallen, un ick ihr. „Fer'nand," sagte sie zu mir, „bleib' hier! bleib' für ümmer! so 'n Mann wie Du, so thätig und so plitsch, den krieg' ick nie nich widder; sie war ooch junge Wittwe, wissen Sie, und da hat sick das janz leicht jemacht. Und nu, voriges Jahr, mit das Hinterhaus, wat ick vor mein Jeschäft brauchte, das traf sick ooch sehr jut, ick hatte da 'n kleenen Jarten," —

„Ah!" riefen die Schwestern und hielten gleichzeitig im Nähen an.

„Ja, nu, die paar Kirschen kann ick ebenso jut kaufen; sie wurden doch man von die Sperlinge jefressen oder doch anjepickt, und meine Juste war es nie recht appetitlich, und is auch wahr! Erst wühlen se in Staub un so Kutscherkrippen rum mit de Schnäbel, un denn nachher an de Kirschen! Nee, ick sag' Ihnen, der Jarten war mir verleidet, un denn de Spreen! ach, du lieber Jott, nee! Da war immer Allens weiß in de Laube un so, un wenn ick in 'ne Jartenlaube rinsitze, da will ick mir doch nich den Rock einschmuddeln, un aus den Tuch jeht es nich mal raus, das Beste is noch mit warm Wasser, aber Benzin oder Terpentin — man jo nich! Hat mich sechsundzwanzigtausend Mark jekost, das Hinterhaus, aber Allens pükfein, mit 'ne Wetterfahne uf 'n Dach, un das amüsirt mir, wenn ick das so Sonntagsnachmittags beobachten kann, wo der Wind herkommt, un 'ne Stellasche zum Deckenausklopfen auch jleich dabei, Allens praktisch und rejell! Na, ick hoffe, Sie besuchen mich nu mal, Fräulein Hannchen, Fräulein Rike, wie? würde mir sehr freuen, un wenn Sie 's Haus nich finden,

oder ick nich jleich da bin, so fragen Sie bloß nach Herrn Ferdinand Tewes; sie kennen mir uf de Nachbarschaft, wie 'n bunten Hund hätt' ick beinah' jesagt, weil ick der einzigste Mobilienhändler bin auf 'n Hühnerposten, un weil ick nu noch das Hinterhaus jebaut habe." Er zog ein dickes Couvert voll Bauplänen, Kostenanschlägen und Handwerkerrechnungen hervor und begann sie zu entfalten und vorzulesen. Dickelitje, frisch gewaschen und dreist vor Eitelkeit, setzte sich vor ihm auf die Hinterbeine und versuchte mit dem rechten wolligen Vorderfuß ihn sanft am Knie zu kratzen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen; Herr Tewes schob ihn zurück, ohne aufzublicken. Da riß der gekränkte Pudel sein Mäulchen auf und gähnte laut und rücksichtslos, während er gleichzeitig die Zunge eine halbe Hand lang gegen den Lesenden ausreckte. Hannchen bemerkte es mit Lachen, doch das Gähnen, selbst eines Pudels, ist ansteckend, und zuletzt konnte auch Rike, welche die Schwester halb erschrocken von der Seite ansah, nicht gegen die Natur, entsetzt über ihre Unhöflichkeit. Diesmal war aber Tewes der Ahnungslose; er merkte nichts von dem lautlosen Terzett und fuhr unbekümmert fort, bis Johann hereintrat und die Bewegung des Lebens in die zwei schläferigen Gesichter zurückkehrte. Der Pudel sprang ihm vor Wonne fast über den Kopf weg, so wie heute hatte er sich noch nie gelangweilt.

Und dann kam Fritz und hoffte, daß Herr Tewes doch zum Abendbrot bleibe, und Herr Tewes blieb sehr gern und verwischte durch eine überraschende Munterkeit beim Glase Grog den langhingezogenen Nachmittag aufs Glücklichste. Er war „als simpler Dischlerjeselle" durch die meisten deutschen Vaterländer und darüber hinaus gewandert und hatte überall in die Töpfe geguckt. „Und in Jütland, da brennen sie bloß Haidekraut, so in janze Bündel, un wenn 'n Wind geht — un es jeht beinah' ümmer einer — denn fliegt Einem die janze Pastete um den Kopp; — 's is rein feuerjefährlich, wenn man 'n bischen stark von Haar is un uf Pommade un so Fettigkeiten hält! Un die hölzernen Löffel, womit sie ihre Buchweizenjrütze essen, ümmer so vorn rinjesteckt, in 'n Jurt oder in die Jacke oder wat se sonst nu jrade anhaben, un nich erst abjewaschen, Jott bewahre, nee! bloß so rundrum abjeleckt un rinjesteckt!"

Dann theilte er ein ausführliches Recept zu bairischen Knödeln mit, und als man es fertig gehört hatte, fanden die Schwestern, daß Knödel ganz dasselbe seien wie Hamburger Mehlklöße, nur ohne Butter. Und Tewes bekannte höflich, daß sie demgemäß auch nicht halb so gut schmeckten.

„Aber, sehn Sie, wenn ick sage: ‚Knödel', so hat das 'n janz andern Schwung! So was Jebürgiges, möcht' ich sagen, so was Tirolerisches!"

Und plötzlich erhob sich Herr Tewes, blies die Backen auf, spitzte den Mund und gab einen feinen harmonischen Jodler von sich; nicht gellend und übermüthig wie ein Holzknecht oder Senn, sondern destillirt und verdünnt und dem Geschmack von Damen angepaßt.

Unter dem verwunderten Lachen und Beifallrufen der vier Geschwister setzte er sich strahlend wieder nieder.

„Ja, was der Name nich thut!" sagte er nachdenklich und zu Hannchen gewendet. „Und doch, was is Name, im Jrunde jenommen? Name is Dampf! sagt Schiller. Ja, sage ick, aber jrade der Dampf is es, was benebelt!" Er

machte ein unendlich pfiffiges Gesicht und wiederholte noch einmal, „was benebelt! Die Welt is mal so," fuhr er in demselben weislichen Tone fort. „Meine Juste hat auch ümmer jesagt, Fer'nand, sagt se, unsre jute Stube, die heißt nu Salong! es ist eleganter, und die Leute sitzen viel lieber drin als in 'ne simple jute Stube."

Fritz und Rike baten um Wiederholung des Jodlers, und er ertönte noch ein paar Mal. In der nun folgenden heiteren Zutraulichkeit bekannte Herr Tewes mit einem vielsagenden Lächeln, daß er, als er jenen Jodler gelernt, ein gefährlich lockerer Zeisig gewesen sei und verteufelte Hansbunkenstreiche verübt habe. „Aber es ist die richtige Zeit, Jugend muß austoben. Der Holländer hat Recht. Und wie sagt der Holländer, wenn Einer kommt und seine Tochter einen ehelichen Antrag stellt? ‚Hebbt Ji rast, oder wöllt Ji rasen?' sagt er. Und wenn er schon jerast hat, denn jibt er sie ihm, und wenn er erst rasen will, denn sagt er: wart noch 'n paar Jährchens, und denn komm wieder, daß wir weiter sehn."

Rike kam mit dem Wunsche heraus, etwas von Herrn Tewes' Rasereien zu erfahren, doch der ließ sich zu keiner Unklugheit verleiten, sondern wiederholte nur mit geheimnißvollem Lächeln und einem Blick auf Hannchen, die ihrer Schwester Wißbegierde nicht zu theilen schien, es sei schlimm genug gewesen! Zuletzt erzählte er aber doch, halb erstickt vor Lachen, wie sie einmal in einem Dorfe bei Schwerin, Nachts, alle Schweinekoben geöffnet und die Schweine hinausgejagt hatten. „Und die haben da nu rumjejrunzt, und denn wir bei und die Leute weißjemacht, da seien Bären einjebrochen, und die sind nu mit Peitschen un Dreschflegeln und Jott weiß was auf ihre eigenen Schweine losjejangen! Es war 'n höllischer Spektakel, un wir haben uns rein dodtjelacht! Es is aber 'n Unglück dabei passirt; ja, Spielwerk will Raum haben, sag' ich ümmer, und es war auch nich meine Idee, ick hab' bloß mitgemacht. Nämlich eins von die Schweine is in 'n Brunnen jefallen, der war ja woll nich ordentlich zujedeckt oder so, un is da versoffen, mit Erlaubniß zu sagen. Und es war 'n werthvolles Thier, und wir haben berappen müssen! Denn natürlich haben sie rausjekriegt, daß wir hinter dem Ulk jesteckt haben."

Es war schon spät, als der Möbelhändler seinen Rock zuknöpfte und, seine Beinkleider gegen Dickelitje mit vorgehaltenem Regenschirm vertheidigend, Abschied nahm. Der Pudel belferte ihn fast unhöflich hinaus. In seinen Hopfern war lauter Schadenfreude, daß der Gast ging und er bleiben durfte. Zwischen diesen Beiden gab es noch kein Verhältniß.

Aber am nächsten Freitag war Herr Tewes wieder da und am Sonntag abermals, und am Montage verbreitete sich in der redseligen Neustädter Neustraße die merkwürdige Nachricht: „Fräulein Hannchen Becker ist Braut! sie kriegt 'n reichen Möbelhändler, gestern Abend ist Verlobung gewesen! Und dann das Anhängsel: sieh' an, daß die noch Einen abgekriegt hat! das wundert mich aber! Sie kann doch nicht mehr jung sein."

Und dann wunderte man sich über den Geschmack des Möbeltischlers, der das altmodische Fräulein gewählt hatte, das aussah: „wie aus einem Bilderrahmen geschnitten, noch von Anno Eins", mit dem glattgescheitelten Haar und dem grauen Kleide „ganz ohne Falbeln oder Garnitur."

Was aber bedeutete das Wundern und Kopfschütteln der Nachbarn gegen das Erstaunen der vier guten Leutchen, die es am meisten anging! War es doch nie einem der Brüder in den Sinn gekommen, sich zu „verändern"; war doch nie eine der Schwestern Gegenstand einer zärtlichen Bewerbung gewesen. Sie waren so echte Geschwister, wie die vier Räder eines Wagens, und die gemeinschaftlichen Jugendbekannten dachten sich so wenig eins der Räder gesondert, wie eins ihrer Augen oder Ohren mit selbständigem Dasein ausgerüstet und lebefähig außerhalb des gemeinsamen Körpers.

Und nun war dieser Fremde, dieser ansehnliche Neu-Strelitzer, gekommen und hatte verlangt, in den Bund aufgenommen zu werden! Was für ein Ereigniß!

Fritz strahlte am meisten und auch am sichtbarsten nach außen hin. Er erzählte Jedem, der kam, händereibend und sich in den Hüften wiegend, daß eine Braut im Hause sei, und lächelte: „Ja, rathen Sie 'mal, wer woll?" Und wenn nach der Person des Bräutigams gefragt wurde, so machte er ordentlich ein Doppelkinn und kröpfte sich vor schwägerlichem Stolz. Er hatte ganz die Empfindung eines Brautvaters, denn an ihn hatte sich Herr Tewes gewandt mit seiner Werbung, und aus seinen Händen hatte die Schwester den unvermutheten Bräutigam in Empfang genommen.

Auch Rike steckte in einem vollständigen Verwunderungskrampf. Vor Allem darüber, daß der muntere Herr Tewes ihr liebes, stilles Hannchen, das so zurückhaltend und wortarm war, so schnell und klug gewürdigt hatte und sie allen Jüngeren und vielleicht auch Hübscheren vorzog. Denn ein so wohlhabender Mann hatte gewiß eine stattliche Auswahl. Sie betrachtete ihre Schwester aufmerksam, sobald sie nur an ihr vorbeiging und strich ihr über die reichen, dunkelblonden Flechten: „Mein Hannchen, heut' sitzt Dein Haar 'mal hübsch!" oder sie sagte nach solcher Musterung: „Willst nicht die blaue Schleife vorstecken? die steht Dir so gut!" oder: „Ich denk' doch, Du nimmst nu 'mal 'ne andre Farbe als perlgrau, wenn Du wieder 'n Kleid kriegst, wir können ja 'mal Tewes fragen, welche er am liebsten leiden mag." In stillen Nähstunden brütete sie heftig über Aussteuerplänen; ihre eigene, von der Mutter selbstgewebte Mitgift hatte sie der Schwester noch am Verlobungsabend aufgedrungen und sich weder durch scherzende Abweisung noch durch gerührte Thränen umstimmen lassen. War Fritz Brautvater, so war sie Brautmutter, und Hannchen war in ihren Augen mehr als je zu dem „Kinde" geworden, dem man Alles ordnen und ebnen, aber auch Alles über den Kopf wegnehmen mußte. Das „Kind" war ein bischen unvernünftig. Es sprach weder von der Aussteuer noch von dem Bräutigam, sondern nur von der Veränderung und Trennung. „Wenn ich nun fort bin," „wenn ich nicht mehr hier bin;" und ihr sanftes Gesicht nahm dabei manchmal einen Ausdruck an, als spräche sie vom ewigen Abscheiden. Dazwischen freilich gingen auch ihr immer wieder die Augen über vor Verwunderung, wie an jenem Sonntag, da Fritz ihr die Sache eröffnet hatte, und sie zuletzt, statt dem wartenden Bewerber, ihrem Zwillingsbruder um den Hals gefallen war und von dieser warmen Stelle aus dem guten Herrn Tewes geantwortet hatte, sie wolle ja gern Alles thun, was er verlange, aber sie könne sich nicht gleich fassen, es sei gar zu

unerwartet gekommen; sie habe nie daran gedacht, von hier fortzugehen. Worauf Herr Tewes mit freundlicher Fassung erwidert: „Wir bleiben ja hier! Wir jehn doch nich nach Amerika! Haben Sie man keene Bange, Fräulein Hannchen. Ick möchte ja bloß hier der Fünfte sein, das müßte ja das reine Turteltaubennest werden, mit all' diese Jejenseitigkeit."

Da mußte sie lachen und war gewonnen. Sie ließ den Hals des Bruders fahren und reichte dem Bewerber die Hand; so ward die Verlobung geschlossen. Herr Tewes war ohne Kuß Bräutigam geworden; sein Mundspitzen war den Zwillingen in ihrer Aufregung nicht augenscheinlich geworden, es war auch nicht unbescheiden gewesen. Er hoffte, die Zukunft werde ihm süßere Früchte bringen, und verlegte sich aufs Warten, obgleich er mit seinen Gedanken nicht über ein Vierteljahr hinaus reichte. In drei Monaten wünschte er Hochzeit zu machen.

Johann ging still umher wie gewöhnlich, brachte Sonnabends schönere Sträuße als je für Hannchen und wich nicht aus dem Zimmer, wenn der Bräutigam da war, der ihn allmälig mit einem stummen Widerwillen zu betrachten anfing.

Einmal kam Johann zu Rike in die Küche und fragte ohne alle Einleitung:

„Hör', wie lange ist sie eigentlich todt?"

„Todt? wer soll todt sein?" rief Rike erschrocken.

„Scht! Tewes' Frau!" erwiderte er, sich ängstlich umsehend.

„Ein halbes Jahr, glaub' ich," stotterte die Schwester.

„Oha!" machte Johann und sah sie mit so ausdrucksvoller Miene an, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg. Als sie sich auf eine Antwort besonnen hatte, war der Bruder schon weg. Rike schüttelte den Kopf, war aber zerstreut und nachdenklich, als Tewes kam und mit behaglicher Vertraulichkeit in die Küche hineinrief: „Ist der Kaffee all' möhr[1]), Fräulein Schwägerin?" eine Grußformel, die er ihr gegenüber ein- für allemal gebrauchte, und die sie fast immer mit einer scherzhaften Anspielung auf den Mißbrauch des Wortes „möhr", das heißt „mürbe", beantwortete.

Alljährlich, am 15. August, unternahmen die Zwillinge einen weiten Tagesausflug, das liebste Fest des Sommers. Dann wurde der Laden zugeschlossen; Johann schrieb in schönen großen Buchstaben auf einen Zettel, daß Bestellungen oder Besucher um Auskunft zu Herrn Krull, dem Krämer gegenüber, gehen möchten, und wenn der Zettel an der Thür hing und der Stuhlwagen vor dem Hause hielt, dann kam eine Feierlichkeit über die vier Geschwister, als gehe es statt nach Blankenese oder Billwärder sogleich ins Himmelreich.

Der Kutscher war natürlich Karl Müller, der Sohn des Schusters schräg gegenüber, der einen Kutschstall angelegt hatte, und der trotz seines schustermäßigen, wilden Bartgekräusels und seiner schwärzlichen Hände stramm und steil auf dem Bocke saß und mit den Zügeln ebenso ordentlich umzugehen wußte, wie mit Ahle und Pechdraht.

Auf den diesjährigen Ausflug freuten sich nicht nur die Zwillingspaare, sondern auch Herr Tewes, der sich an jeder Abwechselung ergötzte und nur gegen zu weite Fußtouren sich verwahrte, die er „als simpler Dischlerjeselle dicke

[1]) Mürbe, gar.

jenug jekriegt hatte." Seinetwegen war die Abfahrtsstunde erst auf sieben Uhr Morgens festgesetzt worden, er kam ja vom Hühnerposten herein. Mit kunstreichem Peitschenknallen saß der haarige Schusterkarl schon auf dem Stuhlwagen, als Tewes athemlos heraneilte.

„Zwei Schinken sitzen all' binnen," sagte er mit vertraulichem Grinsen, „aber sie, was sie is," er wies mit dem schwarzen Daumen über die Schulter ins Fenster, „sie is noch beim Kaffee."

Da traten schon die vier Geschwister heraus, strahlend vor Vergnügen über das schöne Wetter und in ungewohntem Putz. Auf Hannchens gelbem Strohhut blühten eine Handvoll Camillen, und der luftige weiße Shawl um die Schultern ließ sie ganz bräutlich erscheinen. Doch sah sie etwas betreten auf Herrn Tewes' hellfarbige Person, denn er hatte dem Tage zu Ehren die Trauer abgelegt und einen hohen grauen Hut aufgesetzt, der im Verein mit der weißen Cravatte seine gesunde Wangenblüthe erhöhte. Sogar ein leichtfertiges Spazierstöckchen schwang er in den Händen, denn er hatte sich auf den heutigen Tag die vollständige Bezauberung der kühlen Braut vorgesetzt. Er sprang mit Jugendfeuer in den Wagen, schlug auf die Ledersitze, guckte zu allen Fenstern hinaus und setzte sich, als Hannchen Platz genommen, hart neben sie, freilich ohne auf seine Scherze viel Antwort zu erhalten. Denn gegenüber saß Johann, und mit Verdruß bemerkte Tewes, daß es ihr augenscheinlich bequemer sei, gradeaus zu sprechen; er nahm sich für den Rückweg also das Vis-à-vis in Aussicht.

Die trockenen, reinlichen Straßen waren ziemlich stille; der erste Strom der Vergnügler hatte sich schon vor die Thore begeben. Es ging über Altona ans Elbufer. Die Sonne funkelte blendend auf dem Zifferblatte der großen Uhr am Michaelisthurm, und auf der freien, schwindelnden Wendeltreppe hoch oben kletterte, deutlich erkennbar, eine Gestalt mit flatternden Rockschößen empor. Das gab nun zu reden von der weiten Schau dort oben auf die geliebte Vaterstadt mit den rothen Dächern gleich einer ungezählten Heerde, auf das Schiffsgewimmel im Hafen und weit hinaus auf die glitzernde Elbe mit ihren kleinen grünen Werdern. „Das vergißt Keiner, der es einmal gesehen hat," sagte Rike, „und wißt ihr noch, Kinder, nach dem scharfen Winde, der immer da oben geht, das gemüthliche Ausruhen in des Thurmtüters großer runder Stube mit dem prachtvollen grünen Kachelofen und dem großen getigerten Kater, der darunter lag und schnurrte?"

„Ja, sagen Sie 'mal, Tewes," fing Johann an, „Sie sind ja woll in Venedig gewesen, nich?"

Tewes nickte: „Auch jewesen! auch jewesen!"

„Da soll ja eine ähnliche Aussicht sein vom Thurm der Markuskirche, hab' ich man gelesen," sagte Johann.

„J, Jott bewahre! Es is janz anders," wehrte Tewes ab, „nichts Jrünes und denn das schlechte Wasser und das alte Häuserjerümpel, und da wird nu so viel Wesens von jemacht! Mein Jeschmack is es nich." Er bog sich aus dem Wagenfenster und deutete triumphirend auf einen mächtigen Baum zur Rechten.

„Sehen Sie 'mal den an, Fräulein Hannchen, so was haben die Venediger nich."

„Die Klopstocklinde!“ riefen die Geschwister erfreut, und Carl Müller hielt, denn hier auf dem Ottenser Kirchhof ward zum ersten Male ausgestiegen. Tewes hatte seiner Braut den Arm angeboten, aber sie ließ ihn bald los, um sich zu dem Grabe des frommen Dichters niederzubeugen und die Inschrift mit leiser Stimme zu lesen: „Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen.“

Tewes schlich sich zu Rike und sagte in theilnehmender Bekümmerniß: „War jewiß ein naher Verwandter von ihr, der Herr Klopfstock!“

Rike sah ihn mit Augen an, die vor Verwunderung rollten, dann lachte sie ziemlich laut und wandte, darüber erschreckend, ihr freundliches Gesicht zu Hannchen hin, ob die wohl die Frage gehört habe. Nein, es war noch gut abgegangen.

Tewes stellte sich, etwas gelangweilt, an den Stamm der Linde, schlug mit seinem gelben Stöckchen daran und sagte, nachdem er auch die Arme probeweise um den gewaltigen Baum gelegt: „Wenn der richtig jeschnitten wird, kann er mindestens eine halbe Million Hammerstiele liefern.“

Betroffen sahen die Geschwister in die prächtige Krone hinauf, in all' die Tausende von leise schwankenden grünen Herzen, in deren jedem der geheimnißvolle Lebenssaft von Zelle zu Zelle stieg und seinen vollen frischen Odem über die stillen Grabsteine und die noch im Tageslicht Wandelnden ausgoß.

Hannchen fühlte plötzlich eine Thräne ihr ins Auge treten, sie senkte den Kopf und kehrte nach dem Wagen zurück.

„Ja, wenn man's so nehmen will, haben Sie ja Recht,“ sagte Fritz, „aber diese Linde hier — —“

Tewes setzte eine rechthaberische Miene auf: „Ick bin jelernter Drechsler, da werde ick das doch woll verstehn. Is Fräulein Hannchen nich recht wohl heute?“

Lustig knallte Carl Müller die schöne Straße entlang mit ihren stattlichen, im Grün der großen Gärten versteckten Landhäusern; das Gespräch im Wagen war etwas träge geworden. Aber dann war Ritscher's Garten erreicht, und es gab wieder ein ermunterndes Aussteigen. Es war an diesem Morgen menschenleer auf den breiten schattigen Terrassen; nur in einem Gebüsch an der Elbe unten saß ein langer, kränklich aussehender Mann vor einem einsamen Glase Bier. Als ihm der sauber gewaschene Dickelitje prüfend um die Stiefel schnupperte, zog er die Beine mit einem entsetzlichen Schreckensschrei an sich und legte sie vor sich auf den Tisch.

Rike rief ihren Liebling herbei und nahm ihn mit gekränkter mütterlicher Miene auf den Arm.

„Sie sind wohl auch kein Freund von so Viehzeug?“ fragte Tewes, leutselig an dem Tische des Fremden stehen bleibend.

„Ich traue keinem, er könnte ja toll sein,“ sagte der kränkliche Mann mit argwöhnischen Blicken auf den weißen Pudel.

Johann und Hannchen sahen sich an — Hannchen schlug die Augen nieder.

„So, Sie mögen auch keine Hunde?“ Fritz legte Mißbilligung und Verwunderung in seine Frage.

„Die Wahrheit zu sagen, ick mache mir nichts aus Viehzeug," erwiderte der Schwager freundlich. „Jott, der Jeschmack is ja verschieden, wissen Sie, und es is ja Thatsache, daß sie manchmal toll werden."

Die Geschwister verstummten — zuletzt meinte Fritz, man müsse sich doch wohl nach einem Kellner umsehen, und Tewes übernahm bereitwillig das Bestellen des Mittagessens.

Auch während er abwesend war, sprachen die Geschwister nichts; sie vermieden sogar, sich anzusehen. Doch kam er bald wieder, stöckchenschwingend und vergnügt wie ein junger Springinsfeld und überreichte Hannchen eine etwas verblühte, aber jedenfalls gut gemeinte Rose, die er irgendwo im Garten abgerissen hatte.

Hannchen dankte mit verlegenem Lächeln, Rike warf ihr einen aufmunternden Blick zu, Fritz sagte: „Ei, der Tausend!" und Johann bemerkte trocken: „Man darf hier übrigens nichts abpflücken."

Tewes rieb sich die Hände. „Die Rose is das Sinnbild der Weiblichkeit," sagte er pathetisch, „eine Blume, die nich riecht, is nix für meinen Vater sein Sohn. Eine Blume muß riechen, und eine Frau muß weiblich sein, denn ziert Eins das Andere," fügte er belehrend hinzu, indem er zugleich nach dem Eindrucke seiner Worte spähte.

Aber nur Fritz nickte: „Ja, jawoll!" die Anderen saßen schweigend da, so daß es ihm etwas unbehaglich wurde. Er trommelte mit dem Fuß, schalt auf die schlechte Bedienung und verschwand zuletzt, um doch 'mal nach dem Essen zu sehen, wie er sagte. Sie hörten ihn aber eine ganze Weile mit dem einsamen Gaste plaudern und dann erst weiter gehen.

„Ja, ehe man sich so miteinander einlebt" — bemerkte Rike, eine längere Gedankenreihe laut fortsetzend.

„Er ist außerordentlich munter für seine Jahre," warf Fritz ein.

Hannchen hatte die Rose auf den Gartentisch gelegt; Dickelitje sprang auf die Bank, schnupperte auf dem Tisch herum, packte die Rose und fraß sie auf.

„Ach, Gott!" rief Hannchen mit ängstlichem Lachen, „sagt es ihm nur nicht!"

Johann lachte auch: „Nu frißt der die Rose auf! dieser Dickelitje!"

Er streichelte und klopfte ihn, als sei er besonders artig gewesen.

Dann kam das Mittagessen, bei dem es wieder lebhaft wurde. Man trank Rüdesheimer, und Tewes jodelte, daß es wie aus einer Musikorgel durch die grünen Bäume scholl.

„Und nu bringen Sie 'mal Karten, Herr Oberkellner," sagte er, als abgetragen wurde, „wir machen 'n Spielchen, was? so en Tag ins Jrüne wird doch lang," er gähnte behaglich, „spielen Sie Whist oder Skat? ich kann mit beiden aufwarten."

Spielen? Kartenspielen? Und noch dazu im Freien, auf dem lieben langersehnten Sommerausflug? Die Zwillinge bekannten beschämt und verdutzt, daß sie noch niemals Karten gespielt hätten.

„Herrjott, aber wie soll man denn die Zeit todtschlagen, wenn man 'mal eine hat?" fragte der Schwager voll Ueberraschung. Und mitleidig fügte er hinzu: „Das müssen Sie aber schleunigst lernen, meine lieben zukünftigen Verwandten!

Man muß mit den Zeitjeist fortschreiten, und dies is doch nu nothwendig for jeden jebildeten Menschen, daß er Skat spielen kann." — „Wissen Sie was," fuhr er, in die zweifelnden Gesichter blickend, fort, „ich habe einen Vorschlag — der Herr da drüben an dem Tisch is 'n forscher Spieler, ick habe ihn jefragt, weil ick mir das schon so halb un halb gedacht habe — ick werde mit ihm eine Partie machen, mit 'n Strohmann, und werde Ihnen eine kleine Einweihung zu Theil werden lassen, während Sie zusehen? Dies is hier so recht jemacht dafür."

Und so kam denn der fremde hypochondrische Herr an ihren Tisch, aber nur unter der Bedingung, daß Rike den Pudel fest auf dem Schoße behalte, und Tewes und er spielten Karten. Die Geschwister, die zu Anfang höflich zugesehen, rückten auf ihren Stühlen hin und her, je mehr sich Jene vertieften. Nur Fritz zeigte Interesse und einiges Verständniß. — Tewes hatte Recht, der Tag war lang, dachte Hannchen, wie sonderbar nur, daß ihnen das früher nie aufgefallen war. War er nicht sonst immer zu kurz gewesen? Sie stand leise auf, nickte den Geschwistern zu und ging hinunter an die Elbe. Dort stand sie und guckte ins Wasser, und wußte nicht, was sie sah. Die Wellen zogen träge und zäh wie Blei, es war weder glatt und spiegelnd noch bewegt und schaumig — die Hitze des Sommermittags lag schwül über dem Garten, das hohe Schilf, die silberblättrigen Weiden bewegten sich kaum; mit verblichenen rosa Blumen stand das Gipskraut da, heute duftete es nicht. Manchmal hörte sie kurzes, lautes Sprechen — eine joviale, lachende Stimme — dann zuckte sie zusammen und sah sich ängstlich um. Ein ruhiger bekannter Schritt kam über den Grant herunter — das war Johann! Gottlob! Sie sahen sich an und standen dann nebeneinander, um in den Fluß zu sehen.

Dann kam auch Rike. „Herrjes, Kinder, hier seid Ihr!" Sie legte ihren Arm um Hannchen's Taille, und nun guckten sie alle Drei geradeaus in das Wasser.

„Sie spielen woll noch immer," fragte Johann.

„Ja, sie spielen noch immer." Rike sah sich flüchtig um: „Gott, weißt Du, Johann, wenn man das nu kann und mag —"

„Ja" — nickte Johann; „ich dachte, wir wollten noch nach Teufelsbrück und Blankenese fahren."

„Wie vorig' Jahr," sagte Hannchen.

„Ja, denn is das doch nu woll nix," meinte Rike.

„Nee, denn is das woll nix."

Sie guckten wieder ins Wasser.

Da kam Jemand durch den Garten herunter: „Sieh', so, mein Fritz!" rief Rike, „hast Du es denn gelernt?"

„Nee, so weit sind wir noch nich," lachte Fritz, „das is all' recht gut, wenn man das kann, wißt Ihr, aber so" —

„Na, wollen sie denn noch nicht bald aufhören?" Johann hatte einen ungewohnten Ton heute, viel härter und bestimmter.

Fritz kratzte sich hinterm Ohr: „Ja, wißt Ihr, so 'n Partie, die is lang." —

„Na, denn kommen wir heut' woll nich nach Blankenese?"

„Nee, denn kommen wir heut' woll nich hin."

Nach einer Weile begann Rike: „Kinder, was meint Ihr, müssen wir nich 'mal wieder hingehn?"

Und sie nahm Hannchen's Arm und führte sie an den Tisch zurück. Die Brüder folgten. Tewes hielt in einer Hand die Karten, die andere streckte er ihnen schon von Weitem entgegen. „Na, haben Sie sich 'n bischen die Füße vertreten," rief er; „es is übrigens jar nich recht, Hannchen, daß Sie mich so böslich verlassen! Wie soll das erst werden, wenn wir verheirathet sind! ‚An Deiner Seite ist mein Platz'" — sang er und schob ihr einen Stuhl neben sich hin. Hannchen nahm ihn an und entschuldigte sich mit leiser Stimme, sie habe ein bischen an der Elbe gestanden, wo ihr Lieblingsort hier im Garten sei. Tewes stellte sie nun dem fremden Herrn als seine Braut vor, und dann den fremden Herrn als einen Zahnarzt aus Ottensen und vortrefflichen Skatspieler. Hannchen saß in peinlichem Erröthen, als Tewes seinen freien Arm erst auf ihre Stuhllehne und dann um ihre Schulter legte. Der Zahnarzt schielte sie über seine Karten weg an und erkundigte sich in besorgter Weise nach Dickelitje's Gesundheit. Sie saß steif wie eine Puppe, bis Rike, die sie schon eine Zeitlang ängstlich angesehen hatte, plötzlich aufschnellte und rief:

„Mein Hannchen, wollen wir nicht Kaffee bestellen?"

„Ach ja," flüsterte die Schwester wie im Traum, und als sie zurückkamen, setzte sie sich schnell an das andere Ende des Tisches.

Johann sah in die Höhe und lächelte ihr zu. „Es fängt an zu tröpfeln," bemerkte er dann, „es regnet schon in den Kaffee."

Man trank ihn eilig aus, der Regen wurde stärker.

„Das Beste ist woll, wir fahren nach Hause," sagte Johann in seinem heutigen ungewohnten Tone, „meint Ihr nicht auch, Kinder?"

Tewes war für Weiterspielen im Zimmer und wurde verdrießlich, als man ihn überstimmte. Im Wagen mußte man sich drängen, denn der Zahnarzt saß mit darin: Tewes that es nicht anders — der Herr wollte nach Hamburg, und da mußte man ihn mitnehmen. Dickelitje, der seinen Feind erkannt hatte, knurrte den ganzen Weg über auf die unerhörteste Weise.

„Und von meiner Braut habe ich nichts jehabt, nich 'n einzigstes Mal haben Sie mich Fernand jerufen," flüsterte Tewes Hannchen zu, so daß Alle es hören konnten. Der Zahnarzt schielte sie an, Hannchen sah erröthend vor sich hin, sie wußte nichts zu sagen.

Endlich war man am Millernthor, wo der Fremde ausstieg. Es fand sich, daß der Regen wieder aufgehört hatte — die Abendsonne spielte durch schmalzerrissene, schwarzblaue und kupferrothe Wolken, und eine angenehme Frische wehte von den nassen Bäumen herauf. Es war so einladend, daß man sich entschloß, das letzte Stück zu Fuß zu gehen.

Hier in der Stadt schien es weniger geregnet zu haben — die Steine wurden schon wieder trocken, und vor allen Hausthüren, auf allen Beischlägen saßen die Leute nach der Tagesarbeit, plaudernd oder in stillem Ausruhen; die Kinder lärmten laut wie Spatzen vor dem Einschlafen; aus den offenen Fenstern tönte der Gesang der Kanarienvögel und Lachen und Kreischen der Papageien. Von

der Mühlenstraße her drang eine helle lebhafte Weise herüber — Flötentöne, ein ungarischer Tanz. Und als sie näher kamen, sahen sie den Musikanten, einen Alten mit wilden grauen Locken und einem langen dunklen Schnurrbart inmitten einer Menge tanzender Kinder stehen und blasen. Er trug eine rothbunte Kappe auf dem Kopf, eine gestickte Jacke und weite blaue Beinkleider, aber Alles in Lumpen, die jedoch nicht ohne Schwung und Absichtlichkeit um den hohen stattlichen Körper hingen. Seine Augen blitzten unter den Locken hervor zu den munteren Sprüngen der tanzlustigen Hamburger Kinder, die keine Musik hören können, ohne auf die Straße hinauszulaufen und zu walzen.

Die Geschwister blieben stehen; auch Tewes lachte zu dem heiteren Bilde. Unermüdlich blies der fremde Alte, vom Abendlichte überstrahlt, unermüdlich tanzten die Kinder auf Trottoir und Fahrweg, und nur leicht bei Seite springend, wenn ein Wagen daherkam.

„Die tanzen ja woll die Nacht durch zu det Jepiepe," sagte eben Tewes, da brach die Melodie kurz und plötzlich ab, die Flöte fiel zu Boden, und der Alte knickte zusammen, öffnete noch ein paar Mal hochathmend den Mund und lag dann still mit geschlossenen Augen. Schreiend sprangen die Kinder auseinander; eine Menge Menschen standen plötzlich da, unter ihnen die Geschwister — zitternd und zu Thränen bewegt die Schwestern, die Brüder hülfbereit und erschrocken. Auch Tewes. Er war sogar der Erste, der den alten Flötenbläser aufzurichten versuchte — der aber fiel schwer und leblos wieder auf die Seite; er war todt, ein Herzschlag hatte ihn plötzlich da vor ihren Augen getödtet. Sie sahen noch, wie er weggetragen wurde, dann gingen sie heim.

„Nee, so was," sagte Tewes, „daß so was nu auch jrade uns passiren muß! Nach so 'n verjnügten Tag!" Er blickte Hannchen an.

„Aber, ich bitte, Hannchen, Sie weinen doch nich jar? Um so 'n ollen Vagabunden? Na, hören Sie 'mal, wenn Sie so weichherzig sind, was wollen Sie denn anfangen, wenn ick 'mal abflattern sollte oder eins von Ihre Jeschwister?" —

Er ergriff ihre Hand.

„Ach, es ist ja gar nicht Trauer," stotterte Hannchen — „im Gegentheil, es war ja so schön" — —

„Schön? det Jepiepe? Na, da hab' ick doch schon was Schöneres jehört," lachte Tewes überlegen, „kommen Sie, hängen Sie sich in meinen Arm; die unanjenehme Jeschichte hat Sie anjejriffen."

Aber sie trat einen Schritt zurück. „Ich danke — ich bin es wirklich nicht gewohnt," stammelte Hannchen, „ich thue es nur mit Johann, wirklich!" — Sie nahm Johann's Arm, sah aber Tewes reuevoll und beklommen an, denn er machte jetzt ein sehr gekränktes Gesicht.

„Na, die Unjewohnheiten sollten Sie nu aber bald ablegen," platzte er heraus — „denn will ick nu nich weiter belästigen; jute Nacht allerseits, wünsche allerseits wohl zu ruhen."

Und mit zurückgeworfenem Kopfe, die Brust herausgedrückt, machte er Kehrt und marschirte stramm und ohne sich umzusehen, die Straße allein hinunter — direct nach dem Hühnerposten. —

Sehr schweigsam vergingen die letzten Abendstunden. In der Nacht wachte Rike an einem eigenthümlichen Geräusch auf — „Du weinst doch nich, Hannchen, Kind?“ fragte sie mit angehaltenem Athem.

„Nein,“ kam es schluchzend zurück.

Rike stand auf, tastete sich zu der Schwester hin und fühlte nach ihrem Gesicht.

„So kann das doch nich gut gehen,“ murmelte sie rathlos. „Ich glaube, Hannchen, Du stellst Dir Alles schwerer vor als das is.“

„Ja,“ lispelte Hannchen.

„Du mußt bedenken, wie fremd er uns noch is,“ ermahnte Rike.

„Ja, das denk' ich grade.“

„Aber das is doch woll immer so, mit 'n fremden Mann,“ meinte Rike nachdenklich.

„Ja, wahrscheinlich.“

„Er is doch 'n guter Mann, nich Kind?“

„Ja, das muß er doch, weil er Johann aus dem Wasser gezogen hat.“

„Nich, Kind, das können wir ihm doch nie vergessen?“

„Ach, Rike, ich begreif' es auch gar nicht, wie ich so undankbar sein kann!“

„Das gewöhnt sich noch,“ tröstete die Schwester — „hör' bloß, nebenan trappt es immer auf und ab.“ —

„Das is Johann, ich kenn' seinen Schritt, Rike.“

„Herrjes, denn kann der ja woll auch nich schlafen! Gott, Kinder, was fangen wir denn einmal an?“

„Geh' man wieder zu Bett, Rike — das hilft ja doch nu nich,“ sie verbarg ihre Augen in den Kissen.

„Soll ich Johann 'mal fragen, warum er nich schläft?“

„Nee, laß man, Rike, ich weiß schon, er sieht das wohl auch ein.“

„Glaubst Du, daß er ihn nich leiden mag?“

„Ja, das glaub' ich! und das is mir doppelt schwer.“ —

Am anderen Tage ließ sich Tewes nicht sehen, auch am darauffolgenden nicht. Am dritten, um die Kaffeestunde, kam er, ging aber, ohne seine lustige Frage, ob der Kaffee bald „möhr“ sei, an der Küchenthür vorüber und überraschte Hannchen allein im Wohnzimmer, am Nähtischchen mit dem Strauß.

„Schon wieder bei den Blumen,“ sagte er, sich die Hände reibend und den Hut auf einen Stuhl stellend — „jleich und jleich jesellt sich jern, is es nich so, Hannchen?“ Er bückte sich, um in ihre Augen zu sehen.

Als er aber ihre Unbehaglichkeit bemerkte, legte er die Galanterie zu dem Hut auf dem Stuhl und sagte in lebhaftem Tone: „Wir sprachen neulich von der Weiblichkeit — und da wollte ich doch bloß man fragen, ob Sie das weiblich nennen, wenn eine verlobte Braut ihren verlobten Bräutigam stehen läßt wie einen dummen Jungen und jeht ab mit ihrem Bruder oder sonst en Verwandten, den sie alle Tage haben kann!“

Er hatte sich behäbig niedergelassen und sah ihr streng und gerade ins Gesicht.

„Es thut mir so leid“ — begann Hannchen, „aber“ —

„Ja, sehen Sie, das Aber!“ er wurde immer strenger — „Sie sind doch kein Kind nich mehr — un Jott, was bin ick für 'ne Behandlung jewohnt jewesen! Meine Juste! die hätten Sie sehen sollen! Wie die mir um 'n Bart jejangen is! Sie müssen doch wissen, was das uf sick hat, en Mann! So en Mann wie ick, macht doch Ansprüche!“

„Ich bitte, aber“ — flüsterte Hannchen.

„Jetzt habe ick zu bitten,“ entgegnete Tewes und schlug sich auf den Magen, „oder vielmehr — ick muß Sie ersuchen“ — er räusperte sich bedeutungsvoll, „daß Sie mich behandeln, wie et sick jehört, oder“ —

Sein Gesicht nahm einen weltenrichterlichen Ernst an; Hannchen hielt sich, schreckenblaß, an dem mitfühlend zitternden Tischchen.

„Oder,“ sagte er kalt und dumpf — „es is am Ende besser, dat Allens zwischen uns aus is.“

Hannchen ließ die Tischkante los, in ihre Wangen kehrte die Farbe zurück; sie sah zu ihm auf und erwiderte schüchtern, aber dennoch wohlverständlich:

„O, Herr Tewes, wenn Sie so gut sein wollten — und es Alles aus sein lassen — ich — ich würde Ihnen ewig dankbar sein.“

Tewes sah in ungeheurer Verwunderung die kindliche Bittgebärde der leicht gefalteten Hände und den fast zärtlichen Aufblick der tiefen grauen Augen.

„Aus sein? o, das is leicht, die Jefälligkeit kann ick Ihnen ja immer thun,“ sagte er, dunkelroth und keuchend, „sehen Sie, ick brauche ja bloß wegzujehen, denn sind Sie mir los — aber — jleich für ümmer!“

Er griff nach seinem Hut und sah sie noch einmal an — es war ihr Ernst! Im Fortgehen hörte er noch ihren eifrigen Ruf:

„Kinder! Rike! Mein Johann! Herr Tewes will so gut sein — er meint auch, es sei doch besser — wir bleiben zusammen!“

Zornigen Schrittes, in einem Ruck, ging er bis zum Bube'schen Weinkeller, besann sich noch einen Augenblick und verschwand mit düsteren Blicken zwischen den mächtigen Fässern.

Die vier Geschwister standen um das Nähtischchen mit der chinesischen Kumme, leichten Herzens, freudestrahlend, fast gerührt über so viel Glück. Fritz hatte einen Augenblick den Kopf schütteln wollen; eine schwache Minute lang gedachte er des großen Vermögens, das Tewes besaß — aber Rike klopfte ihm auf die Schulter und strich ihm übers Gesicht — sie stellte sich auf einen Schemel dazu:

„Du hast es Dir nich so merken lassen, aber ich hab' woll gesehen, wie Dir das nahe ging, mein Fritz,“ flüsterte sie ihm ins Ohr.

Fritz sah sie an, blinzelte etwas, und dann auf einmal nickte er aus Leibeskräften. „Jawoll, jawoll, besser so!“ sagte er — „Ihr Fräuleins wißt das am besten.“

Johann hielt Hannchens Hände fest wie nach qualvollem Getrenntsein.

„Nur, daß ich so undankbar sein mußte,“ seufzte Hannchen — „so undankbar gegen Den, der Dich aus dem Wasser gezogen hat, mein Johann!“

Johann lachte in seiner verlegenen unterdrückten Weise.

„Na, wenn Dich das so quält, Hannchen, denn will ich Dir man sagen, daß es eigentlich umgekehrt gewesen is — ich mocht man nich die Rederei davon haben und sagt ihm, er sollt den Mund davon halten, und da habt Ihr das verkehrt verstanden."

Hannchen fiel ihm um den Hals. „O, mein Johann! erst jetzt bin ich wieder ganz glücklich!"

Es gab ein Lachen und Freuen, daß Rike nicht umhin konnte — sie mußte heute Abend eine Bowle Punsch brauen.

„An die sechs Wochen wollen wir denken, was, Kinder?" seufzte sie, „Gottlob, es is mir schon wie ein böser Traum!" —

Aber die Nachbarn draußen waren Menschen der Wirklichkeit, und als sie das viele Lachen und Rumoren in dem sonst so stillen Becker'schen Haushalt bemerkten, flüsterten sie einander mit schlauen Mienen zu: „Da is hüt Pulterabend, ganz in 'n stillen, da möt wi doch ok 'n poar Pütt smieten." Und sie kamen und warfen Töpfe und Teller die Kellerstufen hinunter, daß es klatschte und krachte, und Einer schmiß absichtlich so, daß die Stubenthür hinten aufspringen mußte.

Da sahen sie zu ihrer Verwunderung Niemand weiter drinnen als die Zwillinge; die saßen Alle um die Lampe und um eine Punschterrine, und auf der rechten Sophalehne, neben Fritz, saß Herr Sottje, und auf der linken Sophalehne, neben Rike, saß der schneeweiße Dickelitje auf den Hinterbeinen. Und eben blickte Hannchen mit glänzenden Augen von dem Buche auf, aus dem heute sie vorgelesen und sagte: „Das war doch eine wunderschöne Liebesgeschichte, nicht?"

Und dann winkte Rike lächelnd den Nachbarn: „Es is nix, die Verlobung is aufgehoben."

„De sind pütcherig," sagten die Leute und gingen kopfschüttelnd nach Hause.

Die Erziehung der deutschen Jugend.

Von

Paul Güßfeldt.

I.

Es ist in der jüngsten Zeit viel über Erziehung, mehr noch über Unterricht in den Schulen, geschrieben worden, und zwar meist von Leuten, denen die Sache am Herzen lag und die nicht anders konnten, als ihrer Ueberzeugung Ausdruck geben. Auch ist diesen aufrichtigen Männern von der Gegenpartei, welche ihren Besitzstand nicht unerheblich bedroht sieht, geantwortet worden. Mit anderen Worten: es sind Vorpostengefechte entbrannt, und eine große Schlacht ist im Anzuge, — eine von jenen Schlachten, deren Ausgang unserer Nation für lange Zeiten seinen Stempel aufdrücken wird; eine Schlacht, die in ihren bleibenden Folgen weiter greifen wird, als der sociale Parteikampf; weil bei ihr das Wohl aller Parteien zur Entscheidung kommt.

Zwar sind zunächst die mittleren und oberen Schichten der Nation im ersten Treffen, denn bei ihnen gelangen die Nachwirkungen der Erziehung und des Unterrichts im späteren Leben kräftiger zum Ausdruck, als bei den unteren. Aber soweit die Wohlfahrt des Leibes und des Gemüthes ins Spiel kommt, hat auch die große Masse der Bevölkerung ein Lebensinteresse an den hier behandelten Fragen. Die Parteien sind anders gestaltet, als die des socialdemokratischen Kampfes; es steht nicht Oben gegen Unten; sondern ein senkrechter Schnitt scheidet die Bevölkerung in ein Hüben und Drüben, und jede ihrer Schichten liefert jeder der beiden Parteien Kämpfer. Denn Alle, vom Thron bis zur Hütte, so weit der Kindersegen reicht, sind in Einem Punkte Eins, und eben dadurch Uneins: daß wir heilige Pflichten gegen die Kinder haben, und daß es verschiedene Wege zur Einlösung dieser Pflichten gibt.

Auch mir schwebt ein solcher Weg in Umrissen vor; er steigt auf, verliert sich aber in einer rosigen Wolke, und über dieser steht die Antwort auf die Frage: Wie macht man aus glücklichen Kindern glückliche Männer; Männer, die in den Rahmen eines idealen Staatswesens hineinpassen?

Solche Männer gibt es nicht, noch gibt es solche Staatswesen; zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal lagert die rosige Wolke; nur das Auge des Dichters

vermag sie zu durchdringen; aber bis zu ihr ist der Weg allen Denkenden frei gegeben. Ihn will ich hier wandeln, mit nichts ausgerüstet als mit einer Erfahrung, welche die Güter des Lebens auf ihren Werth hat prüfen dürfen, und mit dem Wunsche, zur Wohlfahrt meines Landes beizutragen.

Der Gegenstand ist viel zu ernst, als daß er eine gehässige Behandlung vertrüge. Dem Autor liegt sie fern; er bittet, daß es ebenso bei dem Leser sei. Es soll vor Allem Niemand auftreten und sagen: das Recht, über Jugenderziehung zu sprechen, stehe nur bei Denen, die berufsmäßig damit zu thun haben. Das Recht steht bei Allen, die viel erlebt und viel gedacht haben; die Erziehung ist ein Stück des Lebens, und das Leben gehört Allen.

Ich spreche weniger zu den Lehrern als zu den Eltern, die weit mehr bei der Frage der Jugenderziehung interessirt sind, als jene. Die Schüler wechseln stetig für den Lehrer, aber die Kinder bleiben den Eltern für alle Zeit. Was ist dem Lehrer ein mißrathener Schüler? Ein Gegenstand vorübergehenden Zornes oder Mißbehagens. Was ist den Eltern ein mißrathenes Kind? Ein Wurm, der dauernd am Herzen nagt.

Es ist hier nur von der Erziehung der männlichen Jugend die Rede, und auch dabei tritt noch eine Beschränkung auf die Jugend der mittleren und oberen Gesellschaftsclassen ein; also derjenigen Classen, von deren Verhalten und Beschaffenheit das Wohlsein der unteren Classen wesentlich beeinflußt wird — und damit das Wohlsein des ganzen Staates. Eine Anwendung der aufgestellten Principien auf die Elementarschulen ist unterlassen worden; richtig gehandhabt würde sie dem Unglück der Halbbildung und ihrer Opfer entgegenwirken.

II.

Den Schwerpunkt des Aufsatzes bildet die Erziehung des Knaben: aber zum tieferen Verständniß sollen auch einige wesentliche Punkte aus der Erziehung des Kindes hervorgehoben werden. Sie sind aphoristisch, bei dem Nachdenken über das eigentliche Thema, aufgesprungen und erheben keinen Anspruch auf Geschlossenheit. Auch bleibt für jeden Mann, der über Kindererziehung spricht, ein großes Mysterium bestehen: die Mutterliebe. Vor ihrem geheimnißvollen Wirken muß der Verstand der Verständigen sich beugen, wie vor einem Wunder. Dieser Hinweis wird es erklären, daß der mächtigste und herrlichste Einfluß auf das Kind, der Einfluß der Mutterliebe, in Folgendem unerörtert geblieben ist. Man kann eben nur sagen, was sich in Worte fassen läßt.

Indessen wer seine Kindheit nicht vergessen hat; wer sich erinnert, was Alles in dem kleinen Herzen vorgegangen ist; wie sich die Welt in diesem fleckenlosen, unverzerrten Spiegel gespiegelt hat; wie mächtig sie aufsprossen jene ersten Keime einer unbestimmten Sehnsucht nach dem „lieben Gott"; wie die Ungerechtigkeit Erwachsener die ersten Empfindungen von Schmach und Gram wachriefen; wie Einsamkeit zum ersten Male als Trösterin des stillen Leids erschien; wie frei von Vorurtheil und Selbstbetrug das Denken, wie lebhaft das Streben zum Guten war; und wie so gänzlich unverstanden diese zarte Schöpfung oft blieb; — wer

Alles dies so klar und so nahe erschaut, als wären Jahre nur ein Tag: der darf über gewisse Seiten der Kindererziehung doch vielleicht das Wort ergreifen. Nie wird er es thun, ohne mit pietätvoller Dankbarkeit der Liebe und Sorge zu gedenken, die ihm von den Eltern zu Theil wurde.

Jedes Kind ist ein Original; erst allmälig entwickelt sich daraus der Schablonenmensch. Die Welt der Erwachsenen liegt ihm fern; aber leider ist auch das Umgekehrte oft der Fall. Es wäre durchaus falsch, in Kindern nur kleine Engel sehen zu wollen, und ich weiß recht gut, daß viele aus vulgärem Stoff und voller Ungezogenheit sind; daß diesen eine Züchtigung zu rechter Zeit so wohlthätig und nothwendig ist, wie ausgiebiger Regen dem dürren Feld. Aber ich trete auf die Seite der Kinder, weil sie wehrlos sind und oft ungerecht behandelt werden, und möchte betonen, daß ihr Verhalten, besonders ihr schlechtes, meist das Spiegelbild der ihnen zugefügten Behandlung ist.

Das Unrecht, das den Kindern vornehmlich angethan wird, besteht darin, daß man sie nicht versteht; ihnen etwas zumuthet, was ihrem Sinn für Recht widerspricht; ihnen etwas sagt, was vor ihrer unerbittlichen Logik nicht Stand hält. Das zeigt das Kind durch sein Verhalten, und nun wird es ungezogen genannt; darüber verbittert: wird es noch ungezogener, und alsbald gestraft. Nach abgebüßter Strafe kommt dann die letzte moralische Erniedrigung in Form der Frage: Willst du es auch nie wieder thun? Das verspricht das Kind, aber so zaghaft und so gebrochen, wie die Braut, die eine ferne Liebe im Herzen trägt, und einem ungeliebten Manne vor dem Altar ewige Treue verspricht.

Wenn ich als Kind einem fremden Erwachsenen, der mir mißfiel, die Hand geben sollte, so pflegte ich kurzen Proceß zu machen und fing an zu weinen. Was war das Anderes als die Anwendung der Lebensregel: „Doch härte nicht die Hand durch die Berührung mit jedem neugeheckten Bruder"; — nur mit dem Unterschiede, daß der Mann, der die Lebensregel befolgt, sich Respect erwirbt, während der preisgegebene Wille des Kindes sich in Thränen umsetzt.

Da sagen dann die gestrengen Herren Erzieher, die gar nicht wissen, wie abstoßend oft ihr Wesen auf Kinder wirkt, wie viel Selbstüberwindung sie diesen im täglichen Verkehr auferlegen: Kinder müssen in erster Linie gehorchen lernen. Nein! Kinder müssen in erster Linie gerecht behandelt werden. Ihr Wille soll nicht gebrochen, sondern entwickelt werden; sie sind weder ein unterhaltendes Spielzeug für die Launen Erwachsener, noch ein Gegenstand für die Bethätigung jenes despotischen Hanges, der dem Menschen eingewurzelt ist, und dem der Stärkere so gern folgt, wenn er den Schwächeren vor sich hat. Erwachsene darf man für schlecht halten, Kinder nicht; denn nur selten wird der Mensch mit der Freude am Schlechten geboren. Er ist ursprünglich nicht schlecht, er wird es, und die Anstifterin dazu ist die Noth in jeder Form. Eben darum ruft Marquis Posa dem König Philipp zu: „Und das schmerzt mich! denn sie waren gut!"

III.

Man soll die Kinder achten, nicht gering von ihnen denken; man soll über ihrer Hilflosigkeit in materiellen Dingen nicht vergessen, daß sie lebhafter empfindende, consequenter denkende Wesen, als wir selbst sind; daß jede ungerechte Behandlung ihre Seele, deren Spiegel das Kinderauge ist, zusammenschnürt und den jungen Geschöpfen das Dasein vergällt. Ihrem kindlichen Verhalten setzen die Erwachsenen nur zu oft ein kindisches entgegen. In den Fragen des Kindes liegt fast immer ein heiliger Ernst, ein erster Ansatz des Strebens nach der Lösung des Welträthsels.

Deshalb soll man, wenn Kinder ernst fragen, ernst bleiben; sie nicht abspeisen mit einer Brutalität wie etwa: „Dummer Junge, das verstehst Du nicht." Man soll mit ihnen aus heller Kehle lachen, wenn ihre Fragen lachend vorgebracht sind und das Lachen gerechtfertigt ist; ist es das nicht, so genügt ein sanfter Druck, der die Frage der Stimmung anpaßt. Das rechte Maß der Dinge erhalten Kinder ganz von selbst dadurch, daß man ernste Dinge ernst, heitere heiter mit ihnen behandelt.

Noch kaum der zehnte Theil der Fragen, die das Kind stellt, läßt sich dem Kern nach beantworten; aber die Antwort kann immer so beschaffen sein, daß die innere Unruhe, diese nothwendige Begleiterin jeder unbeantworteten Frage, statt erhöht zu werden, gemindert wird. In dem Maße, als Kinder Zutrauen haben, sind sie dem Troste zugänglich, und der muß an die Stelle treten, wenn die Antwort unzulänglich wird. Dann darf das Kind durch den Hinweis getröstet werden, daß noch ein langes Leben vor ihm liege, daß es an jedem Tage etwas Neues hinzulernen werde, und daß der liebe Gott nicht gewollt habe, daß Kinder Alles an einem Tage erlernten; aber wenn das Kind von Tag zu Tage etwas hinzulerne, so werde einmal der Tag kommen, wo es sich die Antwort auf seine Frage selbst würde geben können.

Man muß aber nicht zu abstract sein, sondern womöglich Gleichnisse zu finden wissen, so eindrucksvoll und faßlich, wie etwa das neue Testament sie bietet. Man könnte z. B. dem Kinde einen mit Früchten beladenen Apfelbaum zeigen; es von niederem Zweige einen Apfel für sich brechen lassen, und ihm dann sagen: alle Aepfel dieses Baumes könne es heut doch nicht essen; und gerade so sei es mit den Dingen, die es wissen möchte; und gerade das, was es eben gefragt habe, das sei der Apfel dort oben, ganz hoch an weitvorgestreckter Zweigesspitze; den könne man nicht so brechen, wie den eben verspeisten; das erfordere Leitern und Stangen; die müßte es sich erst verschaffen; und dazu gehöre Zeit und Aelterwerden.

Wer dagegen Kindern unsinnige Antworten gibt, über die sie nun im Stillen vergeblich sich abmühen, und deren Sinn sie nicht zu finden vermögen, weil kein Sinn darinnen ist: der begeht eine gemeine Handlung; desgleichen, wer schreckhafte Phantasiegebilde dem Kinde vorzaubert; von Kirchhöfen, Gräbern und Gespenstern spricht, und die Mitternacht als eine Geisterstunde schildert. Ein sensitives Kind kann dadurch in seiner geistigen und körperlichen Gesundheit ernstlich bedroht werden, und selbst das minder beeinflußbare wird ein gewisses Schaudern empfinden, wenn es bei aufziehender Nacht allein gelassen ist. Es

gibt Kinder, welche den Nachwirkungen solcher Eindrücke ihr ganzes Leben lang unterworfen bleiben. Ein düster religiöser Fanatismus, oder — in Folge von Reaction — ein niedrig gearteter Atheismus kann dadurch angebahnt werden.

Ganz anders wirken schöne Märchen ein, erzählt von der Mutter oder sonst einem Aelteren, den die Kinder lieb haben, auf den sie losspringen, wenn er erscheint, den sie festhalten, auf den Stuhl ziehen und nun nicht eher zur Ruhe kommen lassen, als bis er anfängt: „Es war einmal ..." Da nimmt dann die böse Hexe eine ganz andere Stelle in der Phantasie des Kindes ein, als das Gespenst, das in ein weißes Laken gehüllt auf dem Grabe steht, wenn die Thurmuhr Mitternacht schlägt. Denn zu der bösen Hexe gehört die gute Fee, die wohl hier und da, zur größten Beklemmung der Kleinen, unterliegt, aber schließlich doch triumphirt.

So stellt denn ein solches Märchen in greifbarer Form den ewigen Kampf dar, der das Erbtheil der Menschheit ist: den Kampf zwischen Gut und Böse, und legt in das junge Kinderherz den schönen Glauben, daß das Gute doch stärker ist, als das Böse; daß, wer nur immer festhält an Jenem, Dieses nicht zu fürchten braucht. Dann blickt das Kind hoffnungsfreudig in die Zukunft seines unbegrenzt scheinenden Lebens und denkt: Wenn ich erst groß bin, so will ich es machen wie die gute Fee. Die ersten Begriffe von Tugend und Laster dämmern in ihm auf; es ist eine Morgenröthe, die zum lichten Tage strebt; weh dem, der diesen reinen Himmel böswillig durch Wolken trübt.

IV.

In einem Aufsatz, bezeichnet „Aus dem Hochgebirge" („Deutsche Rundschau", October und November 1888) schrieb ich einmal: „Den lieblichsten Ausdruck erfährt das rauhe, aber sonnendurchleuchtete Klima des Engadin in dem prangenden Farbenspiel der Gartenblumen und Topfgewächse, deren Gedeihen den Stolz und die Freude gar mancher Hausfrau ausmacht. Die liebevolle Hand des Menschen hält hier fern, was kalte Nächte oder plötzlich eintretende Tagesfröste schaden könnten; sorgt aber dafür, daß den blühenden Pflanzenkindern alle Wohlthaten einer Sonne zu Theil werden, welche nur durch dünne Luftschichten von dem Boden des Hochthals getrennt wird. Hätten es doch die jungen Menschenkinder auch so gut, daß man ihnen nur das Schädliche fernhielte und das Gute ohne Eingriffe auf sie wirken ließe."

Der letzte Satz floß mir in die Feder, ich weiß selbst nicht wie? Hier ist er an seinem rechten Platze: Ein Beweis, wie einheitlich das Dichten und Trachten des Menschen bleibt, auch wenn die Gegenstände seiner Beschäftigung noch so heterogen sind. In dem Fernhalten des Schädlichen, nicht in dem naturwidrigen Versuch, Gutes zu erzeugen, liegt die ganze Weisheit der Kindererziehung.

Eine Rose so gut wie eine Brennnessel läßt sich durch richtig angewandte Sorgfalt zu schönerer Entwicklung bringen, als ohne solche; aber keine erdenkliche Sorgfalt kann es dahin bringen, daß aus der Rose eine Nessel wird und umgekehrt. Wir können Keime entwickeln und vernichten, aber niemals schaffen. Und warum sollen denn alle Kinder den Rosen gleichen? Die Nessel

ist ja auch ein Glied in der entzückenden Mannigfaltigkeit der Natur; also freuen wir uns doch, wenn der große Gottesgarten unserer Kinder recht mannigfach zusammengesetzt ist; wenn Lilien, Wegetritt, Stiefmütterchen, Immortellen und rother Mohn unter dem Himmelszelt aufsprießen.

Sorgen wir nur dafür, daß es unserm Garten weder an fruchtbarer Erde, noch an Wasser gebricht, beschneiden wir schädliche Wucherungen, aber nehmen wir die schöne zarte Pflanze nicht alle Augenblicke aus dem Boden, um ihre Blätter an unserm Schreibtisch zu putzen, die Zweige aufzubinden und zu messen, wie groß sie bereits sind.

Zu weit sollen Vergleiche nicht ausgesponnen werden; indessen wenn blühende Kräuter in den Garten gehören, so gehören Kinder in die Kinderstube. Das ist so wahr, daß eine Wiederholung des häufiger angeführten als befolgten Satzes sich immer wieder zum Verdienst gestaltet. Nur muß der Begriff der Kinderstube richtig gefaßt werden, als das eigene Reich der Kinder, gewissermaßen als ein Enclave in dem Reiche der Erwachsenen. Nicht die vier Pfähle bestimmen die Kinderstube; dann wäre sie freilich das, was sie nicht sein soll: Ein Käfig. Nein! Der Wald und die Flur, der Garten und der Hof gehören den Kindern. Nur die armen, bejammernswerthen Stadtkinder haben oft Nichts als Straße und Platz.

Die Kinderstube allein ermöglicht die freie Entwicklung der guten Keime und das Fernhalten schlechter Einflüsse; besonders derer, die von gewissenlosen Erwachsenen ausgehen. Denn schlechte Einflüsse entwickeln die schlechten Keime.

In erster Linie lernen die Kinder hier, einander selbständig gegenüberzutreten. So lange sie sich in der Gegenwart Erwachsener befinden, stehen sie unter dem bewußten oder unbewußten Einfluß dieser. Sie gleichen dem Schwimmer an der Leine; auch nicht angespannt, ist diese doch da; sie gibt Sicherheit auf Kosten der Freiheit und der ausschließlich eigenen Verantwortung. Welch' anderes Gefühl, wenn man zum ersten Male ganz frei im tiefen Wasser schwimmt! Zuerst Beklommenheit, und dann das stolze Gefühl einer durch eigenes Thun errungenen Selbständigkeit!

Ein ähnliches Gefühl erweckt die Kinderstube. Hier sind die Kinder auf sich allein gestellt; hier treten sie einander als gleichberechtigte Wesen gegenüber; hier gibt es keinen deus ex machina in Gestalt eines Erwachsenen der einen entbrannten Streit willkürlich beilegt; hier kann die Selbstständigkeit nicht in Conflict mit dem Gehorsam treten, weil Niemand da ist, dem Gehorsam geleistet werden müßte. Die Kinderstube allein kann dem Worte Rechnung tragen, daß der Knabe der Vater des Mannes ist; und der Mann soll selbständig sein. Nur in dem gegenseitigen Verkehr mit Gleichaltrigen erstarkt der Wille des Kindes, erhält der Begriff des Widerstandes eine Berechtigung, kann Widerstand zum Siege führen.

Das ist einer der Keime, die in dem Kinde durch die Kinderstube entwickelt werden und späteren muthigen Handlungen den Boden bereiten. Ein anderer ist die Fähigkeit, allein zu sein und sich zu beschäftigen. So lange Kinder mit Erwachsenen in demselben Zimmer zusammen sind, findet ein ewiges Zurückgreifen auf diese statt. Das Kind, unlustig seinen Willen zu bethätigen, um zu einer passenden Beschäftigung zu gelangen, wird spielerig und lästig, will bald dies

bald jenes, empfindet Langeweile und stellt in diesem unliebenswürdigen Zustande nun wirklich dumme Fragen, die eine Zurechtweisung verdienten. Ein Kind frühzeitig dahin bringen, daß es der Langeweile entgeht, ist eine der größten Wohlthaten, die man ihm erweisen kann. Denn Langeweile ist der Quell vieler Uebel des späteren Lebens, im Besonderen der Verschwendung und des Mangels an Selbstbewußtsein; sie untergräbt die Selbständigkeit dadurch, daß sie in Geselligkeit treibt, d. h. in die Abhängigkeit von anderen Menschen. Wer dagegen Langeweile nicht kennt, der geht einher wie ein König und macht sein dürftiges Heim zu einem Palast.

V.

Unter dem Vorwande, daß Kinder sich frühzeitig an den Anblick und den Verkehr mit Erwachsenen gewöhnen sollen, damit sie nicht menschenscheu werden, unter diesem Vorwande werden sie nicht ungern von den Eltern bei Besuchsempfängen herbeigerufen. Der wahre Grund liegt aber meist in der Eitelkeit der Eltern, die in ihren Kindern etwas Besonderes sehen; die fremden Besucher sollen sich durch Augenschein davon überzeugen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen dann den Eltern, besonders der Mutter, Schmeicheleien in der Form gesagt zu werden, daß alles Mögliche an den Kindern gelobt wird. Das heißt doch, letzteren geistige Zuckerplätzchen geben, die mit einem schädlichen Stoff gefärbt sind.

Etwas Anderes ist es, wenn Kinder zuweilen mit Erwachsenen zusammenkommen, die den Eltern sehr nahe stehen und den Kindern vielleicht liebevolle Berather für das ganze Leben werden. Da bleibt der schlechte Einfluß ganz von selbst ausgeschlossen, und an die Stelle des grundlosen Lobes tritt harmlose Heiterkeit oder freundliches Belehren durch Frage und Antwort.

Die gerechte Behandlung der Kinder zwingt zuweilen zur Strafe. In erster Linie muß jede wirkliche Impertinenz, d. h. ein mit Schmähungen oder Fratzen irgend welcher Art verbundener Widerstand gegen ein gerechtes Verlangen des Erwachsenen gestraft werden, das geschieht am besten durch körperliche Züchtigung, als den sinnfälligsten Ausdruck der höheren Macht; aber nicht durch Hunger noch Haft, die in dem Kinde den Keim der Tücke zeitigen.

Man soll überhaupt keine Strafen verhängen, die ihrer Natur nach schleichend sind, die den negativen Charakter einer Entziehung haben und sich über eine größere Zeitdauer erstrecken. Vergehen und Strafe sollen in dem Verhältniß von „Schlag auf Schlag" stehen, und eine zu rechter Zeit und mit Ueberzeugung verabfolgte Ohrfeige ist schon für manches Kind ein Grundstein späteren Glücks geworden. Unsere Scheu vor Zuerkennung körperlicher Züchtigung, die auch so verhängnißvoll für unsere Gesetzgebung geworden ist, weil sie schönen Reden über Menschenwürde Vorschub leistete, ist weder beim Kinde angebracht, noch bei dem Missethäter, der ja eben dadurch einer ist, daß er sich der Menschenwürde begab. Der falsche Philanthrop gleicht dem Chirurgen, der das Messer verschmäht.

Der Bruch des Gehorsams in dem Falle, wo das Kind durch Ausführung des Befehls eine Ungerechtigkeit zu erleiden meint, ist keine Impertinenz; und wenn Strafe erfolgt, so läßt sie das Kind über sich ergehen, vielleicht ohne eine Miene zu verziehen, im Stillen blutige Thränen weinend. Dem Kinde erscheint

der Auftrag, etwas zu thun, was ihm unangenehm ist, selten als eine Ungerechtigkeit; es weiß scharf zu unterscheiden zwischen unangenehm und ungerecht.

In dem widersetzlichen Verhalten gegen Erwachsene liegt oft nichts als irregeleitete Energie; selbst das impertinente Kind bedarf eines gewissen Muthes zur Handlung. Ganz anders das verlogene Kind; denn Lüge ist der Schild der Feigheit, gegen die wenig auszurichten ist; ein solches Kind mag im späteren Leben eines gewissen äußeren Wohlergehens theilhaftig werden, aber in allen Früchten, welche dieses ihm giebt, lebt der Wurm der Schmach.

VI.

Wenn nun Furcht die Mutter der Lüge ist, so muß schon aus diesem Grunde darauf hingearbeitet werden, daß das Kind nicht durch falsches, entweder ungerechtes oder grausames Verhalten der Erwachsenen in Furcht versetzt werde. Wohl aber soll Ehrfurcht der Boden sein, auf dem sich die Beziehungen des Kindes zu Eltern und Erziehern aufbauen. Leider werden auf diesen Boden viele Steine geworfen, wenn das Kind leichtsinniger Weise mit unwürdigen Erwachsenen in Berührung gebracht wird, die weder seine Eltern, noch seine Pfleger, noch seine Erzieher sind; und so erscheint auch hier die Kinderstube als eine Stätte der Wohlfahrt für das Kind.

Wo Ehrfurcht vorhanden ist, da stellt sich Gehorsam von selbst ein. Kindliche Ehrfurcht ist die mit Dankbarkeit verwobene Anerkennung, daß der Erwachsene Macht überhaupt, im Besonderen über das Kind besitzt; und das feste Zutrauen, daß er diese Macht nie anders, als zum Besten des Kindes ausübt. Sache der Eltern und Erzieher ist es, Ehrfurcht in dem Kinde zu erzeugen; Sache des Kindes ist es, Gehorsam zu üben, der nun gefordert werden darf. Das Kind, dem es zwar nicht an Erfahrungen überhaupt gebricht, wohl aber an den Erfahrungen desjenigen Lebens, in welches es später eintreten soll, kann nicht wissen, was ihm gut, was schädlich ist. Es muß sich ohne andere Kritik, als die, welche der Gerechtigkeitssinn ihm eingibt, dem Vorbereitungscursus unterziehen, muß lernen, was ihm nicht gefällt; muß Gewohnheiten annehmen, gegen deren Ausübung es sich anfänglich sträubt. Der Vermittler dazu ist der Gehorsam; die Ehrfurcht bewirkt, daß es gehorsam sein will; und so wird Gehorsam das Ziel seines Willens, nicht dessen Geißel.

Die leibliche und moralische Entwicklung des Kindes ist bei Weitem wichtiger als die intellectuelle. Ehrfurcht und Gesundheit, das sind seine beiden kostbarsten Güter. Es müssen dem Kinde alle diejenigen Gewohnheiten beigebracht werden, deren Uebung der Gesundheit zu Gute kommt. Denn das Wesen einer Gewohnheit liegt darin, daß ihre Unterdrückung Unbehagen erzeugt; und wie die Natur uns durch Schmerzen warnt bei acuten Störungen, so können wir uns selbst durch Unbehagen warnen bei Unterlassungen heilsamer Gewohnheiten.

Beispielsweise erscheint es Kindern anfänglich eine höchst lästige Zugabe zum Leben, wenn man darauf hält, daß sie sich jeden Morgen baden, sich vor jeder Mahlzeit die Händchen waschen und dergleichen mehr. Später können sie gar nicht anders und übertragen dann von selbst die an ihrer Person geübte Reinlichkeit auf ihre Wäsche, ihre Kleider und Alles, was sie umgibt. Daraus ent-

wickelt sich ganz allgemein der Sinn für Ordnung; d. h. dafür, daß jedem Ding seine richtige Stelle zukommt. Schmutz ist doch auch nichts Anderes als ein Ding an der unrichtigen Stelle.

Aus der Reinlichkeit entwickelt sich ferner das Bedürfniß nach reiner Luft, der Drang nach dem Freien, in die große Kinderstube der weiten Natur mit ihrem hohen Himmelszelt, Regen, Sonne und Wolken, mit den rauschenden Bäumen, den bunten Blumen, dem Waldesdunkel und Waldesgrün. Da sollen sie spielen, Kränze binden, in der Erde wühlen und auf den Sang der Vögel horchen. Da soll man sie auch sich selbst überlassen und ihre Fragen, die nirgendwo andächtiger sind, liebevoll beantworten, oder auf allen Vieren mit ihnen herumkriechen und den großen Bären machen zu diesen kleinen. Aber von der Schönheit der Natur und anderem natur-ästhetischen Kram soll man ihnen nicht reden; denn ihr Schönheitsgebiet ist ein anderes, als das unsere. Freude an der Natur besteht in dem beglückenden Zusammenfassen von Theilen zu einem Ganzen; die kennt das Kind auch, nur ist ihm das schon ein Ganzes, was uns noch ein Theil ist. Dieser Theil setzt sich für das Kind aus vielen vielen kleinen Theilen zusammen, die unserem Interesse und dadurch unserer Wahrnehmung bereits entgehen; wir sehen den Eichbaum, dem Kinde ist die aufgerissene Borke des Stammes bereits eine Welt für sich.

VII.

Kinder sollen mit nahrhaften, ihrem Verdauungsvermögen angepaßten Speisen ernährt werden, nicht mit Leckerbissen; die Küche soll einfach, aber voll Abwechselung sein, damit nicht Eintönigkeit die Einfachheit verdränge. Schon aus diesen Gründen sollten Kinder nicht regelmäßig an dem Tische der Erwachsenen sitzen, wo sie dann einerseit hören müssen: Nein, das ist nichts für Kinder, das dürfen Kinder nicht essen; wo andererseit ihre Begehrlichkeit häufig gereizt wird, und wo schließlich doch eine ursprünglich verbotene Frucht für sie abfällt. So werden gleichzeitig zwei niedrige Instincte in ihnen entwickelt: die Begehrlichkeit und, als Folge davon, die Bettelsucht. Auf den Eßtisch der Kinderstube dagegen werden nur Sachen gebracht, die sämmtlich von den Kindern genossen werden dürfen, und das Kind ist der Frage überhoben: Warum werden die Speisen auf den Tisch gestellt, wenn ich sie nicht essen darf?

Führen dann Familienfeste, besonders Geburtstage, die Kinder an den festlich geschmückten, mit Kuchen und Wein bestellten Tisch der Eltern, so gestaltet sich die Ausnahme zu einem eindrucksvollen Ereigniß, das freudig erwartet wird und den Familiensinn entwickelt. Auch ein unschädlicher Leckerbissen von Zeit zu Zeit als Belohnung oder Aufmunterung oder auch nur, damit dem Kinde ein unerwartetes Vergnügen bereitet werde, ist etwas vollkommen Erlaubtes; leiblicher Schade wird dadurch nicht angerichtet, und das Leben erhält ein freudiges Ereigniß mehr. Nur die zu häufige Wiederholung würde dem Ding die Spitze abbrechen.

So gerechtfertigt nun das Vorenthalten gewisser Speisen ist, so ungerechtfertigt ist das Aufzwingen anderer, gegen welche das Kind einen instinctiven Widerwillen hat. Weil derselbe unerklärlich ist, so wird er oft als Eigen-

sinn gedeutet und als solcher behandelt. Das sollte nicht sein; zu viel Milde ist hierbei besser als zu viel Strenge. Wenn wirklich Eigensinn vorhanden ist, so wird derselbe mit der Zeit erkannt werden; liegt aber angeborener Widerwille vor, so ist es unnatürlich, das Kind zur Ueberwindung des Ekels zu zwingen.

Wie die Ernährung in dem Kinde den Sinn für schlichte Einfachheit befestigen, den Hang zum Ueberflüssigen unterdrücken soll, so soll auch Alles, was sonst noch für die Existenz erforderlich ist, diesem Erziehungsprincip angepaßt werden, also: Kleider, Wäsche, Schuh- und Spielzeug. Das Kind soll das Einfache lieben lernen, weil ihm so wohl dabei ist. Es ist schon genug, wenn die Bedürfnißlosigkeit des Kindes gegen das Ueberflüssige gerichtet ist; befestigt sich dieser Charakterzug in ihm, so sichert es sich einen der stärksten Panzer für den Kampf und die Verführungen des späteren Lebens.

Wenn Eltern ihre Kinder aus Eitelkeit übermäßig kostbar oder gar auffallend kleiden, so legen sie in ihnen den Grund zu schlechtem Geschmack, zur Eitelkeit und zur Prahlerei anderen Kindern gegenüber, in welch' letzteren dann womöglich Neid erregt wird. Geradezu grausam aber ist es, ein Kind, das bereits die Schule besucht, zu irgend einer Tracht zu zwingen, die den Hohn der übrigen Schuljugend herausfordert.

Im Besonderen sollte Einfachheit bei der Auswahl des Spielzeuges maßgebend sein; denn dieses bildet einen wesentlichen Theil von dem Lebensinhalt des Kindes. Hier wird doppelt gesündigt: von der Industrie, die Geld verdienen will und welcher die Gebrechen der Gesellschaft sehr wohl bekannt sind; und von den Erwachsenen, die aus gesellschaftlichen Rücksichten oder aus Furcht, gegen Andere zurückzustehen, unpassendes Spielzeug vertreiben helfen.

Nun ist Spielzeug an und für sich gar nichts. Es ist der Thon, der erst aus Künstlers Hand Gestalt empfängt, und dieser Künstler ist die Phantasie des Kindes. Die Puppe ist kein ausgestopfter buntlappiger Balg mit einem Porcellankopf, großen runden Augen und Porcellanhänden: es ist ein Wesen, dem das Kind ein Stück von seinem Leben gibt, um es dann ein selbständiges Leben führen zu lassen. Das Wiegepferd, so lange der Knabe sich darauf schaukelt, ist doch ein Pferd, anders als die Pferde der Erwachsenen, aber von gleicher Lebensfähigkeit und Existenzberechtigung. Deshalb ist dem Kinde das zerbrochene Spielzeug noch ebenso werth, wie das unversehrte; oft wird dem zerbrochenen sogar mehr Sorgfalt zu Theil; und das erinnert an die gesteigerte Liebe, welche das kranke Kind in der Mutter erregt.

Und dieses Verhalten des Kindes gegen Spielzeug ist ein sinnfälliger Beweis dafür, daß die Welt an sich Nichts, unsere Vorstellung von ihr Alles ist. Wie thöricht erscheint es da, den Kindern glänzendes, mit Mechanismen aller Art versehenes Spielzeug zu schenken. Sie empfinden eine gewisse Scheu davor; so fremdartig erscheint es ihnen, daß ihre Phantasie nicht wagt, es sich zu eigen zu machen; es erinnert zu sehr an Erwachsene, gehört in deren Welt, nicht in die Welt des Kindes; und wenn es zerbricht, so ist großes Halloh über das theure Spielzeug.

In Allem, was das Kind umgibt, muß das Streben walten: Nothwendiges zu beschaffen, Ueberflüssiges auszuschließen. Unbewußt muß sich im Kinde der

Glaube entwickeln, daß unser Werth in unseren inneren Kräften liegt, nicht in dem äußeren Ueberfluß. Was außer uns ist und uns gehört, erhält seinen Werth nur durch den Gebrauch, den wir davon zu machen wissen. Jedes Stück soll uns zu einem Handwerkszeug für die Werkstatt des Lebens werden; jedes Stück, das wir in diesem Sinne nicht verwenden können, ist Plunder, und mit dieser Verachtung des Plunders soll das Kind ins Leben treten, wenn es erwachsen ist. Dann wird es auch den geistigen Plunder verachten lernen: Die Phrase und alle solche Kenntnisse, aus denen sich nichts Fruchtbares gestalten läßt.

VIII.

In dem Maße nun, als Eltern sich der Pflicht bewußt sind, ihre Kinder zu erhalten und zu entwickeln, kommt auch ein Gefühl der Autorität über sie, das leicht zu Mißbrauch und Absolutismus führen kann.

Es wird oft gesagt, daß Eltern in ihren Kindern zum zweiten Mal die eigene Kindheit durchleben. Das halte ich nur ausnahmsweise für richtig. Für die Regel halte ich, daß Eltern über ihren Kindern die eigene Kindheit vergessen. Getragen von der Ueberzeugung, daß die Kinder in All' und Jedem von ihnen abhängen und ohne sie hilflos preisgegeben wären, erachten die Eltern jede Maßregel für gut und berechtigt, die sie den Kindern gegenüber ergreifen. Es wird für sie die Hauptsache, daß ihre Befehle pünktlich und ohne Widerspruch ausgeführt werden; sie halten es womöglich für Schwäche, sich in die Kindesseele zu versetzen; sie vergessen dann, wie tief Kinder empfinden, wie gerecht sie denken; sie ahnen nicht, welch' unaussprechliches Weh jeder ungerechte Befehl, jede ungerechte Behandlung zur Folge hat.

Daß Eltern oft einen harten Stand haben, weiß ich. Gewiß ist es leichter, allgemeine Ansichten über Kinderbehandlung auszusprechen, als Tag für Tag die Störungen und Unbequemlichkeiten zu ertragen, die das Vorhandensein der Kinder in die Existenz der Eltern wirft. Nur zu leicht wird die Geduld, im Besonderen des Vaters, erschöpft, — nicht durch die Unarten allein, sondern auch durch das normale Verhalten der Kinder. Haben doch selbst fremde Erwachsene oft darunter zu leiden; und je reizbarer ihre Nerven sind, ein um so längeres Lied wissen sie davon zu singen. Eine eigene Fügung des Schicksals hat es gewollt, daß ich gerade bei dieser Arbeit durch den Lärm harmloser Kinderspiele geschädigt worden bin.

Es liegt mir jeder Vorwurf gegen Eltern fern; an ihrem treuen Walten für das Wohl der Kinder, an dem innigen Wunsche für deren Bestes zweifle ich nicht; auch dürfte ich ja nur der eigenen Eltern gedenken, wenn diese nicht durch Pietät von aller Discussion ausgeschlossen wären. Aber man kann Gutes wollen und doch das Ziel verfehlen; deshalb soll Nachdenken uns erheben und zu dem Gipfel führen, von dem aus das mühselige Aufklettern der Eltern und ihr Abweichen vom rechten Wege überblickt werden kann.

Die Natur trat der gequälten Kinderseele helfend zur Seite dadurch, daß sie ihr Elasticität gab: jene Elasticität, durch welche das weinende Kindergesicht ohne Uebergang in ein lächelndes verwandelt wird, die aber mit jedem

Tage ein wenig abnimmt Die Plötzlichkeit des Ueberganges von Schmerz in Freude hört allmälig auf; ein Zwischenglied schiebt sich ein: die Trauer.

In der That muß die Elasticität der Kinderseele wie ein rettender Engel betrachtet werden; sie ist es, nicht die Einsicht der Eltern, die schließlich noch Alles zu einem leidlichen Resultat führt und die Eltern über bittere Selbstvorwürfe hinwegtäuscht. Aber die Thatsache der oft und unnütz erregten Schmerzempfindung bleibt, auch nachdem der Schmerz aufgehört hat. Und wenn Lessing sagt: Eine Freude erwarten ist auch eine Freude, so darf als Ergänzung hinzugefügt werden: Eines Schmerzes gedenken ist auch ein Schmerz.

Das Schwärmen des Mannes von der unwiederbringlichen Kindheit ist daher in den meisten Fällen eine falsche Sentimentalität. Die Schmerzen der Kindheit werden viel tiefer empfunden, als die des Mannesalters. Denn dieses ist wehrhaft, kann erlittene Schmach rächen; jene aber verurtheilt, die Schmach zu dulden.

Nein! Wenn die Sehnsucht nach der Kindheit auf dem Boden einer gesunden Sentimentalität stehen soll, so muß sie auf das gerichtet sein, was durch das Leben verloren oder verschlechtert worden ist: Auf das Ungekünstelte in dem Betrachten der Dinge, die feine Empfindung für Recht und Unrecht, den Drang nach Erkenntniß, das Festhalten daran, daß X nie U und U nie X sein kann.

Eine Erziehung, welche diese Güter zu retten vermöchte, das wäre die rechte Erziehung.

IX.

Mit dem Uebergang aus den Kindesjahren in das Knabenalter tritt der junge Mensch mehr und mehr aus der Wirkungssphäre des Elternhauses in die des Staates. Das Uebergewicht des Unterrichts über die Erziehung wird meist plötzlich hergestellt; von den Kräften, die bisher gleichmäßig in Ausübung kamen, werden nun einige übermäßig angespannt, während andere brach liegen müssen. Es findet ein Sprung statt — und dieser Sprung ist ein Fehler; ihn zu vermeiden oder doch auf das kleinstmögliche Maß herabzudrücken, das macht den Kern der großen Bewegung aus, die ein Jeder von uns zum Segen Deutschlands durchgeführt sehen möchte.

Die Fehler des alten Systems haben sich von Generation zu Generation aufgehäuft und befestigt; nun scheint das Maß voll, und der Gegensatz zu den Forderungen des Jahrhunderts nicht länger erträglich. Immer lebhafter, immer verbreiteter wird der Wunsch nach Aenderung; aber worin die Reform bestehen, und wie sie durchgeführt werden soll, darüber wagen nur Wenige schlüssig zu werden, und diese Wenigen stimmen nicht überein. Freilich widerspricht Niemand, wenn es als Ziel hingestellt wird, aus der männlichen Jugend möglichst glückliche und möglichst leistungsfähige Mitglieder des staatlichen Gemeinwesens heranzuziehen; indeß die bloße Frage, worauf Glück und Leistungsfähigkeit sich gründen, schafft Parteien.

Glück beruht ausschließlich auf der Werthschätzung, die der Mensch selbst für seine Eigenschaften und seinen Besitz hat; Leistungsfähigkeit, in dem Sinne von Brauchbarkeit, beruht auf der Werthschätzung, die seinem Können von Anderen gezollt wird, und diese „Anderen" pflegen sehr verschiedener Meinung

zu sein. Was steht höher: Ein kluger Kopf oder ein großes Herz? Ein gesunder Körper oder Reichthum? Die Fähigkeit, ihn zu erwerben oder künstlerisches Können? Ein unbeugsamer Sinn oder Freundschaft, Ruhm oder Familienglück? Macht oder Schönheit? Und wenn wir alle diese zwölf Dinge zusammengenommen nach ihrem Werthe ordnen sollten, wie müßten sie auf einanderfolgen? Jeder Deutsche könnte die Frage vom andern verschieden beantworten; denn es sind 838 Millionen 252 Tausend und 8 Hundert Antworten darauf möglich.

Der Erziehung der Jugend sind aber noch mehr als zwölf Ziele gesteckt; und da sie nicht allen gleichmäßig gerecht werden kann, so muß sie dieselben dem Werthe nach ordnen und abmessen, wie viel Zeit und Energie auf jedes einzelne Ziel verwandt werden darf. So wird durch die Zahlenspielerei wenigstens die Schwierigkeit der Aufgabe ins Licht gesetzt; denn je mehr Lösungen möglich sind, um so schwieriger wird es sein, die beste zu treffen.

Wer ein bestimmtes Programm, d. h. eine bestimmte Lösung aufstellen will, der wird freilich nicht immer im Stande sein, jeden einzelnen Punkt durch Vernunftgründe zu stützen; er wird zuweilen auf sein Gefühl für das Richtige, auf seine Menschenkenntniß und auf die Erfahrungen an sich selbst zurückgreifen müssen. Diese lehren ihn, daß es gewisse Dinge gibt, die für das Glück oder für die Leistungsfähigkeit eines jeden Menschen nothwendig sind; das sind vornehmlich: Gesundheit, physische Kraft und Geschicklichkeit, ein reines Gemüth und ein humaner Sinn, Charakterfestigkeit und Pflichtgefühl, Verstandesschärfe und ein gewisses Maß von Kenntnissen. Den Besitz ihres Inbegriffes nenne ich die harmonische Bildung; sie soll den Inhalt und das Ziel der Jugenderziehung liefern.

Wie steht es nun heut zu Tage um letztere?

Erziehung und Unterricht werden als getrennte Gebiete ohne inneren Zusammenhang angesehen; jene fällt der Familie zu, dieser dem Staat oder den communalen Gemeinwesen; ein Zusammenwirken gibt es nicht, — im Gegentheil ein Entgegenwirken. Der Unterricht, indem er mehr und mehr für seine Allgewalt beansprucht, hat die erziehende Kraft des Elternhauses untergraben, und durch Herrschsucht die harmonische Entwickelung des Knaben unmöglich gemacht. Es ist ein Götzendienst mit Kenntnissen sanctionirt worden, dem nicht allein Körper und Seele, dem sogar ein Theil der intellectuellen Kraft ihre Opfer dargebracht haben und noch heute darbringen müssen.

Man stelle sich vor die Ausgänge der Gymnasien, wenn die Schüler den Heimweg antreten. Man kann sich dann ja mit Augen überzeugen, wie die Zukunft Deutschlands aussieht. Kein Wunder, daß diese Wesen, wenn sie die Universität beziehen, entweder über die Stränge schlagen oder Duckmäuser werden. Selbst ihrem Leichtsinn klebt das Philisterthum und die Renommisterei an, die bei jeder neuen Rückkehr aus der Fremde dem Patrioten von Neuem das Herz zuschnüren.

Die Familie vermag wenig zur Abhilfe. Die Schüler werden im elterlichen Hause durch Schularbeiten beansprucht, die dem veredelnden Einfluß der Mutter eine Zwangsjacke anlegen; der Vater ist durch seinen Beruf so abgespannt und

in seinen Mitteln meist so beschränkt, daß er wenig für die harmonische Ausbildung des eigenen Kindes thun kann; auch besitzt er sie nur in den seltensten Fällen. So erscheint die Familie der Schule gegenüber ohnmächtig; und wenn Aenderungen zum Besseren vorgenommen werden sollen, so müssen dieselben mit der Schule selbst vorgenommen werden; das Schlagwort aber für den Beginn der Aenderung muß sein: Weniger Kenntnisse und mehr Bildung.

X.

Als ich zum ersten Male über diese Dinge nachdachte — mit Zorn und Gram, wie nicht geleugnet werden soll —, da faßte ich meine Gedanken in folgende Worte zusammen: „Unsere Jugend wird in der Bewunderung des classischen Alterthums aufgezogen, dessen Wesen in der harmonischen Entwickelung des Menschen liegt, in der harmonischen Entfaltung der angeborenen Kräfte; und gleichzeitig wird auf die einseitige Ausbildung des Verstandes ein Nachdruck gelegt, daß alle Harmonie zerreißt, daß das Menschenschifflein weitab von den wahren Zielen des Lebens treibt. Niemand fragt, ob der Babelsthurm, den der Intellect erbaut, uns nicht vielleicht unter seinen Trümmern begraben könnte? Wir speichern Kenntnisse auf Kenntnisse, wie der Geizige das Gold, auf dem er verhungert; aber wir merken es nicht, und erst eine lange Abwesenheit von der Heimat bringt uns die Monstrosität zum Bewußtsein."

Dieser Passus findet sich da, wo die Wenigsten ihn suchen würden: in einer Reisebeschreibung; dem Verfasser schwebte die Jugend vor; für sie war das Buch geschrieben worden; ihr sollte, wie es dort heißt, an dem Beispiel einer wissenschaftlichen Exploration gezeigt werden, daß gute Muskeln und gesunde Lungen der Grundstein einer normalen Existenz sind; daß Bildung des Herzens, Muth und Entsagungskraft höher stehen als Gelehrsamkeit; daß ein geringes Maß von Kenntnissen, kraftvoll und zielbewußt verwerthet, lebendigere Frucht trägt als jene; daß in einem gesunden Organismus Gemüth und Geist in steter Wechselwirkung bleiben; daß edle Leidenschaft allein das Leben begehrenswerth macht.

Diese Gedanken mußten hier wiederholt werden, weil sie zum Anlaß und zum Fundament für alle folgenden Betrachtungen wurden.

Die Summe des Intellectuellen im Menschen setzt sich für meine Auffassung zusammen aus Geist, Bildung und Kenntnissen, welch' letzteren auch die Vorstellungen beigezählt werden dürfen. Wenn Geist der angeborenen Körperkraft verglichen wird, so sind Kenntnisse Turngeräthe, und ist Bildung die Fähigkeit, den vorhandenen Kraftvorrath in den verschiedensten Uebungen an diesen Geräthen zu bethätigen.

Geist läßt sich so wenig wie physische Kraft von einem Menschen auf einen anderen übertragen; vererbbar ist letztere oft, jener höchst selten. Kenntnisse dagegen sind übertragbar; und eben darauf gründet sich das Wesen des Unterrichts. Bildung im engeren Sinne, d. h. Verstandesbildung, bedeutet die Fähigkeit des Geistes, sich in Urtheilen und Schlüssen zu bethätigen, sobald ein Substrat von Kenntnissen vorliegt.

Deshalb kommt es hier vor Allem darauf an, die Ungleichwerthigkeit der Kenntnisse zu betonen und die Frage anzuregen, ob dieselben allemal ein

Gewinn für den Intellect sind; und wenn sie es sind, ob der Gewinn den Einsatz lohnt an Jugendfrische, Gesundheit und Existenzfreudigkeit? Ob das Anhäufen von Kenntnissen nicht vielleicht auch eine rückwirkende Kraft haben, d. h. Bildung in Verdummung und Unbrauchbarkeit wandeln könnte?

Es ist bekannt, daß es eminent gescheidte, geistig schlagfertige Ignoranten und höchst stumpfsinnige Gelehrte gibt; Leute, die aus Wenigem viel, und Leute, die aus Viel wenig zu machen verstehen. Die Kenntnisse, welche der Jugendunterricht liefert, sollten so gewählt und eingeschränkt werden, daß der ins Leben tretende Schüler die Mitte zwischen beiden Extremen hält, d. h. ihnen in ihren guten Eigenschaften ähnlich geworden ist. Die Schule liefert Vieles, was dieselbe für nothwendig hält, und schädigt dadurch, statt zu nützen. Denn Erfahrung lehrt, daß die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche den Mann zum Broderwerb befähigen, erst nach dem Verlassen der Schule erworben werden können; und daß Schulkenntnisse dem erfahrenen urtheilsvollen Manne oft als ein unnützer Ballast erschienen sind.

Es sei hier nur an das harte Urtheil erinnert, welches Friedrich der Große am 28. September 1780 über Schulkenntnisse gefällt hat; dasselbe ist uns von dem Marchese Luccheſini[1]) überliefert worden und lautet: „. . . . daß Alles das, was bis zu achtzehn Jahren gelernt wird, gewissermaßen verloren ist, daß die Menschen sich in der Zeit vom achtzehnten bis zum achtundzwanzigsten Jahre bilden".

Dies Urtheil stammt allerdings aus dem vorigen Jahrhundert. Aber 109 Jahre später sagte mir einer der klarsten Köpfe, die wir in Deutschland haben: „Sobald mein Sohn sein Examen gemacht hat, und ehe er in die Armee tritt, will ich ihn auf Reisen schicken, nur damit er den Wust vergißt, der auf der Schule in seinem Kopfe angehäuft worden ist." Eine andere hochstehende Persönlichkeit, die Alles ihren Leistungen verdankt, warf gelegentlich einer wichtigen Unterredung die Worte ein: „Die Tüchtigkeit des Mannes bemißt sich darnach, wie er seine Zeit in den zwanziger Jahren verwendet." Es mag ferner an Arthur Schopenhauer erinnert werden, dem doch selbst seine Feinde weder Bildung, noch Geist, noch Durchdringungskraft, noch staunenswerthe Belesenheit absprechen können. Er hatte nie eine regelmäßige Schulbildung genossen und in der Knabenzeit mehrere große Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich und England gemacht.

Schließlich läßt sich auch der Hinweis schwer unterdrücken auf so manchen „schlechten Schüler", der später überraschend Tüchtiges geleistet hat; und auf so manchen „Musterknaben", das Herzblatt seiner Lehrer, der für die Welt stets eine taube Nuß blieb. Die Erklärung liegt nur zu nahe: Für die Schule ist das Wissen, für das Leben ist das Können maßgebend.

---

[1]) Gespräche Friedrich's des Großen mit H. de Catt und dem Marchese Luccheſini. Herausgegeben von Dr. Fritz Bischoff. Leipzig, 1885. Seite 163.

XI.

Aus alledem darf geschlossen werden, daß die Schule in Bezug auf Kenntnisse zu viel thut; aber es muß hinzugefügt werden, daß sie nach einer anderen Richtung hin hinter ihrer Pflicht zurückbleibt. Sie liefert dem Schüler mehr Kenntnisse, als der Bildung des Intellects zuträglich ist, und belastet dadurch gleichzeitig seine Existenz so, daß eine harmonische Ausbildung unmöglich wird, daß im Besonderen die Muskeln und die Sinne unentwickelt bleiben. Letztere sind nicht selten so verkümmert, wenn der Schüler ins Leben tritt, daß ihm nicht einmal mehr der Gedanke kommt, sie erhöht zu bethätigen; so verfällt er schnell der Einseitigkeit und dem schnöden Beruf —, und verlernt, ein Mensch zu sein.

Kenntnisse, die wir besitzen, lassen sich darnach unterscheiden, wie sie in uns zu Stande gekommen sind: ob durch Mittheilung und Memoriren, oder durch Schlußfolgerungen aus bereits vorhandenen Kenntnissen, oder durch Beobachtung und Anschauung, oder durch beliebige Combination dieser Processe. Je mehr Aufwand intellectueller Kraft zum Erwerben von Ideen und Vorstellungen nöthig war, desto edlerer Art sind die Kenntnisse, und in diesem Sinne ist Gedächtnißkram als eine Summe *gemeiner Kenntnisse* anzusehen. Aber der Besitz derselben ist nothwendig, weil sie Bausteine für unsere intellectuellen Gebäude liefern, und ihr Erwerben ist insofern direct nützlich, als das Gedächtniß geübt wird.

Der Unterricht soll die *edlen Kenntnisse* in erster Linie pflegen, weil ihr Erwerb dem Intellect erhöhte Macht gibt, weil ihr Besitz das Gemüth erhebt durch die Freude an der gewonnenen Einsicht; es sind Früchte vom Baume der Erkenntniß; aber die Wurzeln dieses Baumes sind jene Kenntnisse, die uns entweder der durch Erfahrung gestärkte Glaube in Form von Axiomen liefert, oder die Mittheilung von außen in Form von Thatsachen, Festsetzungen, Urtheilen, Begebenheiten u. s. w. Sie hören auf Gedächtnißkram zu sein, sobald sie für die höheren Zwecke der Erkenntniß zur Verwendung kommen.

Ihr Erwerben wird dann vergleichbar einer Seefahrt, die uns an die fernen Gestade eines Forschungsgebietes bringen soll. Deshalb soll die Fahrt guten Curs haben und soll die Schule zu einem gut gebauten, gut geleiteten Schiff werden. Die öde Monotonie darf nicht die Oberhand gewinnen, der geistigen Versumpfung an Bord muß entgegengearbeitet werden durch geistige Anstrengung, durch freies Beobachten während der Fahrt, durch gelegentliches Anlaufen festen Landes; da kann der Intellect Arme und Beine recken und sich selbst seine Wege durch die geistige Flur suchen. Zwecklose Kreuz- und Querfahrten auf der hohen See gleichen dagegen dem zwecklosen Lernen; weder in dem einen noch in dem anderen Fall wird ein Ziel erreicht; ein solches aber muß von der Schule stets im Auge behalten werden; der Glaube daran muß immer lebendig in dem Schüler bleiben.

Dagegen hat die Schule keine Verpflichtung, Kenntnisse mit Rücksicht auf einen bestimmten Lebenslauf zu übermitteln; der Beruf der Schüler ist eben, *keinen* zu haben; es sollen der Jugend durch den Unterricht nur diejenigen Kenntnisse übermittelt werden, deren sich Niemand entschlagen kann, wenn er ins Leben

tritt; und ferner solche Kenntnisse, von denen aus der Intellect durch Schlußfolgerungen zu Erkenntnissen gelangen kann. Für Letzteres gibt es zwei Wege: den einen legt der Schüler an der Hand des Lehrers zurück und lernt dabei Methode, d. h. die rechte Art, wie der Geist eine Sache anzugreifen und zu behandeln hat; den andern Weg sucht sich der Schüler selbst und unterscheidet sich alsdann in nichts von einem Forscher.

Der Schüler muß lernen, beide Wege zu wandeln: den methodisch vorgeschriebenen und den selbständig gesuchten; er muß ferner lernen, sein Gedächtniß richtig zu gebrauchen, d. h. rechtzeitig die Ideen oder Vorstellungen wach zu rufen, die er schon einmal gehabt hat und die ihm den Weg erleichtern. Auf alles dieses zusammen gründet sich die intellectuelle Bildung; sie beruht auf dem passenden Verwerthen von Kenntnissen, nicht auf ihrem Besitz. Und da ein geringes Maß von Kenntnissen sich auf verschiedene Arten geistig combiniren läßt, so kann man es mit wenigen Kenntnissen zu großer Bildung bringen; und das ist die Hauptaufgabe des Unterrichts.

Die andere Aufgabe ist, das Erwerben der gemeinen Kenntnisse, welche das Substrat der Bildung sind, möglichst mannigfach zu gestalten; der Belehrung durch das lebendige Wort den Vorzug zu geben vor der Belehrung durch das gedruckte; und durch Hineinziehen von Anschauung und Beobachtung das selbständige Erwerben von Kenntnissen mit Hilfe der Sinne zu ermöglichen.

Das Gedächtniß wird ausgebildet durch ein stetes Zurückgreifen auf bereits erworbene Kenntnisse; so traurig ein Mensch erscheint, der mit seinen Kenntnissen nur durch sein Gedächtniß verbunden ist, der weder edle Kenntnisse zu erwerben, noch gemeine zu verwerthen weiß; so mächtig wird ein gebildeter Geist, dessen Gedächtniß geübt ist. Ohne dasselbe würde jede geistige Thätigkeit aufhören; denn wir müssen bei einer solchen immer von irgend einer oder mehreren Vorstellungen ausgehen, und diese werden in den meisten Fällen durch das Gedächtniß geliefert.

Wollten wir uns alle grundlegenden oder abgeleiteten Vorstellungen und Begriffe selbst schaffen, welche bereits zum geistigen Eigenthum der Welt gehören, d. h. wollten wir die intellectuelle Arbeit früherer Geschlechter ignoriren, so wäre das an und für sich nicht weise, gegenwärtig nicht einmal mehr möglich. Die Menschheit würde sich nicht entwickeln. Dieselbe geistige Arbeit würde immer wieder geleistet, statt weiter fortgeführt zu werden. Der Nutzen übertragbarer Kenntnisse liegt gerade darin, daß wir uns in dem Reiche der Erkenntniß schnell zu einem höheren Niveau aufschwingen können, statt es durch mühseliges Klettern zu erreichen.

Der Schüler soll Beides erlernen: Das Klettern und das Aufschwingen.

Weil nun die Schule, als Unterrichtsanstalt betrachtet, ihr Hauptaugenmerk der intellectuellen Bildung zuzuwenden hat, so ist sie berechtigt, ihre Schüler auf dem Wege der Erkenntniß auch zu solchen Ergebnissen zu führen, die später unter Hunderten vielleicht nur Einer gebraucht. Dieses Princip steht ganz im Einklange mit dem Hauptargument, das von den Vertretern der sogenannten classischen Richtung für das Beibehalten des Bestehenden angeführt wird. Nur

schade, daß das Princip zur Zeit zu einseitig gehandhabt wird, und an Dingen, die der Bildung wenig frommen. Seine Anwendung muß im Einklange mit der Gesammtaufgabe der Schule bleiben.

XII.

Die Schule soll dem Leben vor Allem *Menschen* liefern, kräftige, gesunde, urtheilsfähige, energische junge Weltbürger, die freudig und hoffnungsvoll ins Leben treten, mit dem Bewußtsein, daß sie etwas leisten werden. Sie soll sich nicht ausschließlich betrachten als eine Trainiranstalt für Gehirne; sie soll nicht durch sinnloses Anhäufen von Kenntnissen aus der Mittelmäßigkeit den superioren Intellect zu züchten versuchen; vielmehr soll sie ihre Aufgabe höher fassen, sich aus einer Unterrichtsinstitution verwandeln in eine *große Werkstatt harmonischer Ausbildung*. Sie soll es nach einer Richtung hin über sich gewinnen, sich zu beschränken und ökonomisch mit der Vertheilung ihrer Gaben umzugehen; nach mehreren anderen Richtungen hin soll sie sich erweitern. Sie soll eingedenk sein, daß es auch eine Pandorabüchse für Kenntnisse gibt, und daß Kenntnisse, urtheilslos verbreitet, der Bildung schaden können; sie soll nicht vergessen, daß der Mensch außer einem Gehirn auch ein Herz, übungsbegierige Sinne, einen Willen und einen Leib hat, den Gott nach seinem Ebenbilde schuf; und daß alles dieses denselben Anspruch auf Ausbildung erheben darf, wie der Intellect.

Und damit preise ich ja nur, was die Philologen selbst preisen, wenn sie in dumpfer Schulstube die Größe des classischen Alterthums schildern, wenn sie die Werke der Philosophen und Dichter, die Thaten der Staatsmänner und Helden rühmen. Denn von Homer über Sokrates hinweg bis zu Horaz und Seneca; von Perikles bis zu Cäsar und Marc Aurel haben Weise und Feldherren eine Bildung genossen, die sich eng an meine Vorschläge für unsere Jugend anschließt; und schon hier mag bemerkt werden, daß das Fundament der intellectuellen Bildung auf der eigenen Sprache, der griechischen bei den Griechen, der lateinischen bei den Römern ruhte.

Noch heute stehe ich unter dem Eindruck, daß meine philologischen Lehrer — deren Andenken ich im Uebrigen hochhalte — mit uneingeschränkter Bewunderung von den Griechen und Römern sprachen, ihre eigenen Zeitgenossen dagegen als höchst mangelhafte Vertreter des Menschengeschlechtes ansahen. Da wäre es denn doch das Natürlichste gewesen, einmal nach den Gründen zu forschen, durch welche solche Unterschiede bedingt sind; und dann hätte sich ergeben, daß sie in dem Gegensatz einer einseitig intellectuellen zu einer allseitig harmonischen Bildung liegen.

In dieser allgemeinen Form mag eine Berufung auf das classische Alterthum erlaubt sein; aber mehr verträgt die Behandlung actueller Fragen nicht. Denn abgesehen davon, daß wir im Grunde genommen doch herzlich wenig darüber wissen, wie es in den classischen Zeiten Griechenlands und von Rom wirklich herging, und daß den Gemälden der Geschichte oder gar der historischen Romane mehr ein Vorstellungsbedürfniß, als Treue zu Grunde liegt, so sind auch die Lebensbedingungen in beiden Fällen verschiedene. Das Staatsgefüge, die Beziehungen zu anderen Staaten, die Verkehrsmittel, der Bodenertrag, das Verhältniß zwischen

Einwohnerzahl und Landesgröße, die sociale Gliederung: Alles ist anders. Im Besonderen besaß das Alterthum Sclaven und gestattete Denen, die es nicht waren, einen größeren Spielraum für die individuelle Entwicklung, als uns die heutige Zeit.

XIII.

Man könnte der harmonischen Ausbildung den Vorwurf machen, daß ein Zersplittern der Kräfte in so viele Richtungen nothwendig zur Mittelmäßigkeit führen muß. Das ist richtig. Wo ein Gebrechen Einseitigkeit bedingt, wird oft Großes geleistet. Ein intelligenter Kopf auf einem schwächlichen Körper wird mehr Chance haben, in der Wissenschaft — besonders, wenn es sich um minutiöse Detailuntersuchungen handelt — etwas zu leisten, als ein gleich intelligenter Jüngling von normalem, kraftvollen Körperbau.

Der Gebrechliche hat keinen anderen Tummelplatz für seine Kräfte als sein Studirzimmer, Hörsäle oder Bureaus. Dem Anderen steht die blühende Erde offen; er kann sich in den Sattel schwingen, kann Wälder durchstreifen, die Gletscher des Gebirges hinter sich zurücklassen; er kann die Wogen des Wassers mit kräftigem Arm theilen, einem Widersacher erfolgreich entgegentreten und vielleicht durch seinen Blick die Züge eines jungen Mädchens verklären. Seine wissenschaftlichen Arbeiten werden indeß kaum so geschätzt sein, wie die seines unglücklicheren Mitmenschen; dessen Name wird noch genannt werden, wenn der seine höchstens in den Kindern fortlebt.

Wer von den Beiden der Beneidenswerthere war, das muß ein Jeder für sich entscheiden. Aber sicher ist, daß große Leistungen im Allgemeinen Einseitigkeit verlangen, und daß es nur Auserwählten vorbehalten bleibt, ihre harmonische Ausbildung durch grandiose Schöpfungen zu krönen. Nach der Ueberlieferung war Leonardo da Vinci ein solcher Mann; ich vermuthe, daß Shakespeare es auch war; von Goethe gilt es den Meisten für ausgemacht; ein strahlendes Beispiel ist Friedrich der Große, und von den Sterblichen, welche auf einem Throne gesessen und Völkerschicksale in neue Bahnen gelenkt haben, galt Kaiser Wilhelm I. durch die innere Ausgeglichenheit seines Wesens schon zu Lebzeiten als ein Vorbild für sein Volk. Spätere Jahrhunderte werden ihn sehen als den Senex Imperator, in welchem alle schönen und edlen Eigenschaften des Menschen in geläuterter Harmonie ausklangen.

Die Erfahrung, daß große Leistungen und Einseitigkeit oft Hand in Hand gehen, darf wohl für das spätere Leben Hochbegabter, nie aber für die Schule maßgebend werden; diese hat ihre Aufgabe nur in dem Entwickeln einer schön abgestimmten Mittelmäßigkeit zu sehen. Sie soll es der Zukunft, der Energie und den Neigungen des Einzelnen überlassen, was etwa Großes aus dem so zubereiteten Boden aufspringen wird. Sie hat gar keine Rücksicht auf die Auserlesenen, sondern nur auf die Berufenen zu nehmen und muß festhalten, daß es für Genies überhaupt keine Schule gibt, sondern daß diese selbst ihre Schule sind.

Das so aufgefaßte Ziel ist von der würdigsten Art; erreicht: liefert es dem Staate Männer, die durch Gesundheit, durch Beschränkung unnatürlicher und unberechtigter Ambition, durch gesundes Urtheil, Tüchtigkeit und Lebensfreude

ein mildes, heiteres Licht um sich verbreiten, ihren Kindern zum Vorbild, dem Gemeinwesen zu festen Stützen werden.

In diesen Auseinandersetzungen liegt die Begründung der besonderen Vorschläge, welche ich nun für die Schule machen möchte. Für ein Programm, das bis in die kleinsten Details geht, ist die Zeit noch nicht gekommen, wohl aber für ein Programm, das fest umschrieben in seinen Umrissen ist.

Die Wirkung der Schule beruht:

1. Auf den grundlegenden Principien, dem dadurch bedingten Erziehungsplan und den im Einklang dazu geschaffenen äußeren Einrichtungen.
2. Auf der pädagogischen Tüchtigkeit der Lehrer, d. h. auf ihrer intellectuellen Befähigung, ihrer Liebe zum Beruf und ihrem Verständniß für die Jugend.
3. Auf dem Einfluß, welchen die Schüler wechselseitig auf einander ausüben.

In der That hat die Schule das mit einer Diamantenschleiferei gemein, daß das zu bearbeitende Material selbst wieder zum Hilfsmittel für die Bearbeitung wird. Denn ein Theil, besonders der erziehenden Functionen, fällt den Schülern selbst zu und könnte auch durch den besten Lehrer nicht ersetzt werden. Die Maßnahmen der Schule müssen auf die Bildung des Intellects und des Körpers, zum Theil auch auf die moralische Bildung (welche nichts Absolutes ist und deshalb gelehrt werden muß) gerichtet sein. Die Durchführung dieser Maßnahmen liegt in den Händen des Lehrers, während die Bildung des Charakters, die Kampffähigkeit mit Wort und Faust, die Energie im Wettstreit nur durch die Schüler selbst möglich ist. Deshalb kann auch der beste Privatunterricht nie die Schule ersetzen. Ein Theil der Kräfte bleibt unterbunden; es fehlt der Diamantenstaub.

Natürlich überhebt das die Lehrer nicht jeder erziehenden Thätigkeit. Das Anhalten zum Fleiß, zur Pünktlichkeit, zum Gehorsam sind auch Dinge, welche den Charakter bilden und der Beeinflussung des Lehrers unterworfen sind. Meine Anforderungen gehen sogar noch weiter und verlangen im Hinblick auf die schlechten Angewohnheiten Erwachsener, daß die deutsche Schule einen Theil der Erziehung übernimmt, welche in England zu Haus ausgeübt wird. Indessen läßt sich das heute noch nicht durchführen. Dazu müssen die Lehrer selbst erst durch eine Schule gegangen sein, wie sie mir vorschwebt.

Es wird den Lehrern heut zu Tage Vieles zugeschrieben, was nicht auf ihre Rechnung gehört; sie werden ungerechter Weise für Vieles persönlich haftbar gemacht, was doch nur Folge des Systems ist. Wenn die Welt in Klage ausbricht, so sieht sie sich in erster Linie nach Sündenböcken um und packt ihnen auf, was vielleicht durch Generationen angehäuft ist. Mir liegt mehr daran, von den Lehrern verstanden und gewürdigt zu werden, als sie anzugreifen und ihnen wehe zu thun. Ihr Beruf ist ein schwerer, in vieler Beziehung entsagungsvoll, der äußeren Anerkennung abgekehrt. Die meisten Lehrer haben eine harte Jugend hinter sich; manche herbe Empfindung ist durch ihre Seele gegangen und hat wohl auch eine Spur darin zurückgelassen. Nun gelangen sie zu einer Anstellung und dadurch zu zwei ganz heterogenen Bethätigungen:

Einerseit haben sie in der Tretmühle eines starren Systems, des Lehrprogramms, zu arbeiten, und andererseit versetzt sie jede Unterrichtsstunde in die Lage des Autokraten und gewährt ihnen, in Bezug auf die Schüler, die Freuden des erleuchteten Despotismus.

Derselbe wirkt wohlthätig, so lange gegenseitiges Vertrauen zwischen Lehrer und Schülern besteht. Aber sobald der Lehrer den Uebermuth der Knaben als Undankbarkeit auslegt, wird ihm das anfänglich vorhandene redliche Bemühen verbittert; seine Liebe zur Jugend stumpft sich ab, und die Empfindung für seine Macht schärft sich. Ueberträgt er nun gar auf den Verkehr mit anderen Menschen *außerhalb* der Schule etwas von der Gewöhnung, daß ihm *in* der Schule nie widersprochen wird und daß er stets Recht behält; kann er sich beim Sprechen nicht frei machen von salbungsvoller Articulirtheit noch von didaktischer Redeweise, so errichtet er binnen Kurzem eine kleine chinesische Mauer um sich und schließt sich dadurch gerade von *der* Welt aus, auf die er seine Schüler vorbereiten soll. Dann ist er schnell isolirt, sehr beklagenswerth und wird als Beispiel citirt, das dem ganzen Stande schadet.

Zum Glück darf man in solchen Lehrern wohl eine Ausnahme sehen. Die echten sind Männer mit warmem Herzen, denen nichts Menschliches fremd ist, und die aus der Liebe zur Jugend die Grundlage ihres Berufes machen. Sie sind es auch, welche die größten Freunde unter ihren Schülern haben. Letztere folgen ihnen gern, freuen sich auf ihre Unterrichtsstunden, machen Fortschritte und seufzen: Ach, wenn doch alle unsere Lehrer so wären!

XIV.

Die im Vorangehenden entwickelten Principien führen zu folgenden Vorschlägen:

Die *Schule* verwandelt sich aus einer Anstalt für Unterricht in eine *Anstalt für allgemeine Bildung*.

Die Bildung erstreckt sich auf den Intellect, das Gemüth, das leibliche Wohl, die Sinne, auf Handfertigkeiten, auf die Grundzüge allgemeinen Wohlverhaltens und auf den Charakter.

Die Maßnahmen müssen so genommen werden, daß sie *im Einklange mit den Kräften der Jugend* stehen, daß jede Reaction durch Ueberanstrengung vermieden wird. Deshalb muß, selbst wenn eine größere Ausbildung des Intellects oder ein größerer Vorrath von Kenntnissen erwünscht wäre, dieses Mehr *rücksichtslos gestrichen* werden, sobald die körperliche Ausbildung und das körperliche Wohlbefinden darunter leiden.

Die Zeit, welche durch Einführung der neuen Bildungsziele erfordert wird, also nicht mehr ausschließlich dem wissenschaftlichen Unterricht dient, wird in folgender Weise beschafft:

Die *tägliche Schulzeit*, welche abwechselnd in den Classenzimmern, im Freien, in Turnhallen, auf Spielplätzen, in Werkstätten, auf der Schwimmschule, auf Ausflügen verbracht wird, dehnt sich über die ganze Tageszeit aus.

Die wissenschaftlichen Unterrichtsstunden werden auf fünf Stunden täglich herabgesetzt, womit aber *nicht* gemeint ist, daß sich die *geistige Thätigkeit*

der Schüler auf diese Zeit allein beschränken soll. Denn es wird weiter unten noch von besonders eingerichteten Arbeitsstunden die Rede sein, in welchen die Schüler der selbständigen Arbeit obliegen.

Viele von den bisher gelehrten Kenntnissen fallen aus; die Schüler werden damit auf das *spätere Leben* verwiesen und sollen sich — nach dem oben citirten Ausspruch des Großen Königs — zwischen achtzehn und achtundzwanzig Jahren diejenigen Kenntnisse erwerben, welche sie für ihren Beruf oder ihre freiwillig geübte wissenschaftliche Thätigkeit gebrauchen. Auf diese Weise bleiben von den zwölf Stunden noch sieben zur Verfügung.

Die *Tagesmahlzeiten* werden in der Anstalt eingenommen.

Der *Aufenthalt im elterlichen Hause* und der Verkehr mit den Eltern ist vornehmlich auf die Abendstunden und auf den Sonntag beschränkt.

Die *häuslichen Arbeiten* kommen ganz in *Wegfall*.

Richtschnur für alle Maßnahmen bleibt der Grundsatz: Entwicklung der kräftigen Individuen, nicht Erhaltung der schwächlichen.

Wo immer es angeht, soll das geschriebene oder gedruckte Wort durch *Anschauungsmittel* oder durch *Beobachtung* ersetzt werden; was beispielsweise aus einem Atlas entnommen werden kann, das soll nicht aus einem Geographiebuch entnommen werden.

Der jugendliche Geist soll weder durch zu vieles Lesen noch durch zu vieles Schreiben eingeschläfert werden. Die mündliche Wiedergabe dessen, *was* er gelernt und *wie* er es gelernt, ist besonders zu pflegen.

In manchen Unterrichtsgegenständen sollen die *Schüler* selbst, heute dieser, morgen jener, die *Rolle des Lehrers* übernehmen und ihren Mitschülern vortragen, was sie durch besondere Vorbereitung mit Hilfe des Lehrers gelernt haben.

Passende Fragestellung bleibt die anregendste Form der Belehrung. Der Lehrer fragt, der Schüler antwortet; an die Antwort knüpft sich die neue Frage, und so wird der Schüler durch seinen richtig geleiteten Intellect schließlich zu einer neuen Erkenntniß geführt.

Aehnlichen Nutzen und ähnliche Anregung bietet die *passend geleitete Beobachtung*. Der Schüler lernt sehen, d. h. er lernt, auf welchen Punkt er zunächst seine Aufmerksamkeit zu richten hat, betrachtet ihn und faßt den Eindruck in das passende Wort; dann wird seine Aufmerksamkeit auf den nächsten Punkt gelenkt und so fort in derjenigen Reihenfolge, welche der Einsicht am förderlichsten ist. So lernt er Geschautes beschreiben, und seine eigene Beschreibung belehrt ihn.

Nichts macht dem Schüler Kenntnisse so lieb und zum festen Besitz als ihre *Nutzanwendung*; der Drang dazu ist auch vorhanden. Nach den ersten Unterrichtsstunden im Griechischen pflegt jeder Schüler zunächst einmal seinen Namen in den Charakteren dieser classischen Sprache zu verewigen. Welche Form eine Anwendung auch haben mag: entweder sie ist ein geistiger Proceß, oder sie übt das Gedächtniß. Ihr muß ein breiter Spielraum in dem Unterricht eingeräumt werden.

So weit es sich um intellectuelle Bildung handelt, stehen der Schule folgende Gebiete offen:

Die Sprachen einer ganzen Reihe von Culturvölkern, vor Allem der eigenen Nation,

die Ueberlieferungen der Geschichte,
die Mathematik,
die exacten und die beschreibenden Naturwissenschaften, und als Theile derselben
die Erdbeschreibung,
die Astronomie, im Besonderen die astronomischen Beziehungen von Sonne, Erde, Mond.

Die Summe der Kenntnisse, welche über diese Gebiete in Büchern und in den Köpfen der Menschen aufgespeichert ist, entzieht sich der Vorstellung des Einzelnen. Die große Aufgabe des Lehrsystems besteht darin, eine Auswahl zu treffen.

Das Ideal des Unterrichts wäre erreicht, wenn dieselbe sich so treffen ließe, daß die intellectuelle Schulung mit dem Erwerb praktisch oder wissenschaftlich verwerthbarer Kenntnisse Hand in Hand ginge. Ganz erreichen läßt sich das Ideal nicht; das Streben darnach soll aber dem Unterrichtsplan zu Grunde liegen und ist auch für die folgenden Bemerkungen das führende Princip geblieben.

XV.

Daß die verschiedenen Disciplinen, welche vorstehend genannt sind, nicht gleichmäßig heranzuziehen seien, darüber herrscht kaum eine Meinungsverschiedenheit. Eine solche tritt aber sofort zu Tage, wenn bei der ersten Disciplin: Sprachen der Culturvölker entschieden werden soll, an welche Culturvölker das Unterrichtssystem anzuknüpfen hat.

Das Erlernen einer Sprache kann abgesehen von der Gedächtnißübung nach vier Richtungen hin nützlich werden: 1) kann die Anwendung der Grammatik den Intellect ausbilden; 2) kann die Sprache ästhetisch wirken durch die Schönheit ihres Baues, durch ihren Wohlklang und als ein Mittel, den feinsten Gedanken formvollendeten Ausdruck zu geben; 3) kann die Literatur sich nach einer oder allen Richtungen hin auszeichnen; 4) kann das Sprechen und Verstehen der Sprache von praktischem Nutzen sein.

Die griechische Sprache besitzt von den angegebenen Vorzügen fast alle, und noch dazu in auffallend hohem Maße. Ihr Formenreichthum, ihr klarer Bau und die Schätze ihrer Literatur erklären die Begeisterung, mit der ihr Studium gepriesen wird. Das Lateinische und seine Pflege würde stark gegen das Griechische zurückgetreten sein, wenn jenes nicht die Sprache der Kirche und aller Wissenschaften geworden wäre. So aber wurde seine Verbreitung viel allgemeiner; und das Ciceronianische Latein mit seinen abgeschmackten, gehäuften Superlativen, seinen Kilometerperioden, seinem Einschachtelungssystem und seinen verdrehten Wortstellungen beherrschte die Welt und ihren Geist.

Bei einem so einseitigen Urtheil über die lateinische Sprache dürfen wir freilich nicht stehen bleiben. Die Anwendung ihrer grammatischen Regeln ist gewiß eine gute Uebung für den Intellect; der richtige Gebrauch ihrer Conjunctionen, der Modi und Zeiten verlangt Ueberlegung; ein gutes Gedächtniß ist erforderlich und muß wach erhalten werden, wenn keine Fehler im Genus, noch

in den Zeitwortformen vorkommen, wenn alle benöthigten Vocabeln sogleich zur Hand sein sollen. Vieles Anmuthige ist uns von den Dichtern hinterlassen worden; die Werke des Horaz machen noch heute die Freude manches Gebildeten, besonders im reiferen Alter. Den römischen Historiographen ist die Geschichte dauernd verpflichtet; Cäsar legte seine Commentare in dieser Sprache nieder; sie ist bei mehr Siegen erklungen, als irgend eine andere; in ihr wurden Jahrhunderte lang den unterjochten Völkern auf drei Continenten Gesetze vorgeschrieben. Und man muß dieser Sprache der weltbeherrschenden Sieger mit ähnlichem Respect gegenübertreten, wie einem Manne, der Großes geleistet hat, dessen äußeres Wesen uns aber nicht ganz zusagt.

Indessen haben wir es hier nicht mit den classischen Sprachen zu thun, wie sie dem gereiften Manne erscheinen, sondern mit ihren Spiegelbildern, wie sie der Jugend in der Schule vorgehalten werden. Ich habe diese Bilder nicht vergessen und spreche als Schüler, der in den Spiegel gesehen hat; — der Lehrer, der den Spiegel hält, kann das nicht. Dem Einwand, daß mein blödes Auge vielleicht nicht gut gesehen hat, darf ich dadurch begegnen, daß ich als Schüler der ehrenvollen Mittelmäßigkeit angehörte und gelegentlich Schwankungen um dieselbe ausführte. Auf Mittelmäßigkeit aber kommt es hier gerade an, und das Ich des Sprechenden bedeutet demnach: Einer für Viele.

Da muß ich denn sagen, daß von den Schätzen der griechischen Sprache sehr wenig auf mich gefallen ist, trotz meiner stillen Liebe für dieselbe. Die Vortheile, welche sie dem Gedächtniß und der intellectuellen Bildung darbot durch das Zerpflücken der Classiker und durch das Zusammenfügen griechischer Exercitien, hätten auch auf anderem Wege erreicht werden können und wären dann verwerthbarer geworden.

Zu einer Freude an der Formenschönheit kam es nie, und Belehrung oder gar Erhebung durch die Lectüre griechischer Autoren schien ganz ausgeschlossen. Dazu hätte man doch erst wissen müssen, um was es sich handelte; über allen „Optativen" blieb der Wunsch unerfüllt: zu wissen, welcher Sache sie denn eigentlich dienten. Man verbrachte ein ganzes Semester über irgend einem Capitel, das immer nur wie eine angewandte Grammatik behandelt wurde, mußte zum Ueberdruß die Herrlichkeit des Autors preisen hören, hätte sie so gern empfunden — empfand aber gar nichts.

Es war nicht anders, als wenn man nächtlicher Weile auf dem ansteigenden Geröllpfad einer Thalsohle die Herrlichkeiten des Hochgebirges preisen hörte; das Thal zieht sich allerdings zum Hochgebirge auf; aber gerade, wenn es Tag wird und der Punkt erreicht ist, wo der Weg sich zu kühneren Höhen aufschwingt, wird Halt gemacht und mit dem rauhen Pfad auch die große Schöpfung verlästert, zu der er führt und die man nie gekannt hat. Dieser Punkt ist das Abiturientenexamen.

Mit dem Lateinischen steht es etwas anders; die Uebung darin pflegt größer zu sein, weil die Zahl der Unterrichtsstunden größer ist. Schon die geläufigeren Schriftzüge vermitteln die Vertrautheit; auch außerhalb der Schule wird man gelegentlich auf lateinische Citate geführt; an öffentlichen Gebäuden finden sich häufig lateinische Inschriften; der erlernte Vocabelschatz ist größer; die Entzifferung

der Schriftsteller gelingt leichter, als bei dem Griechischen. Die Schüler gelangen zuweilen dahin, sich Rechenschaft darüber zu geben, was der gerade in Arbeit genommene Schriftsteller mit seinem Buch gemeint habe; ja, sie schreiben sogar lateinische Aufsätze! Sie wissen, daß man das Lateinische im späteren Leben gebrauchen kann, und haben einen gewissen Schülerstolz gegen Erwachsene, welche kein Latein wissen.

XVI.

Aber in beiden Fällen, beim Griechischen wie beim Latein, ist die Art, wie diese Sprachen als Unterrichtsgegenstand verwerthet werden, dem Geist der Jugend entgegen. Die Jugend ist wenig empfänglich für das Formale und sehr empfänglich für Inhalt; es gehören Lebenserfahrung und Menschenkenntniß dazu, daß man den Werth der Form gebührend schätze. Schon das bloße Beibringen guter Manieren ist der Jugend unbequem und unverständlich, und wenn man sie lehrt, wie man Messer und Gabel zu halten hat, so will sie dafür wenigstens etwas zu essen bekommen.

Unsere griechischen und lateinischen Unterrichtsstunden gleichen dagegen einem Gastmahl auf dem Theater: Es ist Alles da, Gläser und Pokale; die Gedecke sind gelegt; die Tischgenossen ergeben sich einem fictiven Frohsinn; nichts fehlt — bis auf die Speisen und den Wein. Die Jugend aber will den Wein und nicht den Becher; die aufgezwungene Begeisterung widerstrebt ihr; am liebsten würde sie den Becher dahin schleudern, woher sie ihn bekommen hat. Sie empfindet Zorn und Trauer zugleich, wenn sie auch von letzterer bestimmte Rechenschaft nicht zu geben vermag. Der humanistischen Bildung hätte sie sich gern hingegeben; die humanistische Abrichtung widerstrebt ihr: daher die Trauer.

Nun ist es absolut nothwendig, daß der Sinn für Form und schöne Gestaltung des Gedankens durch die Erziehung geweckt und entwickelt werde. Wer die Wahl hat, edlen Wein aus einem irdenen Geschirr oder aus einem goldenen Pokal zu trinken, der greift nach letzterem. Für alle unsere geistigen Leistungen ist ein Gefäß nöthig, in welchem wir sie darbieten können; wir müssen es selbst herstellen mittels der Sprache; je sicherer wir diese handhaben, desto schöner wird das Gefäß ausfallen, desto begehrenswerther wird der dargebotene Wein erscheinen.

Es muß nun überraschen, daß der Pflege des Formalen bei dem Unterricht des Griechischen und Lateinischen der Erfolg nicht entspricht. Hätte der Humanismus unserer Schule wirklich die ihm angedichtete allgemein bildende Kraft, so müßte sich der Sinn für Form bei jeder Geistesthätigkeit bekunden; er läßt uns aber gerade da am meisten in Stich, wo er sich in erster Linie zeigen könnte und zeigen müßte: bei der Handhabung der Muttersprache.

Man analysire ein deutsches Lehrbuch und vergleiche damit ein französisches, das denselben Stoff behandelt! Eine Magd, welche zwangsweise niedere Arbeit verrichtet, und eine edle Frau, der man mit ehrfurchtsvoller Hingebung begegnet, sind zuweilen nicht verschiedener behandelt worden. Worauf ist das zurückzuführen? Zum Theil doch wohl auf das Wortgeklapper und die unserem Sprach-

geist zuwiderlaufenden Perioden ciceronianischer Reden; ferner auf die lateinischen Aufsätze, in denen der Hang zur Phrase und zum Superlativ cultivirt wird, und deren dürftiger Inhalt für sterile Köpfe eine Quelle von Eitelkeit wird. Zum anderen Theil verdanken wir das traurige Resultat dem unausgesprochenen, aber bethätigten Herabsetzen der Muttersprache gegen die beiden alten Sprachen: diese beiden Schwestern werden auf den Ball geführt; Aschenbrödel muß zu Haus bleiben und des Prinzen harren, der sie zu Ehren bringt.

Es fehlt die Achtung da, wo sie an erster Stelle sein sollte, und wo die Unterrichtsreform den stärksten Hebel einzusetzen hat. Von Beginn der Schulzeit an muß die Jugend in der Achtung vor der Muttersprache erzogen werden; diese muß in Allem obenan stehen; sie muß in erster Linie für die Ausbildung des Intellects und für den Ausdruck aller Vorstellungen und Ideen herangezogen werden, die der Unterricht dem Schüler zuführt. Ihr fällt die Ausbildung zu: des Sinnes für formale Schönheit und kraftvoll ausgestaltete Gedanken; durch sie soll der Hang zur Phrase und zum Gewäsch zerstört werden; durchsichtig und fest soll jedes ihrer Gebäude dastehen; sie soll tönen wie Musik, wenn der Geist des Lesers darüber hinfährt.

Und an dieser Aufgabe haben alle gebildeten Patrioten mitzuwirken, indem sie selbst ein Vorbild geben und gleichzeitig dem alten Schlendrian der Mißhandlung entgegentreten. Statt dessen wird das Wesen der Sache ganz wo anders gesucht; und dieser Punkt muß hier erörtert werden, weil das Sprachgefühl der Schüler auch außerhalb der Schule durch den Verkehr mit Erwachsenen beeinflußt wird. Die Aufgabe, das Deutsche richtig zu schreiben und sprechen, ist durch eine andere ersetzt worden, die allerdings weniger Geist und weniger Verstandesschärfe erfordert: Die sogenannte Sprachreinigung. Kleine und Große vermeinen unsere sehr edle Sprache säubern zu müssen; sie spritzen darauf los, von unten nach oben, und von oben nach unten, als ob Geschmack und Sprachgefühl selbstredend zu den Competenzen ihrer Lebensstellung gehörten. Dem sprachreinigenden Philister erscheint es als eine patriotische That, wenn er ein lebensfähig gewordenes Fremdwort ausreißt und ein neuerfundenes oder abgestorbenes deutsches Wort an die Stelle setzt. Mir macht es den Eindruck, als amputirte der Chirurg ein gesundes Glied und setzte ein künstliches dafür ein.

Freilich, Worte kommen und gehen; aber einem natürlichen Lebensproceß folgend, dessen Seele die Sprache ist. Willkürliche Eingriffe entstellen die Natur; es erscheint schon affectirt, wenn Jemand, ohne triftigen Grund, ein Fremdwort gebraucht, wo das deutsche Wort gang und gäbe ist, wo dieses den auszudrückenden Begriff vollkommen bezeichnet; aber das Umgekehrte ist noch affectirter. Gewisse Fremdwörter gleichen einem Louisd'or, für den man durch Verdeutschung ein Fünfzigpfennigstück eintauscht. Darin steckt die Größe nicht, daß man crème d'orge durch Schleimsuppe, mayonnaise durch saure Oeltunke übersetzt; das nimmt höchstens den Appetit.

Und was sind die letzten Consequenzen dieser Reinigungssucht? Wenn jede neu entdeckte etymologische Abstammung zum Todesstoß für das Wort wird, so wird bald nichts mehr von der Sprache unserer Väter übrig bleiben. Unsere großen Dichter — wir werden deren doch einmal wieder haben — können dann auf den

verschiedenen Büreaus in die Schule gehen, oder bei den Ladenbesitzern, welche Preisausschreiben für sogenannte deutsche Wörter zum Besten geben. Nein, jedes Wort erhält das Bürgerrecht durch die Jahrhunderte, gleichviel woher es stammt. Wenn irgendwo, so darf man hier sagen: „Das Jahr übt eine heiligende Kraft.“ Nicht der Ursprung, sondern der Gebrauch entscheidet. Wenn das Patriotismus ist, daß man den Ueberlieferungen der Väter ins Gesicht schlägt, sich auf den „deutschen Mann“ aufspielt, und statt Opfer zu bringen, solche verlangt, und noch dazu von des eigenen Volkes Sprache, so bin ich weder Patriot noch Deutscher.

Man kann die deutsche Sprache edel behandeln und doch viele Fremdwörter anwenden; ihr Gebrauch ermöglicht nicht selten den Ausdruck feiner Begriffsnüancirungen; und selbst da, wo ein deutsches Wort und ein eingebürgertes Fremdwort genau dasselbe bezeichnen, kann die wechselnde Verwendung beider die Anmuth des Stiles durch besseren Klang erhöhen.

Nicht gegen die Fremdwörter sollten die Puristen Front machen, sondern gegen diejenigen Vocabeln, welche den Stempel deutscher Wörter tragen und gar keine sind: gegen die Mißbildungen. Denn es gibt eine Anzahl von Wörtern, die wie Keile in das Fleisch der deutschen Sprache getrieben sind. Freilich, wenn der Berliner den Gegensatz zu einer offenen Droschke als „zue“ Droschke bezeichnet, so ist das ganz harmlos; er prätendirt damit nichts, von einer Beeinflussung der Literatur sieht er ab, ihm genügt der geschlossene Wagen. Wenn aber in Erlassen mit dem usurpirten Scheine der Berechtigung alle möglichen Adverbia in die Adjectivform gezwängt werden und Worte, die es nie gegeben, wie „desfalsig, demnächstig, diesbezüglich, morgig“ in Druckform erscheinen, so liegt die Sache anders. Es tritt dann eine Verunstaltung der Sprache auf Kosten des guten Geschmackes ein, und es ist nicht abzusehen, wie weit das Uebel sich verbreiten kann.

Unterlassen wir also das gefährliche Spielen mit Vocabeln, und erwarten wir bescheiden und vertrauensvoll die Mehrung des Sprachschatzes von denen, welche wirklich große Schätze zu bieten haben: von den echten Dichtern und Schriftstellern, den echten Nachfolgern der Lessing, Schiller, Goethe und Schopenhauer.

Eine Sprache ist wahrlich mehr als ein todtes Haufwerk von Wörtern; sie hat Geist und Leben; sie ist ein Organismus; denselben zu schönen natürlichen Bewegungen zu veranlassen, das muß unser Streben sein. Und wenn wir Respect vor der Sprache haben und Sinn für Schönheit, so wird uns das gelingen.

Auf alle Fälle läßt sich die Vermeidung des Gezierten wie des Gezwungenen lehren, des Verwirrten wie des Häßlichen. Jeder Schüler kann es erreichen, daß er einem Gedanken klaren Ausdruck gibt. In diesem Sinne soll die deutsche Sprache auf Schulen gelehrt werden, und in diesem Sinne sollen berufene Erwachsene das Vorbild geben. Jede Unterrichtsstunde, gleichviel welcher Disciplin sie gewidmet ist, soll gleichzeitig zu einer Lehrstunde für die deutsche Sprache werden; diese selbst zu einem steten Prüfstein für die erlangte Bildung.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Zeitgeschichte.

Eine Centennarbetrachtung.

Von

Wilhelm Wundt *).

Wenn die akademische Sitte dem Rector des neuen Universitätsjahres die Pflicht auferlegt, mit einem Vortrag aus seinem besonderen Lehrgebiet sein Amt anzutreten, so wird dem Einzelnen diese feierliche Gelegenheit zumeist ein willkommener Anlaß sein, um auf solche Aufgaben und Ergebnisse der ihm anvertrauten Wissenschaft hinzuweisen, die durch ihren hervorragenden praktischen Werth ein allgemeineres Interesse erheischen. Leicht wird es dem Vertreter einer Einzelwissenschaft, solch berechtigtem Wunsche zu genügen. Ist es doch die Vorbereitung zu einem der Allgemeinheit dienenden Lebensberuf, in der alle Fachwissenschaften schließlich zu einem gemeinsamen Zweck sich vereinigen. Die Philosophie muß, wie es scheint, diesem Vortheil entsagen. Ohne sichtbaren äußeren Nutzen, nur einem intellectuellen Bedürfnisse dienend, scheint sie einsam ihren Weg zu verfolgen. Begreiflich daher, daß sie in unserer die Ausbildung nutzbringender Fähigkeiten über alles schätzenden Zeit wohl Manchem als ein Ueberlebniß aus vergangenen Tagen gilt, an dessen Stelle für die Gegenwart Naturwissenschaft und Geschichte getreten seien. Unter den Philosophen selbst aber ist die Vorstellung noch immer nicht ausgestorben, Philosophie sei eine, über allem Wechsel der Zeiten erhabene, von allen äußeren Einflüssen unabhängige Betrachtungsweise der Dinge, entweder, wie die Urheber der speculativen Systeme im Anfang unseres Jahrhunderts glaubten, dazu bestimmt, über alle andern Wissenschaften zu herrschen, oder, wie einer der populärsten Denker der jüngsten Vergangenheit bescheidener sich ausdrückte, entsprungen aus dem Privilegium des menschlichen Geistes, *Nutzloses* hervorzubringen.

*) Rede, gehalten beim Antritt des Rectorates am 31. October 1889 in der akademischen Aula zu Leipzig.

Ich theile weder die eine noch die andere dieser Meinungen. Mag unsere Wissenschaft an unmittelbarer Bedeutung für die einzelnen Fragen des intellectuellen Interesses und des praktischen Nutzens zweifellos hinter der Gesammtheit der besonderen Wissensgebiete zurücktreten, so steht sie, wie ich glaube, in einer um so innigeren Verbindung mit dem geistigen Leben im Ganzen, dergestalt, daß die philosophischen Ideen überall von der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung getragen sind und nicht selten ihrerseits wieder bestimmend auf dieselbe zurückwirken. Der hauptsächlichste Werth der Geschichte der Philosophie scheint mir daher darin zu liegen, daß die philosophischen Ideenentwicklungen ebensowohl ein Abbild des geistigen Lebens der verschiedenen Zeitalter sind, wie sie einen fortlaufenden Commentar zu demselben bilden. Denn indem die Philosophie auch die dunkleren Stimmungen und Strebungen des Zeitgeistes in die Sphäre der Reflexion erhebt, behalten die Antworten, die sie auf ihre Probleme findet, so verfehlt sie uns an sich betrachtet erscheinen mögen, immer ihren geschichtlichen Werth, als Ausdruck von Anschauungen, welche als lebendige Factoren des Zeitbewußtseins die Handlungen der Einzelnen wie der Völker bestimmt haben.

Unsere Zeit rühmt sich ihres Sinnes für geschichtliche Betrachtung auf allen Gebieten. So erschien es mir denn als eine für den heutigen Zweck nicht unangemessene Aufgabe, auf diesen Zusammenhang der Philosophie mit der Zeitgeschichte einen kurzen Blick zu werfen. Um aber diese Aufgabe nicht in allzu abstracte Betrachtungen zu verflüchtigen, sei es mir vergönnt, sie einzuschränken auf eine uns dem Interesse wie der Zeit nach näher gelegene Periode, auf das zurückgelegte Jahrhundert, und auf eine einzelne Frage von überwiegend praktischer Bedeutung, auf das sittliche Problem.

Wohl ist das Jahr, in dem wir leben, dazu angethan, auch den Philosophen zu Centennarbetrachtungen aufzufordern. In der großen Staatsumwälzung des Jahres 1789 haben philosophische Ideen einen Sieg errungen, wie ihn gewaltiger die neuere Geschichte nicht gesehen hat. Nicht als ob die Revolution in der ihr vorausgegangenen Philosophie ihre letzte Ursache hätte: die politischen Ereignisse und die sie begleitende revolutionäre Ideenbewegung sind vielmehr Erzeugnisse der nämlichen, unaufhaltsam dem Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung zuführenden geschichtlichen Bedingungen. Aber die Philosophie hat die Gedanken hervorgebracht, welche die Revolution beseelten. Bei den Philosophen sind die Redner und Gesetzgeber der Revolution in die Schule gegangen. Zwischen den Parteien der Revolutionszeit wurden die Kämpfe ausgefochten, welche die philosophischen Richtungen des 18. Jahrhunderts entzweit hatten. So sind die welterschütternden Thaten der Revolution die lebendig gewordenen philosophischen Ideen des vorangegangenen Zeitalters.

Kein sprechenderes Zeugniß gibt es für diesen Zusammenhang, als jenes denkwürdige Aktenstück, welches die gesetzgeberischen Handlungen der Revolution eröffnet, die Declaration der Menschenrechte von 1789. In unsern Augen gleicht diese Erklärung mehr einem philosophischen Glaubensbekenntnisse als der Einleitung zu einer Staatsverfassung. Aber die Urheber derselben waren —

und darin folgten sie dem Vorbild ihrer philosophischen Lehrer — der festen Ueberzeugung, daß es vor allem noth thue, die Menschen über Natur und Wesen ihrer Rechte aufzuklären; dann werde sich nicht nur die richtige Staatsverfassung von selbst ergeben, sondern es werde auch jene Einsicht unausbleiblich die Einzelnen in vortreffliche Staatsbürger umwandeln.

Die Menschenrechte von 1789 sind das sittliche Glaubensbekenntniß der Revolution. Sie enthalten die Principien, in denen die Parteien der Revolution trotz sonstiger Gegensätze einig waren, und die alle folgenden Gesetzgebungsakte beherrschten. Daß alle Menschen gleiche, unveräußerliche Rechte besitzen, daß die Freiheit des Einzelnen keine Schranken habe als diejenigen, die durch die gleichen Rechte der Andern und durch die Nothwendigkeit, die Freiheit Aller zu sichern, erfordert werden, daß endlich der einzige Zweck der politischen Gemeinschaft die Erhaltung dieser natürlichen Rechte sei, — diese Sätze galten jener Zeit für so überzeugend, daß wohl da und dort Zweifel über die Zweckmäßigkeit ihrer Aufnahme in eine Verfassung, kaum solche über ihren Inhalt laut geworden sind.

Innerhalb dieser Principien blieb freilich dem Widerstreit einzelner Richtungen und mit ihm der Verbindung widerstreitender Anschauungen noch ein weiter Spielraum. Das Verfassungswerk von 1791, das die praktische Anwendung der Declaration der Menschenrechte sein sollte, zeigt in der That deutlich die Spuren der drei philosophischen Schulen, die an der Vorbereitung der Revolution mitgearbeitet haben. An Locke und Montesquieu knüpfte die Durchführung der Theilung der Gewalten im Staate an. Auf Rousseau ging alles das zurück, was zur Verwirklichung der absoluten Rechtsgleichheit der Bürger führen sollte; im Anschlusse an ihn gewann zugleich der Gedanke der Unveräußerlichkeit der Rechte die besondere Bedeutung, daß die freiwillige Zustimmung Aller, an die man die Entstehung des Staates gebunden dachte, streng genommen als unerläßlich auch zu jeder einzelnen politischen Maßregel angesehen wurde. Mit Helvetius und Holbach endlich, den fortgeschrittenen Schülern Voltaire's, ersetzte man den für eine politische Schöpfung unbrauchbaren idealen Naturzustand Rousseau's, auf den dieser selbst in seinem „contrat social" zum Theil schon verzichtet hatte, durch einen Zustand vollkommenster Cultur. Dieser, angeblich herbeigeführt durch die eingetretene Einsicht des Menschen in sein wahres Wesen und seine natürlichen Rechte, wurde dann aber mittelst einer der merkwürdigen Fictionen, von denen die Zeit so reich ist, meist zugleich als übereinstimmend mit dem wahren Naturzustand angesehen.

Gemeinsam ist allen diesen Richtungen die Auffassung, daß der Staat ein willkürliches Erzeugniß, ein von den Einzelnen geschlossener Vertrag sei, dessen einziger Zweck in dem Schutz der Rechte der Individuen bestehe. Von Rousseau stammt jene Begeisterung für die Idee der absoluten Freiheit der Persönlichkeit, welche der Revolution ihre unüberwindliche Macht verlieh und zugleich allen ihren Verfassungsentwürfen den Fluch der Undurchführbarkeit anheftete. War doch der Begriff der Volkssouveränität hier derart auf die Spitze getrieben, daß daran nicht nur Montesquieu's Theilung der Gewalten, sondern überhaupt jede Staatsordnung scheitern mußte. Der Atheismus und Materialismus eines

Helvetius und Holbach, der in der Abschaffung des höchsten Wesens und dem Cultus der Vernunft einen schnell vorübergehenden Triumph erlebte, vermochte es mit der Freiheitsbegeisterung und der rednerischen Kunst Rousseau's nicht aufzunehmen. Aber in einem Punkte trug er doch über diesen den Sieg davon. Rousseau hatte überall auf die edlen Eigenschaften der Menschen gebaut, die aus dem natürlichen Gefühl ihren Ursprung nehmen. Die Cultur hat nach ihm vornehmlich deshalb das Uebel in die Welt gebracht, weil sie auf der Reflexion, auf dem Nachdenken über Mittel und Zwecke beruht, welches unvermeidlich den unedlen Trieben, die aus dem Eigennutz entspringen, über die besseren, die auf dem natürlichen Gefühl beruhen, zum Sieg verhelfen soll. Das war ein Zug, in welchem die Philosophie Rousseau's dem Zeitalter der Aufklärung schnurstracks widerstrebte, und hier kamen demselben die Wortführer des Materialismus um so willfähriger entgegen. Der Mensch ist ihnen eine Maschine, die auf das vollkommenste mit der Eigenschaft der Reflexion ausgestattet ist, einer Eigenschaft, der wir, mag sie theoretisch noch so dunkel sein, praktisch Alles verdanken, was wir sind. Nicht aus dem Denken stammt daher nach diesen Philosophen das Uebel in der Welt, sondern aus seinem Mangel oder aus seiner unzulänglichen Anwendung. „Aus dem Irrthum, aus der Unwissenheit der natürlichen Ursachen," sagt Holbach in dem „System der Natur", „sind die Fehler und Laster der Einzelnen ebenso wie alle politischen Uebel hervorgegangen. Durch den Irrthum sind die Menschen in Sklaverei verfallen; durch ihn haben sie sich andern Menschen unterworfen, die sie für Götter auf Erden hielten. Wenn man den Menschen zur Natur, das heißt zur Einsicht in sein wahres Wesen und in das Wesen der natürlichen Ursachen zurückführt, so werden sich daher die Nebel von selbst zerstreuen, die ihn den Weg zur Tugend und zur wahren Glückseligkeit nicht finden ließen."

Zwei Bestandtheile sind es, durch welche diese Vorstellungen mit der das ganze vorige Jahrhundert beherrschenden Lebensanschauung zusammenhängen. Der erste ist ein unbeschränkter Individualismus. Nur die einzelne Persönlichkeit ist nach dieser Philosophie ein wirkliches Wesen; nur ihre Zwecke haben einen realen Werth. Der Staat ist, wie ihn Thomas Hobbes genannt hatte, ein „künstlicher Körper", von den Einzelnen willkürlich und nur zu ihren persönlichen Zwecken ins Leben gerufen. Der zweite Bestandtheil ist ein einseitiger Intellectualismus. Das Jahrhundert der Aufklärung glaubte in dem vernünftigen Denken, in der allen Vorurtheilen entsagenden Reflexion über die Dinge nicht bloß das Heilmittel für alle Uebel und das Hülfsmittel zur Erreichung eines vollkommenen Zustandes, sondern auch diejenige Thätigkeit des Geistes gefunden zu haben, aus welcher der ganze Reichthum des wirklichen Lebens sich ableiten lasse. Die sittlichen Triebe wurden auf klug berechnende Ueberlegung des eigenen Vortheils, Recht und Sitte auf eine zu wechselseitigem Schutz gestiftete Vereinbarung zurückgeführt. Alles Unheil verrotteter politischer Zustände sollte aus intellectuellen Irrthümern entspringen; als das einzige Heil gegen solche Mängel galt daher die wachsende Verbreitung der Einsicht, die Aufklärung der Menschen über das, was ihnen nützlich und schädlich sei.

Zu diesen fast allen philosophischen Richtungen des Jahrhunderts gemeinsamen Anschauungen fügte aber die Ethik der Revolution noch einen dritten Bestandtheil, der zum mindesten in der hier auftretenden einseitigen Ausprägung nur ihr eigen ist. Er besteht darin, daß in dieser Ethik nur der Begriff des Rechtes der Persönlichkeit zum Ausdruck gelangt. Die Declaration der Menschenrechte sagt, daß die Rechte der Freiheit, des Eigenthums, der Sicherheit und des Widerstandes gegen Unterdrückung für alle Menschen gleich und unveräußerlich seien. Von Pflichten ist in diesem Aktenstück nicht die Rede; nur stillschweigend sind solche vorausgesetzt, indem als einzige Schranke der individuellen Freiheit die gleichen Rechte der Nebenmenschen anerkannt werden. Damit sollen aber nicht etwa bloß rechtsphilosophische Maximen aufgestellt werden, sondern in jenen Grundgedanken enthalten die Menschenrechte von 1789 in verdichteter Form den wesentlichen Inhalt der ethischen Systeme ihrer Zeit. In dieser ganzen Ethik hat überhaupt nur der Begriff des Rechts einen positiven Inhalt, derjenige der Pflicht ist bloß negativ bestimmt, als Pflicht, solche Handlungen zu unterlassen, welche die Rechte Anderer kränken. Nur das Recht besteht — dahin führt folgerichtig diese Anschauung — im Handeln, die Pflicht einzig und allein im Unterlassen rechtswidriger Handlungen. Schon Rousseau hatte in seinem Émile gegen die Pädagogen geeifert, welche bei der Erziehung immer und immer das Wort Pflicht im Munde führten. Dieses Wort, welches nur den Gedanken der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit vor die Seele führe, sollte nach seiner Meinung ganz und gar aus der Sprache des Kindes verbannt bleiben. Darum handelten die Gesetzgeber von 1789 völlig im Sinne des Philosophen, als sie einen schüchternen Vorschlag, die Aufzählung der Menschenrechte durch eine Erwähnung der bürgerlichen Pflichten zu ergänzen, mit überwältigender Mehrheit niederstimmten.

Man wird nicht anstehen, in dieser ausschließlichen Hervorhebung des Rechtsbegriffs denjenigen Zug der revolutionären Ethik zu erblicken, in welchem sie gegen jenes System des politischen Despotismus, der nur Pflichten der Unterthanen, Rechte allein für die bevorzugten Stände anerkennt, ihren energischen Widerspruch erhebt. Zugleich aber ist, abgesehen von diesen besonderen Zeitbedingungen, der einseitige Rechtsbegriff dieser Ethik die folgerichtige Anwendung des sie mit ihrer ganzen Zeit beherrschenden extremen Individualismus. Wenn alle Zwecke menschlichen Handelns in der Befriedigung der Glücksbedürfnisse der Einzelnen aufgehen, so kann auch der positive Inhalt alles sittlichen Strebens in nichts Anderem bestehen als in dem Schutz und der Förderung der individuellen Interessen. Jeder wird dann vornehmlich das Interesse zu fördern suchen, das ihm am nächsten liegt, nämlich sein eigenes. Für die Pflicht bleibt nur die negative Bestimmung über, daß Niemand seinen eigenen Vortheil auf Kosten der gleichen Rechte Anderer erstreben soll, und für diese Regel läßt sich wiederum keine bessere Begründung finden als die Erwägung, daß der eigene Vortheil am sichersten dann geschützt ist, wenn so viel als möglich der Vortheil Anderer geschont bleibt. So wird unvermeidlich die Selbstsucht zur Grundlage der Sittlichkeit.

Hier aber widerstreitet diese Ethik offenkundig dem Zeugniß des sittlichen Gewissens, wie es in den sittlichen Lebensanschauungen aller Zeiten siegreich sich Geltung verschafft hat, nach welchem Zeugnisse dem selbstlosen Handeln allein ein sittlicher Werth zukommt, und dieser Werth wieder um so höher geschätzt wird, je mehr das eigene Wohl freiwillig dem Wohle der Nebenmenschen geopfert wird. Auch der Individualismus des vorigen Jahrhunderts hat sich diesem Zeugnisse nicht verschließen können. So bietet sich uns denn das merkwürdige Schauspiel dar, daß nahezu gleichzeitig mit dem Ausbruch der französischen Revolution, aber freilich unter dem Einflusse abweichender nationaler Culturbedingungen, eine sittliche Weltanschauung entsteht, die, in vollem Gegensatze zu jener Ethik der Menschenrechte, die Idee der Pflicht zum Grund- und Eckstein aller Sittlichkeit macht.

Ein Jahr vor dem Ausbruch der französischen Revolution erschien Kant's „Kritik der praktischen Vernunft", ein Buch, von dem vielleicht mit größerem Rechte als von dem theoretischen Hauptwerk des gleichen Philosophen gesagt werden kann, daß es eine Umwälzung in der geistigen Welt bedeute. Vom äußersten Nordosten Deutschlands, von einem Manne, der durch seinen Beruf dem öffentlichen Leben ferne stand, war dies Werk ausgegangen. Dennoch würde es verfehlt sein, wollte man in ihm die Schöpfung eines einsamen Denkers erblicken, der sich des Zusammenhanges mit den Gesinnungen seiner Zeit völlig entäußert habe. Genau das Gegentheil ist richtig. Wie die französische Revolution die in Thaten umgesetzte Philosophie der französischen Aufklärung, so ist Kant's Ethik das in Philosophie umgewandelte Staats- und Pflichtbewußtsein der Monarchie Friedrich's des Großen. Schon den Zeitgenossen würde dieser Zusammenhang vielleicht erkennbar gewesen sein, hätten sie den Einblick in die Gesinnungen des großen Königs gehabt, den wir durch die Vermittlung seiner gesammelten Werke heute besitzen. In wiederholten Ausführungen ist Friedrich in seinen Schriften auf die ethischen Fragen zurückgekommen. Vielleicht kein Problem hat ihn häufiger und anhaltender beschäftigt als dieses, und immer und immer wieder bewegen sich seine Gedanken um den Begriff der Pflicht. Seine Pflicht zu thun ist ihm das Höchste für den Menschen; selbstlos, ohne Aussicht auf Wiedervergeltung der Pflicht zu genügen, ist allein des sittlichen Menschen würdig. Die Größe der Pflicht aber bemißt sich nach der äußeren Lebensstellung. Wem Gott viel gegeben, von dem darf er viel verlangen. Darum sind die Pflichten des Fürsten um so vieles schwerer als die des Unterthanen. „Unsere Pflicht ist es, gerecht und wohlthätig zu sein; man mag uns Beifall zollen, aber es ist zu viel, elende Erdenwürmer zu loben, die nur während eines Augenblicks existieren und dann für immer verschwinden." Es ist dies die nämliche Begeisterung für die Pflicht, ohne Rücksicht auf das eigene Wohl oder Wehe, wie sie uns in Kant's Worten entgegentritt: „Pflicht! Du erhabener, großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüth erregte, sondern bloß ein Gesetz aufstellest, vor dem alle Neigungen verstummen!"

Kant hat die philosophischen Gedanken Friedrichs nicht gekannt, wie wir sie heute kennen; aber vor seinen Augen stand das lebendige Bild einer Staatsordnung, in welcher Jeder, vom unumschränkten Herrscher bis herab zum kleinen Beamten und zum gemeinen Soldaten, ohne Widerrede, ohne zu fragen, ob etwa Leistung und Gegenleistung mit einander im Gleichgewicht ständen, dem Gebote der Pflicht gehorchte.

In einer Frage nur waren der König und der Philosoph nicht gleicher Meinung, in der Frage nach dem Grund der sittlichen Pflichtgebote. Friedrich war ein Schüler der französischen Aufklärungsphilosophie, und in seinen späteren Lebensjahren erschien ihm mehr und mehr die Metaphysik der materialistischen Systeme als die wahrscheinlichste, so sehr er auch zeitlebens die atheistischen Behauptungen eines Helvetius und Holbach bestritt. Demgemäß glaubte er im Sinne jener Systeme alle Moral aus der Selbstliebe ableiten zu können. Freilich gewann bei ihm dieser Begriff der Selbstliebe eine völlig veränderte Bedeutung. Während den französischen Philosophen alles egoistische Streben in dem Trieb nach sinnlichen Lustgefühlen aufging, erblickt Friedrich das höchste Glück in jener Ruhe der Seele, die aus einem reinen Gewissen und aus dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung entspringt. Die richtig geleitete Selbstliebe wird daher, wie er meint, die vorübergehenden äußeren Glücksgüter den dauernden der Ehre, des Ruhms und der aus der Aufopferung für Andere entspringenden Selbstbefriedigung hintansetzen. So steht Friedrich nicht allzu fern jener stoischen Glücksverachtung, die sein Vorbild, der Philosoph unter den römischen Kaisern, Mark Aurel, als die Summe menschlicher Weisheit gepriesen hatte.

Aber wenn er immerhin glaubte, zwischen den Grundsätzen der stoischen Moral und dem Princip Epikurs, dem egoistischen Glückseligkeitstrieb, eine Art Verbindung herstellen zu können, so täuschte sich sein in philosophischen Dingen tiefer blickender Zeitgenosse, Kant, nicht über die innere Unvereinbarkeit einer auf den strengen Pflichtbegriff gegründeten sittlichen Lebensanschauung mit jeder Art von Eudämonismus. So liegt denn der Schwerpunkt der Kantischen Ethik und zugleich ihr Gegensatz zu der Reflexionsmoral der vorangegangenen Zeit in der Hervorhebung der Unbedingtheit des Pflichtgebots. Das Sittengesetz liegt in uns, nicht außer uns. Entspringend aus der allen sinnlichen Bedingungen des Daseins vorausgehenden Freiheit des Wollens, kann es nicht von Ueberlegungen des Nutzens, ja nicht einmal von Wünschen und Neigungen abhängig gemacht werden. Nicht die Reflexion, nicht der Trieb, sondern das Gewissen soll unser Gesetzgeber sein. Nach der Pflichterfüllung allein, und um so mehr, wenn die Pflicht im Widerstreit mit den sinnlichen Neigungen liegt, bemißt sich daher der Werth unserer Handlungen.

Kein größerer Gegensatz läßt sich denken als der zwischen dieser Ethik Kant's und jener sittlichen Anschauung, welche in der Erklärung der Menschenrechte ihren Ausdruck fand. Hier gibt es nur Rechte, und diese Rechte werden in ihrer Geltungsweise bestimmt durch das gesellige Zusammenleben der Menschen; dort gibt es nur ein Pflichtgebot, und dieses Pflichtgebot gilt unumschränkt, unabhängig von allen besonderen Bedingungen unseres Daseins. Die Menschenrechte sind aus der verständigen Ueberlegung über die Bedürfnisse unseres sinnlichen Lebens

hervorgegangen; das Pflichtgebot Kant's liegt vor jeder Reflexion in uns: es ist das vornehmste Zeugniß unseres übersinnlichen Ursprungs.

Aber das Jahrhundert fordert überall seinen Tribut. In einem Punkte wirkte der Geist dieses Zeitalters auch in der Kantischen Ethik fort. Der einzige eigentliche Gegenstand des sittlichen Handelns bleibt ihr der einzelne Mensch. Wo es sich daher um die Untersuchung der Bedingungen der sittlichen Gemeinschaft handelt, da kehrt Kant zu den Voraussetzungen zurück, auf denen die Philosophie der französischen Aufklärung ihr ethisch-politisches Gebäude errichtet hatte. Diese Voraussetzungen werden von ihm da und dort ermäßigt, aber sie werden nirgends in einer wesentlichen Beziehung verändert. Auch nach Kant ist der Staat aus einer ursprünglichen Vertragsschließung hervorgegangen, oder er muß wenigstens so betrachtet werden, als liege ihm ein Vertrag zu Grunde. Nicht minder kehren in der Kantischen Rechtslehre die dem vorigen Jahrhundert geläufigen, ganz freilich auch heute noch nicht verschwundenen Fictionen wieder: die Ableitung alles Eigenthums aus einer ursprünglichen Besitzergreifung von Seiten der Einzelnen, der richterlichen Gewalt aus der natürlichen Neigung des Menschen dem gewaltthätigen Streit durch die Wahl eines Schiedsrichters vorzubeugen u. s. w. Auch nach Kant soll der Staatsvertrag die Gleichheit der Rechte Aller erfordern, wenngleich nachträglich diese Folgerung vorsichtig auf die Unterthanenrechte eingeschränkt, nicht mit den Ethikern der Revolution auf die Souveränitätsrechte erweitert wird. So gibt überall, wo die ethischen Principien für die Fragen der sittlichen Gemeinschaft fruchtbar werden sollten, der kategorische Imperativ der Pflicht an die Ideen von Rousseau's contrat social seine Herrschaft ab. Wird auch der Begriff der Pflicht nicht, wie es bei Rousseau geschehen war, geflissentlich unterdrückt, so tritt er doch ganz von selbst hinter der Erörterung der individuellen Rechte in die Stellung eines bloß begrenzenden Hülfsbegriffs zurück. Man begreift, daß Kant im Banne dieser Anschauung die Republik, der er allerdings principiell die constitutionelle Monarchie gleichstellt, deshalb für die vollkommenste Staatsform erklären mußte, weil sie der Herrschaft Aller möglichst nahe komme, und man versteht sein Urtheil über die französische Revolution, die er gelegentlich als das größte Ereigniß der Zeit begrüßt, weil sie das Streben eines großen Volkes nach einer naturrechtlichen, auf den ewigen Principien der Freiheit und Rechtsgleichheit beruhenden Verfassung offenbart habe.

So auffallend aber der Gegensatz ist, in dem durch diese Hintansetzung des Pflichtbegriffs die Rechtslehre Kant's zu seiner ethischen Grundanschauung steht, ist es doch unverkennbar die schon der letzteren eigenthümliche Beschränkung des Pflichtbewußtseins auf das subjective Gewissen, die nothwendig allen Anwendungen der Ethik auf das Problem der sittlichen Gemeinschaft jene Wendung geben mußte. Bezieht sich das Sittengebot ursprünglich nur auf die individuelle Persönlichkeit, so können alle Anwendungen desselben auf das Zusammenleben der Menschen nur den Charakter von Hülfsnormen an sich tragen, welche die Geltung jenes Gebotes innerhalb der zufälligen Bedingungen der sinnlichen Existenz regeln sollen. Die Familie, der Staat, die sittliche und humane Gemeinschaft werden zu bloßen Hülfsmitteln für die Entwicklung der indivi-

duellen Sittlichkeit; nirgends erscheinen sie als selbständige, geschweige denn als ursprünglich der Einzelpersönlichkeit übergeordnete Träger sittlicher Zwecke.

So treten uns als letztes Ergebniß der ethischen Selbstbesinnung des vorigen Jahrhunderts zwei Lebensanschauungen entgegen, von denen die eine einseitig auf die Idee des persönlichen Rechts, die andere ebenso einseitig auf die Idee der persönlichen Pflicht gegründet ist. Beide aber hängen in ihrer Wurzel zusammen. Diese Wurzel ist der Individualismus, die ausschließliche Geltendmachung der Einzelpersönlichkeit als des eigentlichen Gegenstandes sittlicher Zwecke. Ferne sei es von uns, das achtzehnte Jahrhundert um dieser Beschränkung willen gering zu achten. In seiner Beschränkung liegt zugleich seine Stärke. Die Anerkennung des Werthes der individuellen Persönlichkeit als solcher, welche die christliche Ethik auf rein geistigem Gebiete zur Geltung gebracht, auch für das äußere Leben sicherzustellen, das war ein Gewinn, der um den Preis jener Irrthümer und Mängel, die einseitigen Gedankenrichtungen immer anhaften, nicht zu theuer erkauft war. Uns aber, die wir uns im Besitz der Güter wissen, die das Zeitalter der Aufklärung mit heißen Mühen erstritten, uns kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß, wenn die Philosophie dieser Zeit bei den Problemen der sittlichen Gemeinschaft überall nur mit geschichtlich wie psychologisch gleich unhaltbaren Constructionen sich zu helfen wußte, dieser Mangel in dem beschränkten Individualismus des Jahrhunderts seine letzte Quelle hat. Wahrlich, wenn es noch eines historischen Belegs für diese Folgerung bedürfte, so würde er, wie ich meine, in der Thatsache liegen, daß zwei so von Grund aus verschiedene Anschauungen, wie die revolutionäre Ethik der Franzosen und die aus dem deutschen Geiste der Fridericianischen Epoche geborene Sittenlehre Kant's, in der Frage nach dem sittlichen Wesen von Staat und Gesellschaft den wirklichen Gegenstand der sittlichen Pflicht, die sittliche Gemeinschaft selbst, so gut wie ganz aus dem Auge verlieren.

So übernimmt die neue Zeit mit der Erbschaft der Vergangenheit zugleich eine der wichtigsten ethischen Aufgaben. Diese Aufgabe, an der, wie ich glaube, unser Jahrhundert bis zu dem heutigen Tage gearbeitet hat und noch arbeitet, besteht in der Ueberwindung des Individualismus, in der Begründung einer sittlichen Weltanschauung, welche den Werth der einzelnen Persönlichkeit anerkennt, ohne darum den selbständigen Werth der sittlichen Gemeinschaft preiszugeben. Wie hat das Jahrhundert dieser Aufgabe zu genügen vermocht, in deren Stellung es das vorangegangene gleichzeitig bekämpft und ergänzt?

Daß neue Ideenrichtungen nicht unvermittelt sich Bahn brechen, ist uns eine geläufige Erfahrung. Seltsamer erscheint es, wenn die neue Richtung aus der alten hervorgeht, indem diese selbst durch die Steigerung und Vertiefung ihres Princips in ihr Gegentheil umschlägt. Dennoch ist dies im vorliegenden Fall nicht nur der wirkliche geschichtliche Verlauf, sondern es ist vielleicht der psychologisch begreiflichste.

Der Philosophie der Aufklärung war der individuelle Mensch der letzte Zweck alles Denkens und Handelns. Dieser Mensch galt ihr aber immer und überall als der nämliche. Sie forderte gleiche Rechte für Alle nicht zum

wenigsten deshalb, weil sie voraussetzte, daß die intellectuellen und sittlichen Eigenschaften der Menschen ganz und gar übereinstimmten. Diese Eigenschaften könnten, so meinte man, unterdrückt, verkehrt angewandt, nie aber wesentlich verändert werden. So schuf man sich einen abstracten Menschen, der unabhängig von allen geschichtlichen Bedingungen existiren, und für den überall die nämlichen Regeln der Sitte, des Rechts, der staatlichen Ordnung gültig sein sollten. Das Extrem dieser Anschauung wird auch hier durch die revolutionäre Ethik der Franzosen vertreten. „Alle Menschen," meint Holbach, „werden mit gleichen natürlichen Anlagen geboren; ihre scheinbaren Unterschiede entspringen nur aus den Verschiedenheiten der Erziehung, die auf das Gehirn ähnlich einwirken, wie jene mechanischen Vorrichtungen der Wilden, durch welche sie die Köpfe ihrer Kinder verunstalten."

Gegen diesen Alles ausgleichenden Individualismus erhob sich zuerst in der Sturm- und Drangperiode unserer deutschen Dichtung der Geist einer neuen Zeit, welche den Werth der wirklichen Einzelpersönlichkeit mit ihrem Bewußtsein eingeborener Kraft und Freiheit gegen jene nach bloßen Verstandesbegriffen construirte, überall dem Zwang der nämlichen logischen Regeln unterworfene Scheinpersönlichkeit einsetzte. Am vollendetsten, geläutert von der überströmenden Leidenschaft einer stürmischen Uebergangsepoche, hat sich dieser Geist der neuen Zeit in dem größten unserer Dichter, in Goethe, verkörpert. Die Romantik, der nur zu oft die maßhaltende Besonnenheit des Meisters mangelte, verband jenen Anspruch der Einzelpersönlichkeit auf freie Entfaltung ihres eigensten Wesens mit dem Streben nach congenialem Verständnisse anders gearteter Zustände und Culturperioden. So erwuchs als ein natürliches Erzeugniß dieses vertieften und erweiterten Individualismus allmälig jener geschichtliche Sinn, dessen das neunzehnte gegenüber dem achtzehnten Jahrhundert sich rühmen darf. Unwiederbringlich mußten aber im Lichte der geschichtlichen Betrachtung die schablonenhaften Constructionen verschwinden, mittelst deren die Verstandesaufklärung Sprache und Sitte, Religionen und Staaten entstehen ließ. Die Ueberzeugung mußte unaufhaltsam sich Bahn brechen, daß der isolirte Einzelmensch des alten Naturrechts, der sich mit Andern seinesgleichen zusammenthut, um Rechtsordnungen und Staaten zu gründen, nie und nirgends in der Welt existirt hat, sondern daß die natürliche Einheit der sittlichen Lebensanschauungen die Grundlage ist, auf der sich jede Culturgemeinschaft innerhalb der Menschheit entwickelt. So trug der aufs äußerste gesteigerte Individualismus, der in den Ideen der romantischen Schule seinen charakteristischen Ausdruck fand, überall schon den Keim zur Selbstauflösung dieser Denkweise in sich.

Aber auch dieser Wandel der Anschauungen hat sich nicht bloß von innen heraus vollzogen, sondern er ist zugleich die unmittelbare Rückwirkung der gewaltigen politischen Bewegungen, in denen die französische Umwälzung das europäische Staatensystem erschütterte. Unsere Nation insbesondere wurde in der Schule des Leidens und der Erniedrigung, die ihr die Aera der Napoleonischen Eroberungen brachte, zu einem politischen Gesammtbewußtsein erweckt, vor dem die subjective Gefühlsschwärmerei der Romantik ebenso wie die egoistische Moral der Verstandesaufklärung wie Spreu vor dem Sturme verwehen mußten. Diese

Zeit der Vorbereitung der Befreiungskriege lebte so schnell, daß ihr viele der besten unserer Dichter und Denker, groß geworden in den alten Anschauungen, nicht zu folgen vermochten. Unsere Philosophie aber kennt einen Namen, dessen Träger den ungeheuren Wandel der Ideen, der aus dem alten den neuen Zeitgeist entstehen ließ, in sich selbst durchlebte: Johann Gottlieb Fichte.

Es wird uns heute nicht leicht, die Bedeutung dieses Mannes, ebenso wie die der meisten seiner philosophischen Zeitgenossen, richtig zu würdigen. Die Methode dialektischer Construction, durch welche diese Philosophen ihre Ansichten zu unwiderstehlicher Evidenz zu bringen meinten, erscheint uns als ein gezwungenes und abstoßendes Gewand, das den Gedanken verhüllt und entstellt. Nicht nach dieser verfehlten, im letzten Grunde willkürlichen und künstlichen Form dürfen wir den Werth eines Mannes wie Fichte würdigen, sondern nach dem von dieser Form unabhängigen Inhalt seiner Ideen.

Mit einem für ihn und für seine Zeit bezeichnenden Wort hat dereinst Friedrich Schlegel der ersten, allein zum Abschlusse gelangten Periode der Philosophie Fichte's ihre Stellung in der deutschen Gedankenentwicklung angewiesen. Die französische Revolution, Goethe's Wilhelm Meister und Fichte's Wissenschaftslehre, meinte er, seien die drei größten Zeitereignisse. Uns muthet heute eine derartige Zusammenstellung fremdartig an; dennoch entspricht sie dem Werthe, den jene Zeit den idealen Factoren des Lebens einräumte, und dies vorausgesetzt, ist sie vollkommen zutreffend. War die französische Revolution die zur That gewordene Idee der persönlichen Freiheit, so hatte in Wilhelm Meister das Recht der menschlichen Persönlichkeit, die ihr eingeborenen Geistesrichtungen und Anlagen frei zu entfalten, ihren künstlerisch vollendetsten Ausdruck gefunden. Fichte's Philosophie aber erhob diese Freiheit des schöpferischen Ich zum Princip des Erkennens und Handelns. Die intellectuelle und die moralische Welt suchte sie als eine in sich zusammenhängende Reihe von Handlungen zu erfassen, als schöpferische Thätigkeiten eines Vernunftwillens, dessen ideales, durch die Schranken der Sinnlichkeit gehemmtes, und doch diese Schranken fortan überwindendes Streben auf diese absolute Freiheit als letzten sittlichen Zweck gerichtet sei. Im Sinne dieses Grundgedankens übernimmt Fichte den Pflichtbegriff der Kantischen Ethik, mit ihm den werthvollsten Inhalt der letzteren. Aber er gibt ihm, unter Ausscheidung mancher an den Rationalismus der Verstandesaufklärung erinnernden Zuthaten, eine geschlossenere Form. In gleichem Sinne gestaltet er den Inhalt der Kantischen Rechts- und Staatslehre um. Die Rechtsgemeinschaft, von Kant mit der alten Vertragstheorie auf die zufällige Coexistenz der Einzelnen zurückgeführt, wird bei Fichte zu einer nothwendigen Bestimmung der Einzelpersönlichkeit, welche das Zusammensein mit anderen Wesen gleicher Art und die wechselseitige Anerkennung dieser Wesen als ursprüngliche Bedingung schon in sich trage. Nicht mit Unrecht konnte daher Fichte sich den Vollender der Kantischen Ethik nennen. Doch je mehr diese Umbildung durch Strenge und Einheit der Entwicklung ihrem Vorbild überlegen ist, um so schärfer kommt in ihr der einseitige Individualismus der Kantischen Lehre, namentlich auch in der Anwendung auf die Probleme von Staat und Recht, zu erneuter Geltung. Fast ist es weniger ein Unterschied des Begriffes, der den Standpunkt Fichte's von demjenigen Kant's

scheidet, als ein solcher des Temperaments und Charakters. Haftet bei Kant an dem Begriffe der sittlichen Einzelpersönlichkeit immer noch allzu viel von der abstracten Menschheitsidee der Verstandesaufklärung, so hat in dem thätigen Ich Fichte's die selbstbewußte Persönlichkeit der Genieperiode ihren philosophischen Ausdruck gefunden.

Aber an einem Charakter, der in Leben und Lehre die Energie des thatkräftigen Wollens als das höchste menschliche Gut schätzte, konnten die Schicksale des eigenen Vaterlandes nicht ohne gewaltige Rückwirkungen vorübergehen. Mit dem Anfang des Jahrhunderts beginnt in Fichte eine neue sittliche Weltanschauung sich vorzubereiten. Sie ist nicht aus einer Unsicherheit der Ueberzeugungen, wie sie leicht bestimmbaren Gemüthern eigen ist, sondern aus jener Rückwirkung des öffentlichen Lebens auf die individuelle Anschauung hervorgegangen, welcher der handelnde Charakter am wenigsten sich entziehen kann. Wie in der ersten Periode der Fichte'schen Lehre die Sturm- und Drangperiode, so verkörpert sich in der zweiten der Geist der deutschen Befreiungskriege. Hatte Rousseau die Ideen der französischen Revolution vorausverkündet, so lebte in Fichte der Gedanke, der in den folgenden Jahren die Erhebung des deutschen Volkes beseelte. Und dieser Gedanke ist der volle Gegensatz zu dem aufs Höchste gesteigerten Individualismus der Genieperiode. War dort das Ich als eine weltschöpferische Macht erschienen, die selbst die sittliche Welt nur als eine Bethätigung der eigenen Freiheit und zum Zweck des vollen Genusses dieser Freiheit hervorbringt, so wird hier der individuelle Wille zum Träger und Vollbringer einer allgemeinen Vernunft, welche sich im Leben der Völker entfaltet. Nur das Leben der Gattung, das in der staatlichen Volksgemeinschaft, der wir angehören, das Gebiet der uns zunächst obliegenden Pflichthandlungen umschließt, ist das wahre Leben. Alle Tugend geht darin auf, in dieser Gemeinschaft sich selbst als Person zu vergessen; alles Laster entspringt daraus, nicht an die Gemeinschaft, sondern nur an sich selber zu denken.

Man kann diesen Gegensatz zweier auf- und auseinander folgender Ideenrichtungen nicht schärfer ausdrücken, als es von Fichte selbst in zwei Schriften geschehen ist, von denen die eine der früheren, die andere der späteren Periode seines Denkens angehört. In dem „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution" vom Jahre 1793 tritt er, nicht schwankend und zweifelnd wie Kant, sondern mit der vollen Energie der Ueberzeugung für das Recht der Revolution in die Schranken. Fast aber ist für uns weniger die Thatsache, daß, als die Art, wie er dies thut, von Interesse. Hatte dereinst Thomas Hobbes auf Grund der Idee des Staatsvertrages die Zulässigkeit jeder Revolution bestritten, so leitet Fichte umgekehrt ihre Rechtmäßigkeit gerade aus dem Begriff des Vertrages ab. Dieser fordert dauernde Willensübereinstimmung Aller, die an ihm theilnehmen. Hört die letztere auf, so kann jener gelöst werden. Hält endlich einer der Contrahenten nicht die ihm auferlegten Verpflichtungen, so ist der Vertrag von selbst erloschen. Darum hat der Fürst, der seinen Regentenpflichten nicht nachkommt, sein Recht verwirkt; darum können die bevorrechteten Stände nicht gegen den Verlust ihrer Vorrechte klagen: liegt doch der Begriff des Privilegiums von Anfang an im Widerstreite

mit dem Sinne des Staatsvertrages, der nur auf die gleichen Rechte Aller gegründet sein kann. So macht Fichte in dieser Jugendschrift unverkürzt die Ideen der französischen Revolution zu den seinigen; nur daran bemerkt man den nebenher gehenden Einfluß der Kantischen Ethik, daß ihm als letztes absolutes Princip für die Beurtheilung jeder Rechts- und Staatsordnung das Sittengesetz gilt.

Wie völlig anders lautet der Inhalt desjenigen Werkes seiner späteren Periode, in welchem die Abwendung von jenen Idealen der Jugend am schroffsten zu Tage tritt, der Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" aus den Jahren 1804 und 1805! Mögen uns heute die geschichtsphilosophischen Constructionen, mittelst deren hier Fichte jedem Zeitalter seine Stellung in der Entwicklung der Menschheit anzuweisen sucht, noch so bedenklich erscheinen; man kann nicht umhin, die Weite und Tiefe des Blickes zu bewundern, der die Schwächen und Fehler einer jüngst vergangenen Zeit so vollständig durchschaut, daß noch heute für ein objectiver gewordenes historisches Urtheil kaum etwas nachzuholen sein wird, wenn auch ein solches den Verdiensten jener Periode besser gerecht werden dürfte, als es dem mitten im Kampfe des Widerstreites zweier Zeitalter stehenden Denker möglich war. Die Verstandesaufklärung hat — das ist der Grundgedanke seiner Ausführungen — die Autorität der instinctiv herrschenden Vernunft gebrochen; aber zur bewußten Vernunfterkenntniß ist sie noch nicht durchgedrungen. So bewegt sie sich in dem Medium einer zersetzenden Kritik, die nur zu zerstören, nicht aufzubauen im Stande ist, und für die, indem sie bloß das eigene Denken als klar und verständlich gelten läßt, nur der individuelle Mensch, den sie überdies stets nach dem eigenen Maße mißt, Wirklichkeit besitzt. In der Genieperiode und Romantik, als deren philosophischen Vertreter Fichte unverkennbar Schelling im Auge hat, ist die Nichtbefriedigung mit diesem Zustande zu einer unklaren Schwärmerei ausgeartet. Statt von der Vernunft, wird sie von der Phantasie beherrscht; praktisch ist sie daher ebenso ohnmächtig wie der Dünkel der Verstandesaufklärung. Das Ziel der neuen Zeit aber erblickt Fichte schon hier in der Gründung einer neuen Staatsordnung und in der Erneuerung der religiösen Denkweise. In dem Culturstaat der neuen Zeit sollen nicht die Sonderinteressen herrschen, sondern alle seine Bürger sollen durchdrungen sein von dem Zwecke des Ganzen. Denn das echte Staatsbewußtsein besteht ebenso in dem Gefühle der fortwährenden lebendigen Einheit des Einzelnen mit der Gesammtheit, wie die wahre Religiosität in dem Bewußtsein der Einheit des Menschen mit dem göttlichen Weltgrunde.

Das Ideal eines machtvollen nationalen Culturstaates, welches Fichte hier, ebenso wie in den vier Jahre später gehaltenen „Reden an die deutsche Nation", vorschwebte, ist nicht in Erfüllung gegangen. Durch die geistige Bildung, die sie in der vorangegangenen Zeit errungen, war die Nation reif geworden, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln; sie war nicht reif genug — das lehren zum Theil Fichte's eigene politische Pläne — für sich selbst eine angemessene staatliche Form zu finden.

So wurde die Restauration zur inneren Nothwendigkeit. Doch keine Restauration vermag das Alte unverändert wiederherzustellen. Die Ideen der

unmittelbaren Vergangenheit sucht sie, wenn auch noch so nothdürftig, mit der Wiederaufrichtung früherer Zustände zu verbinden. Mochten sich in dem Stillleben der zwanziger Jahre, wie es uns so anschaulich Karl Immermann in seinen „Epigonen" geschildert hat, Fürsten, Adel und ein in formeller Pflichterfüllung erstarrtes Beamtenthum gelegentlich völlig in die Zustände des vergangenen Jahrhunderts zurückträumen: in der Jugend lebten noch die Ideen der Befreiungskriege; das Alter aber schwelgte in allgemeinen Humanitätsidealen, die durch ihre Unbestimmtheit politisch ebenso unverfänglich wie praktisch erfolglos waren. Es trat ein, was so oft den Mißerfolg von Bestrebungen begleitet: weil das Nächste, dessen man bedurfte, zur Zeit unerreichbar war, so versenkte man sich in den Gedanken an ein Höchstes, das überhaupt nicht erreichbar ist. Wilhelm Meister's Wanderjahre und der zweite Theil des Faust sind der künstlerische Ausdruck dieser Zeitstimmung. Der kecke Lebensmuth des Meister der Lehrjahre, der titanenhafte Thatendrang des Faust aus der Tragödie erstem Theil, — sie enden, jener mit dem Plan einer phantastischen Organisation der Gesellschaft, dieser mit der unbestimmten Hingabe für das allgemeine Wohl der Menschheit.

Der philosophische Vertreter dieser zu allgemeinen Ideen verflüchtigten Humanitätsideale, bei denen man mit den bestehenden politischen und socialen Zuständen im tiefsten Frieden lebte, ist Hegel. Er ist der echte Philosoph der Restaurationsperiode. Eine contemplative Stimmung, die sich befriedigt findet, wenn es ihr gelungen ist, die gegebene Wirklichkeit in die Sphäre des Begriffs zu erheben, erfüllt ihn mit Mißgunst gegen alle Bestrebungen, die die Geschichte nach eigenen subjectiven Meinungen verbessern möchten. Auch in ihm lebt die in Fichte zur That gewordene Ueberzeugung, daß der Einzelne sich in den Dienst der Ideen zu stellen habe, welche den sittlichen Organismus der Gesammtheit beseelen. Aber es ist nicht mehr der nationale Culturstaat, das Ideal der Freiheitskriege, das ihm als die Verwirklichung dieses sittlichen Organismus gilt, sondern der abstracte Staat als solcher, die unbedingte Unterordnung unter einen Gesammtwillen, dem alle Einzelwillen gehorchen. Der Staatsbegriff der Hegel'schen Rechtsphilosophie ist daher auf irgend eine der willkürlichen Schöpfungen des Wiener Congresses ebenso gut, ja vielleicht besser anwendbar, als auf den aus einer ursprünglichen nationalen Culturgemeinschaft erwachsenen Volksstaat. Er ist die in abstracten Begriffen entworfene Verherrlichung eines mit constitutionellen Formen umkleideten bureaukratischen Beamtenstaats, und die Deutung, die der Philosoph diesen Formen zu geben weiß, ist beim Lichte besehen nichts Anderes als eine Verewigung des Scheinconstitutionalismus, die Erhebung der unhaltbarsten und leersten aller politischen Schöpfungen zu einem allgemeinen Vernunftpostulat. Der oft gerühmte Freiheitsbegriff dieses Systems aber ist ebenso harmlos und dehnbar, wie der Wunsch des sterbenden Faust, „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn".

Doch, damit die allgemeinen Humanitätsideen, in denen die Zeit einen Ersatz suchte für das verlorene politische Ideal, auch hier zu ihrem Rechte kommen, so stellt sich jener als lebendige Sittlichkeit verherrlichte Staat, der von dem Einzelnen Alles fordert, um ihm nichts zu gewähren, schließlich in den Dienst

der höchsten geschichtsphilosophischen Idee des Systems, der absoluten Weltvernunft. Der Weltgeist, der in Hegel's Philosophie mit dem Geiste der Menschheit zusammenfällt, thront über den einzelnen Volksgeistern, die er als die „Zeugen und die Zierrathen seiner Herrlichkeit" und als die Vollbringer seines Willens um sich versammelt. Die Thaten dieses Weltgeistes bilden den Inhalt der Geschichte. Der berühmt gewordene Satz der Hegel'schen Rechtsphilosophie, daß alles Vernünftige wirklich und alles Wirkliche vernünftig sei, ist lediglich eine Anwendung dieses allgemeinen Gedankens. Auf Grund dieses Satzes kann aber alles Bestehende gerechtfertigt, und kann jede Kritik des Bestehenden untersagt werden. So wird jene höchste geschichtsphilosophische Idee des Systems schließlich selbst der politischen Tendenz dieser Restaurationsphilosophie dienstbar gemacht.

Es war ein merkwürdiges Verhängniß, das über diesem System schwebte. Es gab sich als die absolute Wahrheit, als die endgültig zur Selbsterkenntniß erhobene Weltvernunft. In den Dienst unhaltbarer sittlicher Zustände gestellt, wurde es eine der vergänglichsten philosophischen Schöpfungen aller Zeiten. In dem Maße, als die Bestrebungen der politischen Restauration darauf ausgingen, das absolute Regiment des vorigen Jahrhunderts zu erneuern, mußten sie eine geistige Gegenströmung erwecken, die sich wiederum in den Bahnen der revolutionären Ideen bewegte. Der Individualismus, zuerst durch die Macht der nationalen Idee überwunden, dann durch einen abstracten Staats- und Humanitätsbegriff gewaltsam zurückgehalten, brach sich von neuem Bahn. Von den Geistern, die als Stimmführer der öffentlichen Meinung den Umsturz oder die Reform der bestehenden Zustände verlangten, und die in der literarischen Bewegung des „jungen Deutschland" eine Art Erneuerung der Sturm- und Drangperiode herbeizuführen suchten, wurde abermals die Freiheit der Einzelpersönlichkeit zur Richtschnur aller Rechte und Pflichten gegenüber der Gesammtheit erhoben. Aber freilich, auch hier ist die Geschichte keine bloße Wiederholung des schon einmal Geschehenen. Wie in dem „jungen Deutschland" die Tendenzen der Verstandesaufklärung mit der Genielust der Romantik seltsam gemischt waren, so verbanden sich in den politischen Bestrebungen der Zeit mit den alten Idealen der Revolution die geistigen Strömungen der jüngsten Vergangenheit. Kosmopolitische und nationale Ideen, die Begeisterung für die Rechte des Einzelnen und die Forderung der Hingabe für die Zwecke der Menschheit wohnten hier, oft unklar zusammenfließend, dicht bei einander.

In Deutschland ist der philosophische Verkündiger dieser geistigen Bewegung der dreißiger und vierziger Jahre ein Mann, dessen Einfluß und Bedeutung von der philosophischen Geschichtsschreibung meist allzu gering geschätzt wird: Ludwig Feuerbach. Abgesehen von einem kleinen Häuflein überlebender Verehrer, ist Feuerbach heute beinahe vergessen. Höchstens kennt man ihn als Einen der Vielen, die zuerst von Hegel ausgegangen und dann von ihm abgefallen waren. Man lese Gottfried Keller's Jugendroman, den „grünen Heinrich", um die Macht, die Feuerbach ausübte, richtiger zu würdigen. Seine Werke waren im Grafenschloß so gut wie im Haus des bildungsbedürftigen Landmanns zu finden. Für alle

diejenigen, die der positiven Religion den Rücken gekehrt, ohne dem in ihr lebenden speculativen Bedürfnisse abgestorben zu sein, galten diese Werke als ein neues Evangelium. Ihr Urheber wurde zum Mittelpunkt eines Cultus, dem auch die Apostel und Wanderprediger, die in diesem Cultus ihren Lebensberuf sahen, nicht fehlten.

Feuerbach's Philosophie ist die mit dem Geiste des 19. Jahrhunderts erfüllte Ethik der französischen Aufklärung. Seine logische und psychologische Einsicht bewahrt ihn vor dem naiven Materialismus jener Systeme; aber darin ist er ganz mit ihnen einig, daß der natürliche, sinnliche Mensch der einzige Inhalt und Zweck der Welt, und daß alles Uebersinnliche ein leeres Idol, eine von den wahren Quellen unseres Daseins ablenkende Selbsttäuschung sei. So ist seine Philosophie nicht minder atheistisch wie die eines Helvetius und Holbach, aber, weit entfernt mit jenen die Religionen als absichtlich zur Unterjochung der Menschen erfundene Irrlehren zu brandmarken, bewährt er einen bewundernswerthen Scharfblick in der Aufsuchung des psychologischen Ursprungs religiöser Vorstellungen. Gleichwohl, das Resultat bleibt das nämliche. Hat der Mensch nach Feuerbach im Stadium des religiösen Empfindens unbewußt sich selber vergöttert, so soll die bewußte Erkenntniß, daß er sein eigener Gott sei, zum Grundgedanken der neuen Weltanschauung werden. An die Stelle der religiösen und der ihr verwandten metaphysischen Contemplation soll die praktische, vornehmlich die des freien Menschen würdigste, die politische Thätigkeit treten.

Daß Sittlichkeit und Glückseligkeit eins seien, und daß alle Glückseligkeit in dem Inhalt des sinnlichen, wirklichen Lebens eingeschlossen liege, steht für Feuerbach ebenso fest wie für die Ethiker der Revolutionszeit. Doch von der Unmöglichkeit des von diesen gemachten Versuchs, aus dem Egoismus alle gemeinnützigen Triebe abzuleiten, ist er nicht minder durchdrungen. Ohne Ich kein Du, aber auch ohne Du kein Ich. Alles sittliche Handeln beruht ihm daher auf der innigen Wechselbeziehung der Selbstliebe und der Nächstenliebe. In dem Andern lieben wir uns selbst, ins uns selbst zugleich den Andern.

Trotz dieser Aufhebung der egoistischen Glückseligkeitsmoral bezeichnet Feuerbach's Ethik ihrer ganzen Tendenz nach unverkennbar einen Rückgang zu dem Individualismus der Aufklärungsphilosophie. Wie nur der einzelne Mensch unmittelbares Object der sinnlichen Wirklichkeit ist, so bleibt auch das Glück des Einzelnen der letzte Zweck der sittlichen Gemeinschaft. Daneben freilich wirken die Humanitätsideale der Restaurationsperiode in dieser Philosophie fort; sie sind der letzte Rest jener Verherrlichung der absoluten Vernunft, der sich aus Hegel's System in die Gedankenwelt seines Schülers hinübergerettet hat. Hieraus stammt die Begeisterung für den wirklichen Menschen, die bei Feuerbach in das Wort, daß der Mensch sein eigener Gott sei, thatsächlich etwas von der Wärme des religiösen Gefühls überströmen läßt.

In Wahrheit ist es ein merkwürdiges und doch psychologisch verständliches Gesetz der Geschichte, daß unter allen philosophischen Ueberzeugungen der Atheismus nicht am seltensten in der Form religiöser Schwärmerei auftritt. Nahezu gleichzeitig mit Feuerbach begründete in Frankreich Auguste Comte sein „System der

positiven Philosophie". Beide Denker haben wahrscheinlich nie von einander gehört; dennoch sind beider Weltanschauungen, besonders in den ethischen Fragen, von überraschender Uebereinstimmung, — auch dies ein Zeugniß für den Einfluß des allgemeinen Zeitgeistes auf die Entwicklung der philosophischen Ideen. Und mehr noch als bei Feuerbach wurde schließlich bei Comte der Mensch zum Gegenstand eines religiösen Cultus, als dessen Hohepriester sich der Philosoph selber betrachtete. So weit freilich hat sich der deutsche Denker nicht hinreißen lassen. Dennoch sind diese Unterschiede vielleicht mehr solche des nationalen Temperaments und der äußeren Lebenseinflüsse als der ursprünglichen Empfindung. Bei Comte erscheint diese religiöse Schwärmerei des Atheismus im katholischen, bei dem nüchternen Feuerbach im reformirten Gewande.

Mit den Hoffnungen des Jahres 1848 sank auch der Stern der Feuerbach'schen Philosophie. Der Zeit der Entmuthigung, die nun folgte, und die den rückwärts strebenden Gewalten in Staat und Gesellschaft freies Spiel ließ, war der lebensfreudige Optimismus jenes Denkers nicht mehr congenial. Seine Ueberzeugungen wanderten zum Theil mit der zerstreuten Schar seiner Anhänger in die neue Welt aus. Das zurückbleibende Geschlecht aber entsagte entweder der Philosophie, oder es tröstete sich mit einer Philosophie der Entsagung.

Die Philosophie, die, von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, von nun an auf deutschen Universitäten herrschend wurde, begab sich in den Dienst der Philologie oder der Geschichtschreibung. Nach dem Vorbilde Hegel's hat man es wohl versucht, auch diesen Zustand geschichtsphilosophisch zu construiren. Die romantische Idee Savigny's von der Kunst der Rechtsbildung auf die Philosophie anwendend, meinte man: nachdem die Aera der Entstehung philosophischer Weltanschauungen vorüber, sei jene nun in eine neue Aera eingetreten, in der sie nur noch die Geschichte ihrer eigenen Vergangenheit sei.

Wer in der Menge der Gebildeten überhaupt noch philosophische Bedürfnisse empfand, der suchte Zuflucht bei der nun erst zur Verbreitung gelangten Weltanschauung Arthur Schopenhauer's, wenn ihm nicht etwa jene materialistische Populärphilosophie genügte, die als eine verspätete Nachblüthe der revolutionären Systeme des vorigen Jahrhunderts auf den Trümmern der Feuerbach'schen Lehre entstand. Schopenhauer's Philosophie wurde der echte Ausdruck der Zeitstimmung. Nicht seine scharfsinnige Beleuchtung des Erkenntnißproblems, nicht seine mystische Willenslehre waren es, die ihm die Geister zuführten, sondern seine von dem Schmerz des Daseins erfüllte trostlose Weltansicht, der das Leben eine Mischung von Leiden und Entbehrung ist und die mit der Vedanta-Philosophie der Inder in der Vernichtung die wahre Erlösung von dem Uebel erblickt. Diese Weltansicht ist das vollkommene Abbild jener Stimmung der Entmuthigung und der Entsagung, die sich der Gemüther bemächtigt hatte. Ihre rasche Verbreitung beweist, daß eine Zeit, wenn sie die ihr congeniale Philosophie in der Gegenwart nicht zu finden weiß, mit sicherem Instinct in die Vergangenheit zurückgreift. Als Schopenhauer's Hauptwerk in den zwanziger Jahren in die Oeffentlichkeit trat, blieb es so gut wie unbeachtet. Der Pessimismus des einsamen Denkers fand keinen Widerhall in einer Zeit, in der die Kühneren die Hoffnungen der

Freiheitskriege nicht aufgegeben hatten, die ruhigeren Geister aber entweder mit dem Bestehenden sich zufrieden gaben oder in fernen Humanitätsidealen schwelgten. Jetzt war die Zeit des Pessimismus gekommen, und der Greis erlebte noch den Triumph, den er sich dereinst als Jüngling geweissagt hatte. Das sittliche Problem aber ermangelte in dieser Philosophie naturgemäß jeder praktischen Bedeutung. Welchen Werth sollte es auch haben, von Maximen des sittlichen Handelns zu reden, wenn der Verzicht auf den Willen zu handeln der Weisheit letzter Schluß ist? Schopenhauer's Ethik läuft daher auf eine Psychologie und Metaphysik des *Mitleids* hinaus. Alles dreht sich in ihr um die Beantwortung der Frage, wie es doch komme, daß der Mensch als ein nach seinen sinnlichen Anlagen durch und durch egoistisches Wesen zugleich der Neigung für Andere fähig sei.

Noch einmal hat sich in unsern Tagen eine Umwälzung vollzogen, ähnlich der, welche der Anfang des Jahrhunderts in den Befreiungskriegen erlebte, — ähnlich, und doch in Eintritt und Verlauf, in Vorbereitung und Erfolg weit von jener verschieden. Dort zuerst überschwellende Hoffnung, dann nothgedrungener Verzicht, — hier eine zuerst zögernd und mißtrauisch verfolgte, dann aber in energischer Zusammenfassung der Volkskräfte plötzlich erreichte Erfüllung der nationalen Wünsche. Dem Verlauf dieser politischen Umwälzungen entspricht ihr Verhältniß zur Welt der Ideen. Nicht wie die französische Revolution, nicht wie die deutschen Befreiungskriege ist diese neueste Entwicklung durch philosophische Ideen vorbereitet. Das neue Reich, eine Schöpfung der politischen Nothwendigkeit, hat seine Verfassung nicht auf allgemeine Reflexionen über Bürger- und Menschenrechte, sondern auf das Rechtsgefühl und das Pflichtbewußtsein einer durch Sitte, Bildung und geschichtliche Erlebnisse verbundenen Volksgemeinschaft gegründet. So erblicken wir — was auch Dieser oder Jener an dem vollbrachten Werk verbessert sehen möchte — in ihm die Verwirklichung der einst von Fichte verkündeten Idee des *nationalen Culturstaates*.

Wie in diesem Sinne in den politischen Schöpfungen der Gegenwart die Gedanken einer ferneren Vergangenheit zum Leben erwacht sind, so aber hat nicht minder der Verlauf unsrer neuesten Geschichte hinwiederum auf die philosophische Ideenentwicklung seine Rückwirkungen ausgeübt. Freilich, wenn die politische Geschichte der Gegenwart eine schwierige, so ist die geistige Geschichte derselben vielleicht eine unmögliche Aufgabe. Immerhin dürfen wir es versuchen, die *Zeichen der Zeit* zu deuten, die uns den wahrscheinlichen Verlauf der Dinge vorausverkünden.

Zwei solcher Zeichen treten uns, wie ich glaube, als die bedeutsamsten entgegen. Der Pessimismus hat seine Herrschaft über die Gemüther eingebüßt. Eine Philosophie der Entsagung mag Einzelnen noch als angemessener Ausdruck ihrer subjectiven Stimmung erscheinen, eine herrschende philosophische Richtung ist sie nicht mehr. Hand in Hand damit geht eine veränderte Werthschätzung der allgemeinen Probleme. Der vorangegangenen Zeit erschien die Beschäftigung mit der Erkenntnißtheorie als die vornehmste, wenn nicht einzige philosophische Aufgabe. Dies ist völlig anders geworden. Das *sittliche Problem* drängt

sich heute immer mächtiger in den Vordergrund. Die Fragen über den Ursprung des Sittlichen, über das Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinschaft, über die Bedeutung von Recht und Pflicht sind als die wichtigsten Fragen der gegenwärtigen Philosophie anerkannt. Und wie stellen wir uns heute zu diesen Fragen? *Wie verhalten sich die Ideen von 1889 zu den Ideen von 1789?*

Schon darin spiegelt sich der Gegensatz der Jahrhunderte, daß über den Inhalt der Principien, welche das Zeitalter der französischen Revolution beherrschten, nach den übereinstimmenden Aussprüchen der Philosophen und der politischen Redner jener Zeit nicht der geringste Zweifel bestehen kann, indeß schwerlich Jemand sich unterfangen wird, die Ideen der Gegenwart in ein allgemeingültiges Glaubensbekenntniß zusammenzufassen. Der Widerstreit der Meinungen fehlte auch dem achtzehnten Jahrhundert nicht; gleichwohl trugen die Anschauungen der vorurtheilsfreien Denker ein übereinstimmendes Gepräge. Unser Zeitalter scheint seinen geschichtlichen Sinn auch darin zu bekunden, daß nahezu alle Standpunkte, die irgend einmal eine historische Berechtigung besitzen mochten, ein dauerndes Recht auf Existenz für sich in Anspruch nehmen. Wie in unsern politischen Parteien das Mittelalter mit der rationalistischen Aufklärung, die Gegenwart mit Zukunftsidealen, die in fernen Jahrhunderten einmal Wirklichkeit werden können, im Streite liegen, so gibt es in den Erörterungen, deren Gegenstand das sittliche Problem ist, kaum eine in der Geschichte der Philosophie zur Entwicklung gelangte Anschauung, die nicht heute noch einzelne Vertreter fände. Aber wenn wir vor Allem diejenige Gedankenrichtung, welche in den politischen und socialen Schöpfungen der Gegenwart zu erkennen ist, als den wahren Ausdruck der Ideen unseres Zeitalters gelten lassen, dann kann, wie ich meine, kein Zweifel darüber bestehen, *wie* die Antwort auf die oben aufgeworfene Frage lauten muß.

Ist es überhaupt ein Recht der Nationen, große Ereignisse ihrer Vergangenheit durch Erinnerungsfeste im Gedächtniß der Lebenden zu erneuern, so wird Niemand dem Jahre 1789 den Anspruch auf eine Centennarfeier streitig machen. Aber kein Irrthum könnte größer sein als der, welcher mit diesem Erinnerungsfeste den Glauben verbände, daß die Principien von 1789 ewig leuchtende Wahrheiten seien, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu jeder Zeit Anerkennung erzwingen müßten.

Stellte das vorige Jahrhundert alle Moral einseitig entweder unter den Gesichtspunkt des Rechts oder unter den der Pflicht, so ist heute unsere sittliche Lebensanschauung von dem Gedanken erfüllt, daß Pflicht und Recht überall zusammengehörige Begriffe sind, und daß es daher kein Recht gibt, das nicht an und für sich eine Pflicht des Berechtigten in sich schlösse, mag nun diese als Rechtspflicht von ihm gefordert und erzwungen werden können, oder mag sie, wie bei dem Eigenthumsrecht, als eine *sittliche* Pflicht der freien Uebung überlassen bleiben. Die sittliche Pflicht ist aber nur eine um so verantwortungsvollere, weil sie eine *freie* Pflicht ist, wie dies gerade bei der so lange gänzlich mißkannten Pflicht des Eigenthumsrechtes heute immer deutlicher in das allgemeine Bewußtsein tritt.

Betrachtete das vorige Jahrhundert nur die einzelne Persönlichkeit als realen Gegenstand sittlicher Zwecke, so ist unsere heutige Anschauung von der Ueberzeugung beseelt, daß die politische und die humane Gemeinschaft Wirklichkeiten von einem dem Einzeldasein übergeordneten Werthe sind. Nicht mit Hülfe zweifelhafter dialektischer Constructionen, sondern auf der Grundlage einer unbefangen die Thatsachen des geistigen Lebens prüfenden Psychologie sucht aber die Ethik der Gegenwart diese Auffassung wissenschaftlich zu rechtfertigen.

Galt endlich der Aufklärungsphilosophie die verstandesmäßige Reflexion als der einzige Richter über wahr und falsch, über gut und böse, und erblickte sie darum in der intellectuellen Beschäftigung des Geistes das größte Gut, so haben die heutige Psychologie und Ethik erkannt, daß die höchste menschliche Thätigkeit der aus dem Gefühl erwachsene, das Denken wie das äußere Handeln lenkende Wille ist, und daß darum das höchste menschliche Gut ein guter Wille bleibt.

Auch auf die Wissenschaften und ihre Pflege hat dieser Wandel der Anschauungen zurückgewirkt. Der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts huldigte der Meinung, aus der richtigen Einsicht entspringe von selbst das richtige Wollen. Wir denken bescheidener von unserem Wissen wie von unserem Können. Um so mehr sind wir von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Pflege des Wissens zwar der nächste, die Pflege der sittlichen Gesinnung aber der wichtigste Zweck ist, den wir erstreben. Die Berufstüchtigkeit und Berufstreue, in deren Ausbildung die einzelnen Fachwissenschaften zusammenwirken, sind die Eigenschaften, in denen auch innerhalb der gelehrten Berufsstände jene Gesinnung vornehmlich sich bethätigen soll. Die Philosophie als solche muß auf den Vorzug verzichten, den die Beschäftigung mit den concreten Aufgaben des Lebens mit sich bringt. Aber indem sie das Nachdenken über die allgemeinen Probleme des Daseins anzuregen und die Erkenntniß der sittlichen Aufgaben des Einzelnen wie der Gemeinschaft zu fördern bemüht ist, darf sie wohl hoffen, daß auch ihre Mithülfe an der sittlichen Gesammtarbeit der Wissenschaft und ihrer Lehre als eine nicht ganz nutzlose anerkannt werden möge.

Das amerikanische Staatswesen.

Von

Anton E. Schönbach.

The American Commonwealth. By James Bryce. 3 vols. London and New-York. Macmillan & Co. 1888.

Ueber einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren hin erstrecken sich die Ereignisse, durch welche sich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Gründung der amerikanischen Republik vollzog. Was damals den Zeitgenossen theils eine Verkettung glücklicher Zufälligkeiten, theils das Werk weniger Männer schien, die zielbewußt ihre großen Gaben dem Dienste einer großen Sache geweiht hatten, das stellt sich heute als der nothwendige Abschluß eines lange währenden Prozesses dar, zugleich als der Beginn einer ganz eigenartigen politischen Entwicklung, über deren weltgeschichtliche Bedeutung wir wohl kaum mehr zweifelhaft sind, über deren Fortschritt und Ausgang wir jedoch nicht einmal Vermuthungen hegen können. Mit dem glanzvollen Festzuge, der vor wenigen Monaten zu Schiff und zu Lande in dem Umkreise von New-York das Gedächtniß der vor hundert Jahren dort stattgefundenen Inauguration des ersten Präsidenten, George Washington, feierte, ist die Jubelzeit geschlossen. Nicht unpassend scheint es, in solchem Augenblicke zu überschauen, was während des abgelaufenen Jahrhunderts von den Vereinigten Staaten Amerika's als politischem Gemeinwesen geleistet worden ist, nicht so sehr für ihren eigenen Bereich, als mit Rücksicht auf die europäischen Staatsgebilde und auf die Schicksale der modernen Cultur überhaupt.

Die Beurtheilung der politischen Einrichtungen in der amerikanischen Republik hat verschiedene Wandlungen durchgemacht. Von dem theoretischen Interesse, welches Goethe in Wilhelm Meister's Lehr- und Wanderjahren zeigte, ist es ein weiter Schritt zu der begeisterten Darstellung Alexis de Tocqueville's in seiner Démocratie en Amérique 1832, welche in der Union das fast erfüllte Ideal eines modernen Staates erblickte und den Völkern Europa's als ein allmälig zu erstrebendes Ziel bezeichnete. Der Bürgerkrieg brachte zeitweilig einen Umschwung hervor, denn vielfach meinte man, besonders in England und Frankreich, daß nunmehr die Republik scheitern oder mindestens, so in Deutschland, nicht

ohne dauernde Schädigung aus dem Kampfe hervorgehen werde. Mit dem Ende des ungeheuren Ringens, mit dem friedlichen Ausgleich, der angebahnt wurde, wendete sich auch die europäische Meinung über Amerika zum Bessern, zumal die Weisheit unserer Physiologen ebenfalls zu nichte ward, welche den Neger für bildungsunfähig hielt und die Existenz der farbigen Massen in den Südstaaten nicht bloß als nachtheilig dem Gedeihen derselben erachtete, sondern geradezu als ein unüberwindliches Hinderniß. Bewunderte man, wie es nicht anders anging, die finanzielle Leistungskraft, welche die Vereinigten Staaten in der raschen Tilgung ihrer ungeheuren Kriegsschuld an den Tag legten, so entrüstete man sich wiederum über die Nachrichten von der Corruption ihrer Verwaltung, wobei man übersah, daß es sich in Amerika um die Corruption eines immerhin beschränkten Kreises handelt, nämlich der Berufspolitiker.

Dem Allen gegenüber muß das Erscheinen eines Werkes äußerst gelegen kommen, welches aus erschöpfender Sachkenntniß, mit völlig unbefangenem Urtheil und ungemeiner Sorgfalt über das politische Wesen und die Zustände der Vereinigten Staaten berichtet, die Institutionen klar legt, aber auch ihre treibenden Kräfte schildert und endlich die allgemeinen geistigen Eigenschaften des Volkes als letzte Voraussetzungen seiner Politik beschreibt. Ein solches Werk liegt in den drei Bänden vor, welche James Bryce, Mitglied des englischen Parlamentes für Aberdeen, unter dem, an die Spitze dieser Arbeit gestellten Titel soeben hat erscheinen lassen. Professor Bryce, ein Schotte von Geburt, hat zuerst 1874 durch ein vorzügliches Buch „Das heilige römische Reich" die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, ist dann wiederholt als politischer und Reiseschriftsteller aufgetreten, war von 1870 ab durch längere Zeit Regius Professor of Civil Law an der Universität Oxford, Parlamentsmitglied seit 1880 und während Gladstone's letzter Administration Unterstaatssekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er gehört zu den hervorragendsten englischen Politikern der jüngeren Generation; seine Bildung ist ganz ungewöhnlich umfassend; er gebietet über einen klaren und angenehmen Ausdruck, der selbst die verwickeltsten Probleme verständlich auseinanderlegt. Diese Eigenschaften machen sein Werk zu einer Arbeit ersten Ranges, was sofort allerseits anerkannt worden ist. Es führt in unvergleichlicher Weise in das Wesen des amerikanischen Staates ein. Und diese Einsicht findet sich bei uns nicht so häufig, als man nach den vielfachen Verbindungen und Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika glauben sollte. Eben nur die Hauptereignisse des amerikanischen Staatslebens werden in unseren Zeitungen besprochen, etwa eine Präsidentenwahl; wie jedoch bei gewöhnlichem Verlauf der Dinge sich die politischen Einrichtungen der Union gestalten, in einandergreifend ihren Dienst verrichten, darüber wird insgemein wenig Belehrung bei uns verbreitet. Vielleicht ist es darum nicht unzweckmäßig, wenn ich mit meinem Bericht über das Buch von Bryce in kürzester und elementarster Weise eine Darlegung der Hauptpunkte des amerikanischen Staatsorganismus verknüpfe. Obgleich ich dabei gezwungenermaßen zahlreiche Einzelheiten anführe, welche vielen Lesern ganz geläufig sind, so rechne ich doch darauf, daß der Zusammenhang sowohl als die daraus gezogenen Folgerungen Diesen und Anderen willkommen sein möchten.

I.

Die Grundlage aller gesetzlichen Ordnung in den Vereinigten Staaten bildet die Constitution von 1787, welche durch die Abgeordneten der damals vorhandenen dreizehn Staaten entworfen und dann durch die einzelnen Staaten bestätigt und anerkannt worden ist. Sie enthält zunächst nur sieben Artikel, später sind fünfzehn Amendements hinzugefügt worden, 1—10 schon 1794; die drei letzten, welche sich auf die Emancipation der Neger und die Regelung der Verhältnisse nach dem Bürgerkriege beziehen, wurden erst 1865—1870 aufgestellt. Diese Urkunde ist nicht allein das Ergebniß der Ueberlegung jener Abgeordneten, sondern in ihren einzelnen Sätzen sowohl mit den bestehenden Verfassungen der Staaten, dann wieder unmittelbar mit den vorbildlichen englischen Einrichtungen, insofern dieselben historisch bewährt schienen, verknüpft, als auch in ihrer gesammten Haltung durch Montesquieu's Esprit des Lois, das autoritative Werk des 18. Jahrhunderts, bestimmt. Daher stammt vor Allem die sorgsame Scheidung der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Gewalten.

Die gesetzgebende Gewalt des „Staatenbundes", wie er dies ursprünglich war, ist zwei Vertretungskörpern anvertraut, die beide aus der Volkswahl, jedoch in verschiedener Weise hervorgehen. Der Senat besteht aus den Abgeordneten der Staaten, je zwei aus jedem, welche von der Legislative derselben auf sechs Jahre gewählt werden und zwar so, daß von zwei zu zwei Jahren ein Drittel der Mandate abläuft. Diese allmälige Erneuerung dient dazu, der Körperschaft eine gewisse Festigkeit zu verleihen und eine Ueberlieferung in der Führung der Geschäfte zu bewahren. Da im Februar dieses Jahres vier neue Staaten in die Union aufgenommen worden sind, nämlich Nord- und Süd-Dakota, Washington und Montana, so gibt es nun 42 Vereinigte Staaten, also 84 Senatoren. Der Vicepräsident der Union ist zugleich Präsident des Senates. Diese Körperschaft hat Antheil an allen drei Staatsgewalten. An der gesetzgebenden, in soweit im Senat Gesetze beantragt und angenommen werden können, wenn das Repräsentantenhaus und der Präsident zustimmen. An der Executive, da die Ernennung der Staatsbeamten durch den Präsidenten und die von diesem mit auswärtigen Mächten geschlossenen Verträge der Bestätigung durch den Senat bedürfen. Endlich ist der Senat zugleich Gerichtshof für die Anklagen wider den Präsidenten, die obersten Bundesbeamten und -Richter, welche von den Repräsentanten erhoben werden.

Vertritt der Senat die einzelnen Staaten als gleichberechtigte Glieder des Bundes, so geht das Repräsentantenhaus, oder „das Haus" schlechtweg, aus den unmittelbaren Wahlen der Bevölkerung hervor, jedoch nach Maßgabe ihrer Vertheilung auf die Staaten. Anfangs war festgesetzt worden, daß auf je 30000 Einwohner eines Staates ein Repräsentant gewählt werden solle, weil aber auf diese Art die Zahl der Abgeordneten all zu sehr angewachsen und ihre Thätigkeit dadurch arg gehemmt worden wäre, hat man ohne genaue Rücksicht auf den Umfang der Bevölkerung (im großen Durchschnitt kommt jetzt ein Vertreter auf etwa 150000 Einwohner) ihre Anzahl beschränkt: zur Zeit beträgt sie 325. Manche Staaten haben nur einen Abgeordneten, die größten Staaten viele, New-York 34, Pennsylvania 28. Sie werden von den Bürgern der Staaten für

zwei Jahre gewählt, und zwar fällt einmal ihre Wahl mit der des Präsidenten zusammen, das nächste Mal tritt sie ans Ende der halben Amtsdauer der Präsidentschaft. Den Vorsitz im Hause führt der von demselben gewählte „Sprecher". Er besitzt weitreichenden Einfluß, da nicht das Haus selbst die Ausschüsse oder Kommissionen bestimmt, in denen die Vorberathung der Geschäfte stattfindet, wie das im Senat geschieht, sondern der Sprecher. Dem Hause liegt es zunächst ob, die Mittel für die Bundesverwaltung und überhaupt alle Gelder, welche zu Bundeszwecken verwendet werden, zu bewilligen. Dann aber hat es, gleich dem Senat, die Initiative in der Gesetzgebung. Senat und Repräsentantenhaus bilden zusammen den „Congreß", doch wird auch das Haus für sich gelegentlich so bezeichnet. Senatoren und Repräsentanten beziehen ein Gehalt von 5000 Dollars jährlich, also ungefähr 20000 Mark, da eine Erhöhung auf 7500 Dollars = 30000 Mark wieder zurückgenommen werden mußte. Doch bemüht man sich eben jetzt neuerdings, diesen größeren Betrag festzustellen, weil die Unterbrechung der Berufsthätigkeit und das theure Leben in der Bundeshauptstadt Washington die Volksvertreter mit der geringeren Summe nicht mehr auskommen lassen. Jeder Congreß hat zwei Sessionen: eine lange, welche am Ende des Jahres der Wahl beginnt und bis zum Juli oder August des nächsten Jahres dauert, und eine kurze vom September dieses zweiten Jahres bis zum nächsten 4. März. Die Repräsentanten arbeiten also thatsächlich 10—12 Monate während ihres Mandates.

Die oberste Bundesautorität ist der „Präsident", welcher auf vier Jahre gewählt wird, und zwar Anfangs November, sein Amt jedoch erst mit dem 4. März des folgenden Jahres antritt. Seine Wahl geht formell nicht unmittelbar von den Urwählern aus, sondern die Bürger der Staaten stimmen für Wahlmänner (electors), deren Zahl der Summe entspricht, welche die Vertreter der Staaten im Congreß ausmachen. So hat Pennsylvania 30 Electoren, weil es 28 Repräsentanten und 2 Senatoren besitzt. Der Präsident stellt die Einheit des Bundes gegenüber den auswärtigen Mächten dar; er verkehrt mit ihnen durch Gesandte und schließt mit ihnen unter Zustimmung des Senates Verträge ab. Auch im Innern repräsentirt er die Bundesgewalt, denn von ihm geht alle Autorität der Bundesbeamten aus; er ernennt sie, wofern der Senat seine Vorschläge gebilligt hat. Er waltet über die Ausführung der Gesetze und beruft den Congreß zu außerordentlichen Sitzungen zusammen, falls es die Umstände erfordern. Jeder vom Congreß fertig gestellte Gesetzentwurf muß seine Zustimmung erhalten, um Gesetz zu werden. Verweigert er sie, legt er sein Veto ein, so kann freilich der Congreß dieses Veto zunichte machen, indem das Gesetz wieder eingebracht und in beiden Häusern mit Zweidrittelmajorität angenommen wird. Es ist dann Gesetz ohne Zustimmung des Präsidenten. Die beschränkte Gewalt des Bundeshauptes wird zu einer außerordentlich erweiterten im Falle des Krieges, denn der Präsident ist oberster Befehlshaber von Armee und Flotte; den Krieg jedoch erklärt der Congreß. Der Präsident kann ein zweites Mal gewählt werden, und das ist auch schon oft geschehen (Washington, Jefferson, Madison, Monroe, Jackson, Lincoln, Grant). Nach der Verfassung wäre er auch noch weiterhin wählbar, allein Washington's Rücktritt nach dem zweiten Amts-

termin legt allen Nachfolgern eine Beschränkung auf, welche man auch neulich nicht zu durchbrechen vermochte, als sich Stimmen für eine dritte Präsidentschaft von Ulysses S. Grant ausgesprochen hatten. Der Präsident bezieht ein Jahrgehalt von 50000 Dollars = 200000 Mark und wohnt im „Weißen Hause" zu Washington. Der Vicepräsident wird mit ihm zugleich gewählt, sein Amt ist gewöhnlich ohne Bedeutung, da er selbst im Senate, dem er vorsitzt, nur eine dirimierende Stimme hat. Er wird plötzlich machtvoll, wenn der Präsident stirbt, da er dann für den Rest des Termines das Amt bekleidet, und das ist während der ersten hundert Jahre der Republik schon viermal geschehen.

Die richterliche Bundesgewalt wird durch drei Klassen von Beamten ausgeübt: Bundesbezirksgerichte (Federal district courts), dann die sogenannten Circuit courts, d. h. Gerichtshöfe, welche ihren Standort wechseln, und endlich den obersten Bundesgerichtshof (Supreme Court), der jetzt aus neun Mitgliedern besteht und seinen Sitz in Washington hat. In den Wirkungskreis der Bundesgerichtshöfe fallen alle Angelegenheiten, bei deren Entscheidung ein Bundesgesetz in Kraft kommt: Fälle, welche fremde Gesandte betreffen; Alles, was zur Seegerichtsbarkeit gehört; Händel, in denen die Union Partei ist; Angelegenheiten zwischen zwei Staaten oder Bürgern verschiedener Staaten, oder einem Staat und Bürgern eines anderen Staates, oder Angehörigen auswärtiger Mächte. Nicht alle diese Fälle müssen von Bundesrichtern entschieden werden, in allen aber ist der Appell von einem Staatsgerichte an die Bundesgerichte zulässig. Der oberste Gerichtshof ist zugleich Appellhof in allen Bundessachen. Diejenigen Angelegenheiten, welche nicht in den angegebenen Bereich fallen, und das ist die große Mehrzahl der vorkommenden Rechtsfälle, werden vor den Gerichtshöfen der einzelnen Staaten (Staatsgerichten, State courts) verhandelt, innerhalb deren ein selbständiger Instanzenzug besteht. Die Bundesrichter werden vom Präsidenten unter Zustimmung des Senates ernannt, können nur auf Anklagen vor dem Senat hin entfernt werden, sind also thatsächlich für Lebenszeit angestellt. Die Gehälter der einzelnen Klassen sind verschieden; die Mitglieder des obersten Gerichtshofes beziehen je 10000 Dollars = 40000 Mark jährlich.

Die Verfassungsurkunde ist das feste Rüstwerk, innerhalb dessen die Kräfte, aus denen die Bundesregierung besteht, auf einander wirken. Sie ist fest, weil ihre Satzungen nicht zu präcis abgefaßt sind und Deutungen erlauben, wie sie von den wechselnden Zeitumständen verlangt werden. Sie muß fest sein, damit ihre Bestimmungen nicht so leicht dem Drucke der im letzten Grunde allgewaltigen Volksmassen nachgeben. Darum ist sie auch gegen Aenderungen einigermaßen gesichert: denn es ist sehr schwierig, die zu solchen erforderliche Zweidrittelmajorität des Congresses, die Billigung des Präsidenten, vor Allem aber die Bestätigung durch mindestens zwei Drittel aller Staaten zu gewinnen. Sieht man von den sofort während der ersten Jahre ihrer Wirksamkeit nothwendig gewordenen Ergänzungen ab, welche die Mängel des ursprünglichen Entwurfes verbessern, so hat sich die Constitution viel dauerhafter erwiesen, als man erwarten durfte. Nur die Lösung der Sclavenfrage, welche durch den Bürgerkrieg zu Stande gekommen war, hat wesentliche Zusätze veranlaßt. Der Weisheit ihrer Urheber, welche der Zukunft nicht alle Wege im Voraus bestimmen wollten und einer un-

geahnten Entwicklung freie Bahn ließen, hat dieses Jahrhundert das ruhmvollste Zeugniß ausgestellt. Ungeheure Aufgaben sind vor die Nation getreten, zum Theil bewältigt, zum Theil in Angriff genommen worden; ein Bürgerkrieg von vier Jahren, der einer Million Männern das Leben kostete und eine colossale Staatsschuld aufthürmte, hat die Nation in allen Schichten erschüttert; über die ganze Breite des Continentes haben sich die Vereinigten Staaten ausgedehnt und ein Gebiet in Besitz genommen, mit dem verglichen ihr ältester Bestand unbedeutend erscheint; die Zahl der Bewohner hat sich auf sechzig Millionen gehoben; die Erfindungen und Verkehrsmittel haben die ganze Führung des Lebens verändert: aber die Constitution in ihren wenigen bedruckten Blättern hat sich starr genug erwiesen, um die Völkerwogen zusammenzuhalten, und doch biegsam genug, um allen Kräften eine gedeihliche Entfaltung zu verstatten.

Freilich ist auch die Verfassung, trotzdem ihr Wortlaut unberührt blieb, heute nicht mehr ganz dieselbe, wie zur Zeit ihres Entstehens. Die Bedeutung der Worte hat sich hie und da geändert; in ihre Sätze wurde, soweit es ohne Gewalt anging, Vieles hineingelegt, was sie nicht eingeschlossen hatte, da sie zuerst geschrieben wurde. Hauptsächlich aber hat sich das Verhältniß des Volkes zu der Urkunde geändert: die politische Bildung setzt sich heute aus ganz anderen Elementen zusammen als vor hundert Jahren, und so versteht man auch heute viele ihrer allgemeinen Bestimmungen in anderem Sinne, als sie damals entworfen worden waren. Das schadet nichts und beweist nur für die Tüchtigkeit des Gefüges; doch würden die Väter der Constitution, könnten sie ihr Werk jetzt sehen, von der Veränderung in ihren Zügen überrascht sein.

Die Stellung des Präsidenten war von den Gründern der Republik mit vielen Schranken und Vorsichtsmaßregeln umgeben worden; denn Alle beherrschte die Furcht, daß die Machtfülle des obersten Beamten sich ungesetzlich erweitern und zur Tyrannis umbilden könnte. Diese Furcht hat sich nicht erfüllt, aber trotz der Eifersucht des Congresses ist die Stellung des Präsidenten im Ganzen erstarkt. Schon dadurch, daß einer der vorsichtig eingeschobenen Unterschiede in der Bildung der Bundesgewalten seine Bedeutung geändert hat. Während der Senat durch die Art seiner Wahl die Staaten als selbständige Bundesglieder vertritt, das Repräsentantenhaus der unmittelbaren Wahl wegen das Volk selbst, sollte der Präsident, in die Mitte gestellt, zwar von der Nation gewählt werden, jedoch durch das Zwischenglied der Wahlmänner. Das war natürlich nur so lange von Werth, als diese Electoren in ihrer Abstimmung unabhängig von den Urwählern blieben; seit aber die großen politischen Parteien bestehen und ihre Candidaten zur Wahl stellen, sind die Electoren nur Abstimmungspuppen; die Präsidentenwahl geschieht ganz unmittelbar durch die Urwähler, ist damit entschieden, und die Zählung der Electoralstimmen ist ein müßiges Ueberlebsel, das ebenso gut ganz fortfallen könnte. Dieser Umstand kräftigt die Stellung des Präsidenten wenigstens in der öffentlichen Meinung, denn seine Autorität geht nun direct auf den Volkswillen zurück, wie die der Repräsentanten. Allerdings tritt auch in der Wahl der Senatoren der Wille der Nation jetzt mehr hervor, als man seinerzeit angenommen hatte. Die beiden großen Parteien nämlich dehnen sich über das ganze Gebiet der Union aus und die Zusammensetzung der einzelnen Staats-

legislaturen, aus welchen die Senatoren hervorgehen, hängt so ganz von den Urwählern ab, daß diese in der Praxis auch die Wahl der Senatoren selbst bestimmen. Das würde nun auch nicht mehr anders werden, wenn die localen Interessen einzelner Staaten oder Staatengruppen an die Stelle der großen politischen Parteien träten. Die Macht des Präsidenten ist übrigens hinreichend eingeengt; schon die kurze Dauer des Amtes beschränkt sie. Er leitet allerdings die auswärtige Politik und hätte darin Raum, selbständige Ansichten geltend zu machen, allein jede durch Vertrag festzustellende Staatshandlung ist an die Billigung des Senates gebunden, und alle Kosten, die dabei aufzuwenden sind, muß das Repräsentantenhaus bewilligen. Der Präsident kann gewiß Conflicte mit fremden Mächten sehr verschärfen, ja ihre friedliche Beilegung unmöglich machen, aber kaum, ohne der Volksstimme dabei sicher zu sein. Den Krieg erklärt der Congreß; ist er einmal erklärt, dann schwillt die Macht des Präsidenten plötzlich ins Ungeheure; er ist dann in der That weniger gebunden, als ein altrömischer Dictator. Die Verwaltung aller Staatsinteressen vereinigt sich während des Krieges naturgemäß in der Hand des Präsidenten; die Leitung darf eben nicht anders denn einheitlich sein. Ueber eine solche enorme Gewalt verfügte Abraham Lincoln, und der beste Beweis für ihren Umfang liegt darin, daß seine Proclamation über die Befreiung der Farbigen dann thatsächlich das 13.—15. Amendement der Constitution einfach folgerichtig erzwang. Und sein Nachfolger, Andrew Johnson, hat wenigstens, als während eines halben Kriegszustandes der Congreß seine Maßregeln befehdete, durch seinen Widerstand die Thätigkeit der Staatsmaschine einstweilen zum Stillstand gebracht, freilich auf die Dauer nichts ausgerichtet. Der Einfluß des Präsidenten auf die inneren Angelegenheiten macht sich zunächst durch die Besetzung der riesigen Masse von Bundesämtern geltend, welche in seinen Händen liegt. Die wichtigsten derselben befaßt das Cabinet des Präsidenten, welches in der Constitution gar nicht vorgesehen ist. Den älteren einfachen Verhältnissen entsprach es, daß der Präsident als der unmittelbare Leiter der Bundesverwaltung angesehen wurde und nur Stellvertreter an die Spitze der verschiedenen Departements wählte. So ist es der Form nach noch heute, aber diese Secretäre des Auswärtigen (Secretary of State), des Innern, des Schatzes, des Krieges, der Flotte u. s. w. sind jetzt wirkliche Minister und besitzen, wenngleich von dem Präsidenten unmittelbar abhängig, doch bei der großen Erweiterung aller Geschäfte und dem bedeutenden Beamtenstab erheblichen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. So machten z. B. durch eine Zeit lang die schwierigen Probleme der amerikanischen Finanzpolitik den Schatzsecretär zu einem der wichtigsten Berather des Präsidenten. Nur diesem sind die Minister verantwortlich; zwar können sie wegen Mißbrauch ihrer Gewalt in Anklagezustand versetzt werden, wie jeder der obersten Bundesbeamten und -Richter; aber das ist bisher nur einmal, während Grant's zweiter Administration, angedroht worden, und bei der Drohung ist es geblieben. In der That ist der Präsident in der Wahl seines Cabinettes und in seinem Urtheil über die Leistungen desselben nur durch die Rücksicht auf die Partei beschränkt, welcher er angehört.

Ein Hauptattribut der Präsidentengewalt ist das Einspruchsrecht wider die Gesetzgebung des Congresses. Dieser entfaltet nämlich, durch die Parteien beein-

flußt, oftmals eine Betriebsamkeit in der Ausarbeitung von Gesetzen, welche viel Unreifes und gelegentlich auch geradezu Schlechtes an den Tag fördert. Da ist das Veto des Präsidenten eine sehr werthvolle Hemmung, und der häufige Gebrauch desselben (z. B. durch den eben aus dem Amte getretenen Grover C. Cleveland) schadet dem Präsidenten nicht nur nicht in der öffentlichen Meinung, sondern erhöht sogar sein Ansehen, weil der Eindruck persönlichen Muthes dadurch hervorgebracht wird, für welchen der Amerikaner immer empfänglich ist. Nur selten, und nur dann, wenn die Ansicht des Volkes oder wenigstens der am Ruder befindlichen Partei sich entschieden für eine Maßregel ausspricht, unternimmt es der Congreß, sie direct, über das Veto des Präsidenten hinweg, durchzusetzen.

Dem Präsidenten und seinem Cabinet fehlt die Initiative in der Gesetzgebung, welche ein so wesentliches Merkmal der Regierungen in den europäischen Staaten bildet. Es ist ein sehr dürftiger Ersatz, wenn der Präsident in seinen Botschaften an den Congreß die Aufmerksamkeit desselben auf wichtige politische Fragen lenkt und seine Ansichten darüber darlegt, oder wenn die Minister, z. B. der Schatzsecretär oder der General Attorney, eine Art Justizminister, in ihren Berichten an den Präsidenten den augenblicklichen Stand der Dinge erörtern. Beides braucht der Congreß gar nicht zu beachten und thut es auch oftmals nicht. Nur bisweilen gelingt es einem Präsidenten, durch seine Botschaft die allgemeine Achtsamkeit zu erzwingen. So hat der energische Cleveland die Frage der Regelung des Zolltarifes und der Ueberschüsse in der Finanzverwaltung auf die Tagesordnung gebracht, von der sie nicht ohne irgend eine Art der Erledigung abgesetzt werden kann: er hat damit der inneren Politik eine wichtige Directive gegeben, die auch seinen eigenen Abgang überdauert.

Ist die Bedeutung der Präsidentschaft in den Augen des amerikanischen Volkes seit einem Jahrhundert gestiegen, oder mindestens nicht gesunken, so kann man nicht dasselbe von den gesetzgebenden Körperschaften, dem Congreß, behaupten. Der Senat zwar gilt, und mit Recht, als eine Säule der Verfassung und des politischen Lebens, aber seine Zusammensetzung und Thätigkeit weisen doch schon Zeichen eintretender Veränderungen auf. Als der Bund 1787 aufgerichtet wurde, wünschten die einzelnen Staaten ihre Interessen durch besondere Abgeordnete und zwar in solcher Weise vertreten zu sehen, daß ihre Souveränität möglichst gesichert bleibe. Darum erhielt jeder Staat zwei Senatoren, ohne Rücksicht auf seine Bewohnerzahl, und auch heute stehen in diesem Betrachte New-York mit fast sechs, Pennsylvania mit nahezu fünf Millionen Einwohnern, die großen Staaten des Westens, Ohio, Indiana, Illinois, auf einer Stufe mit Delaware, das 150 000, mit Rhode Island, das nicht ganz 300 000 Seelen zählt, oder mit dem im Niedergange begriffenen Minenstaate Nevada, der schon auf 40 000 Einwohner herabgesunken ist. War diese Einrichtung ein Zugeständniß gewesen, welches den kleineren Staaten bewilligt werden mußte, um sie zum Eintritt in die Union zu bewegen, so hat man andererseits getrachtet, den Senat als eine Art Oberhaus oder erste Kammer zu einer konservativen Kraft im Staatshaushalt auszubilden. Das wurde erreicht und zwar schon dadurch, daß die Dauer des Senatorenmandates auf sechs Jahre festgesetzt wurde; denn sechs

Jahre sind wohl wenig, an europäischen Verhältnissen gemessen, aber viel, wenn man sie mit dem zweijährigen Termin des Repräsentantenhauses und der Legislaturen der Staaten vergleicht. Während die Zusammensetzung dieser Körperschaften sich mit jedem Schwanken der öffentlichen Meinung ändert, infolge dessen auch ihre Wirksamkeit innerhalb der Sessionen unsicher und von der Volksstimmung abhängig wird, dehnen sich sechs Jahre weit genug aus, um die Senatoren mehr ihrer eigenen Ueberzeugung folgen zu lassen. Wird ein Senator wiedergewählt, so gewinnt er allmälig schon durch seine Erfahrung einen festen ehrenvollen Platz unter den Genossen. Das war in früherer Zeit häufiger als jetzt, man braucht sich nur an Calhoun, Clay und Webster zu erinnern; aber auch in unseren Jahrzehnten fehlt es nicht an Beispielen: so vertrat Henry B. Anthony seit 1859 während einer langen Reihe von Jahren Rhode Island; George F. Edmunds ist als „der große Senator" aus Vermont eine wohlbekannte Erscheinung; Simon Cameron aus Pennsylvania war durch achtzehn Jahre ein wenigstens sehr einflußreiches Mitglied des Senates. Die Debatten dieses Hauses besaßen ehemals einen eigenthümlichen Charakter, weil sich in dem kleinen Kreise die Senatoren persönlich kannten und noch Muße genug hatten, um wichtige Fragen immer wieder von allen Seiten so genau und erschöpfend durchzusprechen, daß dem Volke daraus die ganze Sachlage klar werden konnte. Die Erörterungen wurden zwar mit Wärme, aber doch auch mit einer gewissen Ruhe und Sachlichkeit geführt; sie entbehrten nicht der Würde. In der Gegenwart verblassen die lebhaften Farben des älteren Bildes, und das eintönige geschäftliche Grau, wie es über dem Repräsentantenhause liegt, breitet sich auch über den Senat aus. Die größere Zahl der Senatoren nöthigt zur Kürzung der Debatten und ersetzt die persönliche Annäherung der Einzelnen durch Gruppirungen. Die Qualität der Senatsmitglieder ist nicht mehr ganz dieselbe wie vordem. Berufspolitiker niedriger Sorte sind eingedrungen mit rohen Manieren (wie z. B. bis vor Kurzem der oftmals betrunkene Riddleberger aus Virginia), und Millionäre, welche nur ihren Reichthümern die Sitze im Senat verdanken, mehren sich in beklagenswerther Weise. Noch legt eine gute Tradition diesen Leuten Rücksichten auf, aber der Durchschnitt von Sachkenntniß und politischer Bildung ist jetzt im Senate nicht mehr so hoch wie einstens.

Der Senat war als Gegengewicht wider die monarchischen Neigungen des Präsidenten und die demokratische Willkürherrschaft des Repräsentantenhauses gedacht worden: er hat in der ersten Beziehung seine Aufgabe besser erfüllt, als in der zweiten, denn sein Widerstand gegen die Gesetzgebung der Repräsentanten ist in der Regel erlahmt, wenn das „Haus" bei der nächsten Wahl in einer Weise erneut worden war, welche die Nation für den vom Senat beanstandeten Gesetzentwurf gestimmt scheinen ließ. Doch ist zuzugeben, daß der Senat bisweilen, und auch jetzt noch, den legislativen Eifer des anderen Hauses mit Erfolg gedämpft und durch ruhigere Erwägung überstürzte Maßregeln verhindert hat. Bei Besetzung der Bundesämter soll der Senat dem Präsidenten Rath ertheilen, d. h. etwaige zu stark hervortretende persönliche Begünstigungen einengen; in der That aber ist das Weiße Haus gegenwärtig beim Amtsantritt eines neuen Präsidenten zu einem wahren luogo di traffico geworden, wo Sena-

toren und Repräsentanten wetteifern, für die Aemtergier der Berufspolitiker, je nach den Ansprüchen der einzelnen Staaten und gemäß ihrer Bedeutung, die Beute zu erobern.

Am wenigsten befriedigt der Einfluß des Senates auf die auswärtige Politik. Der Geschäftsgang wird ungemein dadurch erschwert und verlangsamt, daß ein so großes Collegium durch den Präsidenten über die Hauptstadien seiner äußeren Politik unterrichtet werden muß; Geheimhaltung ist geradezu unmöglich. Allerdings brauchen nach der Constitution nur die mit auswärtigen Mächten zu schließenden Verträge selbst dem Senat unterbreitet zu werden, aber es geht doch nicht an, daß er ohne Kenntniß von den vorausgegangenen Verhandlungen bleibt; eine besondere Commission for foreign affairs ist dazu eingesetzt worden, mit dem Präsidenten Fühlung zu behalten. Geschieht es dennoch (wie z. B. 1869 mit dem Tractat, den Reverdy Johnson für die Vereinigten Staaten mit England abgeschlossen hatte), daß ein fertiger Vertrag vom Senate nicht bestätigt wird, so befindet sich sowohl die Bundesregierung als die fremde Macht, mit welcher verhandelt wurde, in peinlicher Verlegenheit, und das Ansehen der Union im Auslande muß leiden. Wenn die Amerikaner durch den entscheidenden Einfluß des Senates dem Präsidenten den Geschmack an auswärtiger Politik verderben wollten, so haben sie das erreicht. Freilich, vor tollen Streichen der Executive sind sie darum noch nicht behütet geblieben, und z. B. hat es der treffliche James G. Blaine, auch jetzt wieder Secretary of State, während der wenigen Monate von Garfield's Administration beinahe dahin gebracht, die Vereinigten Staaten in einen Krieg mindestens mit Chile zu jagen, der schlimm hättte anfangen können, da Chile nach dem Siege über Peru, besonders zur See, viel besser gerüstet war, als die Union. Die auswärtige Politik ist überhaupt der wunde Punkt in der Staatsverwaltung Amerika's, welches ja auch keine Diplomaten von Beruf besitzt, und die Schwäche auf dieser Seite ist nur deshalb dem Gemeinwesen noch nicht verhängnißvoll geworden, weil die Interessen der Vereinigten Staaten fast nirgends außerhalb ihres Continentes mit denen anderer Mächte feindlich zusammenstoßen. Sollte das einmal irgendwo, vielleicht an verschiedenen Punkten der Fall sein, dann werden sich die Amerikaner eine andere Leitung ihres Verkehrs mit fremden Nationen anschaffen müssen, wenn sie bei eintretenden Conflicten ohne arge Schädigung durchkommen wollen. —

Das Repräsentantenhaus genießt heute nur geringes Ansehen. Das liegt an mehreren Umständen. Die Zahl seiner Mitglieder beträgt jetzt 325, und ist groß genug, um im Verein mit der ungeheueren Halle, deren Galerien dritthalbtausend Personen fassen, eine eigentliche Debatte und die Entfaltung politischer Beredtsamkeit unmöglich zu machen. Das würde auch die Masse der Geschäfte nicht zulassen. Mehr als achttausend Gesetzvorlagen verschiedensten Inhaltes (bills) gehen während der beiden Sitzungsperioden vom Hause aus, und 1885—1887 betrug die Gesammtzahl derselben im Congreß 12906. Diese wurden in vierundfünfzig Commissionen einer Vorberathung unterzogen. Nun wird wohl nicht ganz ein Dreißigstel dieser Gesetzentwürfe vom Hause angenommen, die übrigen werden entweder schon in den Ausschüssen erstickt, oder sie werden von diesen dem Hause nicht empfohlen oder gelangen überhaupt

nicht zur Berathung. Viele davon sind gar nicht in der Absicht vorgebracht worden, um Gesetzeskraft zu erlangen; der bezügliche Repräsentant wollte nur seinen Wählern einen Gefallen erweisen oder auf irgendwen durch die von ihm unterbreitete Bill einen Druck ausüben. Da die beiden Sessionen des Hauses, wie schon erwähnt, zusammen höchstens ein Jahr ausmachen, so läßt sich denken, daß eine wirkliche Durchberathung der Gesetze im Plenum gar nicht stattfinden kann.

Diese Arbeit, und damit die Hauptarbeit des Hauses, wird in den Commissionen (committees) geleistet. Dort aber sind die Verhandlungen geheim, entziehen sich also der öffentlichen Controle. Unter den Ausschüssen sind am wichtigsten diejenigen, welche die laufenden Mittel für die Bundesverwaltung herbeizuschaffen und den Departements zu bewilligen haben. Die Vorsitzenden dieser Ausschüsse und noch etlicher anderer, wie für den Zolltarif u. dgl., sind äußerst einflußreiche Personen. Sie mögen als eine zweite Reihe von Ministern angesehen werden, nur mächtiger als die Secretäre des Präsidenten, weil man sie nicht verantwortlich machen kann. Der schlimmste Uebelstand dabei ist, daß diese Commissionen sich zwar die unentbehrlichen Auskünfte von dem Cabinet des Präsidenten verschaffen, auch die Berichte des Finanzministers empfangen, aber unter sich in ihrer Geschäftsführung keinen Zusammenhang haben, sich gegenseitig von ihren Arbeiten nicht unterrichten. So bewilligt z. B. das committee for appropriations im Allgemeinen die Mittel für die Staatsverwaltung, kümmert sich aber gar nicht um die Thätigkeit des committee for ways and means, welches diese Mittel aufzubringen hat, ebenso wenig als dieses nach der Tarifcommission fragt, von deren Vorschlägen auf Erhöhung oder Herabsetzung der Zölle doch die Staatseinkünfte größtentheils abhängen. Natürlich kommt unter diesen Umständen kein geordnetes Budget zuwege; fortwährend ergeben sich Widersprüche und Differenzen bei der Finanzverwaltung, welche, wofern sie nicht allzu groß sind, mit Geduld ertragen, gelegentlich durch Nachtragscredite beseitigt werden müssen. Während das committee for appropriations in einer zuweilen fast thörichten und schädlichen Weise mit den Geldmitteln knausert, um der Masse der Urwähler den Eindruck besonderer Sparsamkeit zu machen, schafft das committee for ways and means, sowie der Zollausschuß einen Ueberfluß von Geldern herbei, und wirft das committee for rivers and harbors, d. h. für Flußcorrectionen und Hafenbauten, die Millionen hinaus, damit die Wünsche der Staaten und Gemeinden nach solchen Zuwendungen, der befreundeten Unternehmer und Industriellen nach Geschäftsgewinn befriedigt werden. Ein europäischer Finanzminister würde über einen solchen Verwaltungsplan entsetzt sein, dessen einzelne Theile sich nicht deckten.

Die üblen Folgen bleiben selbstverständlich auch drüben nicht aus. Sie bestehen zunächst in einer ziemlich weitgehenden Verschwendung der Staatsgelder, die vom Lande nur ertragen wird, weil die allgemeine Prosperität jetzt gegen diese Einbußen weniger empfindlich macht, und die Bundeseinkünfte hauptsächlich aus Zöllen stammen, also der Einzelne sich der Verschleuderung solch' großer Summen nicht recht bewußt wird. Daß trotz alledem die durch den Bürgerkrieg heraufbeschworene Staatsschuld von 3000 Millionen Dollars = 12 Milli-

arden Mark seit 1865 auf 1200 Millionen Dollars = 4800 Millionen Mark herabgesunken ist, und nun nicht viel weiter wird vermindert werden dürfen, um den Geldverkehr nicht zu bedrängen, dem Privatcapital nicht die sichere Anlage, dem Geldmarkt nicht die unentbehrliche Anlehnung zu entziehen, das ist durchaus nicht ein Verdienst des Congresses, sondern dem ungeheueren materiellen Aufschwunge des Landes und der einsichtigen Verwaltung durch tüchtige Finanzminister zu gute zu rechnen. Wenn heute die Einkünfte der Union die Bundesausgaben um beinahe 200 Millionen Dollars = 800 Millionen Mark jährlich übersteigen, so ist das kein Vortheil, sondern ein schwerer Schaden. Diese Ueberschüsse zeugen deutlich von der ungesunden Finanzpolitik; sie bilden aber auch eine beständige Versuchung für die Politiker des Congresses, und die Anläufe, die Staatsgelder auf eine der Klientele der Volksvertreter oder diesen selbst nützliche Weise loszuwerden, vermehren sich ins Zahllose. Die einzige Abhülfe liegt in einer Verminderung der Eingangszölle; aber wo anfangen? Die Häupter jedes großen Industriezweiges und auch der vorhandenen Rohproductionen wissen immer mit großem Lärm darzulegen, wie sehr ihre Geschäfte und mithin der nationale Wohlstand durch Herabsetzung der betreffenden Zölle leiden würden, und sie üben auf den Congreß hinlänglichen Einfluß, um die erforderlichen Maßregeln zu verhindern. Dessenungeachtet ist die Verwandlung der amerikanischen Schutzzölle in Finanzzölle (tariff for revenue only) nur eine Frage der Zeit. Sobald es den Massen des Volkes klar geworden ist, daß die Ueberschüsse aus ihren Taschen kommen, werden auch die Zölle fallen, und dann wird das Programm in Kraft treten, um dessentwillen Präsident Cleveland nicht wiedergewählt wurde.

Man begreift nach dem Dargelegten, wie es kommt, daß die zweite Bundeslegislative, das Repräsentantenhaus, sich so geringer Achtung erfreut, daß ihm so wenig Vertrauen entgegengebracht wird. Indeß die Senatoren noch immer angesehen sind, ja in Washington selbst einen Theil der officiellen Aristokratie bilden, ist der Congreßmann eine wenig geschätzte Persönlichkeit: es muß von ihm erst bewiesen werden, daß er hervorragende Eigenschaften besitzt, wenn man ihn beachten soll; seiner gesellschaftlichen Stellung ist sein Amt als Volksvertreter eher abträglich als günstig. Das scheint wohl auch damit verknüpft, daß dem Senat im Ganzen ein höheres Maß von Bildung innewohnt, seine Mitglieder sich besser und feiner benehmen, als dies in der Regel bei den Repräsentanten der Fall ist. —

In dem Mechanismus der Bundesverwaltung bildet der oberste Bundesgerichtshof als Vertreter der richterlichen Gewalt einen wichtigen Bestandtheil. Ihm steht es zu, in letzter Instanz über die Ausführung der Constitution zu wachen. Ihm liegt die entscheidende Auslegung dieser Urkunde ob: wenn ein verfassungswidriges Gesetz des Congresses die Zustimmung des Präsidenten gefunden hat oder dessen Veto überwunden worden ist, dann bleibt diesem Gerichtshofe die äußerste Möglichkeit einer Correctur. Er kann sie freilich nur anwenden, sobald er durch einen vor ihn gebrachten Rechtsfall zur Darlegung seiner Ansicht veranlaßt wird; aber es fehlt niemals an Processen, die eigens begonnen werden (test cases), um eine Entscheidung des obersten Bundesgerichtes hervorzurufen. In schwierigen Zeitläuften hat sich dieses Institut als ein verläßlicher Hüter der

Bundesverfassung bewährt und Ausschreitungen des Congresses wie der Staatenlegislaturen zurückgewiesen. Die Mitglieder des obersten Gerichtshofes genießen hohes Ansehen, werden aus den ausgezeichnetsten Rechtskundigen des Landes vom Präsidenten ernannt, und da sie in Wirklichkeit unabsetzbar sind, finden sich immer die besten Leute bereit, diese Posten zu übernehmen, trotzdem das Einkommen derselben nach amerikanischen Begriffen nicht sehr hoch ist.

II.

Soweit die Bundesregierung. In ihr sind die Vereinigten Staaten zu einer Einheit zusammengefaßt nach Außen und Innen. Aber diese Einheit ist nur ein Ring, welcher eine ganze Anzahl selbständiger Staatsexistenzen, wirklicher Staaten im Staate, umschließt. Die Union ist im Grunde eine Vereinigung einzelner Staaten, die um der Vortheile willen, welche ihnen die Gemeinschaft gewährt, auf einen Theil ihrer Souveränitätsrechte verzichten. Aber nur auf einen Theil: die Bundesgewalt erstreckt sich auf die Beziehungen zu auswärtigen Mächten und auf gewisse gemeinsame Angelegenheiten, wie Armee und Flotte, Zölle, Handelsverkehr zwischen den Staaten einschließlich der Instandhaltung von Land- und Wasserstraßen, Münzen, Maße und Gewichte, Postwesen, Kosten der Bundesregierung und noch manche andere Dinge, deren Behandlung die Interessen aller oder mehrerer Staaten berührt; so ist eben eine Art Ackerbauministerium als Organ des Bundes eingerichtet worden. Alle übrigen Regierungsgewalten und Attribute der Souveränität sind den einzelnen Staaten überlassen, als hauptsächlich: Regelung der privatrechtlichen Verhältnisse, Handels-, bürgerliche und Strafgesetzgebung, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Begründung und Einrichtung der localen Verwaltungsbehörden, Vorsorge für das Schul- und Armenwesen, Besteuerung für alle diese Zwecke. In einigen Punkten der Gesetzgebung wirken die Bundesregierung und die Einzelstaaten zusammen. Ferner wird durch die Constitution sowohl die Bundesgewalt als die Souveränität der Einzelstaaten vermittelst gewisser allgemeiner Bestimmungen eingeengt, welche betreffen: Schutz der religiösen und bürgerlichen Freiheit, Wahlrecht, Geschwornengericht in Capitalsachen, republikanische Regierungsform. Allein innerhalb dieser Grenzen sind die Staaten frei, und das gibt ihnen sehr weiten Raum zur Entwicklung von Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten. Ist es zweifelhaft, ob die Ausübung eines Regierungsrechtes der Bundesgewalt oder dem Einzelstaate zusteht, so findet die Voraussetzung immer zu Gunsten des letzteren statt: was ihm nicht verboten ist, das ist ihm erlaubt, d. h. was die Constitution nicht ausdrücklich oder implicite der Bundesregierung zuspricht, gehört den Staaten. Mit den Staaten als solchen hat die Bundesgewalt sehr wenig zu thun; sie drehen sich als einzelne Ringe um ihre eigenen Centren innerhalb des großen Bundesringes. Der einzelne Staat ist die Schöpfung seiner Bürger und diese sind auch allein berechtigt, ihre Angelegenheiten zu regeln. Verwalten sie dieselben schlecht, lassen sie Unordnung einreißen, heben übermäßige Steuern ein, verschwenden ihre Einkünfte, sorgen übel für die Schulen u. s. w., so tragen sie von alledem selbst den Schaden, die Bundesregierung kümmert sich nicht darum. Das führt allerdings bisweilen zu auffälligen Consequenzen: gute

und schlechte Zustände bestehen in Staaten, die an einander grenzen; der eine verwaltet sich vortrefflich, der nächste elend; für dieselben privaten Verhältnisse (z. B. Heirath, Scheidung) existiren die verschiedenartigsten Bestimmungen in den verschiedenen Staaten, und was uns als eine Grundbedingung der bürgerlichen Ordnung erscheint, daß in allen Theilen eines Reiches dasselbe Recht gelte, kommt dort nur allmälig zu Stande, weil diese Gleichheit sich vortheilhaft erweist, aber nicht, weil irgend eine Pression zu diesem Behufe auf die einzelnen Staaten ausgeübt werden könnte.

Thatsächlich sind wenigstens die Staatsregierungen überall so ziemlich in derselben Weise organisirt. Die Verfassungen, Constitutionen, sind in den ältesten dreizehn Staaten aus den alten Colonialverfassungen erwachsen, von den neu hinzutretenden Staaten den vorhandenen Mustern unter Wahrung localer Eigenheiten nachgebildet worden. Sie enthalten gewöhnlich zuvörderst Angaben über die Grenzen des Staates, allgemeine Satzungen über die bürgerlichen Freiheiten, die Einrichtung der Staatsregierung, dann verschiedene Bestimmungen, welche sich auf die Staatsverwaltung beziehen, und endlich Verfügungen, betreffend die Aenderung oder Amendirung der Constitution. Diese Staatsverfassungen haben bei Weitem nicht die Dauer und Festigkeit, welche die Bundesconstitution aufweist, sie werden öfters erneuert und umgestaltet, und zwar in der Regel dahin, daß die Machtsphäre der Volksvertretung eingeschränkt und die Competenz der durch Wahlen unmittelbar urtheilenden Bürger erweitert wird. Auch gegen die Actiengesellschaften und Monopole nehmen in vielen neuen Constitutionen die einzelnen Staaten Stellung, so wie ganz besonders wider den Einfluß und die Corruption der Berufspolitiker.

An der Spitze der Staatsregierung steht ein Gouverneur mit einem Stellvertreter und etlichen Staatsbeamten, unter welchen in der Regel ein Staatssecretär, einige Finanzbeamte, ein Staatsanwalt, eine Commission für das Schulwesen, Gesundheitspflege und öffentliche Arbeiten des Staates sich befinden. Alle diese Staatsbeamten werden unmittelbar von den Urwählern für Termine bestellt, welche ein bis fünf Jahre dauern; der Gouverneur amtirt in der Regel zwei Jahre. Sämmtliche Staaten vertrauen ihre Gesetzgebung je zwei Vertretungskörpern an, einem Senat und einem Repräsentantenhaus, welche zusammen den Congreß des betreffenden Staates bilden. Die Wahlbezirke der Senatoren sind gewöhnlich zwei- bis dreimal so groß als die der Repräsentanten, daher der Senat entsprechend kleiner ist als das zweite Haus. Die Mandatsdauer der Senatoren ist länger, meistens vier Jahre, als die der Repräsentanten, auch wird der Senat in der Mehrzahl der Staaten mit jedem Wahltermine nur theilweise erneuert, so daß ihm eine ähnliche Continuität gewahrt bleibt wie dem Bundessenat. Die Dauer der Sessionen ist durch die Staatsverfassungen geregelt und beträgt kaum irgendwo mehr als höchstens fünf Monate. Das passive Wahlrecht ist in verschiedenen Staaten an verschiedene Bedingungen geknüpft, ja sogar das active erlangt man nicht in allen Staaten auf gleiche Weise, so setzt z. B. Rhode Island eine kleine Besitzsteuer voraus, die meisten Staaten verlangen eine Wahltaxe von 1 bis 2 Dollars. Alle Beamten der Staaten, mit Ausnahme etwa der für Schulwesen und öffentliche Bauten, werden bezahlt, natürlich ent-

sprechend niedriger als die Bundesbeamten, obschon die Gouverneure der großen Staaten ansehnliche Besoldungen beziehen. Sitz der Staatsregierung ist gewöhnlich nicht die größte oder Hauptstadt des Staates, sondern ein kleinerer Ort (z. B. Albany im Staate New-York, Harrisburgh in Pennsylvania u. s. w.), was die Gesetzgeber den corrumpirenden Einflüssen der großen Städte entrücken soll, aber auch vielen begabten Politikern, welche ihr Beruf in den Städten festhält, die Theilnahme an den Staatslegislaturen unmöglich macht. Neben den Staatsbehörden und dem Staatscongreß stehen überall Staatsrichter, welche meistens bei den allgemeinen Staatswahlen bestellt werden, und zwar nur auf festgesetzte Termine, weshalb auch im Verhältniß viel weniger tüchtige Männer sich unter ihnen finden als bei den Bundesgerichtshöfen.

Ungefähr und im Allgemeinen functioniren die einzelnen Bestandtheile der Staatsregierungen wie die entsprechenden der Bundesregierung. Der Gouverneur stellt mit seinen Beamten die executive Behörde dar, er hat das Veto gegenüber seinem Congreß, das aber von diesem durch erneute Abstimmung entkräftet werden kann, er muß die öffentliche Ordnung wahren, darum ist er auch Commandant der Staatsmiliz. Im Congreß werden die Staatsgesetze ausgearbeitet, die laufenden Ausgaben bewilligt, die Steuern festgesetzt, die Staatsschulden geregelt — oder auch nicht, denn einzelne Staaten, besonders im Süden, haben ihre hoch angewachsenen Schulden einfach abgestoßen (repudiated), d. h. sie haben Bankerott gemacht. Die eigentliche Arbeit eines Staatscongresses wird ebenfalls in den Ausschüssen geleistet, und die ganze Thätigkeit unterliegt denselben Einwänden, ruft dieselben Schwierigkeiten hervor, wie sie dem Bundescongresse anhaften. Nur ist die Abhülfe leichter, weil die Berufung an das Urtheil der Wähler und etwa die Verbesserung der Constitution einfacher bewerkstelligt werden kann.

Das Princip der Selbstverwaltung setzt sich von den Staaten in die kleineren Gemeinschaften fort, aus denen sie bestehen, sei es, daß die Dorfschaft (town) oder die Grafschaft, der Gau (county), der Eintheilung zu Grunde liegt. Die allgemeinen Bestimmungen darüber enthält die Staatsconstitution, Aenderungen verfügt der Staatscongreß. Leider besitzt dieser auch zumeist das Recht, die Verwaltungen der Städte im Staate zu organisiren. So steht es dem Häuflein Gesetzgeber, welche sich in Albany versammeln, zu, der mächtigen Stadt New-York ihre Verfassung zu geben und sie beliebig zu ändern, ohne daß die Gemeinschaft der Stadtbürger anders als durch ihre Vertreter im Staatscongreß dabei mitwirken könnte. Und diese Vertretung der Städte ist in der Regel durch die Staatsconstitution ziemlich beschränkt, weil die Eifersucht der Landbewohner dabei ins Spiel kommt. Da nun bei der Verwaltung großer Städte über sehr bedeutende Steuersummen verfügt wird, liegt mit der Einwirkung der Staatslegislatur auf die Stadtadministrationen ein weites Feld für Corruption aller Art offen. Erst in neuester Zeit sucht man, durch flagrante Mißbräuche erschreckt, dieser Einmischung abzuhelfen und rüstet die Stadtverwaltungen, besonders die Bürgermeister mit größerer Selbständigkeit aus.

Die letzten Gemeindeeinheiten des Staates besorgen die Angelegenheiten ihrer Bezirke, nämlich öffentliche Wege, Schulen, Gesundheitspflege, Gemeindesteuern

u. s. w., selbst, indem zu bestimmten Zeiten die Bürger sich in Versammlungen (meetings) einfinden, wo diese Geschäfte besprochen und die Gemeindebeamten gewählt werden. In den Städten ist gewöhnlich dem Bürgermeister eine Art Gemeinderath zur Seite gestellt (board of aldermen), welcher über die Straßen und ihr Benutzungsrecht, die öffentlichen Arbeiten der Stadt u. dergl. entscheiden soll, aber häufig aus den niedrigsten Berufspolitikern besteht und der Corruption unterliegt.

Während das Einkommen der Union seit der starken Verminderung der Bundesstaatsschuld nur noch aus den Zöllen und etlichen Verbrauchssteuern zu Stande gebracht wird, heben Staat, Stadt und Gemeinde directe Steuern ein durch besoldete Beamte, und zwar, wie bei uns, sämmtliche Arten von Steuern auf einmal. Der Staat bezahlt mit seinen Steuern die gesetzgebenden Körper, die Staatsbeamten, die freiwillige Miliz, erhält die Staatsuniversitäten, Gefängnisse, Irrenhäuser und sonstige Staatsgebäude, bewilligt Unterstützungen für die Elementarschulen und entrichtet die Zinsen der Staatsschulden. 1880 betrugen die Schulden sämmtlicher Staaten 250 Millionen Dollars = eine Milliarde Mark, sie verringern sich aber stetig, und einzelne Staaten haben sich vor ihrem Wachsthum durch Festsetzung eines Schuldenmaximums sichergestellt. Die Staatssteuern sind nicht hoch im Verhältniß zu den Steuern, welche Städte und Landgemeinden, die wieder ihre besonderen Schulden haben, von ihren Bürgern fordern; vorzüglich die Schulen zwingen zu starker Besteuerung, die häufig für eigene Schulbezirke festgestellt wird. Alle Steuern sind — bis auf etliche, welche für Licenzen, z. B. zum Verkauf geistiger Getränke entrichtet werden — Vermögenssteuern. Das führt freilich zu argen Ungerechtigkeiten, denn der sichtbare Realbesitz wird immer von der Steuer getroffen, dagegen das Vermögen in Papieren, Actien, Schuldscheinen u. s. w. entzieht sich ungemein oft der Taxirung. Gerade die wohlhabenden Bürger entlasten sich also unverhältnißmäßig, denn die Ungewissenhaftigkeit bei den Vermögensangaben nimmt zu, die Steuerhinterziehungen vermehren sich. In einzelnen Staaten, wie Massachusetts, greift man deshalb zu Mitteln, die auch uns bekannt sind: die Steuer wird so lange von Jahr zu Jahr erhöht, bis der Steuerträger einen eidlich gesicherten Vermögensnachweis liefert. Die gewünschten Erfolge bleiben aber bisher aus, und auch die Commissionen, welche von den Staaten eigens zur gleichen Bemessung der Steuern eingesetzt wurden, haben das Uebel nicht mindern können. Einzelne Staaten begrenzen die Höhe der Vermögenssteuer, z. B. auf $^1/_2$ Procent, aber es erübrigt doch immer eine ansehnliche Last, die in den neuen Staaten größer ist als in den älteren, weil jene eine Menge von Ausgaben für erste Einrichtungen, Straßen, Eisenbahnsubventionen, Baulichkeiten u. s. w. auf sich nehmen müssen, welche diesen nicht mehr obliegen. —

III.

Ueberblickt man die Entwicklung des amerikanischen Staatswesens, so wird eine Hauptströmung sichtbar: der Einfluß des Volkes selbst, der Urwähler, auf die Staatsverwaltung wird immer mehr unmittelbar, die Entscheidung über politische Dinge wird immer mehr dem Volkswillen anheim gegeben. Die Be-

setzung sämmtlicher Bundes- und Staatenämter, welche früher auf mittelbarer Wahl beruhte, hat ihren Charakter in dieser Richtung verändert: vom Präsidenten angefangen, über die Bundessenatoren bis zu den Beamten der Staaten. Und noch in anderer Weise gibt sich diese Tendenz zu erkennen. Die gesetzgebenden Vertretungskörper werden in ihrer Thätigkeit beschränkt, sie werden immer abhängiger von der Volksmeinung, bei ihrer kurzen Amtsdauer wagen sie immer seltener, über wichtige Fragen selbst zu entscheiden, sondern warten lieber, bis die nächste Wahl Aufschluß über die Absichten ihrer Constituenten gewährt. Die Bundesverfassung sowohl als die Staatsverfassungen werden immer stärker demokratisirt, die Regierung geht vom Volk aus, wie sie für dasselbe arbeitet. Es ist keine Ausnahme von dieser Bewegung, wenn man in den großen Städten nun daran geht, ein strafferes Regiment einzuführen, die verantwortliche Leitung einer geringeren Anzahl von Beamten anzuvertrauen; das bezeichnet nur einen Act der Selbstvertheidigung wider die Corruption der Berufspolitiker.

Wie setzen sich aber die Massen des Volkes zu ihrer politischen Thätigkeit in Bewegung? Welche sind die treibenden Kräfte des ganzen ungeheueren Organismus? Zuvörderst die Parteien.

Als die Union gegründet wurde, gab es keine Parteien, aber sie entstanden sehr bald und auf einer Grundlage, welche im Großen und Ganzen bis zum Bürgerkriege vorgehalten hat. Der Kern der Parteiung lag in dem Verhältniß der Staaten zur Union. Diese war nämlich nur unter großem Widerstreben einzelner Staaten zu Stande gekommen, die von ihrer Souveränität möglichst wenig an die Bundesregierung abgeben wollten, auf ihre Rechte sehr eifersüchtig waren, Majorisirung und die Schädigung ihrer Sonderinteressen fürchteten. Da fand sich denn unter den leitenden Staatsmännern eine Gruppe, Alexander Hamilton, John Adams u. A. an der Spitze, welche die Ordnung der zerrütteten Bundesfinanzen, geschlossenes, festes Auftreten nach Außen, Hebung des Gesammtwohles im Innern durch eine Verstärkung der Centralgewalt und Schwächung der Staatenrechte anstrebten, sie hießen Föderalisten. Andererseits bildete sich um den in der Schule französischer Ideen erzogenen Thomas Jefferson eine zweite Gruppe, Republikaner genannt, welche in der Stärkung der Bundesautorität die kommende Tyrannis, die Anbahnung der Monarchie scheute und deshalb mit größtem Eifer für die Souveränitätsrechte der Staaten eintrat. Diese Partei siegte durch die Wahl Jefferson's zum Präsidenten 1800, obwohl gerade dieser nachmals bei dem Ankaufe von Louisiana seine Amtsgewalt in einer Ausdehnung geltend machte, wie das keiner seiner Nachfolger versuchte. Die Föderalisten zerbröckelten, aber ihr Standpunkt verkörperte sich in der Partei der „Whigs". Unter dem Einfluß der nach und nach Alles beherrschenden Frage der Sklaverei in den Südstaaten wurde nämlich die Erörterung des Verhältnisses zwischen den Staaten und der Bundesgewalt immer wichtiger. Die Vertreter der Sklaverei waren natürlich Anhänger der Staatenrechte, weil sie durch diese allein den Bestand der „großen Institution" vor dem Einflusse der Bundesautorität zu sichern glaubten; sie legten die Constitution nach ihrem Wortlaute aus (strict constructionists), indeß die Whigs, meist aus den nördlichen und mittleren Staaten, die Verfassungsurkunde mehr dem allgemeinen Sinne nach

interpretirten (loose constructionists). Der Bürgerkrieg brachte die Entscheidung zu Gunsten der Centralgewalt. Nach dieser Katastrophe waltete der frühere Gegensatz noch eine Zeit lang fort, indem sich jetzt „Republikaner", d. h. Unionisten, und „Demokraten", d. h. Staatenrechtler, über den Einfluß der Bundesgewalt auf die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse im Süden stritten. Diese Frage ist jetzt gelöst, soweit sie durch Gesetzgebung überhaupt gelöst werden kann, das Verhältniß zwischen Weißen und Farbigen muß sich in den Südstaaten nun von selbst weiter entwickeln. Da jetzt die Machtsphäre der Bundesgewalt festgestellt und allseitig anerkannt ist, so haben die Parteinamen und die Parteien selbst zur Zeit ihren Inhalt eingebüßt und bestehen nur als historische Ueberbleibsel fort, und weil sie für die Berufspolitiker nothwendig sind. Die Fragen, welche sich nunmehr auf die Tagesordnung drängen, sind vorzugsweise wirthschaftlicher Art und die Parteien können innerhalb ihrer bisherigen Begrenzung zu ihnen Stellung nehmen. Unter den Republikanern finden sich Freihändler und Schutzzöllner, desgleichen unter den Demokraten, obschon der Schutzzoll mehr auf die ersteren, der Freihandel mehr auf die letzteren rechnet. Stellt sich die Frage, wie es scheint, in den Mittelpunkt der kommenden politischen Discussionen, so müssen die jetzt vorhandenen Parteien sich umgestalten und unter gegenseitigem Austausch von Mitgliedern sich auf dieser Basis neu bilden. Dafür fehlt es auch sonst nicht an Zeichen.

Die beiden großen Parteien sind an Stärke nicht sehr verschieden. Mit Ausbruch des Bürgerkrieges bekamen in den bundestreuen Staaten natürlich die unionistischen Republikaner dauernd die Oberhand; aber nach Beendigung des Kampfes traten die Demokraten in Folge der republikanischen Mißwirthschaft wieder stärker hervor, die Präsidentenwahl von 1876 (Hayes contra Tilden) haben sie thatsächlich gewonnen, wenn gleich sie um die Frucht derselben gebracht wurden, 1884 drang ihr Candidat Cleveland wirklich durch und in der Wahl von 1888 erhielt er mehr Stimmen von Urwählern, dagegen blieb er in den Electoralstimmen zurück. Dieses Mißverhältniß entstand dadurch, daß die Proportion zwischen Electoralstimmen und Bevölkerungszahl nicht mehr richtig ist; in einzelnen großen Staaten halten sich Republikaner und Demokraten die Wage, indeß in einigen kleineren die Republikaner überwiegen. Der Sieg ist also bei keiner Wahl ganz gewiß, und das mahnt die augenblicks herrschende Partei zur Vorsicht.

Ganz allmälig sind die großen Parteien zu einer geschlossenen Organisation gelangt und zwar ziemlich gleichzeitig mit der Entstehung der Berufspolitiker. Der Präsident Andrew Jackson (1829—1837) hat zuerst den Grundsatz ausgesprochen, daß dem Sieger die Beute gehöre (to the victor belong the spoils), d. h. daß die Bundesämter der durch die Präsidentenwahl zur Herrschaft gelangten Partei zufallen sollen, und er hat in Folge dessen die Praxis eingeführt, daß mit dem Wechsel der Parteiherrschaft, ja schon der Präsidentschaft, die Besetzung der Bundesämter sich ändert. Damit ist die Voraussetzung für die Existenz der Berufspolitiker geschaffen worden. Diese haben sich freilich auch aus anderen Ursachen nothwendig gemacht. Theoretisch sollte jeder Bürger der Vereinigten Staaten an allen Wahlen, die in seinen Bereich fallen, und an deren Vorbereitung theilnehmen. Der Wahlen sind aber gar zu viele: Präsident,

Bundescongreß, Staatscongreß, Staatsämter, Stadt- und Gemeindeämter; zu manchen Zeiten häufen und drängen sie sich in belästigender Weise. Die Betriebsamkeit des Amerikaners wendet sich dem Schaffen neuer Werthe, dem Gelderwerb, mit solchem Eifer zu, daß ihm die Zeit nicht übrig bleibt, bei allen diesen Wahlen nach dem Rechten zu sehen, d. h. darüber zu wachen, daß überall die Stimme des Volkes in der richtigen Weise zum Ausdruck gelangt. Die Nachlässigkeit, der geringe Eifer der wählenden Bürger macht Vermittler nöthig, welche die organisatorische Arbeit für die Parteien besorgen. Das sind die Berufspolitiker.

Sie üben ihre Thätigkeit folgendermaßen aus. Jede der beiden großen Parteien besitzt eine bis ins Kleinste vollständig ausgebildete Organisation der Wahlen, die Maschine. Die Versammlungen der Urwähler (primary meetings) bilden die Basis derselben. Die Berufspolitiker eines Wahlbezirkes schließen sich zu einer Gesellschaft zusammen. Sie kennen alle Angehörigen ihrer Partei in ihrem Bezirke, führen Listen derjenigen, welche unbedingt zuverlässig zur Partei halten und berufen diese und Niemanden sonst zu den Urwählerversammlungen ein. In denselben werden die Abgeordneten gewählt, welche vor den nächsten Staatswahlen zusammentreten, um die Candidaten ihrer Partei zu vereinbaren und vorzuschlagen, zu nominiren. Da in der Regel die Masse der Urwähler, seien es Republikaner oder Demokraten, für diejenigen Candidaten am Wahltage stimmt, welche von diesen Conventionen der Bezirksabgeordneten vorgeschlagen worden sind, so liegt die Wahl für die Staats- und weiter praktisch für die Bundesämter in den Händen der Politiker, welche die Bezirksversammlungen der Urwähler leiten. Diese Leitung erfordert die unausgesetzte Thätigkeit der Berufspolitiker, die sich beständig bemühen, die treue Schar ihrer Anhänger in guter Laune, d. h. in der Neigung für die Vorschläge der Parteikandidaten zu erhalten. Ihren Lohn finden diese Politiker, welche ihren Beruf zur Kunst ausgebildet haben, theils in den Aemtern, die ihnen zufallen, theils in den Summen, die von den Candidaten für einträgliche Stellen an sie bezahlt werden, theils in der unrechtmäßigen Verwendung öffentlicher Gelder, die ihnen zu Gute kommt. Sie können natürlich nur sichere Anhänger brauchen; Parteigenossen, welche ein selbstständiges Urtheil über vorgeschlagene Candidaten besitzen, sind gefährlich und müssen von den Wahlen, mindestens von den vorbereitenden Delegirtenwahlen, fern gehalten werden. So drücken diese Wahlen immer mehr und mehr nicht die Meinung der gesammten Partei aus, sondern des Theiles derselben, welcher sich berufsmäßig mit der Organisation der Wahlen abgibt. Nicht die Frage, ob die Candidaten für ihre Aemter geeignet sind, kommt in Betracht, sondern ihre Fügsamkeit gegenüber den Berufspolitikern. Diejenigen nun, welche zu den Aemtern wirklich gewählt worden sind, bringen also selten die nöthige Sachkenntniß mit und trachten sehr häufig nur, das Amt auszubeuten, weil sie das für die Wahl verausgabte Geld wieder hereinbringen und doch überdies einen Gewinn erübrigen müssen. So ist hiermit der Corruption öffentlicher Aemter Thür und Thor geöffnet.

Wie kann diesen Uebeln, welche sich von den kleinen Stadt- und Gemeindeämtern bis in den Bundescongreß und zur Präsidentschaft hinauf erstrecken, ge-

steuert werden? Das Nächstliegende wäre, wenn die Aemter nicht mehr als Belohnung der einer Partei geleisteten politischen Dienste an die Angehörigen derselben ausgetheilt, sondern, wie dies in Deutschland der Fall ist, auf Grund einer besonderen Vorbereitung und Ausbildung verliehen und den Inhabern dann so lange belassen würden, als sie ihre Amtspflichten genau erfüllen. Das streben in der That auch diejenigen unabhängigen Politiker Amerika's an, welche meinen, daß man den Berufspolitikern nur ihre Beute zu entreißen brauche, um sie selbst verschwinden zu machen. Sie wollen in dieser Richtung das Beamtenwesen (civil service) reformiren. Dem stehen nun freilich manche Hindernisse entgegen. Noch ist die aus den einfachen Verhältnissen älterer Zeit stammende Meinung im amerikanischen Volke weit verbreitet, daß zu einem Staatsamte eine besondere Vorbereitung überhanpt gar nicht erforderlich sei, und auch ganz ehrenhafte Männer halten es für richtig, wenn durch den Aemterwechsel (rotation of offices) die Besoldungen des Staates einer größeren Anzahl von Genießenden zu Theil werden. Vielen Amerikanern ist auch noch die Furcht vor der Herrschaft einer Beamtenaristokratie angeerbt; gibt es doch thatsächlich Leute, welche trotz der Erfahrungen des ersten Jahrhunderts der Union den auf die heutige Weise in seiner Macht beschränkten Präsidenten als eine Gefahr für die Republik ansehen und die Abschaffung dieses obersten Bundesamtes begehren. Man darf sich also nicht wundern, wenn das Gespenst einer Hierarchie von Staatsbeamten gläubige Gemüther antrifft. Noch wichtiger ist ein Anderes. Will man die Berufspolitiker aus dem Sattel werfen, so muß vorerst unter den Staatsbürgern der Union so viel Interesse für die Reinheit ihrer Verwaltung vorhanden sein, daß die Wähler freiwillig und ohne Beihülfe der primary meetings die Vorbereitung der Wahlen, die Vorschläge der Candidaten u. s. w. auf sich nehmen. Erst wenn diese Arbeit von den Urwählern selbst und selbstlos verrichtet wird, dann werden die Berufspolitiker entbehrlich sein. Damit hat es aber vorläufig seine guten Wege. So lange als Erwerbszweige aller Art sich so reichlich aufthun und so guten Lohn in Aussicht stellen, daß die besseren Bürger ihnen allein ihre Kräfte widmen und die weniger einträgliche politische Arbeit Anderen überlassen, so lange steht die civil service reform noch im weiten Feld. Dazu kommt, daß gegenwärtig die Einwanderermassen, deren sich die Berufspolitiker alsbald bemächtigen, ein gar zu leicht brauchbares Stimmmaterial, besonders in großen Städten, abgeben. Hört das einmal auf, verliert der allgemeine Erwerb den Charakter der Speculation und bewegt sich in mittleren gleichmäßigen Bahnen, dann schwindet den Berufspolitikern der Boden unter den Füßen. Bis dahin wird man mit ihnen vorlieb nehmen müssen, denn ihre bisherigen Erfolge verdanken die Reformbestrebungen doch nur dem Umstande, daß in vielen Theilen der Union die beiden großen Parteien sich das Gleichgewicht halten und ihnen eine kleine Gruppe unabhängiger Wähler werthvoll genug ist, um deren Stimmen bei der Wahlurne durch Unterstützung ihrer Ansichten anzulocken. —

Wir sehen also die Verwaltung der Vereinigten Staaten mit Schäden behaftet, die nicht leicht auszurotten sind, und doch muß jeder Unbefangene den Amerikanern zustimmen, wenn sie versichern, daß die Constitution, die ganze Anlage und Function ihrer Regierung oder Regierungen sich bewährt habe. Was

eben unter den knapperen Verhältnissen Europa's unerträgliche Reibungen hervorbringen würde, mit dem kann man sich drüben immerhin noch abfinden. Die lebhafte Bewegung auf allen Gebieten der Wirthschaft, welche schon so lange und noch immer im Aufsteigen begriffen ist, erleichtert Alles: da Jeder verdienen kann, der zu verdienen versteht, so drückt er sich schnell an dem Andern vorbei, der ihm etwa den Weg vertritt oder unbequem wird. Man läßt die Dinge, mit denen man nicht Zeit hat sich zu befassen, eben gehen, wie sie wollen; mögen sie zunächst auch übel gehen, wird der Schaden zu arg, so kann man ja immer noch eingreifen. Das glückliche Schicksal, welches bisher über den Vereinigten Staaten gewaltet hat, wird von deren Bürgern auch für die Zukunft erwartet. „Alles kommt mit der Zeit schon ins richtige Geleise," meint man, denn man vertraut unerschütterlich auf den Satz, daß in einer Republik, bei der Herrschaft des Volkes, die Heilmittel für alles Böse, das aus dem Volke stammt, auch wieder aus dem Volke kommen werden. Und so setzt man sich nur langsam in Bewegung, um ein vorhandenes Uebel auszutilgen. Man verlangt das auch nicht von den Gesetzgebern und Volksvertretern: sie brauchen nicht klüger, nicht weiteren Blickes zu sein, als das Volk selbst. Dieses regiert ja eigentlich, und alle Verwaltung wird nur durch seine Organe ausgeübt. Daher die tief gewurzelte Achtung vor der Majorität in allen politischen Kämpfen. Man bemüht sich um den Erfolg, wird auch durch eine Niederlage nicht entmuthigt, vor Allem aber fügt man sich den Ergebnissen der Wahlen. Keinen besseren Beweis dafür kann es geben, als das Zurücktreten der siegreichen demokratischen Partei 1876, da sie durch Ränke und Kniffe mit dem Scheine der Legalität um den ihr zustehenden Preis, die Präsidentschaft, geprellt worden war. Etwas weniger Gutmüthigkeit von ihrer Seite, und der Streit wäre zum Bürgerkriege emporgeflammt.

Aber Gutmüthigkeit ist eben ein hervorragender Zug des amerikanischen Volkscharakters, wie er sich allgemach bildet. Diese betriebsame Menge läßt sich gar viel Unbill bieten, bevor sie den Störer aus dem Wege räumt. Darauf hin sündigen denn auch die Politiker. So ist es merkwürdig, welch' weitgreifende Einmengung der Staatsgesetzgebungen in Privatangelegenheiten sich die amerikanischen Bürger gefallen lassen: Bryce hat (III, 278 ff.) äußerst instructiv durch Tabellen die Unterschiede zwischen England und den Vereinigten Staaten in dieser Beziehung dargestellt (Arbeiterschutz, Lebensmittelfälschung, Berufslicenzen u. s. w.) und damit gezeigt, daß die einzelnen Staaten der Union thatsächlich in viel höherem Maße die Vorsehung des Volkes spielen, als man nach dem demokratischen Aussehen ihrer Verfassungen glauben sollte. —

Man wird nachsichtig gegen die Schwächen des amerikanischen Gemeinwesens, gegen den würdelosen Ton der Politik, die Theilnahmlosigkeit vieler Gebildeter an den Staatsinteressen, die oft liederliche und verschwenderische Verwaltung und Anderes mehr, wenn man erwägt, wie sehr alle Geisteskräfte des Volkes von den großen Culturaufgaben in Anspruch genommen sind. Niemals in der Geschichte der Welt ist ein Aehnliches begonnen und geleistet worden, wie die Cultivirung dieser ungeheueren Ländermassen, quer über die Breite des Continentes hin, während eines Jahrhunderts. Und die Demokratie Amerika's

hat bei dieser immensen Anspannung doch noch Eigenschaften bekundet, welche Achtung abfordern: die Regierung ist viel stabiler, als man erwarten durfte, das Tempo politischer Veränderungen ist sehr gemächlich, Respect vor dem Gesetz ist allgemein, trotz mancher Lockerheit besonders des Westens und Südens; die politische Bildung ist durchschnittlich viel höher als bei den vornehmsten Nationen Europa's und durchdringt weit mehr die breitesten Schichten des Volkes; deshalb vermag auch diese Republik, wenn sie ihre Kräfte einmal zusammennimmt, das Größte zu leisten. Wir stehen den Dingen noch zu nahe, um die historische Bedeutung des vierjährigen Bürgerkrieges gerecht zu würdigen, aber ich zweifle nicht, daß manche Katastrophen der modernen Geschichte Europa's vor dem Urtheil der Zukunft gegenüber diesem Kampf zur Geringfügigkeit zusammenschwinden werden.

Die Probleme, welche der Vereinigten Staaten in der Ferne harren, lassen sich jetzt noch nicht umschreiben. Es werden ihnen die gewaltigen Erschütterungen nicht erspart bleiben, welche die socialen Bewegungen der Gegenwart im Gefolge haben, denn die Massenanhäufung von Reichthum an einzelnen Stellen der Union wird bald ihr Gegenstück in dem Einbruche des Pauperismus an denselben oder anderen Plätzen finden. Die Auftheilung der freien Ländereien geht bald zu Ende, das Begehren darnach aber nicht, und daß dann die Staatsmacht wird angerufen werden müssen, um die Gier nach Erwerb einzudämmen, darüber kann man nach dem Schauspiel der Besetzung von Oklahoma nicht zweifeln. Noch bedeutsamer ist, ob es den Vereinigten Staaten auch in Zukunft gelingen wird, die centrifugalen Kräfte, welche in den weit auseinander liegenden Hauptpunkten ganz verschiedener Interessensphären sich geltend machen — man denke an die industriellen Neu-Englandstaaten, den negerdurchsetzten Süden, die Staaten am Stillen Ocean — dauernd zu einheitlicher Arbeit an der Union zu bändigen. Mr. Bryce scheint in dieser Beziehung unbesorgt, ja er hebt sogar in einem besonderen Abschnitt seines Werkes die Einförmigkeit des Wesens nachdrücklich hervor, welche in den amerikanischen Städten herrscht und den Reisenden einen erheblichen Unterschied zwischen Chicago oder Cincinnati oder St. Paul (Minnesota) oder Portland (Oregon) nicht erkennen läßt. Diese Beobachtung ist allerdings richtig, auch haben die amerikanischen Blätter nichts dagegen eingewendet, und nur Charles Dudley Warner erlaubt sich pflichtmäßig etlichen Spott darüber. Aber sie gilt doch nicht für die weiten, besiedelten Ländergruppen im Allgemeinen. Auch wenn für einige Zeit die gemeinsame Bildung und Thätigkeit einen gewissen gleichförmigen Firniß über die Union legen sollte, der wird nicht ausdauern; die Verschiedenheiten, welche in der Zusammensetzung des Volkes, in der Beschaffenheit von Boden und Klima begründet sind, werden diese oberflächliche Schicht zerstören und sich selbständig entfalten. In den Hôtels, auf den Eisenbahnen, bei den Gerichtshöfen merkt man natürlich am wenigsten davon; aber in der Literatur Amerika's, die doch heute noch kein nationales Interesse ausmacht, glaube ich locale Farben und Eigenthümlichkeiten wahrzunehmen und habe das bereits früher in diesen Blättern ausgesprochen. Darum meine ich auch, daß es eigentlich die größte Kraftprobe des amerikanischen Staatswesens sein wird, ob es, wie bisher den Deutschen und Irländern geschehen ist, auch später die Spanier, Neger, Chinesen und anderes Völkergemisch assimiliren

die jetzt noch latenten Abstände zwischen Katholiken und Protestanten wird überbrücken können. Man mag es hoffen; sicher ist, daß die Romanen im Süden und Westen nicht bloß der Uniformirung stärkeren Widerstand entgegensetzen, sondern geradezu ihrerseits Anziehung ausüben, ein Vorgang, der uns in Europa ebenfalls begegnet: die ältere Cultur besiegt die jüngere. Darum beeilen sich weitschauende Amerikaner auch gar nicht, auf die Ausdehnung ihres Staatsgebietes über Canada und Mexiko einzurathen; hier wie dort ist schon eine eigenartige Civilisation mit ausgebildeten Sonderformen in Leben und Politik vorhanden, die nicht leicht zu biegen und dem Organismus der Vereinigten Staaten einzufügen sein wird. —

Kehren wir von dem Ausblick in die Zukunft zur Gegenwart zurück, so bleibt uns nur übrig, noch darauf hinzuweisen, wie lehrreich die bisherige Entwicklung des großen amerikanischen Gemeinwesens für die europäischen Politiker ist, ja für Jeden, der sein Auge über die engeren Grenzen der Heimath schweifen lassen will und dem Gesammtfortschritte der Culturvölker Antheil entgegenbringt. Es ist klar, daß die Beziehungen zwischen Europa und Amerika sich immer genauer gestalten, und daß diese mächtigen Culturgebiete immer intensiver aufeinander wirken werden. Deshalb verdient ein Unternehmen wie das von Professor Bryce zu Stande gebrachte die volle Dankbarkeit aller Gebildeten, denn es setzt an die Stelle des landläufigen Halbwissens präcise, sachliche Kenntniß, an die Stelle unsicherer Redensarten ein wohlbegründetes Urtheil.

Nur ein genaues Studium läßt die tiefgreifende Bedeutung dieser umfassenden und ausgezeichneten Arbeit vollauf würdigen; dazu anzuregen und die Achtsamkeit der Leser darauf hinzuwenden, war der Zweck dieser Darstellung.

Die Auferstandenen von Kerke.

Von

S. A. M.

Die alten Griechen sind aus der Mode gekommen. Wenn es heut zu Tage gälte, das Brandenburger Thor zu bauen, würde jedenfalls etwas ganz Anderes als jene in der That etwas nüchternen Pseudopropyläen entstehen, welche jetzt das erinnerungsreiche Wahrzeichen unserer Reichshauptstadt bilden, und die bisher für Berlin charakteristische langweilige Bauart, welche die Verfasserin von Onkel Tom's Hütte in der Unschuld ihres Amerikanerthums „griechisch, nur vom Einfluß germanischen Geistes belebt" nannte, ist im Lauf der letzten Jahre von den überwuchernden Schnörkeln, Erkern und Thürmchen der Neurenaissance fast ganz aus unseren Straßen verdrängt worden. In wie fern dieser Umschwung einen Fortschritt bedeutet, soll hier nicht untersucht werden; genug, er ist da und ist ein Zeichen der Zeit. Kein Wunder, daß im ersten Feuer nationalen Selbstbewußtseins man sich von den classischen Traditionen, denen unsere Väter gar zu einseitig ergeben waren, womöglich gleich ganz lossagen möchte.

Vielleicht erklärt sich dadurch, daß die wundersame Weihnachtsgabe, die im vorigen Winter unserem kunstliebenden Publicum zu Theil wurde, verhältnißmäßig so geringes Aufsehen machte: die Ausstellung altgriechischer Porträts im Uhrsaal der Akademie. Man vergegenwärtige sich nur, welch leidenschaftliches Interesse diese Bilder zu den Zeiten Lessing's und Winckelmann's erregt haben würden; wie zündend ihre Wirkung in den kunstbegeisterten Kreisen Goethe's und Wilhelm's von Humboldt gewesen wäre; ja welch heilsamen Einfluß auf die Entwicklung unserer Malerei sie hätten üben können, wären sie bei Zeiten erschienen, um einem Carstens und Cornelius zu beweisen, daß auch die Alten ihren Aufschwung in die Regionen idealer Kunst nur vom sicheren Boden intimster Naturbeobachtung aus unternahmen. An uns ist diese in der Kunstgeschichte beispiellose Erscheinung ohne Sang und Klang vorübergegangen, ohne eine tiefere Spur zu hinterlassen. Die Presse, unsicher, was zu sagen, verhielt sich kühl; die Archäologen, denen das Vorhandensein solcher Bilder längst bekannt und von ihrem Standpunkte aus an deren größerem oder geringerem

Kunstwerth nichts gelegen war, blieben gleichgültig; und die breite Masse des Publicums erfuhr nichts davon oder wurde durch die wenig lockende Bezeichnung: „ägyptische Mumienbilder" oder gar durch Gerüchte über Unechtheit abgeschreckt. So blieb eine für unsere Stadt nur kleine Gemeinde von selbständig urtheilenden Künstlern und Kunstfreunden übrig, welche den griechischen Bildern eine lebhafte und dauernde Theilnahme entgegenbrachte.

Und doch war die Sache sensationell genug. Im Besitz eines Wiener Großkaufmanns, Herrn Graf, der sich schon verschiedentlich auf dem Gebiete orientalischer Alterthumsforschung in ähnlicher Weise verdient gemacht hat, tauchen plötzlich gegen hundert antike Gemälde auf, authentische Porträts von Zeitgenossen Hadrian's, von Mitbürgern Hypatia's, gemalt von griechischen Künstlern in jener verschollenen enkaustischen Manier, die, bisher nur aus dunklen Andeutungen der Schriftsteller bekannt, uns nun zum ersten Male greifbar vor Augen steht. Dabei, wie zur Beglaubigung, noch Reste der bemalten und vergoldeten Mumienleinwand, ja ein Schmuckstück, ein zierlicher Ohrring aus Gold und Perlen, dessen Trägerin eines der reizendsten Bildnisse der Sammlung darstellt (Nr. 8). An der Echtheit ist nicht zu zweifeln. Von berufener Seite erfährt man jetzt, daß solche Bilder, nur vereinzelt und von geringerem Kunstwerth, längst den Gelehrten bekannt und im Besitz verschiedener Museen (Florenz, Louvre ꝛc.) befindlich seien; daß der Engländer Mr. Flinders Petrie in Hawara im Fajjûm soeben einen ähnlichen Fund gethan und von dessen Ergebnissen sechs Bilder der National Gallery, sechs dem British Museum zum Geschenk gemacht habe. Auch unser Museum besitzt elf solcher Bilder; die beiden einzigen darunter, die auf künstlerisches Interesse Anspruch machen können, sind allerdings nur Fragmente.

Was die Fundgeschichte der Graf'schen Bilder betrifft, so ist sie seiner Zeit hinreichend bekannt geworden, und es genügt, hier nur darauf hinzuweisen. Im Herbst 1887 deckten Araber zu Rubajjât im Fajjûm ein zerstörtes, wohl schon in frühchristlicher Zeit ausgeplündertes Gräberfeld auf. Die Mumien und ihre Schätze waren verschwunden; die Bildnißtafeln aber, welche, über den Gesichtern der Mumien befestigt, den Angehörigen beim Besuch des Grabes die Züge der Entschlafenen zurückrufen sollten, hatten die Räuber als werthlos bei Seite geworfen; sie fanden sich, für uns die bei Weitem werthvollere Ausbeute, im Wüstensande vollkommen erhalten. Herr Graf erhielt durch seinen ägyptischen Agenten davon Kunde, und ihm kommt das Verdienst zu, sie erworben und dem kunstliebenden Publicum zugänglich gemacht zu haben. Zuerst wurden sie in München ausgestellt, und von da flog ihnen der Ruf schon nach Berlin voran; hauptsächlich in Folge der Anerkennung, die ihnen von unseren ausgezeichnetsten Künstlern gezollt worden war. In der That, man durfte gespannt sein auf eine Porträtsammlung, die von Männern so verschiedener Richtung wie Menzel, Lenbach, Passini, Knaus, Böcklin und Gabriel Max eines eingehenden Interesses gewürdigt worden war.

Einzig in seiner Art und ergreifend war denn auch der Eindruck, wenn man, die weihnachtlich hartgefrorenen Linden mit ihrem festlich geschäftigen Menschengewühl hinter sich lassend, die Stufen zum akademischen Uhrsaal erstieg, und sich plötzlich in der „stillen Gesellschaft" dieser seit bald zweitausend Jahren

vergessenen Menschen befand, deren Gesichter ringsum in doppelter Reihe aus den einförmig schlichten Rahmen mit hellen Augen auf uns späte Nachkömmlinge herabschauten. Die Anordnung war leicht zu übersehen. Die besseren und guten Bilder bildeten die untere Reihe, oben hingen die Fragmente und Handwerkerarbeiten; die schlechtesten waren, zusammen mit einigen künstlerisch interessanten Häßlichkeiten, in einer Ecke zu einer Art Schreckenskammer vereinigt. Unter den Bildern fiel ein Rahmen mit drei kleinen Holztafeln auf, die ganz wie unsere Etiketten gestaltet und mit eingeritzten Buchstaben bedeckt waren: die einzigen schriftlichen Zeugnisse, die aus den versunkenen Lebenskreisen jener Todten zusammen mit ihren Bildnissen in unsere Zeit herübergerettet sind. Sie sind in griechischer Sprache, und betreffen, wie es scheint, den Transport von Mumien nach „dem Hafen von Kerke", eine Andeutung, daß die dort bestatteten Todten nicht Einwohner dieses jedenfalls unbedeutenden Orts gewesen, sondern von auswärts nach der dortigen Nekropole gebracht worden seien. Indessen ihre Auslegung und die Datirung des ganzen Fundes nach der Form ihrer Schriftzeichen überlassen wir den Gelehrten, deren Ansichten darüber schon verschiedentlich bekannt geworden sind. Es bleibt genug übrig, was die Bilder selbst dem aufmerksamen Laienauge zu erzählen haben, auch ohne mit Georg Ebers der Versuchung nachzugeben, aus diesen sprechenden Zügen die menschlichen Schicksale der Dargestellten errathen zu wollen.

Was zunächst dem Eintretenden auffällt, und bei Unkundigen sogar Verdacht gegen die Echtheit der Bilder erregte, ist die wunderbare Frische und vollkommene Erhaltung ihrer Farben. Indessen wird das weniger erstaunlich, wenn man sich überlegt, daß sie alle die Jahrhunderte hindurch unberührt im trockenen Wüstensande gelegen haben, einem der besten Conservirungsmittel, die es geben kann. Ist doch heißer Sand ein bekanntes Mittel, Blumen so zu trocknen, daß selbst die zartesten unverändert Form und Farbe behalten; wie übrigens gerade auch in ägyptischen Gräbern Blumengewinde gefunden worden sind, die so vollkommen erhalten waren, daß Dr. Schweinfurth ihre Bestandtheile hat botanisch bestimmen können. Beiläufig gesagt, sind diese ehrwürdigen Guirlanden nach unseren Begriffen ziemlich geschmacklos, nach Art der bei Kindern und Ausflüglern beliebten Kränze aus einzelnen aneinandergesteckten Blättern und Blüthentheilen hergestellt. Fast noch auffallender ist die Erhaltung der Farben in den wundervollen antiken Gobelins, die Herr Graf aus Oberägypten mitgebracht hatte, und die in technisch feinster Ausführung und harmonischer, an die schönsten orientalischen Stickereien erinnernder Farbengebung in breiter decorativer Manier verschiedene altgriechische Gottheiten darstellen. Kein Wunder also, daß sich die ihrer Natur nach haltbaren enkaustischen und Tempera-Farben der Bilder auf den sorgfältig bearbeiteten und imprägnirten Holzplatten meist ganz unverändert erhalten haben; leider fehlt es auch nicht an Ausnahmen, wie die herrliche Nr. 81, deren Liebreiz und künstlerische Vollendung man nur noch ahnen kann.

Schwerer wiegend, wenn auch durch diese letztere Thatsache schon einigermaßen widerlegt, erscheint der Vorwurf, der von verschiedenen Seiten, freilich immer ohne bestimmte Angaben, erhoben wurde, daß die Graf'schen Bilder leichtsinnig restaurirt und vielfach übermalt seien. Vor einem ernsthaften Studium

der Bilder selbst kann dieser Verdacht kaum bestehen. Gerade die vollkommensten unter ihnen sind mit so leichtem und sicherem Strich hingeworfen, daß es für eine unberufene Hand seine großen Schwierigkeiten haben dürfte, da etwas hineinzumachen, was nicht sofort auffiele. Ueberdies, wer versteht heut zu Tage mit enkaustischer Wachsmalerei umzugehen? Es sei denn Herr Donner von Richter, der eben in diesen Bildern die erwünschte Bestätigung seiner Theorien über die Enkaustik der Alten gefunden hat, und durch ihre genaue Prüfung in den Stand gesetzt worden ist, eins davon in derselben Technik wenigstens annähernd nachzubilden. Endlich ist durchaus kein Versuch gemacht worden, die Ritzen und Flecke auf den Bildern zu beschönigen; im Gegentheil, die meisten zeigen klaffende Sprünge und sind nur durch das Papier, auf das man die Stücke geklebt hat, zusammengehalten. Die rohen Stellen des Holzes, die selten fehlenden Spuren des Asphalts, mit dem die Mumienleinwand auf die Tafeln geklebt gewesen, sind überall bei der Einrahmung sichtbar gelassen. Daß in einem Fall (Nr. 40, dem Mann mit der viel umstrittenen „Prinzenlocke") die Risse mit farbigem Kitt verstrichen, in einem anderen (Nr. 61) die Lücke im Gewand mit einem Stück Papier entsprechenden Tons ausgefüllt worden, wird Niemand als täuschende Uebermalung auffassen wollen; solche Hülfsmittel haben nicht mehr zu bedeuten, als die eiserne Stange, welche beim Abguß des praxitelischen Hermes das fehlende Schienbein ersetzt.

Im Gegentheil dürfte die sorgfältige und taktvolle Art, wie die Graf'schen Bilder aufgezogen und gefaßt sind, alle Anerkennung verdienen. Wer einmal mit der Conservirung auf Holz gemalter Bilder etwas zu thun gehabt hat, wird wissen, welch eine heikle Aufgabe das ist. Jeder Wetterwechsel verändert die Fläche einer solchen Tafel, und erweitert oder verengert dabei etwa vorhandene Risse, und man kann nicht frühzeitig und sorgfältig genug zu Werke gehen, um dieser Art der Zerstörung vorzubeugen. Vollends bei diesen antiken Bildern, deren Tafeln kaum die Dicke einer mäßigen Pappe haben, etwa wie unsere Fourniere.

Was nun die Porträts selber anbelangt, so geben sie, mit Ausnahme einiger Stümperarbeiten, nur die Köpfe, wie das ihre Verwendung als Mumienbilder bedingte; dieser gemäß sind auch die Gesichter alle nahezu in Lebensgröße (meist darunter) und en face dargestellt, doch gewöhnlich mit einer leichten Wendung auf eine Seite, und zwar fast immer nach rechts, mit linksher einfallendem Licht. Auffällig ist beim ersten Anblick ein allen gemeinsamer Typus: es sind lange, schmale Gesichter mit sehr großen Augen. Wahrscheinlich haben wir darin ein neues Beispiel jenes merkwürdigen Einflusses, den die Mode zu verschiedenen Epochen auf den Gesichtsschnitt der Menschen, oder wohl eher auf die Auffassung der Künstler ausübt, und der auch in den Blüthezeiten der Porträtkunst so mächtig gewesen ist, daß wir die Typen Mitlebender ohne Weiteres danach zu classificiren pflegen, und z. B. von Jemand sagen würden: „ein rechter Vandyckkopf" oder „ein niedliches Rococogesichtchen". Ein geistreicher Beobachter stellte die Hypothese auf, diese in die Länge gezogenen Gesichter der griechischen Porträts könnten dadurch entstanden sein, daß die wagrechte Linie im Stilgefühl der Alten eine ganz überwiegende Rolle gespielt habe — man möge nur an ihre

Architektur denken — und die Maler, um gewissermaßen diese Tendenz auszugleichen, nun die senkrechten Dimensionen übertrieben hätten. Wir kommen aber doch wohl der Wahrheit näher, wenn wir einfach annehmen, daß sie, als Kinder ihrer Zeit, unbewußt der herrschenden Moderichtung ein wenig nachgegeben haben; um so mehr, als die besten der Bilder (Nr. 21, 45, 62, 19 u. A.) diesen Fehler nicht aufweisen. Das ungewöhnliche Format (meist etwa 17—21 Centimeter Breite zu 32—41 Centimeter Höhe), das durch die Verwendung der Porträts auf den Mumien geboten war, trägt auch dazu bei, den Eindruck der Länge zu verstärken; Jeder, der nur einmal eine Photographie aufgezogen hat, weiß ja, wieviel die Umgebung und der äußere Abschluß für die Wirkung eines Bildes ausmachen. Endlich spricht auch die Tracht dabei mit, die den Halsansatz frei läßt, den wir Modernen durch eine Reihenfolge übereinander gebauter Kragen verdeckt zu sehen gewohnt sind. Etwas wie ein Widerschein südlicher Sonnengluth ging aus von diesen bloßen Hälsen und gebräunten Gesichtern und ihrem sommerlich leichten hellfarbigen Faltenwurf, mitten im kalten Winter ein erfreulicher Anblick für die in Pelze und Uniformen, Federwerk und Sammetmäntel gehüllten Epigonen, die sie betrachteten. Dabei macht diese Tracht einen durchaus salonfähigen Eindruck. Wir sind geneigt, uns die Alten nach Maßgabe der Götter- und Heldenstatuen, die uns am häufigsten vor Augen stehen, auch im täglichen Leben etwas leicht costümirt vorzustellen; diesen Gestalten gegenüber aber hatte man das Gefühl, daß sie, wie sie da waren, ohne Weiteres in jeder modernen Gesellschaft hätten auftreten können. Bezeichnend dafür war, daß man sie im Publicum immer „Damen" und „Herren" nennen hörte, Ausdrücke, die uns sonst für die Antike doch ganz fern liegen.

Sie alle, Männer und Frauen, tragen den Chiton, und zwar nicht, wie er in der Attalidenzeit zu Pergamon Mode gewesen zu sein scheint und auch heut zu Tage bei den sogenannten griechischen Costümen unserer Theater- und Polterabendaufführungen zu figuriren pflegt, oben mit einem Bande eingefaßt, in das die Falten fest eingenäht sind, sondern in seiner ursprünglichen classischen Form, aus zwei geraden Stücken Zeug bestehend, die, auf den Achseln zusammengeheftet, in freiem Spiel des Faltenwurfs über Brust und Rücken herabfallen. Meist laufen an beiden Seiten längs der Webekante breite farbige oder goldene Streifen herab, die manchmal noch zu weiterer Zierde gestickt sind. Ueber die Schultern ist häufig ein Mantel geworfen. Die Farben dieser Gewänder sind, wie man es von den feinsinnigen Griechen erwarten konnte, nicht schreiend bunt, wie oft heutige südliche Volkstrachten, aber auch nicht einförmig weiß, wie man sie sich wohl vor den Zeiten der Polychromie vorgestellt hat; sondern mild und gesättigt, und oft, besonders bei den Frauenbildern, mit raffinirtem Farbensinn der individuellen Erscheinung angepaßt. Besonders beliebt scheint ein mattes, ins Braunrothe spielendes Violett gewesen zu sein, das bald als Einfassung der weißen Gewänder, bald als Grundfarbe, mit meist schwarzen oder goldenen Streifen verziert, vorkommt, und durch eine ganze Reihe bald röthlicher, bald bläulicher Zwischentöne vom zartesten Lila bis zum dunkelsten Blauschwarz abgestuft erscheint.

Höchst wahrscheinlich stellt dies Violett den berühmten Purpur der Alten dar. Freilich ist die landläufige Vorstellung, die wir heutzutage mit dem Ausdruck „Purpur" verbinden, die eines mehr oder weniger lebhaften Roth, wie ja unsere Bühnen die Könige und Helden des Alterthums sogar in grellen Scharlach kleiden. Auch im Graf'schen Katalog findet sich die Notiz: „wahrscheinlich die echte Purpurfarbe" in Bezug auf das Gewand der vornehmen Greisin Nr. 23, das ein leuchtendes Carmoisinroth, etwa wie die Gewänder umbrischer Madonnenbilder, zeigt. (Vgl. die coloristisch schöne Nr. 18, bei der im Katalog von „Krapproth" die Rede ist.) Möglicherweise haben wir hier allerdings eine der unzähligen Modificationen des Purpurs vor uns, wie sie die fortgeschrittenen Färbemethoden späterer Zeit erzielten, und deren eine Färbung derart gewesen sein muß, mit welcher die Dichter so verschiedene Dinge wie das Meer, Trauben, Blut, dunkle Haare und Rosen zu vergleichen pflegen. Daß der Purpur der Alten aber ursprünglich violett gewesen ist, hat Lacaze-Duthiers in seinem Mémoire sur la pourpre erschöpfend dargethan. Höchst interessant ist es, die Farbentafel, auf der er die Ergebnisse seiner praktischen Versuche mit dem Saft der Purpurschnecken veranschaulicht, mit unseren Bildern zu vergleichen. Die Uebereinstimmung springt in die Augen, und man könnte zu jeder seiner fünf Proben eine Reihe schlagender Beispiele beibringen. So entspricht die erste dem Mantel von Nr. 22, dessen schwarze Schatten und bläuliche Lichter an die Beschreibungen des tief dunklen und doch farbig schimmernden doppelt gefärbten Purpurs erinnern, der besonders geschätzt war. Es ist vielleicht nicht Zufall, daß, neben einer Reihe anderer gemeinsamer Abzeichen, die irgend ein Amtsornat vermuthen lassen, auch ganz ähnliche Mäntel auf den Nrn. 4, 5 und 6 wiederkehren. Den zweiten von Lacaze-Duthiers' Farbentönen finden wir, um nur je ein Beispiel anzuführen, bei Nr. 12, den dritten bei 62, den vierten an den Schulterstreifen von 59, den fünften bei 15.

So hätten wir also endlich einmal jene verschollene Färbung vor Augen, die im Alterthum mit Gold und Silber aufgewogen wurde und als höchster Ehrenschmuck der Großen galt, und die aus der modernen Welt so gründlich verschwunden ist, daß selbst ihr Name nicht mehr den alten Begriff erweckt. Die einzigen Menschen, bei denen ihr Gebrauch allen Wechsel der Zeiten überdauert hat, sind die armen Fischer und Matrosen des Mittelmeers, die, halb aus Spielerei, ihre Kleider damit zu zeichnen pflegen, weil sie wissen, daß dies ein unauslöschliches Färbemittel ist. Die Sonnenstrahlen, unter deren Einwirkung der ursprünglich farblose Purpursaft sein schönes Violett entwickelt, vermögen dem einmal gefärbten Stoffe nichts mehr anzuhaben; wo andere Farben ausbleichen würden, färbt sich der Purpur nur noch satter. Dieser Eigenschaft, die für ein im Freien und unter südlicher Sonne lebendes Volk in der That sehr werthvoll gewesen sein muß, schreibt Lacaze-Duthiers einen Theil des großen Ansehens zu, dessen der Purpur bei den Alten genoß. Einen anderen Grund dafür verrathen uns diese Bilder: es kann kaum eine Farbe geben, die harmonischer und feiner zu dem warmen bräunlichen Colorit dieser Südländer stünde, als diese.

Und brünett sind sie alle, ohne Ausnahme, eine auffallende Thatsache bei der Vorliebe, mit der die Dichter blonde Schönheiten erwähnen. Bei den Tanagrafiguren, welche neuerdings unserer Vorstellung von der alltäglichen Erscheinung der Alten deutlichere Gestalt gegeben haben, sind blonde Haare und blaue Augen geradezu vorherrschend; aber freilich durften dort die Künstler ihrer Phantasie freien Lauf lassen, und vielleicht waren sie auch wirklich bei den Festlandgriechen häufiger als bei dem halborientalischen Völkergemisch der Todten von Kerke. Wohl kommen bei diesen alle Abstufungen der Hautfarbe vor, vom tiefsten, beinahe mulattenartigen Braun sonnenverbrannter Männer- und Greisenköpfe bis zum blüthenzarten Roth und Weiß oder der edlen Marmorblässe vornehmer Frauengesichter: aber alle haben dunkle Augen und, soweit sie nicht vom Alter gebleicht erscheinen, schwarze Haare.

Was die Haartrachten anbetrifft, so hörte man vielfach Erstaunen äußern, daß sie so ganz modern aussähen, und wirklich kommt die der Männer gerade unserer heutigen Mode sehr nahe, sogar die in die Stirn gekämmten Haare neuesten Pariser Stils fehlen nicht; und von den Frauen würde manche in keinem modernen Salon auffallen.

Die gekünstelten und geschmacklosen Frisuren der Porträtbüsten aus römischer Kaiserzeit sind gar nicht vertreten. Am meisten nähert sich ihnen noch eine sonderbare und complicirte Form des Kopfputzes, welche besonders deutlich auf der schönen Nr. 8 zu sehen ist: ein Wulst von kleinen Flechten verleiht dem Hinterhaupt eine eigenthümliche ins Breite gezogene Form, während vorn eine Reihe steifer Löckchen in sorgfältig gemessenem Bogen die Stirn einfaßt und über den Ohren in zwei Büscheln oder Zöpfchen endet. Ob das Ganze eine aufgesetzte Perrücke oder ein künstliches, mit Draht und, wie Einige wollen, mit Perlen durchzogenes Flechtwerk gewesen ist, läßt sich nicht deutlich erkennen; ganz gewiß war es aber zu den Zeiten seiner Trägerin du dernier chic, und es läßt sich nicht leugnen, selbst für unser Auge hat dieser steife Aufbau, wo er ein so feines, anmuthiges Gesichtchen einrahmt, wie auf Nr. 8, einen gewissen pikanten Reiz. Aber wer könnte auch dem Zauber dieses unregelmäßig lächelnden schmalen Mundes, dieser geheimnißvoll strahlenden Augen, die den Vergleich mit Herkomer's Miß Grant hervorgerufen haben, widerstehen?

Entschieden weniger glücklich steht solcher Kopfputz dem orientalisch geschnittenen Antlitz von Nr. 12: für dies geistreiche und anziehende Gesicht trifft zu, was Goethe von seiner Schwester Cornelia sagt, wo er schildert, wie ihre an sich interessante Erscheinung durch die Ungunst der eben herrschenden Mode beeinträchtigt wurde: „Ich kann mir denken, daß, wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den oberen Theil ihres Gesichts mit Locken umwölken, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Besorgniß, Anderen zu mißfallen wie sich selbst." Indessen fehlt auch hier nicht eine gewisse strenge Grazie des Umrisses; man wird unwillkürlich an rafaelische Jünglingshäupter erinnert.

Daß man aber dieselbe Haartracht auch in freierer Modification auf den natürlichen Haarwuchs anwandte, beweist Nr. 16, eine der wenigen echt classisch griechischen Erscheinungen, welche diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft auf-

weist, und Nr. 62, deren Miene voll Geist und Energie nicht aussieht, als hätte provinzielle Mode ihrem Geschmack Fesseln anlegen dürfen.

So scheint eine Jede die eben herrschende Modetracht je nach ihrer Bildung und Eigenart umgestaltet zu haben, und bei der Abwechslung, welche dann wohl die Zeit in diese Trachten selbst brachte, ergibt sich eine Fülle der verschiedenartigsten und meist anmuthigen Motive; denn im Ganzen scheint bei dem Putz dieser Frauenwelt von Kerke ein fein erzogenes Schönheitsgefühl maßgebend gewesen zu sein. Freilich fehlt es unter so vielen auch nicht an lächerlichen und wunderlichen Erscheinungen, insonderheit bei den ganz schlechten Bildern, auf denen sich wohl kleine Spießbürger um ein Billiges von handwerksmäßigen Stümpern haben verewigen lassen. Uebrigens kann man sich angesichts dieser Porträtsammlung davon überzeugen, daß die Alten nicht wirklich, wie man wohl aus den Aeußerungen der Schriftsteller hat schließen wollen, ihre Haare von duftendem Salböl triefend getragen haben; die einzige Spur, die sich dahin deuten ließe, sind die übermäßig starken Glanzlichter auf der steifen Wellenfrisur von Nr. 15.

Ebenso mannigfaltig wie die Haartrachten, und ebenso bezeichnend für das Wesen der dargestellten Personen, ist jedesmal ihr Geschmeide, meist aus Ohrringen und Halsbändern bestehend; und auch hier bekundet sich ein feingebildeter Geschmack. Einmal finden wir mehrere goldene Ketten zusammengestellt, ein andermal hat man sich mit einer einzigen großen Perlenschnur begnügt; bald sind es weiße, schwarze und grüne Perlen oder Steine, die sich mit einem Purpurgewand und dem Goldbraun der Fleischtöne zu einem Farbeneffect edelster Art vereinigen; bald leuchten hellrothe und grüne Steine aus breiter goldener Fassung vom Halse einer rosigen Schönen in lichtbuntem Gewande. Ganz ungewohnt muthen uns die goldenen Kränze an, die von Männern und Frauen, Knaben und Mädchen, vielleicht als Abzeichen hoher Geburt, getragen werden. Bei einem stolzen Frauenkopf wie Nr. 15 erscheint der Reif von goldenen Myrthenzweigen, bei einem liebenswürdigen verwöhnten Kinde wie Nr. 63 der goldene Epheukranz mit seinen leichten Ranken und Beeren angemessen genug, und man könnte bedauern, daß in unserer Zeit der „soliden" Goldarbeiten eine so anmuthige Zierde ganz in Vergessenheit gerathen ist. Fremdartiger berühren sie uns bei einem Männerkopf wie Nr. 61, zu dessen von Sorge und Verantwortung gefurchter Stirn und klugem, geschäftskundigem Blick der feierlich heitere Schmuck nach unseren Begriffen nicht recht passen will; oder vollends auf dem struppigen Kraushaar eines sonnengebräunten Wüstensohnes wie Nr. 6 (der theils wohl wegen seines Typus, theils auch wegen seines goldenen Hintergrundes oft als „Johannes der Täufer" bezeichnet worden ist), wo übrigens nur noch kleine Spuren davon erhalten sind. Wie vortrefflich aber auch einem männlichen Haupte der Goldkranz stehen kann, das beweisen Erscheinungen voll jugendlicher Kraft und idealen Schwunges wie Nr. 4 und 22.

Bemerkenswerth ist, daß all diese Kränze von Blattgold aufgelegt sind, eine Naivetät der Behandlung, welche mit der realistischen Auffassung und dem coloristischen Feingefühl, die sich sonst in diesen Bildern offenbaren, nicht recht im Einklang steht. Bei einigen könnte man fast auf den Gedanken kommen, sie

seien nachträglich vom Vergolder in die fertigen Porträts eingetragen, etwa als Grabschmuck, wie man thatsächlich ganz ähnliche Todtenkränze aus Goldblech in griechischen Gräbern gefunden hat; dagegen spricht aber, daß sie bei anderen unzweifelhaft von vorn herein zum künstlerischen Plan des Ganzen gehört haben, und daß auch sonst hier und da an Hintergründen, Schmuckſachen, Kleidersäumen u. dergl. Vergoldung vorkommt. Man darf also annehmen, daß diese primitive Darstellungsweise, wohl durch Gebrauch und Herkommen geheiligt, nicht als störend empfunden wurde, so wenig wie von uns die allerdings weniger unvermittelte Vergoldung an Werken der altdeutschen Meister oder der Frührenaissance, so daß sie im Gebrauch blieb, auch als die Aufgabe, den Schimmer der Metalle mit glanzlosen Farben durch Modellirung und Wiedergabe der Reflexe auszudrücken, schon mit Erfolg gelöst worden war. Bis zu welcher Naturwahrheit man es darin brachte, könnten Bilder wie Nr. 8, 12, 81 u. A. erweisen, wenn es sich nicht schon von selbst verstünde, daß darin keine Schwierigkeit liegen konnte für Maler, welche so wie diese unbekannten Meister die Mittel ihrer Kunst beherrschten.

Denn es ist wunderbar, mit welch unfehlbarer Sicherheit sie auf ihr Ziel losgehen, und um so bewundernswürdiger, als sie es mit einem höchst widerspenstigen Material zu erreichen hatten. Die enkaustischen Wachsfarben halten in der Wirkung ungefähr die Mitte zwischen unseren Oel- und Aquarellfarben: aber sie entbehren der Tiefe, Wärme und Leuchtkraft der ersteren und der Frische und Durchsichtigkeit der letzteren, und ein Blick auf die vom Spachtel (Cestrum) überall gefurchte und zerwalkte Oberfläche dieser Bilder gibt eine Vorstellung davon, wie mühsam und unfrei ihre Behandlung gewesen sein muß. Was mußte dazu gehören, um aus diesen zähen, verschieden getönten Wachspasten, die mit dem Cestrum auf der Tafel nebeneinandergesetzt und dann untereinander verstrichen und verarbeitet wurden, die Modellirung, sagen wir, einer Wange in den zartesten, kaum merklich abgestuften Tönen so herzustellen, daß der Beschauer ihre Ründung bis in die feinsten Formen hinein nachzuempfinden meint? Ja, noch mehr, ihr durch ein paar ganz leise Züge um Mund und Nasenflügel den Stempel individuellen Lebens, den Ausdruck augenblicklicher Stimmung zu verleihen? Wie sicher mußte ein Maler zu Werke gehen, der es verstand, mit solchen Mitteln ein Augenpaar nicht nur porträtmäßig zu zeichnen, sondern den im Helldunkel verschwimmenden Umriß der Lider, den feuchten lebendigen Glanz des Augapfels, und dabei zugleich das Seelenleben der dargestellten Persönlichkeit, wie es sich im sanften Schmachten des Blicks oder in seiner feurigen Energie offenbaren mochte, wiederzugeben? Und das ist, was wir hier vor uns sehen.

Es ist wahr, daß die Unzulänglichkeit der Mittel, oder vielleicht noch mehr ein gewisses Maßhalten, das dem griechischen Genius natürlich zu sein scheint und ihn auch sonst, bei allem Realismus der Auffassung, doch nie die Einfachheit verleugnen läßt, auch bei diesen Bildnissen zu einer sparsamen, mehr andeutenden Technik geführt hat. Man hat vielfach daran Anstoß genommen und z. B. getadelt, daß die Augenwimpern, in der Nähe besehen, sich als dicke, keck hingeworfene schwarze Striche erweisen. Es wäre eine schlechte Vertheidigung, anzuführen, daß man dasselbe auch bei den besten Meistern der Renaissance, Rafael

nicht ausgenommen, finden kann. Seine wahre Berechtigung hat solches Verfahren zu jeder Zeit darin, daß alle Kunst nur Andeutung der Wirklichkeit ist, nicht selber Wirklichkeit zu sein vorgeben soll. Aber es gehört freilich weniger dazu, sich über solche Aeußerlichkeiten aufzuhalten, als genießend anzuerkennen, mit welch eindringender Sachkenntniß diese scheinbar beliebigen Striche gerade so und nicht anders hingesetzt sind; wie jeder einzelne von ihnen zum Umriß des Auges und zum Ausdruck des Blickes beiträgt und an seinem Theil dazu mithilft, jenen Gesammteindruck intensiven Lebens hervorzurufen, den selbst naive Beobachter empfanden und mit den Worten auszusprechen suchten: „Diese Augen gehen Einem nach."

So ist es mit Allem und Jedem. Wohlverstanden sind hier immer nur die guten und besten Bilder der Sammlung gemeint, also mit einigen Ausnahmen und Zusätzen jene anfangs erwähnte untere Reihe. Die Darstellungsmittel sind einfach bis zur Rohheit; ihre Anwendung zeugt von tiefem Wissen und vollendetem Können; erreicht wird damit das Höchste, was sich die Porträtkunst zum Ziel setzen kann, die Wiedergabe der ganzen Persönlichkeit nach ihrer äußeren Erscheinung und inneren Gemüthsart.

Wie sehr das der Fall war, bewies die Haltung des Publicums. Man betrat den Saal neugierig, gleichgültig, oft ungünstig voreingenommen; man belächelte diese oder jene Wunderlichkeit: denn der Berliner spottet gerne und gut. Aber schon war das Interesse gefesselt; die menschliche Theilnahme an diesen Wiedererstandenen erwachte: man suchte im Katalog, dessen Notizen doch am Ende nicht mehr besagen konnten, als die Bilder selbst, als hoffte man, da noch etwas Weiteres über diese Menschen zu erfahren, denen man nun schon in lebhafter Parteinahme für und wider, mit warmen Gefühlen der Ab- und Zuneigung gegenüberstand. Vor manchen jugendlich lieblichen Bildnissen wurden Ausdrücke fast zärtlicher Rührung laut: nach zweitausend Jahren wurden diese Frühverstorbenen von uns wildfremden Barbaren aufs Neue betrauert. Und da jetzt die trockenen Nummern des Katalogs nicht bezeichnend genug erschienen, half man sich, in Ermangelung der wirklichen Namen, indem man die Bilder nach Aehnlichkeiten benannte oder allerhand Beinamen für sie erfand. Daß auch der Humor dabei zu seinem Rechte kam, dafür sorgte natürlich, besonders während der Ausstellung in München, das heitere Volk unserer Künstler, von dessen Häuptern übrigens jedes, seiner besonderen Art und Neigung entsprechend, seinen ausgesprochenen Liebling in der Sammlung gehabt haben soll. Gewiß, seit der Jubiläumsausstellung, wo der englische Saal mit den Porträts von Herkomer, Richmond, Ouleß, Millais so mächtigen Anklang fand, sind Aeußerungen so persönlicher Empfindung gegen Bildnisse gänzlich unbekannter Personen nicht wieder vernommen worden.

Vielleicht liegt das Geheimniß dieser Wirkung darin, daß unter all diesen Köpfen, trotz der Ueberverfeinerung der sinkenden Culturepoche, der sie angehört haben, wohl kein einziger ist, der jenen faden, maskenähnlichen Ausdruck zeigte, wie er bei uns im geselligen Leben so oft zu sehen ist, und den jeder von uns an sich und seinem Nächsten als das „Photographirgesicht" nur zu gut kennt. Diese frühen Menschen wußten sich offenbar selbst bei der Porträtsitzung mit

voller Frische und Unbefangenheit zu geben; oder waren es die Künstler, die sie so unmittelbar aus ihrem inneren Wesen heraus aufzufassen und wiederzugeben gewußt haben? Es kann für den Porträtmaler kein größeres Verdienst geben.

Und hier berühren wir eine Frage, die noch nicht in befriedigender Weise gelöst ist: Wie hat man sich die Entstehung dieser Bilder zu denken? Sind sie nach dem Leben gemalte Porträts, die nachher zur Ausschmückung der Mumien verwendet worden sind oder, wie man auch vermuthet hat, Copien von solchen, oder wurden sie eigens für diesen Zweck gemalt? Für einige ist das Letztere durch beigegebene Attribute des Todtencultus unzweifelhaft erwiesen; aber dies sind gerade die allerschlechtesten, die, ganz dürftig und schematisch ausgeführt, keinen Versuch einer individuellen Gestaltung zeigen (9, 25); solche Bilder war es leicht nach dem Tode herzustellen. Und doch unterscheiden sie sich äußerlich in nichts von den guten und besten, die jedem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung geben, daß sie nach dem Leben gemalt sein müssen. Man könnte demnach annehmen, daß es Sitte war, sich bei Lebzeiten porträtiren zu lassen, damit im etwa eintretenden Todesfalle ein geeignetes Bild vorhanden sei; dafür spräche auch die auffallende Thatsache, daß die meisten Dargestellten im besten Jugendalter stehen und keine Spur von Kränklichkeit oder Verfall zeigen. Freilich widerstrebt es unserer Empfindung, daß diese blühenden Mädchen, diese lebensmuthigen Männer dem Maler in der Fülle ihrer Kraft und Schönheit gesessen haben sollten, mit der Absicht, dereinst als Mumien eine recht vortheilhafte Figur zu machen; aber in Aegypten, wo Bestattung und Cultus der Todten einen so breiten Platz im Denken und Schaffen der Lebenden einnahm, wäre das nicht so unerhört. Werden doch solche Dinge je nach Zeit und Nationalität sehr verschieden aufgefaßt: man erinnere sich nur, wie z. B. in unseren Tagen die von den Engländern angeworbenen Maoritruppen sich weigerten, mit Bundesgenossen zu Felde zu ziehen, welche Verbandzeug und Tragbahren mit sich führten: solche Vorbereitung auf mögliche Verluste erschien ihnen als ein Frevel von übelster Vorbedeutung.

Doch scheinen die Thatsachen diese Annahme zu widerlegen. Bei den Flinders Petrie'schen Bildern, die mit den zugehörigen Mumien zusammen gefunden sind, stellt sich heraus, daß in den Fällen, wo es sich um Kinder handelt, deren Alter man nach der Größe der Mumie schätzen kann, dieses jedesmal dem Bildniß entspricht, und ebenso bei denjenigen Mumien von Erwachsenen, auf denen das Alter inschriftlich vermerkt war. Dies Material hätte vermehrt, und eine interessante Controle über die Aehnlichkeit der Porträts ausgeübt werden können, wenn man die Mumien hätte aufwickeln wollen; aber wie es scheint, zog man vor, sie mit ihren Ornamenten und Inschriften intact zu lassen.

Betrachten wir aber demnach als bewiesen, daß Jeder in dem Alter dargestellt wurde, das er erreicht hatte, so wird damit zugleich die dritte Meinung hinfällig, als hätten wir Copien früher gemalter Familienporträts vor uns; man wolle denn annehmen, daß Alle, deren Mumienbildnisse erhalten sind, zufällig ganz kurz vor ihrem Tode porträtirt worden seien. Uebrigens sieht die flüchtige Unmittelbarkeit der Behandlung in manchen der besten Bilder nicht nach der mehr mechanischen Thätigkeit des Copirens aus.

Der Schluß, zu dem Flinders Petrie gelangt, ist, daß die Bilder nach erfolgtem Tode, mit Hülfe einer vor der Leiche aufgenommenen Skizze, aus der Erinnerung und nach etwa vorhandenen früheren Porträts reconstruirt worden seien; eine Ansicht, die sein Mitarbeiter, Cecil Smith, durch den „starren Ausdruck" und die „oberflächliche und conventionelle Behandlung der Augen" bestätigt findet. Für die Graf'schen Bilder trifft aber gerade das letztere durchaus nicht zu. Eben jenes „Detail, welches den Unterschied zwischen einem und dem anderen lebenden Gesicht ausmacht", das Cecil Smith bei den Petrie'schen Bildern vermißt, ist hier mit der feinsten Beobachtung wiedergegeben, und diese oft von Geist und Heiterkeit sprühenden, immer von intensivstem Leben beseelten Mienen machen viel eher den Eindruck, den Urbildern in Augenblicken lebhafter Unterhaltung oder selbstvergessenen Sinnens abgelauscht, als nach dem Tode angesichts der Leiche aus der Erinnerung heraufbeschworen zu sein. Wenn eine solche Leistung möglich ist, so setzt sie eine ganz außergewöhnliche psychologische und künstlerische Beobachtungsgabe voraus.

Fast könnte man übrigens auf die Vorstellung kommen, als wären jene Künstler in der Charakterisirung noch weiter gegangen und hätten ihre Malweise jedesmal der Eigenart der darzustellenden Persönlichkeit angepaßt (vgl. 8, 62, 21, 19 u. A.). Denn es ist auffallend, daß unter so vielen Nummern ein und desselben Fundes kaum mehr als zwei sind, die man derselben Hand zuschreiben möchte. Und doch hätte man vermuthen müssen, daß die Bilder gruppenweise zusammengehören würden, da es doch das Naturgemäße wäre, daß die Mitglieder derselben Familie denselben Maler beschäftigt hätten und nachmals an derselben Stelle bestattet worden wären. Aber mit Ausnahme einiger Fragmente (91, 79) scheint das nur in einem Fall zuzutreffen: bei dem Mädchenköpfchen Nr. 19 und dem leider sehr zerstörten Bilde eines Knaben im goldenen Kranz Nr. 27. Auch bei diesen spricht dagegen das verschiedene Material; das erstere ist ganz in Tempera, das letztere, wie es scheint, enkaustisch gemalt; aber beide zeigen dieselbe einfache und breite Behandlung, dieselbe sichere Zeichnung und skizzenhaft flotte aber kräftige Modellirung, denselben unvergleichlich frischen Ausdruck kindlicher Unbewußtheit; nur bei dem Knaben, der, nach seinem Schmuck zu schließen, der Sprößling eines großen Hauses gewesen sein mag, mit einem Zusatz von Selbstgefühl, während dem Mädchen nur unschuldige Heiterkeit aus den Augen blickt. In ganz auffallender Weise aber gleichen sich beide Gesichter Zug für Zug, bis auf die Art, wie ihnen das schlichte Haar in die Stirn fällt, so daß man sie wohl als Geschwister ansehen darf, die von demselben Meister porträtirt worden sind. Auch das Fragment Nr. 82 könnte von derselben Hand herrühren. Ebenso sind die Nummern 62 und 30, die zur Vergleichung nebeneinander gehängt waren, vielfach ein und demselben Künstler zugeschrieben worden, und in der That weisen beide auf den ersten Blick die gleiche, von der ganzen übrigen Sammlung abweichende Malweise auf: die Wachsfarben, die sonst mit tiefen, einer kräftigen Schraffirung nicht unähnlichen Eindrücken des Cestrum ineinandergearbeitet erscheinen, sind hier über das ganze Bild hin in kleinliche Flocken aufgelöst, so daß in der Nähe gar kein fester Strich zu sehen ist; tritt man aber zurück, so schießen sie plötzlich zu einem Gesammteindruck von herrlicher coloristi-

scher Wirkung zusammen. Aber hier hört auch die Aehnlichkeit zwischen beiden Bildern auf: während uns auf dem einen ein groß aufgefaßter Frauenkopf voll Geist und Energie entgegenschaut, dessen schön durchgebildetes Helldunkel mit seinen goldigen Fleischtönen an alte Venezianer erinnert, bleibt das charakterlose, manchen conventionellen pompejanischen Wandbildern ähnliche Mädchengesicht auf dem anderen nichts als ein Stück hübscher Farbengebung. Diese beiden Bilder können nicht von demselben Künstler herstammen: dagegen scheint die Vermuthung sehr einleuchtend, daß Nr. 30 von einem Schüler des Malers von 62 herrührt.

Aber es ist eine vergebliche Arbeit, aus dieser durch den Zufall zusammengewürfelten Porträtgalerie die Spuren einzelner künstlerischer Individualitäten oder gar verschiedner Malerschulen herausfuchen zu wollen. Selbst eine geschichtliche Entwicklung läßt sich bis jetzt nicht übersehen, weil nicht nur Arbeiten verschiedener Zeiten, sondern auch verschiedenen Ranges in Betracht kommen; sind doch hier alle Stufen, vom Künstler im höchsten Sinne des Worts bis zum Handwerker und hinab zum Stümper vertreten. Leider scheinen auch die Flinders Petrie'schen Funde, bei denen eine wenigstens annähernde chronologische Ordnung möglich ist, kein Licht auf diese Frage zu werfen. Die achtzehn von ihm veröffentlichten Bilder lassen, soweit man nach so kleinen Reproductionen urtheilen kann, keine irgend zusammenhängende Reihenfolge erkennen; ihre Zahl ist jedenfalls zu klein, um einen Ueberblick zu gestatten, und sie gewähren nicht einmal ein vollständiges Bild dieser Kunstübung, da selbst die besten darunter nicht entfernt den besten Graf'schen an die Seite zu stellen sind.

Einstweilen können wir dankbar sein, daß uns überhaupt in dies bisher der kunstgeschichtlichen Betrachtung verschlossene Gebiet ein so unverhoffter Einblick vergönnt ist. Der packenden Naturwahrheit dieser Bilder gegenüber gewinnen die alten Künstleranekdoten, die bisher wie märchenhafte Uebertreibungen klangen, ein neues Ansehen; man begreift nun, wie Geschichten wie die von den Trauben des Zeuxis, an denen die Vögel des Himmels picken kamen, entstehen konnten. Ja, jetzt endlich können wir uns, angesichts dieser Bilder und mit der Kenntniß antiker Composition, die uns pompejanische Wand-Decorationen und Mosaiken vermittelt haben, eine Vorstellung bilden von der großen Historienmalerei der Griechen: die verlorenen Meisterwerke des Alterthums, die Anadyomene des Apelles, das Blumenmädchen des Pausias, die Hochzeit Alexander's und Roxane's von Aëtion, sind unserer Phantasie um ein gutes Theil näher gerückt.

Leider ist kein einziges unserer Bilder von dem Maler unterzeichnet, während sonst selbst Kleinkünstler wie die Vasenmaler sich auf ihren Werken verewigten, sogar bei Gefäßen, die dem Todtencult dienen sollten und bestimmt waren, nach vollbrachtem Trankopfer auf dem Grabstein zerschmettert zu werden. Und doch müssen die Maler von Nr. 2, 21, 45 u. A. namhafte Meister gewesen sein. Man hat es vielfach so dargestellt, als hätten wir hier nur Handwerkerarbeiten vor uns, und müßten daraus auf noch ganz andere Leistungen der berühmten Künstler schließen; worin sie diese so sehr weit übertreffen sollten, ist freilich nicht leicht einzusehen. Aber auch wenn wir von dem inneren Zeugniß der Bilder absehen wollen: bei der großen Zahl offenbar hochgestellter und vermögender

Personen, die sie darstellen, ist mit Sicherheit anzunehmen, was auch durch die erhaltenen Inschriften bestätigt wird, daß diese Todten nicht alle Einwohner des kleinen Ortes Kerke waren, sondern daß sie von ihren verschiedenen Wohnorten zur Bestattung dorthin gebracht worden sind; daß wir es also auch nicht allein mit Erzeugnissen der localen Malerschule einer unbedeutenden Provinzialstadt zu thun haben, sondern mit einer Sammlung von Porträts, welche zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, entsprechend dem Geschmack und den Mitteln feingebildeter und reicher Auftraggeber, hergestellt worden sind. Demnach dürfte also die Graf'sche Galerie so ziemlich eine Musterkarte von dem darstellen, was damals der Kunstmarkt in Unterägypten zu bieten hatte. Und gerade dort stand die griechische Malerei seit Jahrhunderten in besonderer Blüthe; wie ja das größte der uns bekannten Gemälde des Alterthums, die Alexanderschlacht, von der Malerin Helena, der Tochter Timon's aus Alexandrien, herrührt.

Aber auch die mehr handwerksmäßigen Arbeiten, die natürlich an Zahl weit überwiegen, haben ihr Interesse; nicht nur, weil sie uns das menschliche Dasein in einer Fülle mannigfaltiger und oft ergötzlicher Gestalten vorführen, sondern auch, weil gerade in ihnen sich das Durchschnittsmaß künstlerischen Könnens offenbart. Im Allgemeinen herrscht die malerische Auffassung über die zeichnerische vor, wie bei einem Vergleich etwa mit ähnlichen Werken der italienischen Frührenaissance einleuchten wird. Allerdings sind unter so vielen Bildern auch Ausnahmen; in erster Linie die interessante Tafel Nr. 92, von deren doppelseitiger Bemalung man einige Aufklärung über die chronologische Entwicklung dieser Kunstübung erhofft. Auf der einen Seite sieht man nämlich einen enkaustisch gemalten Frauenkopf, dessen scharf umrissene, charaktervolle Zeichnung eines Botticelli oder Mantegna nicht unwürdig wäre, aber nur zur Hälfte, da die Tafel mitten entzwei gebrochen ist. Dies Stück hat nun ein Nachkömmling benutzt, um auf der Kehrseite in Temperafarben ein neues Porträt anzubringen, das sich als arg verzeichnet und gänzlich stümperhaft erweist. Man hat aus der Verschiedenheit dieser beiden Arbeiten auf einen in der Zwischenzeit erfolgten Verfall der Kunst geschlossen, und vielleicht mit Recht. „Kennt man," sagt Ebers, „die hieroglyphischen Gräbertexte, die Denjenigen segnen, der des Bestatteten Schutz im Auge behält, und Denjenigen verfluchen, der seine Gruft und den in ihr ruhenden Leib anzutasten wagt, ... so wird man nicht zweifeln, daß eine beträchtliche Zeit, ja gewiß länger als ein Jahrhundert verflossen sein mußte, bevor man es wagen durfte, Hand an eine Mumie zu legen und einen ihrer Bestandtheile für den Schmuck einer anderen neu hergestellten zu benutzen." Aber ist es denn so gewiß, daß dieses Doppelbild seine Entstehung einer solchen Grabentweihung verdankt? Kann es nicht ebenso gut die Folge eines Atelierunfalls sein, bei dem das fertige Bild eines Meisters zu Schaden kam, dessen Bruchstück dann von einem Schüler oder Farbenreiber für sein eigenes Machwerk verwerthet worden ist? Ein so vereinzelter Fall gestattet keine allgemeinen Folgerungen, so sehr man auch, nach allen kunstgeschichtlichen Analogien, geneigt sein wird, den zeichnerisch so streng durchgebildeten Kopf einer früheren Zeit zuzuschreiben.

Bei weitaus der Mehrzahl der Bilder indessen überwiegt die Freude an der Farbe und an der Charakterisirung der Persönlichkeit das Interesse an der Form. Wieweit diese Vernachlässigung der Zeichnung manchmal führt, davon ist Nr. 59 ein auffallendes Beispiel: ein coloristisch ganz besonders reizender Mädchenkopf, dessen sanft blickende braune Augen und anmuthige Züge von persönlichster Eigenart ein höchst anziehendes Bild geben würden, wenn nur nicht der Umriß des Hauptes so kläglich verzeichnet wäre, daß sein Oval ganz aus den Formen gewichen erscheint. Hätten wir nicht eine ganze Reihe von Zwischenstufen vor Augen, so würde es unbegreiflich scheinen, daß ein Künstler von so glücklichem Farbensinn und so feiner psychologischer Auffassung sich so grobe Verstöße gegen die Natur hat zu Schulden kommen lassen. Ein eigenthümlicher Fehler, der selbst bei manchen der guten Bilder und im Ganzen so häufig vorkommt, daß man ihn nicht als zufällige Unregelmäßigkeit der dargestellten Gesichter deuten kann, besteht darin, daß die abgewandte Gesichtshälfte ein wenig in die Höhe gezogen erscheint. Vielleicht ist er als Ueberbleibsel einer vor der vollen Entwicklung der Malerei üblich gewesenen unvollkommenen Darstellungsweise der perspectivischen Verkürzung zu verstehen.

Bei alledem aber verrathen diese Bilder eine ganz bewundernswürdige zeichnerische Routine, wie sie in der That auch Gemeingut sein mußte bei Abkömmlingen eines Volkes, dessen flüchtigste Vasenmalereien durch die freie Kühnheit des Striches geadelt erscheinen. Da ist bei aller Nachlässigkeit nichts unbestimmt durcheinandergearbeitet; bei manchem Fehler nirgends das vorsichtige Herumtappen einer schülerhaften Hand. Mit kecker Sicherheit, etwa wie heutzutage ein japanischer Künstler Zweige, Blätter und Blüthen zu einem Pflanzenbilde zusammenfügt, sind hier der Mundspalt, die Augenlider, die Form der Nasenflügel mit Einem festen Pinselstrich oder Druck des Cestrum hingezogen, unbekümmert oft um ihr Verhältniß zum Ganzen, aber doch nie gedankenlos nach hergebrachter Schablone, sondern immer individuell, voll Charakter und Ausdruck. Diese Handwerker sind nicht handwerksmäßig zu Werke gegangen. Einen interessanten Einblick in ihre Werkstatt gewährt übrigens die Tafel Nr. 73, auf der nichts erhalten ist, als die erste Aufzeichnung, die in schwarzer Farbe mit dem Pinsel frei hingeworfen ist. Die Kraft und Feinheit des Striches, die wirkungsvolle Art, wie durch leichte Schraffirungen die Modellirung angedeutet ist, erinnert an italienische Handzeichnungen aus der besten Zeit der Renaissance.

Den obersten Platz in der langen Stufenleiter künstlerischen Könnens, die sich in der Graf'schen Galerie unserm Studium darbietet, nehmen ein paar Bildnisse ein, denen keiner der gerügten Mängel anhaftet, und alle Vorzüge jener fernen Kunstblüthe in höchstem Maße eigen sind: Kunstwerke, welche Allen, denen es vergönnt war, sie zu sehen, auf immer unvergeßlich vor dem geistigen Auge stehen werden. Wer erinnerte sich nicht jenes wunderbaren Greisenkopfes mit hellen Augen (Nr. 2), bei dessen Anblick kein Geringerer als Adolf Menzel ausgerufen haben soll: „Wir haben Nichts hinzugelernt!" Es heißt, daß dies sein Lieblingsbild in der Sammlung war, und wer es gut traf, konnte auch wohl den allverehrten Altmeister mitten durch das Publicum hindurch gerade darauf losgehen und lange in beifälliger Betrachtung davor verweilen sehen. Aber auch

uns Laien hatte es genug zu sagen, dies ernste Antlitz mit dem Blick voll Klugheit und Milde, der „vieler Menschen Städte gesehn und Sitten gelernt" zu haben scheint. Unwillkürlich suchte man in den Reihen der griechischen Dichter und Weisen nach einem Namen, der auf das Gesicht dieses Unbekannten passen möchte, und verlieh dabei zugleich im Geiste jenen nur in der Idealisirung farbloser Marmorbildnisse bekannten Gestalten etwas von der kräftigen, der Wirklichkeit angehörigen Färbung dieses sonnengebräunten Alten. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie anders sich die antiken Porträtstatuen ansehen, nun wir durch diese Gemälde in den Stand gesetzt sind, uns die Farben in der Erscheinung jener Menschen hinzuzudenken. Man vergleiche nur unter diesem Gesichtspunkte den vaticanischen Menander oder den Demosthenes mit Nr. 2, und etwa Nr. 23 oder 42 mit der Agrippina.

Ganz verschieden geartet ist die andere Perle unter den Männerbildnissen unserer Sammlung, Nr. 21. Es wäre vergeblich, ein solches Bild mit Worten schildern zu wollen; selbst die vortreffliche Heliogravüre gibt es nur unvollkommen wieder. Beim ersten Anblick könnte der an Wildheit grenzende Ausdruck von Verwegenheit, der diese fremdartigen, auf syrische Herkunft deutenden Züge beseelt, beinahe abschrecken, fesselte uns nicht hinwieder das geistreich ironische Lächeln des an Jugendbilder Molière's erinnernden Mundes, der überlegene Humor, der uns aus den Augen anblitzt. Gerade so hätte man sich jene lebensfrohen, spitzfindig beredten Alexandriner, so die Zeitgenossen eines Lucian vorgestellt, wenn die Phantasie im Stande wäre, aus sich selbst heraus ein so eigenartiges Menschenbild zu erschaffen. In ähnlichem Maße ist es vielleicht nur den großen Porträtmalern und Kupferstechern des vorigen Jahrhunderts gelungen, jene flüchtigste und undefinirbarste Geistesthätigkeit, den Witz, durch die Mittel ihrer Kunst dem Beschauer vor Augen zu stellen.

Hier möge noch ein Einfall Erwähnung finden, der mehreren Beobachtern unabhängig von einander gekommen sein soll, und der, wenn wir ihn auch nicht für mehr geben wollen, als er werth ist, doch manche Verehrer dieses merkwürdigen Bildes interessiren mag. Versenken wir uns länger in den eigenthümlich forschenden und zugleich herausfordernden Ausdruck dieser Augen, so bietet sich unwillkürlich die Frage dar: Wo sind wir dieser Art von Blick schon begegnet? und das Gedächtniß gibt Antwort: Im Spiegel, und auf Selbstporträts. Haben wir es hier vielleicht mit einem solchen zu thun? In der That, gerade so möchte man sich den Maler dieses Bildes denken, denn die Malweise stimmt vollkommen mit dem Wesen des Dargestellten überein: es ist eine flotte geniale Skizze von erstaunlicher Kühnheit und Sicherheit der Mache. Auf das Ueberzeugendste ist das Stoffliche des weichen, wirr in die Stirn fallenden Haupthaares, der vorzeitig von Wind und Wetter gedörrten knittrigen Haut der Wangen, der starren vereinzelten Haare des dünnen Bärtchens wiedergegeben, und das mit scheinbar ganz flüchtigen, man möchte sagen zufällig hingeworfenen Pinselstrichen, die sich aber bei genauerem Studium als von tiefer Sachkenntniß und sehr zielbewußter Absicht eingegeben erweisen. Aber auch ein äußerer Umstand spricht für jene Hypothese: dies Porträt ist das einzige von allen, das sein Urbild nicht in den natürlichen Farben der wirklichen Erscheinung wiedergibt, sondern ganz in

einer bräunlichen, den Fleischton nur andeutenden Farbenscala gehalten ist: mit einem Wort, es sieht so aus, wie ein lebendes Gesicht in einem der geschliffenen Bronzespiegel erscheinen würde, deren sich die Alten ausschließlich bedient haben. Es wäre interessant, zu wissen, wie Lenbach darüber denkt, der dieses Bild vor allen anderen bevorzugt haben soll, wie es ja auch in vielen Stücken seiner Richtung entspricht und äußerlich durch jene nahezu einfarbige Behandlung auf den ersten Blick an seine geistreichen Pastellskizzen erinnert.

Der allgemeine Liebling Aller aber, in dessen Bewunderung sich Künstler, Kenner und Publicum vereinigten, war Nr. 45, wie sich statistisch erweisen ließ: denn es verließen nur wenige Besucher die Ausstellung, ohne sich eine Photographie oder Heliogravüre dieses herrlichen Frauenbildes mitzunehmen. Dabei war es durchaus kein nach dem üblichen Schönheitsbegriff stylisirter Idealkopf, der so allgemeinen Beifall fand; sondern ein ganz individuelles, von einer feinen Seele belebtes Gesicht, blaß, mit groß aufgeschlagenen dunklen Augen; eine Erscheinung, wie man sie noch heute bei den Neugriechinnen gelegentlich antreffen soll. Sonderbarer Weise hat man sie vielfach, obwohl keine wirkliche Aehnlichkeit vorliegt, mit Madame Récamier verglichen, und daß nicht allein die Haarfrisur, die allerdings an die anmuthigsten Trachten des Empire erinnert, dazu Veranlassung gewesen sein kann, bewies die öfters vernommene Aeußerung: „Sie sieht aus, als müßte sie französisch reden." Wirklich war übrigens unter all diesen so „sprechenden" Gesichtern kaum eines, das man sich, wenn man von ihrer Herkunft nichts gewußt hätte, deutsch redend gedacht haben würde: aber merkwürdiger Weise mehrere, von deren Mund man englische Laute erwartet hätte: so ist also Tadema, dessen Griechen man öfters vorwerfen hört, sie sähen aus wie Engländer, durch diesen Fund glänzend gerechtfertigt.

Konnte man in Nr. 21 ein Selbstporträt des Künstlers errathen, so hat der Maler von 45 seinem Bilde eine andere, nicht minder persönliche Spur seines Wirkens aufgeprägt. Um den Nasenflügel und Mundwinkel her, besonders bei jenem für den Ausdruck so entscheidenden Zug um den Mund, den die Künstler den Auftraggebern so selten zu Dank machen können, hat er, wo das Cestrum der Feinheit seiner Empfindung nicht mehr genügen mochte, mit einigen wirkungsvollen Eindrücken des Daumens nachgeholfen, die weiche Wachsfarbe zu verarbeiten. Noch heute, nach nahezu zweitausend Jahren, sind die Riefen der Haut deutlich zu erkennen, ein Anblick, der in seiner Unmittelbarkeit die Phantasie des Beschauers über den Abgrund von Zeit und Raum hinweg gleichsam bei der Entstehung des Bildes Zeuge sein läßt. Wem ginge dabei nicht das reizende anakreontische Lied durch den Sinn, in dem der Liebende dem Maler angibt, wie er ihm die ferne Geliebte malen solle. Jede seiner Anweisungen, die man bisher als ebenso viele fromme Wünsche oder poetische Freiheiten anzusehen geneigt war, erweist sich vor diesem Bilde als so buchstäblich zutreffend, daß wir nicht besser thun können, als es statt aller Schilderung in möglichst wortgetreuer Uebersetzung hierher zu setzen.

Auf, o bester aller Maler,
Male, bester aller Maler,
Meister Du der Kunst von Rhodos,
Male mir die ferne Freundin

Ganz wie ich Dir sagen werde.
Male also mir zuvörderst
Ihre weichen, schwarzen Haare,
Und, wenn das Dein Wachs vermöchte,
Laß sie Balsamdüfte hauchen.
An den Schwung der Wange füge
Unter purpurdunklen Locken
Elfenbeinern dann die Stirne;
Doch die Augenbrauen trenne
Mir nicht ganz, noch mische ganz sie,
Sondern laß sie, wie bei jener,
Fast unmerklich sich verschmelzen,
Ihre Lider schwarz umwölbend.
Nun den Blick — fürwahr, Du müßtest
Feuer nehmen, ihn zu malen:
Hell zugleich, wie den Athene's,
Feucht zugleich, wie den Kythere's,
Male Nase dann und Wangen,
Milch und Rosen zart vermischend;
Und die Lippe, so wie Peitho's
Male sie, zum Kusse ladend.
In des Kinnes weicher Ründung,
Um den Hals, den marmorgleichen,
Mögen alle Grazien flattern.
Schmücke endlich sie mit purpurn
Schimmerndem Gewand, und leise
Scheine hier und da das Fleisch durch,
Ihres Leibes Wuchs verrathend.
Halt! schon mein' ich, sie zu sehen:
Nächstens wirst Du, Wachs, auch reden.

Man wünschte allgemein, die Graf'sche Galerie möchte Berlin erhalten bleiben. Unser Museum ist die neueste unter den großen Kunstsammlungen Europa's, und trotz der glänzenden Errungenschaften des letzten Jahrzehnts so überreich noch nicht, daß es unbekümmert eine Gelegenheit wie diese vorübergehen lassen könnte, sich auf einem Specialgebiet freilich, aber einem der kunsthistorisch interessantesten, mit einem Schlage zum ersten Range zu erheben. Man durfte sich um so sicherer jener Hoffnung hingeben, als es in den letzten Jahren nie an Mitteln zu Neuerwerbungen in schon recht gut vertretenen Richtungen gefehlt hatte. Dennoch hat man sie ziehen lassen, ohne auch nur die Hand darnach auszustrecken. Vielleicht lag die Schwierigkeit darin, daß sie ihrem Fundort nach unter die ägyptischen Alterthümer gehört, und unsere ägyptische Abtheilung sich mit ihren künstlerisch werthlosen Exemplaren hinreichend versehen dünkte: denn für die Aegyptologie als solche können diese späten hellenistischen Denkmäler kein sonderliches Interesse haben, gleichviel ob es Stümpereien oder Kunstwerke ersten Ranges sind. Zu den Bronzen und Terracotten des Antiquariums will eine solche Porträtgalerie auch nicht recht passen, und unsere Bildersammlung hat eben bis jetzt noch keine Abtheilung für „Meister des memphitischen Gaues". Aber dürfte es sich nicht lohnen, ebenso wie nun endlich für eine würdige Repräsentation der Renaissancesculptur neben der bisher ausschließlich herrschenden

antiken gesorgt wird, auch umgekehrt der antiken Malerei einen Platz in unserem Museum zu gründen, da sich so unverhofft das Material dazu darbietet? In der National Gallery, im Louvre ist zu Aehnlichem schon der Anfang gemacht, aber nach allen Zeugnissen stehen ihre Exemplare hinter den Graf'schen weit zurück.

Vielleicht ist es schon zu spät. Herr Graf verließ damals Berlin in der Absicht, mit seiner Sammlung nach Paris zu gehen, um dort, nachdem sie genugsam bekannt geworden, während des großen Fremdenandranges seine Schätze einzeln zu versteigern. Seitdem ist bei uns nichts mehr über ihren Verbleib verlautet.

Wir Deutschen haben stets unsern Ehrgeiz darein gesetzt, überall die Ersten sein zu wollen, wo es gilt, die Werke des Friedens zu fördern, die Cultur, auf welchem Gebiet es auch sei, zu heben. Wäre nicht dies eine Gelegenheit, den Patriotismus, den wir neuerdings so viel im Munde führen, in diesem Sinne zu Gunsten von Kunst und Wissenschaft zu bethätigen? Es wäre ein trauriges Schauspiel für uns, wenn wir unthätig mit ansehen müßten, wie Franzosen und Amerikaner sich über unseren Kopf weg in die Perlen dieser Sammlung theilten, die wir schon gleichsam unter den Händen hatten; und wie gering unsere Aussichten in einem solchen Falle sein würden, lehren die Vorgänge bei der Versteigerung der Secrétan'schen Sammlung, die in dem fabelhaften Wettstreit um Millet's Angelus gipfelten. Und wie unersetzlich wäre der Verlust für Kunst und Wissenschaft, wenn diese unschätzbaren Denkmäler, durch die Zufälligkeiten einer Auction beliebigem Privatbesitz überliefert, ohne jede Gewähr für ihre Erhaltung, in alle vier Winde verstreut würden.

Wenn es noch Zeit ist, einen solchen Ausgang zu verhüten, so wäre dies ein Anlaß, der wohl eine außerordentliche Anstrengung rechtfertigen würde. Noch ist die Zuversicht, daß eine solche gemacht werden wird, bei unserm kunstliebenden Publikum nicht erloschen, und der Zweck dieser Zeilen wäre erfüllt, wenn sie an ihrem Theil beitrügen, eine neue Anregung dazu zu geben. In gleichem Sinne faßt auch Virchow, welcher ein Augenzeuge der Petrie'schen Ausgrabungen war, in seinem Vortrag über die Fajjûmbilder vor der anthropologischen Gesellschaft sein gewichtiges Urtheil folgendermaßen zusammen: „Es würde schwere Betrübniß bei Vielen hervorrufen, wenn eine so schöne nnd trotz der Funde von Hawara eigentlich einzige Sammlung in das Ausland gehen sollte. Nachdem sie einmal nach Europa gekommen ist, sollte sie dasselbe nicht verlassen. Sie würde eine stolze Zierde jedes Museums sein. Unser ägyptisches Museum hat auch neuerlich manche schöne Erwerbung gemacht, so gerade durch Herrn Graf die babylonischen Briefe von Tel Amarna. Aber es würde sicherlich allgemein mit größter Freude gehört werden, wenn gesagt werden könnte: ‚Die Sammlung ist für unser Kunstmuseum gewonnen worden!'"

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

Der kosmopolitische Nachtwächter und Geheime Hofrath.
(1841—1851.)

I. Paris, London, Wien.
(1841—1843.)

Monsieur
Monsieur Fr. Oetker, avoué
à la Cour de Justice, etc.
Cassel,
Hesse-Électorale.

Paris, Rue du Croissant, 3.,
5 Dez. 1841.

Daß Dich ein Donnerwetter, lieber Fritze! Das heiß' ich mir eine Stadt! Vierzehn Tage hier, und weiß noch nicht einmal, cuius generis ich bin! Seit ich von Fulda fort, d. h. seit dem 18. Oktober, war ich 8 Tage in Frankfurt a. M., 14 Tage in Augsburg, 14 in Stuttgart, Karlsruhe, Baden, Strasburg, und nunmehro bin ich hier installirt. Es geht und gefällt mir in dem neuen, freien, frohen und frischen Leben so unendlich wol, daß ich es Dir und mir nicht einmal eingestehen mag, ganz à la Polycrate vor dem Ende bange. Morgens um 10 Uhr stehe ich auf, gehe gleich aus und frühstücke auf einem Café, der Zeitungen wegen, dann auf die Börse und in's deutsche Lesecabinet. Von 12 bis 3 wird gearbeitet, d. h. Journale gelesen, worunter der „Salon"[1]) nicht begriffen ist, Besuche gemacht, Pairshof frequentirt, Leute ausgehorcht, um 1/24 Uhr ist mein Brief fertig, mein Tagewerk gethan. Dann flanirt man bis zu Tisch, um 5 Uhr. Nach Tisch Café, um 7 oder 8 Uhr Theater, um 11 oder 12 Uhr ein Salon, bei Janin, bei Girardin, bei der Rachel, bei anderen hommes du métier. Dabei ist das Wesen lange nicht so theuer, als es aussieht. Bist Du einmal eingerichtet, d. h. hast Du einen Pariser Frack, weiße Handschuhe, lackirte Stiefel, so kommst Du nicht nur überall hin, wohin ein Mensch kommen kann, sondern mit 400 Frs. monatlich prächtig aus. Wir brauchen in Hessen mehr, in Wien das Doppelte.

[1]) Die von Dingelstedt begründete, von Oetker noch eine Weile fortgeführte Zeitschrift. Anm. des Herausg.

Ach und Paris, Fritz, Paris! Stelle die gigantische Phantasie, welche den „sterbenden Jüngling“ [1]) in's (ewige) Leben rief, auf den Kopf, und Du bringst doch kein Bild zusammen, das dem Blicke vom Panthéon gliche. Unmöglich. Und diese Weiber, diese Weiber! — —

Fritze, ich habe einen Plan. Bis Ende Mai bleibe ich hier. Gott wird Rath und Mittel schaffen, wovon; für das Nöthigste sorgt Cotta. Komme Du Anfang-Mai her, bleibe 4 Wochen hier — unter dieser Zeit wirst Du nicht einmal mit dem Nöthigsten fertig — und dann gehen wir, just mit beginnender Saison, nach England. Durch mich kannst Du hier viel — sparen, argumt. ad hom^{m}, ich durch Dich viel erfahren, mit Dir einmal wieder anders leben als mit den Journalisten. Deutsche sind hier genug, aber ich kultivire außer Heine und Herwegh, welcher letztere zufällig und nur zum Besuche hier ist, Keinen. Ein heimatliches Wort thäte mir, namentlich nach einem langen Winter, sehr noth. Wenn Du übrigens Paris sehen und kennen willst, lerne französisch; ohne das kann ich Dir nicht eine gute Stunde hier versprechen. George Sand und Victor Hugo wissen nichts vom „hessischen Album“; bei diesen Leuten muß ich immer die Augsb. Allg. Ztg. herauskehren, um oben-aufzubleiben. Alles andere Deutsche ignoriren sie complett.

Lieber Fritze: 1) Gehe doch für mich zum Prof. Müller [2]), oder wenn Du nicht magst, lasse es Hotop thun, dem ich schon deswegen schrieb. Er soll mir Adressen an Léon de Laborde geben, der mir aus einem gewissen Grunde wichtig ist, an Montalembert, wenn dieser hier, an de Cabre, wenn er noch Leute sieht? 2) Wie sieht es in Kurhessen aus a) im Allgemeinen b) im „Salon“ c) in Rinteln d) in Kassel e) in Fulda α) wer hat meine Stelle? β) was macht mein „Nachtwächter“?

Siehst Du, ich habe in ganz Hessen keinen Korrespdtn. außer Dir, ein Paar Weiber abgerechnet, die nur in Gefühl machen. Du mußt mir alle Monat einmal schreiben, Fakten, Todesfälle, Heurathen, schlechte Verse, alles mögliche Unglück. Du mußt mir auch rathen, mich herunter machen, auf daß ich nicht übermüthig werde, mir sagen, ob ich heim-kommen soll und wann? Ich fürchte beinahe, in Paris verloren zu gehen, à la Heine. Das hiesige Leben nimmt allmächtig hin und ein. Halten kann man sich; einen Brief täglich à 20 Francs, an 4 Journale vertheilt damit sie keinem zu viel werden, das geht ganz gut. Ach, und Du weißt gar nicht, wie hübsch das ist, so im Palais Royal umherzudämeln, deutsch zu denken und französisch zu schwatzen!

Berg und Thal kommen nicht zusammen, wol aber Menschenkinder. Kennst Du Klinckfieck's Fritze aus der Weserstraße noch? Gung mit uns in Quinte-Quart; vgl. mein Tagebuch, anno 1822: „Zweimal in die Schule, mit Volkmar und Klinckfieck gespielt.“ Nun siehst Du, der ist hier, seit 4 oder 5 Jahren in einer Buchhandlung, der denkt auch nicht mehr zu Albrecht Osterwald [3]) heimzukehren. Solche Leute haben nichts gelernt, darum geht es ihnen auch so gut. Wer giebt Dir was auf Deine charmante juristische Bildung, auf Deine Prozesse? Du bleibst in Kassel Dein Leben lang, wenn es dem Kurprinzen beliebt, Dein Provisoire abzukürzen, quälst Dich Morgens mit Akten, Abends mit Menschen, von denen Du nicht weißt, was das Staubigste ist, jeder Hundsfott guckt Dir in den Kopf oder in den Topf, beneidet, oder verachtet Dich, je nachdem er von Adel oder von der Canaille abstammt, und wenn's um und um kommt, bist Du im Jahre nur 8 Wochen frei, wo Du in Ems Brunnen trinken mußt, um den hessischen Unrath los zu werden. Fritz, ich bin im Zuge, laß mich, es werde, wie es wolle. Morgen bin ich zu Guizot eingeladen in eine politische Soirée, übermorgen ist Diner bei Janin; Gott, was aus den Menschen werden kann! Wenn man nicht noch ein deutsches Gewissen hätte, oder einen Philister davon, siehst Du, so verkaufte man sich an diese französischen Hunde, ein 12000 Francs trüge das mindestens ein, pr. annum. Fritze, bald ist's Weihnachten [4]), ach, dann werd' ich doch eklige

[1]) Das Jugendgedicht Oetker's aus der Marburger Zeit, mit welchem Dingelstedt den Freund noch manchmal neckt. Anm. des Herausg.

[2]) Eine höchst populäre Kasseler Persönlichkeit, Historienmaler der alten Schule, seiner Zeit ehr geschätzt, und erst ganz kürzlich, am 8. Februar 1889, im Alter von siebenundachtzig Jahren, gestorben. Die Erinnerungen seines langen Lebens (die westphälische Zeit mit einbegriffen), hat er in dem Memoirenwerk „Kassel seit siebzig Jahren“ (Kassel, 1876) anziehend erzählt.

[3]) Der Rinteler Buchhändler, bei dem er „in der Lehre“ gewesen.

[4]) Er hat dieser Empfindung einen edleren Ausdruck gegeben in dem Gedicht „Christnacht in der Fremde“ (Sämmtliche Werke, Bd. I, S. 157), in welchem sich die schönen Strophen auf seine Mutter finden.

Stunden haben, schreibe mir dann, wenn Du mich lieb hast, denke an die Marburger Christ-Narrheiten, o Gott, Fritze! wie man alt wird, und die Welt mit! Behalte mich lieb, und der Himmel erhalte Dich Deinem

Fr. D.

Wie wir aus obigem Brief ersehen, war seines Bleibens in Schwaben diesmal nicht lange gewesen. Aber eines jener Verhältnisse von lebenslanger Dauer hatte sich angeknüpft, wie sie für Dingelstedt — obgleich die Welt das Gegentheil glaubt — so sehr bezeichnend sind. Denn auch in seinen Beziehungen zur „Allgemeinen Zeitung" kam der Zug der Treue zum Vorschein, des Festhaltens an alten Freundschaften, der in Dingelstedt's Wesen tief begründet war. Damals, und bis an seinen, im Jahre 1865 erfolgten Tod war Leiter des Blattes Gustav Kolb, dessen Porträt mit liebevoller und dankbarer Hand Dingelstedt in den „Münchener Bilderbogen"[1]) gezeichnet hat. Doch endete nicht mit dem Hingang des Freundes seine Verbindung mit der „Augsburgerin": er hatte noch manches Jahr die Freude, an der Spitze derselben, als Nachfolger Kolb's, einen anderen, jüngeren Freund zu sehen, der lange zuvor einer seiner besten Schüler in Kassel gewesen und den, nach abermals fünfundzwanzigjähriger Redactionsthätigkeit, die Münchener Hochschule mit dem Diplom eines Doctor honoris causa auszeichnete — den vortrefflichen Otto Braun. Wie dieser, so hatte Dingelstedt selber einst unter Kolb seine journalistischen Lehrjahre durchgemacht, und es ist rührend, zu bemerken, wie er, der's doch gewohnt, „den Kopf recht hoch zu tragen", zu diesem Mann emporblickt, wie er ihn als seinen Meister betrachtet, liebt, ehrt und nicht aufhört, sich seinen Zögling zu nennen. „Glauben Sie mir," schreibt er ihm einmal (1842), als er sich längst schon seine Sporen verdient, „ich betracht' es immer wie eine Freundschaft von Ihnen, wenn Sie einen Artikel von mir bringen, und es macht mich auf ein paar ganzer Tage froh, fühl' ich auch, daß sie alle mit einander noch nicht auf der eigentlichen Höhe der Zeitung stehen." Die Correspondenz mit Kolb, welche, bereits 1840 beginnend, bis zu dessen Tode reicht, ist uns, zum Theil wenigstens, in mannigfachen Auszügen bekannt geworden. Aus einer dieser Publicationen, die wir dem Redacteur des „Schwäbischen Merkur", Dr. Wilhelm Lang in Stuttgart, verdanken und der wir das voranstehende Citat entnommen haben[2]), erhellt aber auch, mit welch' gütiger Nachsicht der erfahrene Publicist die noch unsichern ersten Schritte des Novizen lenkte und mit welch' unbegrenztem Vertrauen dieser dem „Alten" folgte. In einem Schreiben an Kolb aus Fulda, vom 16. Juni 1840, äußert er als einen seiner nächsten Wünsche, „nur baldmöglichst fest unter Ihren Fahnen placiert zu werden, ... vorausgesetzt, daß meine versuchsweise zuzulassende Wirksamkeit beider Theile Erwartungen entspricht". Das nöthige Zeug an Sprachkenntniß und Positivem bringe er wohl mit, auch vor Allem einen rüstigen Sinn. Allein mit den Details und den seinem dermaligen Arbeits- und Lebenskreise zu fern liegenden stofflichen Interessen sei er allerdings nicht sehr vertraut, und er bitte daher nur, ihm „als Anfänger nichts Allzuschwieriges aufzubürden".

[1]) S. 18, 19.

[2]) Franz Dingelstedt an Gustav Kolb. Sechzehn ungedruckte Briefe. Wiener „Presse" vom 1. und 5. März 1882.

So war Dingelstedt Ende des Jahres 1840 nach Augsburg gekommen. Aber Herr von Cotta, vielleicht der „väterlich milde" Kolb selber, mochten unter den obwaltenden Verhältnissen für angemessen erachtet haben, den „Kosmopolitischen Nachtwächter", dessen Lieder vom Elbstrand her eben wie eine Bombe ins deutsche Publicum gefahren waren, nicht gleich in die Redaction des Weltblattes zu nehmen, sondern einstweilen auf dessen Kosten in die Welt selber zu schicken, was besagtem Poeten wohl auch lieber gewesen sein mag, als der Büreaudienst und die frühen Stunden in Augsburg. „Er war ein Langaufbleiber und konnte bis tief in die Nacht hinein sitzen," erzählte mir nach vielen Jahren sein ehemaliger Schüler Gegenbaur; „aber das zeitige Aufstehn am Morgen war ihm in der Seele zuwider." Hier, in Paris, konnte er sich's in dieser und mancher anderen Hinsicht, wohler sein lassen.

Der folgende Brief, gleichfalls an Oetker, ist leider Fragment:

Paris, 24 Jänner 42.

Dieser Ort, Fritze, hat sein Fesselndes, seinen Zauber. S.[1]) erzählte von den „Früchten" des Erebus, die, einmal genossen, nicht wieder an die Oberwelt ließen, — S. war nie in Paris, wie? Und doch, es ist wiederum nur ein umgekehrtes Fulda oder Rinteln, eine große Stadt mit kleinen Leidenschaften, ein ungeheueres Ziel aus winzigen Mitteln. O Gott, es ist Alles eitel, mein Junge, Alles, Alles, nur eine erste Liebe nicht oder ein letztes Lied. Neulich sagte mir Lamartine: „Mais, vous connaissez Paris, comme si vous y aviez été cinq ans." — Ich: Tant pis pour Paris — Er: „Non, mon jeune ami, tant pis pour vous." Ich fühlte, daß er fürchterlich Recht hatte.

Ich bange davor, irgendwann weg zu müssen, irgendwo anders zu sterben, als hier. Du begreifst, Du ahnst den Zauber einer freien Existenz in Paris nicht, Du nicht einmal, geschweige denn der Knabenlehrer oder Alle, die da sagen: Er hat leichtsinnig gehandelt; nämlich ich. Siehst Du, der Reiz und die Befangenheit des ersten Eindruckes welkt wol ab, jedoch das ist eben so schön und so groß, eine Welle zu bewältigen, die einen anfangs verschlingen wollte. Ich darf es sagen, daß ich mir hier eine Stellung gemacht habe, und könnte man in Paris eine Rolle spielen, ich thäte es. Mein △ in der A. Z. (Du scheinst es ja auch errathen zu haben) macht Aufsehen, insonderheit die Litteraturbriefe. Mehr braucht es nicht, dann ist man fertig hier, als gesellige und persönliche Reputation. Die französischen Journale fangen schon an, von meinem Buch zu sprechen; noch sechs Monate, so schreibe ich die Sprache, wie ich sie spreche, und dann Adieu, deutsche Lyrik und deutscher Rhein! Daß mich oft, oft noch, nach beiden und nach Dir und nach den lieben heimatlichen Dummheiten und Schlechtigkeiten ein stilles Weh beschleicht, — o Dir brauche ich das nicht zu sagen, Du empfindest das, auch wenn Du nicht die dunkle Lava, die trübe Schlacke eines solchen Ausbruches im „Morgenblatte" fließen oder lagern siehst. Ach, es thut nicht gut, eine Quelle verschütten müssen, um einen Ziehbrunnen anzulegen. („Schön gesagt" — O, bitte recht sehr!) Der Ziehbrunnen ist die Politik, die Quelle war, war mein Gedicht — —

Um meine Zukunft sorge Dich nicht, treue Seele! Bis zum 30. Juni 1844, allwo ich — stille, sachte, — 30 Jahr' alt werde („Kam'rad, plaud're nicht"), Du bist, däucht mich, auch schon über 25, will ich nomadisiren. Cotta rollt mir die ganze Landkarte auf, ich kann mit dem Frühjahr wählen, Spanien, England, Türkei — sogar Amerika, wo er eine Commandite anlegt. Fürchte nicht, daß er mich misbrauche; glaube auch nicht an das Pöbelgeträtsch von seiner Käuflichkeit. Sieh die A. Z. an, sind Heine's Artikel ✡ und die meinigen △ aus Paris, sind die Londoner ✳ und die Brüsseler †* nicht liberaler, als die verrufene Gassendirne des Meister B.? Ja, wir sind aristocratisch, aber nur im Style; Pückler, Laube, Heine und so viele andere schreiben nicht wie Schulamtskandidaten und Kanzleiregistratoren, denken nicht wie Lohnlakaien. Betrachte unsere Institute genauer und sage, was Du denkst, darüber. Wenn wir über Öster-

[1]) Der mehrerwähnte Rintelner Gymnasiallehrer und spätere Director.
Anm. des Herausg.

reich, Rußland und die Bundesstaaten s. v. schweigen, nun so thun wir eben nicht mehr als alle anderen auch, und mich dünkt das Schweigen sei beredt. Mehr darüber, wann Du willst! Nur, natürlich, für Dich allein!!

Der NW.[1]) hat mir lange Angst gemacht. Jetzt ist sie vorbei, vielleicht er auch schon?? Kolb schrieb mir, immer unter fremder Adresse, es kämen posttäglich Requisitionen über mich, endlich hat er mich sogar bei Heller & Rohm[2]) désavouiren müssen. Vor der Hand, sagt , dürfe ich nicht nach Deutschland zurück, und ich verlange auch gar nicht sehr. Wohin soll ich gehen? Wohin gehst Du, auch nur eine Strecke weit, mit? Und wo baue ich mir später mein Zelt? In Augsburg, Stuttgart, Frankfurt? An allen drei Stellen wird Cotta mich ansiedeln. Campe hat großes Unglück über sich und uns gebracht:[3]) Preußen sind 14 Millionen! Ich gönne es ihm, sei es auch nur seiner letzten Jeremiade halber. Räthst Du zu einem 2. Bande des NW. in Jahr und Tag? Er sollte ein „Wintermärchen" (Der deutsche Michel schläft und läßt sich die Geschichte seiner Schmach und seiner Ehre vorlesen) und Frankreich, England oder sonstiges Europa umfassen. Der 3. endlich „Denkmäler" (immer etwas Deutsches) Algier, Jerusalem, Jung-Deutschland in Chatham, New-York, und NW. Heimkehr. Du siehst, an Stoff und Plan fehlt's mir nicht; nur immer zu!

Lieber Fritz! Ich werde mager, obschon ich hier besser esse und trinke als in Fulda. Woher kommt das? 1) Mangel an häuslicher Pflege. 2) Überfluß an Unregelmäßigkeit des Lebens. 3) — die Liebe, ach! die Liebe. Donnerwetter, Junge, hier komm' her, da kannst Du ihn hoch losschlagen. Die Maskenbälle sind eine Szene, die man in Kassel für einen poëtischen Hexensabbath halten wird, wenn ich sie schildere. Ach, und die große Oper, und das Ballet, und die Logen, und die nackten Schultern und die duftenden Brüste, und die ovalen Augen und die Beine der Tänzerinnen! Willst Du's glauben oft, mich fest zu machen, muß ich an Auguste denken; es ist als ob ihr stolzes, strenges, sprödes Gesicht mich durch den fremden Nebel flehend und erweicht anstarrte. Bitte, was Du von ihr hörst, theile mit mir. On revient toujours à ses premiers amours!

Von Herwegh willst Du wissen? 25 Jahr alt, ein ächter Fanatiker, ein St. Just, ein Robespierre, nicht ein Mirabeau wie Heine; schwarzes Haar und ein wunderhübsches Auge; schwäbischer Dialect, bei Weibern unbeholfen, bei Männern wüthend. Immer von Bastille-Tagen in Deutschland träumend. Jetzt noch ein Schwärmer, sogar ein unschädlicher, weil er in's Allgemeine geht und mit Inspiration statt durch die Ironie wirkt; in zehn Jahren ein gefährlicher Mensch; in zwanzig entweder todt oder — verheurathet. Er sagte neulich, als wir beide betrunken waren: „Dich lass' ich köpfen" —, und ich erwiderte: „Nachdem ich Deinen Kopf um zwei Hörner erhöhet habe." Herwegh hat eine Zukunft, wenn Deutschland eine Revolution erlebt, sonst nicht. Wir zwei verstehen und ergänzen und vertragen uns prächtig. Er geht in 4 Wochen, und dann kommt zu meinem Troste Gutzkow her. Einen Deutschen muß ich immer besitzen. Heine

Hier, wo wir besonders gespannt wären, weiter zu lesen, mit dem Worte „Heine" bricht der Brief ab; das folgende Blatt fehlt und ist nicht mehr aufzufinden gewesen. Aber wenn wir aus den von Gustav Karpeles im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" (30. Juni 1886) veröffentlichten Briefen Dingelstedt's an Kolb erfahren, daß Ersterer den Dichter des „Buches der Lieder" mit Erfolg „angepumpt" und — zur Ehre meines Landsmannes sei sogleich hinzugefügt! — seine Schuld auch wieder erstattet habe, dann dürfen wir annehmen, daß das Verhältniß Beider ein freundliches gewesen und Dingelstedt's Urtheil über Heine doch wohl etwas anerkennender gelautet haben mag, als einst in den Kasseler Tagen, in dem Brief an den General von Bardeleben.

---

[1]) Der „Nachtwächter"

[2]) Die Verleger des „Frankfurter Journal".

[3]) Bezieht sich auf das Verbot des gesammten Campe'schen Verlags in Preußen.

Der Eindruck, welchen Paris auf Dingelstedt gemacht hat, ist in diesen Briefen nicht erschöpft, kaum angedeutet: er wirkte lange nach und war in einigen Punkten entscheidend für die künftige Richtung seines Lebens. Hier sieht er zuerst das wirkliche, das große Theater, das Théâtre français, die Rachel, die Meisterwerke der französischen Classiker in meisterhaften Darstellungen, hier wird der Molière der Schulbank eine greifbare Wirklichkeit für ihn. Das Interesse seiner „Briefe aus Paris. Geschrieben von einem deutschen Kleinstädter, 1842“ [1]) wendet sich vornehmlich der Bühne zu. „Wäre ich an Paris gefesselt, ... ich würde mich auf Dramatisches und Dramaturgisches werfen . . . . Die deutschen Bühnendichter und Bühnenkünstler sollten alle einen zeitweiligen Aufenthalt in Paris nehmen; ein besseres und lohnenderes Ziel für die Lehr- und Wanderjahre ihres Berufes gibt es nicht.“ Wir meinen den künftigen Intendanten sprechen zu hören, wenn er immer und immer wieder auf die scenischen Effecte der Darstellungen zurückkommt, auf die malerischen Wirkungen der mise en scène, durchaus nicht als der Neuling, der Alles bewundert, sondern kritisch, mit dem geringen Vorrath von Vergleichen, der ihm zu Gebote steht und vor Allem mit der angeborenen Passion, dem raschen Verständniß und genialen Blick für Alles, was Theater heißt. Hier aber auch, in dem verfeinerten Leben, an welches er sich so leicht gewöhnt und für welches er so sehr vorherbestimmt zu sein scheint, mitten in dem ersten Rausch der Freiheit und des Genusses, begegnet ihm plötzlich der warnende Schatten der verlorenen Geliebten und erinnert ihn an die poetischen Ideale der Jugend. „Ich weiß,“ ruft er aus, „daß meine Sendung und die von meines Gleichen nicht ausläuft auf mächtige, unsterbliche Resultate;“ und er fügt hinzu: „Jedwede andere Kunst verhält sich besser und glücklicher zur Gegenwart, als die Dichtkunst, und doch lebt in keiner, nein, in keiner — und das eben war und ist und wird sein ihr Vorzug, ihre Höhe, ihre Einzigkeit! — in keiner lebt so tief und so klar das Bewußtsein ihrer Sendung, halb ein schmerzliches und gebeugtes für die Gegenwart, halb eine unerschütterliche Hoffnung, ein trotziger Lebensmuth, eine göttliche Zukunftsgewißheit.“ [2]) Hier in der That entstanden einige vorzügliche Stücke seiner Sammlung: „Die Flüchtlinge“, „Blau-weiß-roth“, „Im Haus der Invaliden“ und das schönste von allen: „Christnacht in der Fremde“; hier freilich auch jenes vielberufene „Duett zweier deutscher Dichter in einem Pariser Salon“ [3]), deren einer, „der Lebendige“, mit leicht an Béranger anklingendem Ton spricht: „Ich will ein guter Bürger werden“, während der andere, „der Nachtwächter“, mit jener einzig und allein Dingelstedt angehörenden Selbstironie, die sich zugleich verspottet und verräth, zur Antwort gibt:

Ein guter Bürger willst Du werden?
Pfui, Freund! — Ein guter Bürger — Du?
Das also war Dein Ziel auf Erden,
Dem stürmten Deine Lieder zu?
O nimm's zurück, das üble Wort!

[1]) Wanderbuch, Bd. II, S. 77 ff. Leipzig, 1845.
[2]) Ebendas. S. 305, 306.
[3]) Sämmtliche Werke, Bd. VII, S. 161—165.

Wer mag sich so gemein gebärden?
Nein, nein, mich reißt es weiter fort:
Ich muß Geheimer Hofrath werden!
— — — — — — — —
Noch lebt ein Gott, Verdienst zu lohnen,
Noch steht manch' edles Fürstenhaus;
Gott theilt den Fürsten ihre Kronen,
Die Fürsten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich find' es noch
Mein letztes Ziel auf dieser Erden;
Wär's nur um Vogtens Nekrolog: —
Ich muß Geheimer Hofrath werden!

Und das Jahr darauf war er's. —

Mitte Juni begab sich Dingelstedt von Paris nach London, und von dort, unter den ersten Eindrücken noch, schreibt er an Oetker:

Das ist eine fürchterliche Stadt, Fritz. 6 deutsche Meilen im Umkreis. Wenn Du nicht Nerven wie ein Matrose und Lungen wie ein Dampfboot hast, komme nicht an sie heran. Mich hat sie schon matt gesetzt. Ich bleibe nur bis Ende Juli hier, falls sich nicht Vieles ändert. Auch so lange hielt ich mich nicht einmal, wäre nicht Döbler hier. Übrigens, gesehen muß man es haben, dieses ungeheuere Ungeheuer, um für alles fortan stumpfe Ohren zu kriegen, blöde Augen. Du gehst Deinem Plane nach über Ostende. Suche dort Kolb auf, aber bleibe nicht. Ich denke noch immer im August seezubädeln, in Dieppe oder Ostende. (Bist Du toll, — ich mit Dir nach Berlin?)

Schreibe mir genau wann Du eintriffst, wie und wo. Ich miethe Dir dann ein Logis. Die Adresse melde ich Dir poste restante nach Ostende oder wohin Du sonst bestimmst. Du fährst mit einem Cab gleich vor. Dich abholen würde, selbst wenn Deine Ankunft auf die Stunde zu bestimmen wäre, immer mir einen Tag kosten. Was das hier heißt, begreifst Du. Ich stehe um 12 Uhr auf, schreibe bis 2, dann in Parlament, in eine Merkwürdigkeit, in ein Lesecabinet; Diner um 6. Theater um 8. Alles über den Begriff theuer. Meine Wohnung per Woche 15 Shilling. Ein Rock ausgebügelt 1½ Shilling. Jedes Lese-Cabinet pp 1 sh. And so on. Aber kommen sollst Du. Es ist göttlich-groß. Ich lebe mit Döblers und dem deutschen Opernpersonale Nachts, Tags mit englischen Journalisten. Du wirst mich nicht wiederkennen. Ich bin eines Schattens Traum, sagt *Πινδαρος*.

Schreibe bald, viel, alles

Deinem
London, 21/6 42. am 30. huius 28jährigen
Franz.

39. Bury-Street.
St. James'.

Döbler — es ist der Zauberer, nicht von Rom, sondern von Fulda, welches ja freilich auch nicht allzuweit von Rom liegt. Dort, in Fulda, hatte dieser Künstler sich mit seinen „Nebelbildern" produciert, als Dingelstedt noch Gymnasiallehrer war, und eine Freundschaft schloß sich, welche jeden Wechsel des Lebens überdauert. Noch im Jahr 1873, dem Jahre der Wiener Weltausstellung, als Vogel bei dem Landsmann zu Gast war in dessen fürstlicher Wohnung am Opernring, saß auch „die liebe Frau Döbler" mit bei Tisch; und „als Dingelstedt bemerkte, daß ich sowohl seine Frau wie die Döbler „Sie" nannte, bestand er darauf, daß wir Schmollis tranken". Sie waren nun einmal seine Passion, die Taschenspieler, Schauspieler et hoc genus omne — wie hätte sonst auch er selber der unvergleichliche Theaterdirector werden können? Früh war dieser Zug in ihm erwacht und spät noch in dem mit allen Orden geschmückten Baron Etwas von

dem „bohémien“ übrig geblieben, der in London „Nachts mit Döbler's und dem deutschen Opernpersonale“ lebte. War es doch auch in dieser Gesellschaft, daß Dingelstedt Diejenige fand, welche dem Hochstrebenden das höchste, dem vom Schicksal Verwöhnten das einzig wahre Glück bringen — die, wie mit wenigen Worten es Oetker so schön sagt, „als Freundin, als Braut, als Gattin dem Angefeindeten und Geschmähten eine starke und treue Stütze“ werden sollte: Jenny Lutzer, die böhmische Nachtigall, wie die andere Jenny, die Lind, die schwedische war. Eine durch und durch österreichische Natur, voll Temperament und Mutterwitz, eine geniale Künstlerin, die namentlich in den munteren Rollen nicht ihres Gleichen hatte, war sie lange der „Stern“ des alten Kärnthnerthortheaters und der Liebling der Donaustadt. Auch ist ihr Andenken nicht mit ihr gestorben, und heute noch erinnert ein anmuthiges Porträt in der ersten Galerie des neuen Opernhauses an Die, der zu Ehren, als sie vor nunmehr bald einem halben Jahrhundert von der Bühne schied, eine Medaille geschlagen ward mit dem Umschrift: „Der Kunst unersetzlich, den Wienern unvergeßlich.“ In den Ferien 1842 hatte ein Gastspiel sie nach London geführt, und dort, wo sie die größten Triumphe feierte, sah Dingelstedt sie. Wir brauchen nur in seinen Gedichten zu blättern, um von dem Eindruck des ersten Begegnens an bis zur seligen Vollendung die Geschichte dieser Liebe zu lesen. Dicht neben dem exotischen „Roman“, dessen Heldin selbst ein feuriges Kind der Tropen ist —

„Schön war sie, meine Bajadere,
Schön wie die Nacht, nicht wie der Tag —“

nur durch wenige Blätter getrennt von dieser Dichtung voll berauschender Farbenpracht und glühender Sinneslust, blüht plötzlich in der fremden Umgebung, ein heimathlicher Liederfrühling auf, in dem man nur noch die lautere Stimme der Nachtigall zu vernehmen meint:

„Im Sommer Albions, an der Themse Strande,
Sei viel gegrüßt, du deutsche Philomele,
Zugvöglein, flatternd über alle Lande,
Die Flügel leicht und immer rein die Kehle.“

Der Dichter sagt es der Geliebten in schmeichelnden Versen, daß er sie nimmer lassen, daß er ihr übers Meer zurück folgen, und daß sie, wo immer sie sein möge, auch ihn finden werde —

„Glaub' mir, ich bin allgegenwärtig,
Doch Dir allein stets nah'.“

So kam Dingelstedt im Herbst 1842 nach Wien, das er jetzt zum ersten Male sah. Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme! Folgende Gedichte birgt der Nachlaß aus jener Zeit:

Concurrenz-Sonett.
1. October 1842.

Wenn die Natur, von langem Schaffen matt,
Zum winterlichen Schlummer sich will neigen,
Malt sie, die letzte Mutterkraft zu zeigen,
Der Aster dunkle Blüthe, dunkles Blatt.

Ein spätes Kind des Herbstes, weder glatt,
Noch glänzend, wie's den Frühlingsschwestern eigen,
Sagt diese Blume durch wehmüth'ges Schweigen,
Welch' schmerzlich-ernsten Sinn ihr Leben hat.

Mein Herz, das viel verletzte und gehetzte,
War matt und müde, schlafen wollt' es gehn;'
Da fand es Dich — und mußte auferstehn.

Nun treibt es deutungsvoll auf Deinen Wegen
Dir seine Aster, seine Lieb' entgegen,
Zertritt sie nicht! — bei Gott, es ist die letzte!!

Poeten-Eitelkeit.

Die Könige der Erde schmücken
Mit Edelstein Dir Brust und Hand,
Und in Dein duftend Haar sie drücken
So manchen selt'nen Diamant;
Indeß das Volk, das arme, gute
Dir Blumen oder Weihrauch streut,
Und sich mit heiterm Sonntagsmuthe
An Dir erhebt, an Dir erfreut.

Ein Dichter ist nicht Volk, nicht König,
Und Diamanten *singt* er blos,
Selbst Rosen wachsen ihm nur wenig,
Die wen'gen niemals dornenlos.
Doch bringt er gern mit vollen Händen,
Was immer nur sein Gott ihm gab,
Und schüttet selig im Verschwenden,
Stündlich ein neues Lied herab.

Und Etwas liegt in diesen Liedern,
Was allen Anderen gebrach,
Was Dir ein König nicht erwidern,
Ein Volk nicht bieten kann und mag:
Die *Liebe* ist's, die allgewaltig
Aus seiner armen Gabe spricht,
Und durch die Lieb' wird vielgestaltig,
Bald Stein, bald Blume das Gedicht.

Wie Perlen wirft er, zärtlich spielend
Um Deinen Hals den ersten Kranz,
An jeder eine Thräne fühlend
Und inniger Wehmuth Zauberglanz.
Wie Rosen streut auf Deinen Stegen
Er aus sein Lied und sein Gebet,
Zufrieden, wenn Dein Fuß deswegen
Nur um ein bischen weicher geht!

Dingelstedt bewohnte damals in der Singerstraße „zwei kleine meublirte Zimmer, die in den Hof gingen", für den bescheidenen Preis von 18 fl. monatlich, was er zu notieren nicht vergißt. Er war und blieb immer, mochten jetzt ihn die Stürme des Herzens, mochten später die der Theaterverwaltung ihn bewegen, ein guter Wirthschafter und Rechner. Frühe schon bemerkt er, daß er nirgends gewohnt sei, sich übernehmen zu lassen und von jeher in seinem kleinen Hauswesen strenge Ordnung geführt habe[1]). Diese Tugend, welche nachmals den

[1]) Jusqu'à la mer. Leipzig, 1847. S. 50.

von ihm geleiteten Instituten so sehr zu Statten kam, hatte er vom Vater. Lange noch nach dessen Tode bescheinigt er es ihm dankbar-wehmüthig in den „Münchener Bilderbogen", und jedesmal, wenn er an den Vater schreibt, weiß er, welchen Ton er anzuschlagen hat:

Wien, Singerstraße 883, 1ter Stock.
Christtag-Morgen 1842.

Lobe meine Regelmäßigkeit, lieber Vater; das vorige Mal gratulirte ich Dir von Paris zum neuen Jahre, heuer von Wien, über's Jahr — Gott weiß woher? Ja der Winter hat mich hier eingeschneit. Meine Absicht war, ihn in Rom zu versiebenschläfern, aber auf dem Zuge dahin nahm mich die alte, herrliche Kaiserstadt so freundlich und heiter auf, daß ich Italien und den Orient vergaß und im Lande blieb, mich redlich nährend. Nun steht mein Zelt wieder ein Paar Monden fest, bis der Frühlingswind in die luftigen Wände bläst und den ganzen leichtsinnigen Bau über das Meer, über die Alpen, über die Wüste trägt, wenn nicht einmal über alles Leben hinaus. Mir geht es gut, gefällt es noch besser; ich werde mit vieler Liebe behandelt, sogar ausgezeichnet, wo ich es am wenigsten erwarten durfte, bin gesund, so weit ich's sein kann, existire äußerst bequem in den Tag hinein und schreibe, was ich eben schreiben muß. Du nimmst es nicht für Prahlerei, wenn ich Dir erzähle, daß ich laut meiner Abrechnung mit der J. G. Cotta'schen Wohlthäterin „vom October 1841 bis dahin 1842" — Phrase, die ich noch von Deiner lieben Kämmerei-Rechnung habe — 12000 sage zwölftausend Francs verdient habe. Freilich auch 14000 verzehrt. Es ist die alte Geschichte Ich lasse mir's eben wohl sein, bewohne ein äußerst standesgemäßes Quartier und halte einen eigenen Bedienten für meine lange Person. Möglich, daß es über Jahr und Tag anders steht; dann komme ich wieder zu Dir und schreibe Restanten-Listen ab, Selah!

Magst Du nur, mein guter, lieber Papa, noch recht lange welche schreiben, dabei fürchterlich raisonniren, nach Möllenbeck „stapeln" und im Gärtlein hinter dem Hause Balsaminen pflanzen. Oder säet man die? Auch gut. Wenn Du 'mal recht verdrießlich bist, so um den 12ten herum, oder recht faul, gegen den 20ten hin, bitte, so setz' Dich an den langen grünen Tisch und, statt Deinen gräßlichen Lebenslauf zu erzählen, daß Deinen Kindern die Haare auf dem Tünschel bergan steigen, sende Deinem ältesten verlorenen Sohne ein Blatt Deiner Hand, ein Wort der Güte und Liebe, wenn Du deren noch für ihn hast, eine Strafpredigt, wie er sie verdient und dankbar hinnimmt, kurz ein Lebenszeichen im alten Stile, dergleichen ich das letzte mit Ötkers Fritze in London genossen habe an einem schönen, hellen, heimatlichen Sommermorgen.

An Bornemann's schreibe ich in diesem Jahr nicht mehr, wohl aber in den ersten Tagen des neuen. Du wirst ihnen dies mittheilen, nebst meinen herzlichen Grüßen und Wünschen. Ihr Brief traf mich noch in Frankfurt a. M., um Mitte September; kurz darauf ging ich fort, über Regensburg, Donauabwärts, hieher. Gestern Abend müßen Euch Allen die Ohren baß geklungen haben. Meine Gedanken flüchteten aus der großen, feinen, vornehmen Gesellschaft oft heim, in längst versunkene Paradiese, auf die Häupter meiner Lieben. Der Christabend ist immer eine böse Zeit für mich. Es ist nun fünf Jahre her, daß ich ihn mit Auguste feierte. Großer Gott! Ich laufe da so irr' in der Welt umher und wozu am Ende? Das Ziel stund mir schon so nah'.

Wie geht's Deiner Frau und Deinen Jungen? Adolf[1]) muß ja bald ausgelernt haben; hat er Lust sich umzusehen, so sage mir's. Ich bringe ihn hier und auch anderwärts gut an. Nur muß er französisch wissen, für Wien auch italienisch, was ich eben selbst lerne. Der Mensch lernt nie aus. Wie steht's mit Jules? Ist es ihm Ernst mit der Gottesgelahrtheit? Ich verkaufe ihm meine Schmeißer'schen Testimonia und den Platz unter den Candidaten des blauen Ländchens um ein Billiges. Studiren muß er, ich meine aber Jus. Nun, wie Gott will!

Mein Schuhmacher ist aus Kirchhain, eine rührende Geschichte. Er weinte Freudenthränen, als er hörte, ich sei aus Halsdorf. Nicht übel. Er liest alles, was ich hier drucken und drücken lasse, dafür drückt er mich wieder mit seinen lackirten Stiefeln und gefirnißten Rechnungen.

---

[1]) Ging später nach Amerika, woselbst er, zu New-York, ein bedeutendes Handlungshaus gründete, dem er heute noch vorsteht. Anm. des Herausg.

Lieber Alter! Hast Du denn gar keene Sehnsucht nich', mich einmal zu sehen? Ich bin auf Ehre ein sehr hübscher Kerl geworden, seit mich die heßischen Bartkratzer und Schulmeister nicht mehr tyrannisiren. Willst Du Dich davon überzeugen, so nimm einmal wieder 4 Wochen Urlaub, pack' Deine werthe Familie auf und geben wir uns insgesammt ein Rendez-vous; am Rhein, an der Elbe, an der Donau, wo Ihr wollt und könnt, nur nicht an der Weser. Sonst kann und will ich überall, allezeit.

Ich bin frei, Herr meiner Zeit und meines Zieles. Nichts über ein Bischen Talent, ein Bischen Sprachkenntnis, ein Bischen Persönlichkeit! Alle drei dank' ich Dir und von ganzer Seele!

Gott befohlen im neuen wie im alten Jahre, bis an der Jahre letztes! Lebe wohl, Vater, und bleibe gut

Deinem treuen Kinde
Franz Dingelstedt.

In den Brief an den Vater war ein anderer an den Freund, an Oetker, eingeschlossen, der freilich tiefer in Dingelstedt's Seele blicken läßt:

Von Rinteln?!? — Fritz, lieber Fritz! Denke, die Erinnerung hätte mich dahin versetzt, und ich schriebe Dir aus der grünen, kleinen Stube meines väterlichen Hauses, wo wir auf die Tannen des Hoffmann'schen Gartens, eines nec plus ultra von Reichthum und Pracht, mit kindlichen Augen blickten, wo Manki[1]) neben dem geflissentlich verkühlten Steinkohlenöflein uns mit seiner Morgenvisite aushungerte, während meine Mutter unten die festtäglichen Schweinsrippen für uns warm hielt. O Gott, meine Mutter ist todt, Manki todt, nur Du und ich leben noch, — warum denn, wie lange, für was und für wen?

Aber nein: Dies Blatt geht nur per ambages, per aspera ad astra; durch Einlage in den Neujahrswunsch an meinen Alten, dem ich alle Christtag schreibe, von Paris, von Wien, von — ich weiß nicht wovon. Es ist Christsonntags-Morgen. Heute vor 5 Jahren speiste ich zum ersten Male feierlichst bei Dunkers; Auguste saß neben mir — — Verflucht, daß ich gestern Abend an ihre Thränen denken mußte, als Jenny mir funkelnde Steine und Gold zum Angebinde um den Hals hing!

Dein Brief vom 22/10 42. liegt neben mir, ein stummer, treuer Zeuge meiner Rührung, ein stummes, treues Bild Deiner, des Freundes ohne Furcht und Tadel. Noch antworten darauf? Mich entschuldigen, weshalb nicht früher? Nein doch. Ich wartete, um Dir Bestimmtes sagen zu können, ich wartete vergebens. Nimm wieder welke Blätter der Wehmuth, verlorene Erinnerungen, unreife Hoffnungen!

Ich bin noch hier. Repandirt in der größten Welt, gefeiert von alten und jungen Litteraten, bequem und prächtig sogar lebend, aber (natürlich!) unzufrieden. Jenny ist ein prächtiges, gescheutes, starkes, süßes Weib; sie hat mich lieb, ich bete sie an. „Aber's Heurathen" u. s. w. u. s. w. Ich zog keinem Irrlicht nach, da ich ihr folgte, und doch wag' ich den Stern nicht vom Himmel herabfallen zu lassen, damit er nicht zu meinen Füßen zerstiebe. Ihr Kontrakt bindet sie unauflöslich noch drei Jahre. Soll ich, ich, Ich, der Mann einer Sängerin werden, ein Anhängsel ans Theater, ein Shawlnachtrager und Rezensionenschmied?! Sage ja, und ich bin in 4 Wochen „ein gemachter Mann", habe Kutsche und Pferde, eine Frau, um die mich hier jetzt schon alle Welt beneidet, ein Haus — laß mich gewähren! Bis zum Frühjahr bleib' ich da; bis dahin, ich gelobe Dir's, habe ich entschieden. Nur so lange noch träumen und baumeln, hangen und bangen, — bitte, bitte!

Was ich schreibe, siehst Du: in der A. Z. und bei Hauff, lauter kurze Waare; hier eine Novelle für Bäuerle, ein Paar Theaterkritiken für Saphir, dem ich gern die Waffe, noch immer eine furchtbare, gegen Halm, Gutzkow, Laube u. a. aus den Händen winden möchte, sonst nichts. Man bezahlt mich, mehr wohl meinen Namen, horrend; ich habe nie so gut gelebt als jetzt, d. h. nie so viel verschwendet, an Zeit, Geld und Kraft. Um 10 Uhr steh' ich auf, kritzele bis 1 Uhr; dann ins Lesezimmer; um 3 zu Jenny, oder zu Döblers mit ihr; um 5 an Tisch, um 7 in eine Soirée, oder, wenn ich frei bin, in ein Theater. Nachts um 2 heim — Ich lebe eine wahre Künstler-Liebe, nebenbei auch ein Welt-Leben. Die Ottilie von Goethe ist hier; sie hat mich so umhergebracht, daß ich drei Wochen lang förmlich Mode war. Hätte mich Herweghs beweinens-

[1]) Wahrscheinlich ein ehemaliger Mitschüler, Namens Manikowski.

werthe Verirrung nicht gewarnt, Ihr würdet ein Seitenstück von der berühmten Audienz gelesen haben. Nein, Fritz, dahin soll's nicht kommen, trotz Zedlitz und allen weiblichen Sirenen. Niembsch[1]) hält mich ab und auf, ein ganzer Kerl das.

Von Baumbach[2]) sehe ich wenig oder nichts. Je mehr Zeit und Raum wachsen hinter mir, je lockerer werden die Fäden, welche in die hessische Heimath zurückdeuten. Dem Vogels-Sohn[3]) habe auch noch nicht einmal antworten können. Du warst ja mit mir in London. Hungerte ich denn wirklich? Nahm ich Geld von Doebler? O diese Menschen! Weil sie nicht begreifen, wie man ein Talent schätzt, wissen sie auch nicht, wie man es ausbeutet.

Jenny grüßt Dich freundlich und herzlich; sie ladet Dich zur Hochzeit ein, was ich nicht unterschreibe. Frau von Doebler hat (buchstäblich wahr!) schon dreimal von Deinem glatten Rock geträumt. Von ihr, von Doebler, von Niembsch ausdrücklichste und treueste Erinnerung!

Im Sommer, Fritz, flattern wir jedes Falls zusammen, wohin Du meinst: ich denke an Berlin, Ostsee, Stockholm, Copenhagen, Hamburg. Das gäbe mir zwei Bände: „Wien und Berlin", sehr pikant und ergiebig. Hierher kehre ich, so oder so, als Gatte und Vater oder als nackter Mensch, früh oder spät, jedes Falls zurück. Wien ist der einzige Ort, wo man lieben und leben kann. Ich siedle hier fest. Italien und der Orient liegen mir dann als letzte Wanderziele nahe.

Immer von mir; der alte Fehler! Aber Du hörtest ja lange nichts, und Du hörst es gern, wenn ich Dir versichere, mein Leben läuft wieder eine Strecke weit hell und heiter fort, ohne daß Deine Freundes-Sorge um mich bangen darf. Habe ich einen Wunsch für seine Vollendung, neben dem Besitze meiner Jenny, so ist es der: Dich und Julius[4]) nahe zu wissen, meine zwei Besten und Festen, die ich mit Schmerzen daheim verwittern und verwintern sehe, wo ihre Stelle so wenig ist als die meine!

Beste Grüße und Wünsche, schreibe bald, bleibe gut — Deinem
Wien, Singerstr. 883, 1r Stock. — ewig-treuesten
25 Dez. 42. — Franz.

Theile von mir und aus diesem Briefe nichts mit. Ich will verschallen für Hessen. Nur an Freunde, an Hartmann vor allen, laß einen Gruß gelangen und meines Wohlseins eine stolze, freudige Gewähr.

Heute speisen wir en famille bei Jennerl. Doeblers seint auch da. Ich werde mich betrinken, um in dem splendiden Diner das einfache von 5 Jahren rückwärts 'nunterzuwürgen. Und ich sage Dir, bei aller Lust und allem Besitze: ich war ein Esel. Aber Du weißt es schon.

Gutzkow wird hier erwartet. „Er käm' zur bösen Stunde, käm' er jetzt!"

Halm, Griseldis.

Mit einem Gedicht zum 4. März, dem Namenstage Jenny's, schließen wir diese Wiener Episode, gleichsam die Antrittsvisite Dingelstedt's in der Kaiserstadt — „dem einzigen Ort, wo man lieben und leben kann."

Zum 4. März 1843 in Wien.

Beglückt der Mann, der in Dein duftend Haar,
Das jetzt ein unfruchtbarer Lorbeer schmückt,
Beim Glockenklang, am festlichen Altar,
Ein Reislein einst von dieser Myrthe drückt —
Beglückt, beglückt!

Für meine Hand blüht sie und blühst Du nicht;
Daß ich es einmal hoffte, das vergieb!
Mein Herz war Dein, Dein bleibt es, bis es bricht,
Und spricht: Es hatte Dich, der dieses schrieb,
So lieb, so lieb!

---

[1]) Nicolaus Lenau.
[2]) Bei der hessischen Gesandtschaft in Wien.
[3]) Der alte Schulkamerad Vogel.
[4]) Dr. Julius Hartmann, Lehrer der Mathematik, damals am Gymnasium zu Marburg.

Sein Leben trieb, als er — zu spät — Dich fand,
Noch eine letzte Blüthe, warm und treu;
Sie welkte, da der falsche Frühling schwand,
Und sei's auf ewig mit dem Liebes-Mai
Vorbei, vorbei!

Du klage nicht, daß das, was mußte, kam,
Das Schicksal trennt uns, wie es uns vereint,
Mein Theil, nicht Deiner ist, der Schmerz, der Gram;
Ich hab' schon viel, wie hell mein Blick auch scheint,
Geweint, geweint!

Auch auf die Blätter dieser Pflanze fiel
Manch' Tröpflein, trübend ihren heitern Glanz.
Getrost! Sie trocknet, eh' Du stehst am Ziel,
Dann flicht aus ihr sich neu und schmuck und ganz
Dein Kranz, Dein Kranz!

Vielleicht daß dann schon längst ein andrer Kranz
Mich krönt, und mein vollendetes Geschick;
Dann denke, Jenny, ohne Leid an Franz,
In Wehmuth denk' an unser kurzes Glück
Zurück, zurück!

Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches.

Von

August Kluckhohn.

II.

In dem zweiten Bande seines epochemachenden Werkes bringt H. v. Sybel des Neuen und Interessanten noch mehr, als in dem ersten. Gleich das im Wesentlichen schon in der „Historischen Zeitschrift" veröffentlichte Kapitel: „Graf Brandenburg in Warschau" räumt mit einer Mythenbildung auf, mit der Legende nämlich, daß Brandenburg, von Nicolaus I. in Warschau hochmüthig behandelt und nach Berlin geistig und körperlich tief erschüttert zurückgekehrt, nach wenigen Tagen an gebrochenem Herzen gestorben sei, nachdem er vergebens den König für eine kriegerische Politik zu gewinnen gesucht, noch in seinen Fieberphantasien nach Helm und Schwert rufend. In Wahrheit hat Graf Brandenburg, in Warschau persönlich von dem Zaren zuvorkommend empfangen, nach seiner Rückkehr entschieden einer nachgiebigen Politik das Wort geredet und ihr zum Durchbruch verholfen. Vergegenwärtigen wir uns die bedenkliche Situation, in der Preußen im Herbst des Jahres 1850, allerdings durch eigene Schuld, sich befand.

Durch sein mattherziges und widerspruchsvolles Verhalten in der Unionsfrage hatte das Berliner Cabinet Oesterreich ermuthigt, in Verbindung mit den Mittelstaaten den Bundestag zu reactiviren. Die Frankfurter Versammlung, so unvollständig sie war und so entschieden Preußen ihre Rechtsbeständigkeit bestritt, hatte sich beeilt, der kurhessischen Regierung, der nach schnödem Verfassungsbruch Officiere wie Beamte ihre Dienste versagten, gegen die renitenten Unterthanen zu Hülfe zu kommen, indem sie Execution in Hessen beschloß. Man that es in der sicheren Erwartung, daß Preußen sich widersetzen und damit seinen Feinden Gelegenheit geben werde, den verhaßten Staat zu demüthigen und ihm alle Unionsgedanken auszutreiben. Die Berechnung schien sich bewähren zu sollen. Friedrich Wilhelm IV., so wenig er auch mit der Auflehnung der Hessen gegen Hassenpflug's Willkürregiment sympathisirte, legte gegen die beschlossene Execution entschieden Verwahrung ein. Oesterreich, Bayern und Württemberg aber machten sich bereit, 200000 Mann gegen Preußen zu führen.

Gleichzeitig sollte auch die schleswig-holsteinische Frage Preußen neue Verlegenheiten bereiten. Durch den am 2. Juli 1850 mit Dänemark geschlossenen Frieden hatte man, den russischen Forderungen nachgebend, die Herzogthümer ihrem Schicksal überlassen und außerdem versprochen, den Vertrag den übrigen deutschen Regierungen zur Ratification vorzulegen. Oesterreich und die Mittelstaaten aber erklärten auch in dieser Angelegenheit den nicht zu Recht bestehenden Bund für allein competent. Daß das Berliner Cabinet fernerhin dem auf Rußlands Betreiben zu Stande gekommenen Londoner Protokoll vom 2. August 1850, welches die Integrität des dänischen Gesammtstaates für alle Zukunft sicherstellen sollte, seine Genehmigung versagte, während Schwarzenberg demselben beitrat, mußte neuen Unwillen bei Nicolaus I. erregen.

Angesichts der herausfordernden Haltung, die Oesterreich und die Mittelstaaten im Vertrauen auf die russische Freundschaft annahmen, schien es unerläßlich, den Zaren über die Ziele der preußischen Politik in der deutschen Verfassungsfrage, wie in der hessischen und holsteinischen Angelegenheit zu beruhigen. Das war die Mission, welche den Ministerpräsidenten Brandenburg im October 1850 nach Warschau führte, als eben auch der Kaiser Franz Joseph und Schwarzenberg sich auf dem Wege zum russischen Kaiser befanden. Nicolaus I. nahm den Grafen durchaus huldvoll auf und erörterte mit ihm in ruhiger Weise die Propositionen, zu denen Brandenburg ermächtigt war; die hessische und die holsteinische Frage sollten nicht durch den von Preußen perhorrescirten Bund, sondern durch Commissarien der beiden deutschen Großmächte mit Vollmacht aller deutschen Regierungen beigelegt, die deutsche Verfassungsfrage aber in freien Conferenzen behandelt werden, und zwar nach einem Programm, das im Wesentlichen die Punkte enthielt, die Schwarzenberg selbst kurz vorher angeboten und dann eilig wieder zurückgezogen hatte. Während Nicolaus gegen die letzteren Vorschläge wenig einzuwenden hatte, drang er umsomehr darauf, daß Preußen zur Unterwerfung des Bundeslandes Holstein unter die Gewalt des Dänenkönigs mitwirke, und daß es in Hessen zu keinem Zusammenstoß der preußischen und der Executionstruppen komme. Aber auf das Recht, den in Hessen im Auftrage der usurpatorischen Frankfurter Versammlung vorrückenden Bayern entgegenzutreten, wollte doch auch der König um keinen Preis verzichten, und demgemäß ergingen Weisungen an den nach Hessen bestimmten General Gröben. So stand man sich, als in Warschau Brandenburg's Besprechungen mit den mittlerweile angekommenen Oesterreichern begannen, gewissermaßen „mit dem Revolver in der Hand" gegenüber. Gleichwohl verliefen auch diese Verhandlungen in äußerlich freundlichen Formen, da selbst Schwarzenberg den blinden Kriegseifer der Mittelstaaten nicht theilte, Brandenburg aber in der deutschen Frage den österreichischen Forderungen entgegenkam und nur vor Anerkennung des Bundestags auf der Revision der Bundesacte in freien Conferenzen bestand. Brandenburg kehrte nach Berlin mit dem festen Entschlusse zurück, auch in der holsteinischen und hessischen Frage auf Nachgiebigkeit zu dringen, um einen Krieg zu vermeiden, in welchem das bis jetzt ungerüstete Preußen ohne Bundesgenossen, mit dem unsicheren Frankreich im Rücken, nicht allein Oesterreich und Süddeutschland, sondern auch Rußland gegen sich haben würde.

In Berlin aber hatte der Ministerpräsident Anfangs einen schweren Stand. Der kriegerischen Stimmung, die in ganz Preußen herrschte, hatte sich auch das Ministerium nicht völlig entziehen können; erst zwei Tage vor Brandenburg's Rückkehr hatte es einstimmig beschlossen, die Execution in Hessen nicht zu dulden, sollte es auch darüber zum Kriege kommen. Und nun traf an demselben Tage, wo Brandenburg im Ministerrathe in schroffem Gegensatze zu Radowitz für Nachgiebigkeit plädirte, die Nachricht ein, daß die Bayern in Hanau mit der Execution schon begonnen. Da für diesen Fall Gröben Befehl hatte, Fulda zu besetzen, so war die Entscheidung nicht mehr zu umgehen. Die Berathungen, welche daraufhin am 1. und 2. November in Gegenwart des Königs und des Prinzen von Preußen gepflogen wurden, hat H. v. Sybel mit dramatischer Lebendigkeit dargestellt. Radowitz forderte Mobilmachung unter Fortsetzung der Verhandlungen mit Oesterreich; noch lebhafter sprach für sofortige Kriegsbereitschaft und gegen jedes Zurückweichen in dem Augenblick, wo preußische und feindliche Truppen einander gegenüberstanden, der Prinz von Preußen. Friedrich Wilhelm aber, innerlich längst für Brandenburg's Ansicht gewonnen, billigte zwar die Mobilmachung, aber nur zu dem Zweck, damit man bei den Verhandlungen um so größere Nachgiebigkeit zeigen könne; ja, er erklärte schließlich, wenn die Majorität sich gegen die Mobilmachung und für unbewaffnete Verhandlungen entscheiden würde, ihr freie Hand lassen zu wollen. Als dann in der That die Mehrzahl der Minister im Sinne Brandenburg's votirte und einer von letzterem für Wien entworfenen Depesche zustimmte, die zwar Einstellung der beiderseitigen Rüstungen forderte, aber sowohl die Aufhebung der Unionsverfassung als die Gestattung der Execution in Holstein enthielt, ließ der König sich vernehmen, daß er, obgleich einverstanden mit der Minorität, doch der Majorität sich fügen wolle; er thue es in der Hoffnung, daß man den nach seiner Ueberzeugung verderblichen Entschluß nicht zu bereuen haben werde. Radowitz, Ladenberg und v. d. Heydt forderten ihre Entlassung; Radowitz erkrankte plötzlich lebensgefährlich, und Manteuffel übernahm den Vorsitz im Ministerium. Aber trotz der friedeathmenden Depesche, die nach Wien abging, brachten die nächsten Tage nur eine gesteigerte Aufregung. Der österreichische Gesandte, Baron Prokesch, überreichte noch am 3. November eine Note, worin er in drohender Weise die sofortige Zurückziehung der preußischen Truppen aus Hessen forderte. Man hörte von starken Rüstungen in Oesterreich und Sachsen; aus Petersburg meldete der preußische Gesandte, daß Kaiser Nicolaus die Ablehnung der österreichischen Forderungen als Kriegsfall betrachte. Aus Wien endlich berichtete Bernstorff, daß man dort nicht allein auf russischen, sondern auch auf französischen Beistand rechne; Schwarzenberg denke entschieden an einen Vernichtungskrieg gegen Preußen; die mitteldeutschen Gesandten sprächen die größte Sorge und Angst vor der Möglichkeit aus, daß Preußen durch volle Nachgiebigkeit Oesterreich entwaffne, und dann in den Bundestag eintrete, ohne durch einen Krieg ruinirt und geschädigt worden zu sein. Da nun auch in Berlin die Mobilmachungsordre unmöglich mehr zurückgehalten werden konnte und an Gröben in Hessen die Weisung ergangen war, nur nach militärischen Rücksichten zu handeln, so schien der Krieg gewiß. Eine jubelnde Begeisterung ging durch das ganze Land. Aber besser als das preußische Volk

wußte Schwarzenberg, daß der König sich nicht zum Kriege gegen Oesterreich entschließen werde. Er sah also auch keinen Grund zu erheblichen Concessionen, sondern machte nach wie vor die Einwilligung in die von Friedrich Wilhelm geforderten freien Conferenzen über die Bundesreform davon abhängig, daß die preußischen Truppen vorher Hessen räumten, daß die Bundesexecution in Holstein nicht gehindert und die Unionsverfassung völlig aufgehoben würde. Mittlerweile rückten die Bayern vor; am 8. November wechselten die beiderseitigen Vorposten, ehe die Officiere es hindern konnten, einige Schüsse, durch welche fünf österreichische Jäger und ein preußisches Pferd verwundet wurden. Noch an demselben Tage drohte Prokesch, seine Päße zu fordern, wenn Preußen seine Truppen nicht zurückziehe; aber der König war entschlossen, wenigstens die Preußen zustehenden Etappenstraßen in Hessen besetzt zu halten und Executionstruppen nicht nach Kassel vorrücken zu lassen. Als Oesterreich ebenso bestimmt auf der Durchführung der Execution beharrte, erreichte die Krisis ihre Höhe; sie traf zusammen mit der Meldung, daß Rußland seine Garden und die Donschen Kosaken mobil mache, und mit der weiteren, daß andererseits Frankreich ein Corps an der Ostgrenze zusammenziehe, um nicht Deutschland unter österreichisch-russische Herrschaft kommen zu lassen. Obwohl Napoleon's in Aussicht stehende Einmischung zu Gunsten Preußens den König eher mit Schrecken als mit Freude erfüllte, glaubte er doch seiner militärischen Ehre das Belassen seiner Truppen auf den Etappenstraßen in Hessen schuldig zu sein. Dem Kriege hoffte er im letzten Augenblicke noch durch eine persönliche Zusammenkunft Manteuffel's mit Schwarzenberg vorzubeugen. Da überreichte, ehe das Begehren einer solchen Zusammenkunft in Wien vorgebracht war, am 25. November Prokesch ein Ultimatum und verlangte Antwort binnen achtundvierzig Stunden. Dagegen ließ die Einwilligung Schwarzenberg's in die Zusammenkunft mit Manteuffel so lange auf sich warten, daß der preußische Minister endlich an Bernstorff telegraphirte, er reise morgen nach Olmütz und erbitte Antwort nach Breslau. Eine Stunde später meldete Bernstorff, daß auf besonderen Befehl des Kaisers auch Schwarzenberg nach Olmütz reise: „So fuhr er (Manteuffel) am Abend ab, einer Katastrophe der preußischen Politik entgegen, welche ihm als Errettung aus dreifacher Todesgefahr, dem Könige, wenn nicht als ganzer, so doch als halber Triumph, der übrigen Welt als entsetzliche Niederlage erschien."

Ueber den Gang der Verhandlungen, welche die beiden Minister am 28. und 29. November in Olmütz führten, lagen dem Verfasser nähere Berichte nicht vor. Er kann aber constatiren, daß Schwarzenberg, der Manteuffel's Angebote für ungenügend hielt, nur auf kaiserlichen Befehl sich zum Abschluß herbeiließ, so daß es das Verdienst des jugendlichen Franz Joseph war, wenn ein unabsehbares Blutvergießen verhütet wurde.

Was den Inhalt der Olmützer Punctationen betrifft, so gab Schwarzenberg in der holsteinischen Sache insofern nach, daß dieselbe nicht dem Bunde, sondern einer österreichisch-preußischen Commission zugewiesen würde. In der hessischen Frage einigte man sich dahin, daß der Bund zwar die Execution zu Ende führe, die künftige Ordnung der hessischen Verfassung aber ebenfalls einer österreichisch-preußischen Commission vorbehalten bleibe, während die preußischen Truppen,

statt Hessen zu räumen, die Etappenstraßen besetzt halten dürfen. In Beziehung auf die freien Conferenzen über die Bundesreform endlich kam es zu keiner weiteren Einigung, indem Schwarzenberg von der durch Preußen dafür verlangten Grundlage jetzt eben so wenig, wie früher in Warschau, Etwas wissen wollte. Schlimmer aber als dies Alles war, daß Manteuffel in eine sofortige Abrüstung Preußens willigte, während Oesterreich nur theilweise entwaffnete und die Mittelstaaten ganz gerüstet blieben.

Die vollständige Abrüstung war es denn auch, was in Berlin nicht allein den entschiedenen Widerspruch des Prinzen von Preußen hervorrief, sondern auch von Bismarck und anderen Osterreich freundlich gesinnten Männern als eine übereilte Maßregel beklagt wurde. Der König dagegen war glücklich, das Olmützer Abkommen ratificiren zu können, indem er es als einen großen Sieg betrachtete, daß Oesterreich die gemeinschaftlichen Commissionen für Hessen und Holstein zugestanden hatte; ja, er fand, wie er bald darauf dem englischen Gesandten sagte, daß Oesterreich in Olmütz viel mehr bewilligt, als man habe fordern können; das größte Glück bei der Uebereinkunft sei, daß dadurch ein Sieg Preußens über Oesterreich, welches bei der inneren Zerrissenheit des Letzteren unvermeidlich gewesen, verhindert worden. Wenn solche Gesinnungen an der entscheidenden Stelle herrschten, so war es allerdings gut, daß Manteuffel es auf sich nahm, den Krieg unmöglich zu machen.

Wie Wenige aber in Preußen des Königs hohe Genugthuung über Olmütz theilten, ist bekannt. Mit Zorn und Schmerz wurde es vernommen, daß der Staat Friedrich des Großen, statt für seine Ehre zu kämpfen, sich der Erlaubniß freuen sollte, Hassenpflug in der Züchtigung des hessischen Volks, Dänemark in der Unterdrückung Holsteins zu unterstützen. Man weiß, wie namentlich der Prinz von Preußen die Schmach von Olmütz bitter empfunden hat. Weniger bekannt aber ist, daß die österreichischen Generale gegen den preußischen Gesandten in Wien, unter rückhaltloser Verurtheilung von Schwarzenberg's Politik, ihre Freude über die Erhaltung des Friedens aussprachen, während man umgekehrt in den süddeutschen Regierungskreisen ergrimmt darüber war, daß Preußen, statt zertrümmert zu werden, aufrecht neben Oesterreich stand und die Mittelstaaten wieder in die zweite Linie zurückgeschoben wurden.

Um so bereitwilliger stellten sich die mittelstaatlichen Diplomaten Schwarzenberg zur Verfügung, als dieser auf den Dresdener Conferenzen das in Olmütz begonnene Werk der Demüthigung Preußens zu vollenden hoffte, indem er den verhaßten Rivalen durch die Neugestaltung der Bundesverfassung auf die Stufe einer Mittelmacht herabdrücken, die Kleinstaaten aber, die bisherigen Anhänger Preußens, mediatisiren wollte. Er plante neben dem Eintritt von Gesammt-Oesterreich in den Bund eine starke Executive, die außer den beiden Großmächten die vier Königreiche unter dem Präsidium Oesterreichs bilden sollten. Daß diese Absicht scheiterte, war weniger das Verdienst Manteuffel's, als des preußischen Bevollmächtigten Alvensleben, welcher in Dresden sich geschickt die Hülfe zu Nutze machte, welche ihm die Kleinstaaten boten, so daß auch der Minister den Muth fand, vor Allem auf der Forderung des Wechsels im Präsidium zu bestehen. Da Schwarzenberg aber jede Anerkennung der Gleichberechtigung

Preußens verweigerte, so überzeugte man sich in Berlin, daß das geringere Uebel die Rückkehr zu dem alten Bundestage sei. Daß es dahin nach langen fruchtlosen Verhandlungen in der That kam und somit das österreichisch-großdeutsche System vollständig scheiterte, wurde auch nicht wenig durch den Protest Englands und Frankreichs gegen den Gesammteintritt Oesterreichs in den Bund befördert. Statt Preußen in die Reihe der Mittelstaaten herabgedrückt zu haben, mußte Schwarzenberg froh sein, daß er noch in Dresden eine österreichisch-preußische Allianz zum Schutze aller, auch nicht deutschen, Provinzen für drei Jahre zum Abschluß brachte. Noch im Mai 1851 beschickten dann auch Preußen und seine früheren Unionsgenossen den Bundestag wieder.

Die erste und vornehmste Aufgabe, die der aufs Neue in volle Thätigkeit tretende Bundestag sich stellte, war die Beseitigung der liberalen und demokratischen Errungenschaften des Jahres 1848. Einzelne Regierungen waren darin schon tapfer vorangegangen. Die größte Energie entwickelte Schwarzenberg in Oesterreich; die Verfassung von Kremsier, die nie ins Leben getreten war, wurde in aller Form aufgehoben und ein System durchgreifender Centralisation, auf Heer, Polizei und Clerus gestützt, durchgeführt. Schwarzenberg suchte auch den König Friedrich Wilhelm zu bewegen, nach Oesterreichs Beispiel die Verfassung von 1849 zu beseitigen. Der König aber hatte Bedenken, den auf die Verfassung geschworenen Eid zu brechen. Er fragte Bunsen um Rath; dieser mahnte dringend ab. Aber „die Advokaten des Staatsstreichs", so ist unserem Geschichtschreiber von zuverlässiger Seite versichert worden, gaben den Plan noch nicht auf, sondern machten geltend, daß es besser sei, einen sündhaften Eid zu brechen, als ihn zu halten. Tieferen Eindruck machte indeß auf Friedrich Wilhelm der Brief eines zweifellosen Royalisten, des Oberpräsidenten von Senfft-Pilsach, welcher ebenso ehrerbietig als dringend vor einem Verfassungsbruch warnte. Wie es dann der Minister des Innern, Westphalen, verstand, durch eine gewissenlose Interpretation der einzelnen Verfassungsartikel und Gesetzesparagraphen ebenso viel zu erreichen, als wenn die Verfassung umgestoßen worden wäre, hat v. Sybel auf ein paar Seiten schlagend nachgewiesen. Indem man nämlich eine lange Reihe von Artikeln der Verfassung als lediglich allgemeine Grundsätze hinstellte, welche bindende Kraft erst durch besondere Ausführungsgesetze erhalten könnten, bis zu deren Erlaß die früheren Gesetze in Kraft blieben, wurde der Gleichheit vor dem Gesetze, der Aufhebung der Standesvorrechte, der Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Beseitigung der gutsherrlichen Polizei u. s. w. die gesetzliche Bedeutung entzogen. Schrankenlos durften die Polizeibehörden Verordnungen mit Strafandrohungen erlassen, die Bezirksregierungen kraft ihres Oberaufsichtsrechtes in die Selbstverwaltung der Städte eingreifen; das Gesetz aber, das bei einem Mißbrauch der Preßfreiheit den Richter ermächtigte, in gewissen Fällen dem Buchhändler oder Buchdrucker die Concession zu entziehen, interpretirte Herr v. Westphalen dahin, daß die Polizei überall, wo es zweckmäßig schien, die Concession zurückziehen könne. Die Grundbesitzer sodann erhielten von Neuem die durch die Verfassung aufgehobene Polizeigewalt; die alten Provinzialstände und Kreistage wurden wieder hergestellt, und die bisher wählbare erste Kammer in ein Herrenhaus verwandelt, in welchem Grafen und Rittergutsbesitzer den Ausschlag gaben.

Dagegen wurde die katholische Kirche nicht gehindert, ihren Einfluß beträchtlich auszubreiten; Klöster entstanden aller Orten, die Jesuiten erlangten Einfluß bei allen Ständen. In der Schule gebot der Pfarrer. Ein erbaulicher kirchlicher Lebenswandel, häufiger Besuch des Gottesdienstes, Theilnahme an frommen Vereinen, Beiträge zu milden Stiftungen waren die beste Empfehlung für den emporstrebenden Beamten. „Die herrschende Partei," so schließt H. v. Sybel diese Auseinandersetzung, „fühlte sich so siegesgewiß, daß keine ihr verdächtige Persönlichkeit auf Schonung rechnen durfte. Dies ging so weit, daß der ihr keineswegs angehörige Thronfolger (der nachmalige Kaiser Wilhelm I.) für seine abweichende Meinung bei mehrfachen Anlässen mit kleinen, aber empfindlichen Unannehmlichkeiten heimgesucht wurde."

Der Bundestag hatte inzwischen, auf Antrag der beiden Großmächte, um die Verfassungen zahlreicher Bundesstaaten von demokratischen Elementen zu säubern, einen Ausschuß gebildet, den die Gesandten selbst als Reactionsausschuß zu bezeichnen liebten. Kein deutsches Land hat unter der Restaurationsarbeit bundestäglicher Commissäre so viel gelitten wie Kurhessen, dessen Leidensgeschichte H. v. Sybel ebenso eingehend wie anschaulich darstellt. In keinem anderen Lande hat aber auch die Bevölkerung sich so wacker gehalten wie die hessische. Trotz aller Schrecken der Execution und des fortdauernden Belagerungszustandes sollte die Durchführung der Verfassung, die im Namen des Bundes 1852 octroyirt wurde, sich als unmöglich erweisen. Es kam den Hessen zu Statten, daß die Freundschaft der beiden deutschen Mächte, welche in dem Kampfe gegen den Liberalismus so eifrig Hand in Hand gingen, doch auch ihre Grenze hatte und um so hinfälliger wurde, je rücksichtsloser Oesterreich durch Majoritätsbeschlüsse die Stellung Preußens am Bundestage herabzudrücken suchte. Es ist bekanntlich Otto von Bismarck gewesen, welcher als Bundestagsgesandter, bald geheilt von seinen Sympathien für Oesterreich, das preußische Interesse mit ungewohntem Nachdruck vertrat.

Die Ernennung des bisherigen Deichhauptmanns zum Secretair, dann zum Chef der Bundesgesandtschaft, gibt unserem Geschichtschreiber Veranlassung zu einer Charakteristik des angehenden Diplomaten und zu einem Rückblick auf seinen Bildungsgang:

„Eine hohe Gestalt, welche die Mehrzahl der Menschenkinder um eine Kopfeslänge überragte, ein gesundheitstrahlendes Antlitz, ein von Intelligenz belebter Blick, in Mund und Kinn der Ausdruck unbeugsamen Willens, so erschien er damals den Zeitgenossen, in jedem Gespräche erfüllt von originalen Gedanken, farbigen Bildern, frappanten Wendungen, von gewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen, von schneidender Ueberlegenheit im geschäftlichen Verkehr."

So stellt sich Bismarck, damals sechsunddreißig Jahre alt, in der vollen Blüthe des kräftigsten Mannesalters dar. Indem H. v. Sybel daran erinnert, daß Bismarck einst als flotter Corpsbursche alle Freuden der akademischen Freiheit gründlich genossen, vergißt er nicht hervorzuheben, daß sein Dasein keineswegs, wie bei so Vielen, im Corpsdienst auf- und untergegangen, sondern daß er jeden Tag durch belehrende und anregende Lektüre den aufstrebenden Gedanken Nahrung gegeben, mit Vorliebe nach historischen Büchern greifend. Als junger Gutsherr aber ein rüstiger Jäger, kühner Reiter und tapferer Zecher, fand er „bei aller brausenden Geselligkeit" Zeit und Sammlung, um sein inneres Leben

„auf dem Grunde einer tiefernsten Religiösität zu voller Klarheit und Sicherheit auszugestalten". Auf dem vereinigten Landtage trat Bismarck zum ersten Male als schlagfertiger Redner den Liberalen gegenüber. Empört über die revolutionäre Anarchie, wurde er einer der streitbarsten Genossen der Kreuzzeitungspartei und zog mehr und mehr die Augen des Königs, der an dem jugendfrischen genialen und tapferen Mann seine Freude hatte, auf sich. Schon im ersten Bande hat H. v. Sybel von dem Verkehr Bismarck's mit Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1848 berichtet: wie er auf der Terrasse der Orangerie bei Potsdam mit dem König die Unerträglichkeit der Lage besprach und zu einem scharfen Auftreten rieth. Das könnte, meinte der König, zu gefährlich werden.

„Bismarck erwiderte, nur die Muthlosigkeit würde Gefahr bringen, „also Muth und Muth und wieder Muth, und Majestät werden siegen." In diesem Augenblicke trat die Königin hinter einem kleinen Gebüsch mit dem Ausrufe hervor: „Aber Herr von Bismarck, wie können Sie in solchen Ausdrücken mit Ihrem Könige reden?" „Laß ihn nur," sagte der König lachend, „ich werde ihn schon unterkriegen."

Daß es Bismarck war, welcher für den König im October 1849 das Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu Stande brachte, damit es Ordnung und Sicherheit herstelle, wurde schon in unserem ersten Artikel erwähnt. Zwei Jahre später war die Zeit gekommen, wo Friedrich Wilhelm Bismarck mit der Sendung nach Frankfurt als auf eine hohe Schule der Diplomatie überraschte. „Er hielt mich," sagte Bismarck später, „für ein Ei, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte."

Während man häufig ganz im Sinne des Königs von Bismarck's Frankfurter Lehrjahren redet, erinnert H. v. Sybel treffend daran, daß dies ungefähr ebenso passend sei, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte. Bismarck war ein Staatsmann von Geburt.

„Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufs ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntniß der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elasticität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens; ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thucydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen."

Seitdem Bismarck's Frankfurter Briefe und Berichte in der von Poschinger besorgten Archivpublication: „Preußen am Bundestage" der Welt vorliegen — wir erfahren jetzt, daß die ausgezeichnete Einleitung zu diesem Werk zum größten Theil von Sybel selbst redigirt worden ist —, kann man Schritt vor Schritt die wachsende Energie verfolgen, mit der er das Recht und die Interessen Preußens nach allen Seiten vertritt, und zwar auch in Angelegenheiten, die außerhalb der eigentlichen Geschäftssphäre des Bundestages lagen. So trug Bismarck das Seinige dazu bei, daß Preußen um dieselbe Zeit, wo man die deutsche Flotte unter den Hammer brachte, weil man ihre Verschmelzung mit der preußischen nicht zugeben wollte, auf handelspolitischem Gebiete einen bedeutenden Erfolg erzielte.

Als es gelungen war, Hannover (nebst Oldenburg) durch Vertrag vom 7. September 1853, allerdings um den Preis großer Zugeständnisse, für den Zollverein zu gewinnen, drohte Oesterreich, das schon auf den Dresdener Con-

ferenzen vergebens für eine einheitliche, vom Bundestage abhängige Zollverfassung gekämpft hatte, die Mittelstaaten (Darmstädter Verbündete) zu sich herüberzuziehen und so den preußisch-deutschen Zollverein zu sprengen. Buol-Schauenstein aber, der Nachfolger des Fürsten Schwarzenberg, vermochte trotz aller preußenfeindlichen Gesinnungen in Süddeutschland nicht mehr zu erreichen, als daß Preußen, nach Kündigung des bisherigen Zollvereins, sich dazu herbeiließ, mit Oesterreich in Verhandlung über einen Handelsvertrag zu treten. Ehe dies geschah, hatte der neue König von Hannover, Georg V., Miene gemacht, sich der Ausführung des September-Vertrages zu entziehen, nicht allein, weil er den Ruin des Gewerbes im Lande, sondern auch eine Abhängigkeit Hannovers von Preußen befürchtete. Die antipreußische Stimmung in Hannover hatte sich damals noch dadurch verschärft, daß, wie man erfuhr, Preußen eben im Begriff stand, mit Oldenburg einen Vertrag über den Erwerb des Jahdebusens zum Zweck der Anlegung eines Kriegshafens abzuschließen und damit die in Hannover lange gehegte Hoffnung, auf der Nordsee die Führung der deutschen Flotte zu gewinnen, auf immer zu zerstören. „Das wäre," rief der Minister Bacmeister, „neben Magdeburg und Minden die dritte Festung, womit Preußen uns umgarnen will." Diese Gesinnungen Hannovers trugen dazu bei, daß man in Berlin Oesterreich größeres Entgegenkommen zeigte. Man wies seinen Anspruch auf Betheiligung am Zollverein kraft der Stellung Osterreichs am Bunde principiell nicht zurück, sondern gab zu, daß sechs Jahre nach Abschluß des Handelsvertrags neue Verhandlungen über die dann hoffentlich erreichbare Zolleinigung eröffnet werden sollten.

Ueber die Rückwirkung, welche die orientalische Frage und der Krimkrieg auf die Politik der deutschen Mächte übten, müssen wir uns hier kurz fassen. Von Oesterreich weiß man, wie es unter der Leitung des kurzsichtigen und unzuverlässigen Grafen Buol sich nach mancherlei Schwankungen den Westmächten so weit zugesellte, daß es den unauslöschlichen Zorn Rußlands auf sich zog, um dann doch die Erwartungen Frankreichs und Englands so gründlich zu täuschen, daß diese sich beklagen konnten, von Oesterreich betrogen worden zu sein. Die preußische Politik dagegen beging zwar auch, vornehmlich durch die widerspruchsvolle Haltung des Königs selbst, Fehler genug; bewahrte aber doch dem Lande nicht allein den Segen des Friedens, sondern gewann zu der Freundschaft Rußlands zuletzt noch die Frankreichs hinzu. Wäre man in Berlin dem Rathe Bismarck's gefolgt, so würde man von Anfang der Krisis an eine stricte und feste Neutralität beobachtet haben. Aber die Männer der Kreuzzeitungspartei, die zunächst das Ohr des Königs hatten, waren zu begeistert für den Zaren und verabscheuten zu sehr das revolutionäre Frankreich, als daß sie nicht viel lieber den Anschluß an Rußland als irgend eine Gemeinschaft mit den Westmächten gewünscht hätten. Alle Liberalen dagegen, bis in die Kreise vornehmer Beamten und Diplomaten, ja bis zu dem Prinzen von Preußen hinauf, hielten die Gelegenheit für günstig, Rußlands Uebermacht zu brechen und Preußen an die Spitze Deutschlands zu bringen. Friedrich Wilhelm aber wollte zwar nicht dem Zaren sich anschließen, weil dieser im Unrecht war, aber noch weniger mit den Westmächten gegen Rußland gehen, „weil dies ein Kampf für Mohammed gegen Christus wäre"; statt indeß bei solcher Gesinnung sich vorsichtig zurückzuhalten,

konnte der König in Folge seiner wunderbaren Beweglichkeit und der ganz entgegengesetzten Einflüsse, die sich geltend machten, nicht unterlassen, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, weiter als gut war, hervorzutreten. Aber so seltsame Gedanken ihm dabei auch durch den Kopf gingen, und so phantastisch und überschwenglich oft die Briefe klingen, die er nach Ost und West ausgehen ließ, so hütete er sich doch wohl, eine andere Sprache als die unbedingter Friedensliebe zu führen. Nachdem er vergebens versucht hatte, von den Westmächten als Preis seiner Neutralität nicht nur die Garantie der Integrität Deutschlands zu verlangen, sondern auch für Preußen die Freiheit, eventuell seine deutsche Politik von 1849 wieder aufzunehmen, ging er ein Bündniß mit Oesterreich ein. In Wien hoffte man dasselbe gegen Rußland zu verwerthen, während Friedrich Wilhelm nur an die von Frankreich drohenden Gefahren dachte. Es war um dieselbe Zeit, als er Bunsen, der zum Kriege gegen Rußland drängte, aus London abberief, „den Kriegsminister von Bonin plötzlich entließ und den Prinzen von Preußen von allen seinen militärischen Aemtern beurlaubte, ja ihn wegen seiner bisherigen Opposition mit Festungshaft bedrohte". Als später Oesterreich ein Bündniß mit den Westmächten schloß, suchte auch Friedrich Wilhelm wieder mit diesen anzuknüpfen, hielt aber glücklicher Weise an dem Entschlusse fest, sich von keiner Seite, auch von dem alliirten Oesterreich nicht, in den Krieg hineinziehen zu lassen. Er hatte dabei die Genugthuung, mit Hülfe der Mittelstaaten auch die Neutralität des Deutschen Bundes zu sichern.

Als einen für Preußen und für die Zukunft Deutschlands überaus gefährlichen Moment erachtet H. v. Sybel die eifrige Werbung des preußenfeindlichen französischen Ministers Drouyn de Lhuys um eine bleibende Allianz mit Oesterreich. Zum Glück dachte darüber Napoleon III. anders und ließ den Fürsprecher Oesterreichs fallen. Die Beleuchtung, welche bei dieser Gelegenheit die politischen Grundsätze Napoleon's durch Sybel finden, ist in hohem Grade beachtenswerth.

Man ist von jeher gewohnt gewesen, in dem Umstande, daß Preußen, als unbetheiligt an dem Kriege, nicht von Anfang an zu dem Pariser Congresse hinzugezogen wurde, eine arge Demüthigung für unsere Großmacht zu sehen. H. v. Sybel macht dagegen mit Recht darauf aufmerksam, daß die Verzögerung der Einladung Preußens nichts gewesen ist, als ein „unverständiger Ausdruck des englischen Aergers über Preußens Neutralität, in deren fester Behauptung trotz alles Drohens und Polterns es sich einmal wieder als selbständige Großmacht bewährt hatte". Man weiß jetzt aus seinen Frankfurter Briefen, wie wenig auch Bismarck in dem, was man in Berlin selbst als demüthigende Isolirung empfand, eine Schädigung Preußens erblickte. Als der Friedenscongreß endigte, war Oesterreich, aber keineswegs Preußen, ohne Freunde unter den großen Mächten. Das hinderte indeß den Grafen Buol nicht, Preußen nach wie vor so hochmüthig zu behandeln, daß an eine Erneuerung der 1854 geschlossenen Allianz nicht zu denken war.

Auch in der, von unserem Geschichtschreiber ausführlich behandelten Neuenburger Angelegenheit, die für Friedrich Wilhelm mehr als alles Andere eine Sache der Ehre und des Herzens war, ist es nicht Oesterreich gewesen, sondern der dem König bis dahin persönlich so widerwärtige Napoleon III., dem er es verdankte,

wenn die gefahrvolle Verwicklung in einer für Preußen leidlich günstigen Weise beigelegt wurde. Um dieselbe Zeit that Oesterreich in den deutschen Angelegenheiten Alles, was in Berlin böses Blut machen konnte, so daß es im Jahre 1857 zu einem diplomatischen Schriftwechsel kam, in welchem Manteuffel die scharfgespitzte Feder Bismarck's frei walten ließ. Da glaubte der König, dem trotz aller erlittenen Kränkungen der Gedanke eines Bruches mit Oesterreich unerträglich war, selbst nach Wien gehen zu sollen, um die alte Freundschaft mit dem Kaiserhause herzustellen. Er kam völlig enttäuscht zurück, und wurde in Dresden, wo von Neuem widerwärtige Verhandlungen ihn in krankhafte Aufregung versetzten, vom Schlage getroffen. Die Hoffnung auf Genesung erfüllte sich nicht; das geistige Leben des Königs blieb umnachtet, so daß im October 1857 Wilhelm, der Prinz von Preußen, die Stellvertretung in den Regierungsgeschäften, vorläufig auf drei Monate, übernahm.

Als der Prinz Wilhelm die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, stand er im Alter von sechzig Jahren. Obwohl er in der Jugend eine vorwiegend militärische Bildung genossen hatte und lange Zeit mit Leib und Seele in dem militärischen Dienst aufgegangen war, so stand er doch seit seinen Mannesjahren dem politischen Leben so wenig fern, daß er vielmehr mit einer durchaus selbstständigen Auffassung, oft im Gegensatze gegen die schwächliche Politik seines Bruders, den Gang der preußischen und deutschen Dinge verfolgte.

Daß die Meisterschaft, welche H. v. Sybel in Charakterschilderungen eigen ist, in dem mit vieler Liebe gezeichneten Bilde Wilhelm's I. sich besonders glänzend bewährt hat, wurde schon in unserem ersten Artikel angedeutet. Mit Recht hebt Sybel als den Grundzug seines Wesens die schlichte Frömmigkeit hervor: „das Brot seines Lebens, der Trost seiner Schmerzen, das Richtmaß seines Handelns." Aus seinem Glauben erwuchs sein unbedingtes Gottvertrauen, seine Furchtlosigkeit in jeder Gefahr: „Er schritt durch das Leben, niemals zagend, niemals prahlend, stets im inneren Gleichgewicht." „Dabei war sein ganzes Wesen auf praktisches Wirken gerichtet und dazu befähigt." Wie seine Furchtlosigkeit auf der religiösen Grundstimmung seines Wesens ruhte, so auch die selbstlose, rastlose Pflichttreue, die er bis zum letzten Athemzuge bewährte. Nie hörte er auf zu lernen, und wie er noch als Greis lernte, dafür gibt der Verfasser rührende Beispiele. Bei seiner conservativen und loyalen Gesinnung lag ihm nichts ferner, als die Rechte seiner deutschen Mitfürsten zu mißachten; aber sein klarer Blick konnte sich auch nicht vor der Nothwendigkeit einer besseren Verfassung Deutschlands verschließen. Er sah die Einheit unter Preußens Führung kommen, ohne daß er hoffte, selbst sie noch zu erleben; aber er war der Zuversicht, wie mehr als ein Wort aus seinem Munde bezeugt, daß zur Zeit seines Sohnes oder seines Enkels sich die Einheit verwirklichen würde.

Die Aufgabe, welche dem Stellvertreter des Königs zufiel, war eine undankbare und verlangte große Selbstverleugnung; denn er hatte die Geschäfte nach den Intentionen des Monarchen zu führen, nicht nach eigener Einsicht. Dazu war die Umgebung des Königs nebst einem Theil der Minister im eigenen Interesse bemüht, den Uebergang der nicht verfassungsmäßigen Stellvertretung in die Regentschaft so lange wie möglich zu verhüten. Der Prinz sah dreimal

der Verlängerung der Stellvertretung geduldig zu, bis er endlich am 8. August 1858 es für seine Pflicht hielt, das Ministerium zu einem Gutachten aufzufordern, ob der gegenwärtige Zustand ohne Verletzung der Verfassung noch verlängert werden dürfe. Nur der Minister von Westphalen hatte den Muth, mit Ja zu antworten. Am 20. September eröffnete der Prinz der Königin, daß er mit dem Gutachten des Ministeriums einverstanden sei. Am 7. October endlich legte die Königin ihrem Gemahl die Urkunde zur Unterschrift vor. Schweigend las er sie und unterzeichnete schweigend, dann schlug er beide Hände vor das Gesicht, brach in einen Thränenstrom aus und verließ das Zimmer. Indem der Prinz seiner Gemahlin diesen Vorgang berichtete, bat er sie, in dem Bewußtsein, daß nun für ihn erst die wahre Sorge und Qual beginne, ihn, das Vaterland, und das schmerzlich berührte Königspaar in ihr Gebet einzuschließen, wie er selbst nur im Gebete sich stärken und kräftigen könne zu dem ernsten Werke für das Vaterland.

Mit der Ernennung des liberal gefärbten, wesentlich aber conservativ gesinnten Ministeriums Hohenzollern-Auerswald begann die „neue Aera". Daß dieselbe von dem größten Theil des preußischen Volkes mit Jubel begrüßt wurde, ist allgemein bekannt. Dagegen erfahren wir durch H. v. Sybel zuerst, daß der bayerische Minister v. d. Pfordten es war, welcher, nachdem er noch soeben sich mit Staatsstreichsgedanken getragen, auf die unerwartete Kunde von dem Umschwunge in Berlin, dem Könige Maximilian II. das so oft gepriesene Wort: „Ich will Friede haben mit meinem Volke", eingegeben hat.

Die Spannung, welche zwischen Preußen und Oesterreich bei Beginn der Regentschaft in Folge der unfreundlichen Haltung des Wiener Cabinets in der Neuenburger Frage sowie in den deutschen Angelegenheiten, namentlich in der Rastatter Besatzungsfrage bestand, war kaum gehoben und ein leidliches Verhältniß zwischen den beiden Mächten hergestellt, als Oesterreich dem Kampfe mit Sardinien und Frankreich entgegentrieb. Die Politik, die Preußen während des italienischen Krieges beobachtete, ist seiner Zeit nicht allein von den ganz Süddeutschland beherrschenden Anhängern Oesterreichs einstimmig verdammt, sondern auch von manchen Preußen und Preußenfreunden getadelt und beklagt worden. Jene forderten in leidenschaftlicher Erregung, daß Preußen sich blindlings in einen Krieg gegen Napoleon stürze und den Po am Rheine vertheidige; in Norddeutschland dagegen, wo die Sympathien für die aufstrebende italienische Nation und die Abneigung gegen Oesterreich überwogen, hätte man es lieber gesehen, wenn Preußen die Gunst der Lage benutzt und sich an die Spitze Deutschlands geschwungen hätte, sei es im Kampfe gegen Frankreich, sei es selbst im Bunde mit ihm. Der Vorwurf des Schwankens und des Zauderns aber ist gegen das Berliner Cabinet von der einen wie von der anderen Seite erhoben worden. Nach der Darstellung Sybel's dagegen war wenigstens der Prinzregent von Anfang an sich nicht allein völlig klar über sein Verfahren, sondern er führte auch seinen Entschluß, obgleich schwach unterstützt, ja gehemmt von einem Theil seiner Minister, sicher und planmäßig, Schritt für Schritt, durch. Er wollte für die Erhaltung des österreichischen Länderbesitzes eintreten, wenn man sich in Wien zu Reformen in Italien verstände und Preußen die volle Verfügung über

die Streitkräfte des deutschen Bundes für den Fall überließe, daß Napoleon III. jene Schranke nicht inne hielte und dadurch Deutschland Anlaß zum Kriege gäbe. Demgemäß ordnete der Regent zunächst die Kriegsbereitschaft des preußischen Heeres an, um die bewaffnete Vermittlung zu beginnen, wenn die französische Armee sich in Italien festgesetzt hätte; später folgte die Mobilmachung, erst von sechs Armeecorps, dann des ganzen preußischen Heeres, sowie der Antrag auf die Bildung einer süddeutschen Armee und auf die Zusammenziehung der beiden norddeutschen Bundescorps. Der Ausbruch des Krieges am Rhein schien unmittelbar bevorzustehen, als Napoleon und Franz Joseph zur Ueberraschung der Welt sich beeilten, den Präliminarfrieden von Villafranca zu schließen, der Erstere, weil er den Krieg mit Deutschland zu vermeiden wünschte, der Letztere, weil er lieber auf die Lombardei verzichtete, als den Regenten Preußens die Truppen Deutschlands zum Siege führen ließ.

Gewiß kann über den Entschluß des Prinzregenten, Oesterreich nicht im Stiche zu lassen und vollauf seine Schuldigkeit gegen Deutschland zu thun, kein Zweifel bestehen, aber, wie uns scheint, auch nicht geleugnet werden, daß Herr v. Schleinitz und sein Unterstaatssecretär, welche ja auch unser Geschichtschreiber von der Furcht vor „den Gefahren jedes activen Entschlusses" nicht frei spricht, verkehrter Weise selbst zu der Zeit sich noch unentschlossen und zaudernd zeigten, als das Wiener Cabinet nicht mehr in hochfahrendem Tone von Preußen Heeresfolge forderte, sondern sich zu entsprechenden Zugeständnissen bereit erklärte. Unerfindlich dagegen ist, wie heute noch geglaubt werden kann, daß der Prinzregent, von kühneren Staatsmännern berathen, allenfalls auch für eine österreichfeindliche Politik oder für ein freundschaftliches Abkommen mit Napoleon um den Preis der freien Hand in Deutschland oder auch nur in der schleswigholsteinischen Frage zu haben gewesen wäre. Kein Herz war reiner als das seinige, als eine Fluth von Anklagen und Schmähungen sich über Preußen ergoß.

Trotz der Enttäuschungen, welche der Sommer 1859 vielen Deutschgesinnten bereitet hatte, blieben doch die Hoffnungen der politisch Denkenden auf Preußen gerichtet. Der Nationalverein, der unter Bennigsen's Leitung gebildet wurde und sich des Schutzes des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha erfreute, arbeitete in diesem Sinne. Er zog den Zorn der Mittelstaaten und Oesterreichs auf sich. Auch in Berlin fanden ihn ängstliche Staatsmänner sehr unbequem, der Prinzregent aber lehnte nicht allein jede Verfolgung ab, sondern gab auch deutlich genug zu erkennen, daß er Anträge auf eine durchgreifende Bundesreform zwar für den Augenblick verfrüht, aber an sich berechtigt halte. Auch war er es, der in der hessischen Frage mit dem früheren rechtswidrigen Verfahren brach und der bundestäglichen Reaction ein Halt zurief. Frankreich gegenüber aber zeigte er sich allen Lockungen unzugänglich und lieferte bei der Begegnung mit Napoleon III. zu Baden-Baden auch seinen mißtrauischen fürstlichen Genossen den Beweis seiner deutschen und loyalen Gesinnung. Der Bericht, den H. v. Sybel über die Verhandlungen mit dem französischen Kaiser und noch mehr über die Gespräche des Regenten mit anderen deutschen Fürsten, insbesondere mit dem Könige von Bayern nach Aufzeichnungen Wilhelm's selbst erstattet, ist von höchstem Interesse.

Während in Preußen der von unserem Geschichtschreiber ebenso objectiv als anschaulich dargelegte Streit über die Heeresreform zu dem heftigsten aller Ver-

fassungsconflicte führte, trat Herr v. Beust mit einem seiner todtgeborenen Bundesreformpläne und Oesterreich mit dem um nichts besseren Project einer Delegirtenversammlung beim Bunde hervor. In Berlin aber erzielte man einen durchschlagenden Erfolg auf handelspolitischem Gebiete, indem man die süddeutschen Staaten zur Anerkennung des im Jahre 1862 mit Frankreich geschlossenen Handelsvertrages nöthigte, den Anspruch Oesterreich's aber auf Vollzug der 1851 in Aussicht genommenen großdeutschen Zollverfassung zurückwies.

Indeß erst die Berufung Bismarck's an die Spitze des Ministeriums gab der preußischen Politik nach allen Richtungen Festigkeit und Kühnheit. Hatte der König sich zu seiner Ernennung zunächst zu dem Zweck verstanden, daß Bismarck nach der vollständigen Niederlage und Bankrotterklärung des Ministeriums die Heeresreform, die ihrem Schöpfer mit Recht über Alles ging, in dem aussichtslos gewordenen Streite mit der zweiten Kammer rettete, so bewies er alsbald seine Meisterschaft auch in der auswärtigen Politik durch die damals viel verlästerte und erst durch Sybel in volles Licht gestellte Haltung Preußens während der polnischen Wirren, indem er weder durch die Drohungen der Westmächte sich von Rußland abwenden, noch durch den Zaren zum Kriege gegen Oesterreich und Frankreich verleiten ließ. Preußen, vor einem Jahre noch isolirt und von einer französisch-russischen Allianz bedroht, erfreute sich jetzt nicht allein der sicheren Freundschaft des ihm zu Dank verpflichteten Rußland, sondern blieb auch mit den Westmächten auf gutem Fuße, während die Spannung zwischen Rußland und Oesterreich nur noch mehr geschärft war.

Das letzte Capitel ist dem Frankfurter Fürstentage (1863) gewidmet. Nachdem kürzlich ein erlauchter Geschichtschreiber in diesen Blättern einen dankenswerthen Bericht aus dem Lager der in jener Frage um Oesterreich gescharten deutschen Fürsten geliefert hat, ist es doppelt anziehend, genauer als bisher die Haltung kennen zu lernen, die der König Wilhelm unter dem Einflusse seines großen Rathgebers in dieser Angelegenheit bewahrte. Es hat freilich Bismarck Mühe genug gekostet, seinen hohen Herrn davon abzuhalten, daß er nicht trotz der Rücksichtslosigkeit, die er soeben von Oesterreich erfahren, und trotz der vom preußischen wie vom deutschen Standpunkte gleich zweifellosen Verwerflichkeit der Reformvorschläge, seinem Herzen folgend, doch dahin ging, wohin seine deutschen Mitfürsten ihn so dringend riefen. Die „Schaumwelle", wie Bismarck das Frankfurter Werk treffend bezeichnete, zerrann alsbald in Nichts, er aber betonte nur um so lauter die Identität der deutschen und der preußischen Interessen und schrieb auf sein Programm das deutsche Parlament.

Die nächsten Bände, denen wir mit Spannung entgegensehen, werden den vielverschlungenen Weg beleuchten, der Preußen unter Schwierigkeiten unerhörter Art seinem Ziele entgegenführte. Zuerst den dänischen Krieg, den Bismarck selbst oft als die geschickteste und glücklichste Action seines Lebens bezeichnet hat. Möchte es uns aber nicht mißlungen sein, durch den vorstehenden Bericht über den bis jetzt erschienenen Theil des großen Werkes ein Schärflein dazu beizutragen, daß immer weitere Kreise sich den reichen Schatz von Belehrung, Anregung und Erhebung zu Nutze machen, den H. v. Sybel dem deutschen Volke bietet.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Kaiser Wilhelm hat während seines Aufenthaltes in Frankfurt a. M. bei der ihm zu Ehren veranstalteten Festtafel in der Erwiderung des von dem Oberbürgermeister Miquel ausgebrachten Toastes in knappen Worten darauf hingewiesen, wie er seine Aufgabe als Träger der erneuten deutschen Kaiserkrone auffasse, und wie sein ganzes Streben darauf gerichtet sei, das deutsche Vaterland groß, mächtig und geachtet zu sehen. Er betonte dann, daß er gerade in Frankfurt a. M. im Hinblicke auf den gewaltigen Aufschwung dieses Gemeinwesens sich überzeugen konnte, welche Früchte in den Jahren gezeitigt worden sind, in denen es seinen Vorgängern auf dem Kaiserthrone gelungen ist, den Frieden zu erhalten. Kaiser Wilhelm lieh zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß seine auf dasselbe Ziel gerichteten Bestrebungen von dem gleichen Erfolge gekrönt werden würden. Läßt der unfruchtbare Streit der Parteien nur allzu häufig vergessen, welche Segnungen wir der wiedergewonnenen Einheit verdanken, so ist es erfreulich, constatirt zu sehen, zu welcher blühenden Entwicklung unter Anderem die erwähnte frühere Stadtrepublik in den letzten Jahrzehnten gelangt ist. Diese Segnungen des Friedens zu bewahren, soll aber auch dann die Losung sein, wenn es sich im Inneren um den möglichen Ausgleich socialer Gegensätze handelt. Deshalb konnte im deutschen Reichstage, als jüngst die Lage der rheinisch-westphälischen Arbeiter erörtert wurde, der Abgeordnete Hammacher mit Recht hervorheben, die Arbeitgeber dürften nicht glauben, allein mit der Besserung der äußeren Verhältnisse der Arbeiter für die dauernde Aufrechterhaltung des Friedens sorgen zu können; vielmehr wirke persönliches Entgegenkommen gegenüber dem Arbeiter oft viel mehr als alle Versprechungen der Besserung dieser äußeren Zustände. Nicht minder bemerkenswerth erscheint der Hinweis, daß auf diesem Gebiete die Gesetzgebung des Staates, sowie die Verwaltung am wenigsten vermag, während das Meiste von einer freudigen, muthigen Mitwirkung der Arbeitgeber erwartet werden müsse.

Dieser Appell an den Muth Derjenigen, welche in hervorragender Weise bei socialen Reformen betheiligt sind, wird in Deutschland um so eher einen Widerhall finden, als in jüngster Zeit durch das Beispiel unseres Landsmannes Emin Pascha erhärtet worden ist, wie sehr Unerschrockenheit in Verbindung mit dem kategorischen Imperativ strenger Pflichterfüllung zielbewußtes Vorgehen bei der Lösung der schwierigsten Aufgaben zu unterstützen vermag. Dieses Verdienst gebührt nicht minder dem kühnen Erforscher des dunklen Erdtheils, Stanley. Wie Kaiser Wilhelm in dem an Emin Pascha gerichteten Telegramme den deutschen Mann bei seiner endlichen Rückkehr von dem Posten beglückwünschte, den er länger als elf Jahre mit echt deutscher Treue und Pflichterfüllung heldenmüthig behauptet hat, begrüßte er in einem anderen Telegramme Stanley, indem er seine Genugthuung darüber hervorhob, daß diesen sein Heimweg durch Gebiete führe, über denen die deutsche Flagge wehe. Vor Allem wies er auf die zähe Energie und den unbeugsamen Muth hin, mit denen Stanley, nach-

dem er zu wiederholten Malen den dunklen Erdtheil durchquert hat, eine neue lange Reise vollendete, die erfüllt war von schrecklichen Gefahren und fast unertragbaren Beschwerden. Die beiden Pioniere der Civilisation auf afrikanischem Boden sind jedenfalls der Sympathien aller wahren Freunde der fortschreitenden Cultur sicher, mag auch in Frankreich zunächst hier und da durch die ebenso respectvolle wie würdige Antwort Stanley's auf das Glückwunschtelegramm des Kaisers Wilhelm Verstimmung hervorgerufen worden sein. Jenseits der Vogesen würde man es eben lieber gesehen haben, wenn der englisch-amerikanische Afrikareisende kleinlichen Eifersüchteleien zwischen Deutschland und England oder den Vereinigten Staaten Vorschub geleistet hätte. Der schwere Unfall, von dem Emin Pascha kurze Zeit nach seiner glücklichen Rückkehr in Bagamoyo getroffen wurde, mußte die innige Theilnahme für den deutschen Landsmann noch erhöhen. Wie sehr diese Forscher die Civilisation gefördert haben, erhellt unter Anderem aus dem Programme, das gegenwärtig der in Brüssel tagenden Conferenz unterbreitet ist. Die Unterdrückung des Sklavenhandels, welche zur Beseitigung der Sklaverei überhaupt führen muß, ist in der That eine Aufgabe, deren Lösung unserem Jahrhunderte zur großen Ehre gereichen würde. Sollte die Colonialpolitik, die in den letzten Jahren von einigen europäischen Großmächten eingeleitet, von anderen reger gestaltet wurde, eine solche Culturaufgabe den betheiligten Regierungen näher gelegt haben, so darf dies schon als ein nicht zu unterschätzender Gewinn begrüßt werden. Daß ein so hohes Ziel nicht ohne Opfer erreicht werden kann, leuchtet ohne Weiteres ein. Wie sehr aber derartige Bestrebungen dann geeignet wären, die Aussöhnung nationaler Gegensätze zu bewirken, erhellt z. B. aus den Vorschlägen, welche die belgischen Delegirten der Brüsseler Conferenz unterbreitet haben. Nach diesen Vorschlägen soll unter Anderem zwischen den europäischen Niederlassungen, welcher Nation sie immer angehören mögen, eine fortdauernde Verbindung hergestellt werden, so daß sie sich in der Stunde der Gefahr Hülfe leisten können. Treten nun derartige wohlberechtigte Bestimmungen in Kraft, so läßt sich voraussehen, daß ein freundnachbarlicher Verkehr der verschiedenen Nationen auf afrikanischem Boden auch anderwärts günstige Folgen haben wird.

Nicht geleugnet werden darf, daß planmäßiges Vorgehen, wie die in Brüssel tagende „afrikanische" Conferenz bezweckt, durchaus geboten ist. Hat doch jüngst erst der Sturz der brasilianischen Monarchie deutlich gezeigt, daß selbst die bestgemeinten Reformen, falls sie unvermittelt erfolgen, verhängnißvoll werden können. Gerade das Gesetz vom 13. Mai 1888, welches in zwei Artikeln die Sklaverei in Brasilien für beseitigt erklärte, sowie alle bezüglichen Contracte und Einrichtungen aufhob, erregte bei den Plantagenbesitzern, in deren „Eigenthumsrechte" es jäh eingriff, die tiefste Mißstimmung, die nunmehr in der Revolution zur Erscheinung gelangte. Eine weitere friedliche Gestaltung der politischen Verhältnisse in Südamerika erscheint durch die Vorgänge in Brasilien nicht ausgeschlossen, wie auch in Europa zur Jahreswende glücklicherweise keinerlei bedrohlichen Anzeichen am politischen Horizonte wahrgenommen werden.

Die Thronrede, mit welcher das italienische Parlament am 25. November eröffnet wurde, zeichnete sich durch denselben friedlichen Charakter aus, der zur allgemeinen Genugthuung auch beim Beginne der Session des deutschen Reichstages in der Thronrede zum deutlichen Ausdrucke gelangte. In Italien ist die Eröffnung der Kammern nicht bloß ein politischer Act, sondern sie stellt in gewissem Maße für die römische „Gesellschaft" den Beginn der Wintersaison dar. Wie in Paris bei der Aufnahme eines neuen „Unsterblichen" in die Académie Française insbesondere auch die Damen der besten Gesellschaft nicht ermangeln, diesem literarischen Ereignisse beizuwohnen, gilt auch von einer parlamentarischen „Première auf Monte Citorio" in Bezug auf viele der Anwesenden das Epigramm des lateinischen Satirikers:

„Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae."

Andererseits zeigt sich gerade an dieser Stätte, im Parlamentsgebäude von Rom, am deutlichsten die politische Umwälzung, welche mit dem Einzuge der italienischen

Truppen durch die Bresche der Porta Pia vollzogen wurde. Dort, wo jetzt die italienische Deputirtenkammer tagt, hatte vor dem 20. September 1870 die päpstliche Polizei ihren Sitz. Der Fremde, der Rom besuchen wollte, mußte an der Grenze des Kirchenstaates bereits seinen Paß abgeben, der dann bis zur Abreise in den Polizeibureaus von Monte Citorio streng verwahrt wurde. Wer sich eines Besuches daselbst zu erinnern vermag, weiß aus Erfahrung, nach welchen Grundsätzen die päpstliche Polizei verfuhr, und wer sogar das „Glück" hatte, kurze Zeit vor dem Jahre 1870, nachdem die französischen Chassepots bei Mentana Wunder gewirkt hatten, in Rom zu verweilen, wird nur mit Schaudern jener Periode gedenken, als an jeder Straßenecke des Corso päpstliche Soldaten, mit geladenem Gewehr, des Abends jeden Passirenden mißtrauisch betrachteten. Wie preist man dann bei einer Vergleichung zwischen einst und jetzt die gegenwärtigen geordneten Verhältnisse und spottet über Diejenigen, die noch immer von einer römischen „Frage" sprechen, als ob dieselbe nicht längst endgültig gelöst wäre. „Roma intangibile" — dieser Ausspruch ist nicht bloß in das Bewußtsein des italienischen Volkes, sondern auch in das internationale Recht übergegangen. Das „unantastbare Rom" bildet auch eine der wesentlichen Grundlagen des von Italien mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn abgeschlossenen Bündnisses. Von allen denjenigen, die am 25. November der Eröffnung der parlamentarischen Session auf Monte Citorio beiwohnten, zweifelt sicherlich Niemand an dieser endgültigen Lösung der „römischen Frage", deren künstliche Wiederbelebung nur von Phantasten versucht werden kann.

Der Zug der Freiheit und Gleichheit, welcher den italienischen Staatseinrichtungen aufgeprägt ist, kommt auch dadurch zur Erscheinung, daß der König, begleitet von den großjährigen Prinzen des Hauses Savoyen, im Sitzungssaale der Deputirtenkammer selbst erscheint, während die Königin mit dem noch minderjährigen Kronprinzen in einer Loge an der Feier theilnimmt. Auf diese Errungenschaft der Freiheit und Gleichheit wies auch König Humbert mit besonderem Nachdrucke hin, indem er in der Thronrede ausführte, wie Italien in dreißig Jahren dasjenige geleistet habe, was für andere Nationen die Arbeit von Jahrhunderten war. Nachdem er daran erinnert hatte, daß Victor Emanuel dem Lande die Freiheit, die Unabhängigkeit gegeben, durfte er sich darauf berufen, daß er mit Unterstützung der parlamentarischen Körperschaften durch die Ausdehnung des Wahlrechts die Gleichheit aller Bürger geschaffen habe. Sind doch heute alle dazu berufen, bei der Verwaltung des Staates mitzuwirken, da die vollständige Theilnahme am öffentlichen Leben sämmtlichen Klassen der Gesellschaft zugestanden, sowie die Gewähr dafür geboten ist, daß die wahre Gesinnung der Bevölkerung zum Ausdrucke gelange. Sehr bemerkenswerth hinsichtlich der geplanten inneren Reformen ist die Ankündigung einer umfassenderen socialen Gesetzgebung. König Humbert forderte die Deputirten und Senatoren auf, einträchtig im Studium der socialen Probleme fortzufahren, da jeder Verzug ein Fehler wäre. Er betonte seinen Wunsch, das Verdienst seiner Regierung hauptsächlich in dem Wohlergehen der „kleinen Leute" zu finden, damit aus der Uebereinstimmung Aller der größte Ruhm für Italien erwachse. In diesem Zusammenhange kündigte die Thronrede die Reform der Wohlthätigkeitsanstalten — der Opere pie — an, sowie eine Vorlage über den Schutz für das Leben der Arbeiter bei der Ausübung ihres Berufes.

Was die auswärtige Politik betrifft, so hob König Humbert hervor, wie der Friede augenblicklich mehr als je gesichert sei, dank den Rathschlägen der Großmächte, sowie den eigenen Bestrebungen und denjenigen seiner Verbündeten. Freilich fügte er dann hinzu, daß die Fragen, welche etwa den Frieden stören könnten, nicht sämmtlich beseitigt wären, so daß es geboten scheine, in dieser Hinsicht, ohne jedoch den Staatshaushalt zu sehr zu belasten, dafür zu sorgen, daß den Anforderungen des Landheeres und der Marine genügt werde, welche letzteren die Einigkeit und Unabhängigkeit des Landes gewährleisten und den beredten Ausdruck der italienischen Interessen darstellen. Daß die Tripel-Allianz in der That vor Allem die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens bezweckt, kann keinem Zweifel unterliegen. In diesem Bestreben dürfen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien auch auf die Unterstützung der

englischen Regierung zählen, welche kein Hehl daraus macht, daß sie einer Störung des Gleichgewichtes an den Küsten des Mittelländischen Meeres, das heißt einer weiteren Ausdehnung des französischen Einflusses in jenen Gebieten, mit aller Entschiedenheit entgegentreten würde. Dagegen hat Italien selbst seinen guten Willen an den Tag gelegt, in handelspolitischer Beziehung den Franzosen in jeder mit den eigenen Interessen vereinbaren Weise entgegenzukommen. Da Frankreich seiner Zeit ablehnte, den Handelsvertrag mit Italien zu erneuern, theils weil die schutzzöllnerische Richtung in der französischen Deputirtenkammer das Uebergewicht behauptet, theils weil Italien für seinen Eintritt in das Bündniß der mitteleuropäischen Staaten „bestraft" werden sollte, blieb der italienischen Regierung zum Schutze der eigenen Handelsinteressen zunächst nichts Anderes übrig, als neben dem Generaltarife gegenüber Frankreich Differerentialzölle als Kampfzölle zur Anwendung zu bringen. Durch die angekündigte Beseitigung dieser Differentialzölle zeigt nun die italienische Regierung eine durchaus versöhnliche Gesinnung, die denn auch die Anerkennung der maßvolleren Organe in Frankreich gefunden hat. Nachdem die italienische Thronrede daran angeknüpft hatte, daß im Wetteifer der Nationen die Production des eigenen Landes begünstigt werden sollte, wurde in aller Form darauf hingewiesen, daß dieser Schutz nicht von Mißtrauen und Argwohn eingeflößt werden und nur Reformen hindern dürfe, welche die trennenden Grenzen nach Möglichkeit hinwegnehmen, sowie den Austausch der Erzeugnisse erleichtern und die internationalen Beziehungen freundlicher gestalten. Wie vortrefflich und ernst gemeint auch diese Bestrebungen sein mögen, läßt sich doch nicht verkennen, daß von französischer Seite ebenfalls Entgegenkommen bewiesen werden muß. Andernfalls würde die Nachgiebigkeit Italiens nur dem französischen Ausfuhrhandel dienen, ohne daß dem italienischen ein Aequivalent geboten würde. Soweit sich die parlamentarischen Verhältnisse in der neugewählten französischen Deputirtenkammer beurtheilen lassen, ist die schutzzöllnerische Bewegung daselbst ebensowenig zurückgegangen wie der Verdruß über das politische Verhalten der italienischen Regierung gewichen ist. Freilich hat sich bereits gezeigt, daß die Gruppe gemäßigter Republikaner, an deren Spitze der Freihändler Léon Say steht, in politischen Fragen berufen sein könnte, den Ausschlag zu geben. Dagegen läßt sich wiederum nicht absehen, ob dies zugleich für handelspolitische Angelegenheiten nach der Art des französisch-italienischen „Zollkrieges" der Fall sein würde. Welchen Verlauf aber auch dieser Conflict nehmen wird, sicher ist, daß die leitenden deutschen Staatsmänner es mit Genugthuung begrüßen würden, falls ein modus vivendi zwischen Italien und Frankreich erzielt würde, da ein solcher nur der Sache des Friedens dienen könnte. Durchaus verfehlt wäre aber die Annahme, daß bloß die Italiener aus Verlegenheit einen handelspolitischen Ausgleich mit Frankreich anstreben, weil ihr Handel Noth leide, seitdem ihm das französische Absatzgebiet verschlossen oder doch minder zugänglich erscheint. Vielmehr sind dem italienischen Export gerade in jüngster Zeit neue Verbindungen, insbesondere nach Deutschland hin eröffnet worden, so daß auch in Frankreich mancherlei Unzuträglichkeiten sich herausgestellt haben, die auf die bestehenden Kampfzölle zurückgeführt werden müssen. So kann das rüstig fortschreitende Italien der Zukunft in aller Zuversicht entgegen sehen und die in der Thronrede angekündigten Reformen ins Leben rufen.

Unter diesen bedeutsamen socialen Reformen ist eine, welche auf die frommen Stiftungen Bezug hat, bereits sehr weit in der Deputirtenkammer gediehen, so daß die auf eine glückliche Lösung dieser Frage abzielenden Bestrebungen sicherlich diesmal vom Erfolge gekrönt sein werden. Hieß es doch bereits in den Erwägungsgründen, welche dem von Nicotera am 1. December 1877 im Parlamente eingebrachten Gesetzentwurfe beigegeben waren, daß die über den Zustand der „Opere pie" zusammengestellten statistischen Mittheilungen bezeugen, wie sehr ein guter Theil des für die Armen bestimmten Vermögens in überflüssigen, unklugen und verschwenderischen Ausgaben vergeudet werde, so daß es nothwendig sei, diese Einrichtungen gemäß ihrer ursprünglichen Bestimmung — insofern diese nicht im Widerspruch mit den heutigen Anschauungen von Humanität und mit den Bedürfnissen der Bevölkerung stehe — zu reorganisiren, d. h. nach Maß-

gabe einer unparteiischen, erleuchteten und fürsorglichen Wohlthätigkeitspflege abzuändern und umzugestalten. Nachdem später auch Depretis auf die großen Mängel des Gesetzes hingewiesen hatte, wurde im Juni des Jahres 1880 eine Commission mit dem Auftrage ernannt, eine ins Einzelne gehende, die wirthschaftliche, administrative und moralische Seite gleichmäßig berücksichtigende Untersuchung der frommen Stiftungen im Königreiche Italien anzustellen, sowie einen Plan zur allgemeinen Neuordnung vorzulegen, welcher dem Geiste der Zeit und den veränderten socialen Verhältnissen entspräche. Von der Ausdehnung dieser Untersuchung erhält man eine Vorstellung durch die Thatsache, daß, wie aus dem alle Ergebnisse zusammenfassenden achtbändigen Werke hervorgeht, im Ausgange des Jahres 1880 in Italien nicht weniger als 21 819 Mildthätigkeitsanstalten bestanden, die eine Einnahme von 135 430 098 Lire hatten. Die Immobilien stellten einen Werth von mehr als 725 Millionen Lire auf ein Gesammtcapital von 1731 Millionen dar. Auch Depretis war nicht in der Lage, die geplante Reform zu verwirklichen, so daß der gegenwärtige Conseilpräsident Crispi, der sich bereits so große Verdienste um sein Vaterland erworben hat, endlich berufen zu sein scheint, Wandel zu schaffen.

Da das neue Gesetz vielfach auch die Gemeinden in Bezug auf Armenpflege entlasten wird, während die milden Stiftungen bei der gegenwärtigen Verwaltung zumeist den Interessen des Clerus dienen, hat die italienische Regierung durchaus das Richtige getroffen, wenn sie die Reform so bald wie möglich durchgeführt sehen will. Mit Fug betrachtet der neue Entwurf als Wohlthätigkeitsanstalten im Sinne der Opere pie alle Einrichtungen, welche ganz oder zum Theil nachstehende Zwecke verfolgen: den Armen, sowohl kranken wie gesunden, Existenzmittel zu gewähren, ferner für deren Erziehung, Unterricht und Unterweisung in irgend welchem Berufe, Handwerke oder Geschäfte, sowie überhaupt für die Verbesserung ihres sittlichen und wirthschaftlichen Zustandes Sorge zu tragen, endlich den Bedürfnissen der armen Klassen entgegenzukommen durch die Begünstigung der Errichtung und der Erweiterung von Sparkassen, Versorgungs-, Cooperativ- und Creditanstalten. Die hinsichtlich der vier letzten Kategorien bereits geltenden Gesetze sollen jedoch durch das neue nicht abgeändert werden. Dieser knappe Hinweis zeigt bereits deutlich, in welcher Richtung die von der italienischen Regierung eingeleiteten socialen Reformen sich bewegen sollen. Wenn Deutschland auf diesem Gebiete bereits große Leistungen zu verzeichnen hat, so ist es jedenfalls mit voller Genugthuung zu begrüßen, daß unser bewährter Bundesgenosse jenseits der Alpen auch in Bezug auf die sociale Gesetzgebung nicht zurückstehen will. Allerdings sind die italienischen Verhältnisse, wie die Angelegenheit der Opere pie beweist, von den deutschen vielfach verschieden. So wird es in Italien einer juristischen Begründung bedürfen, wenn in dem neuen Gesetze die Bestimmung Aufnahme finden soll, daß, anstatt des ursprünglichen Zweckes, der Stiftung eine neue Aufgabe zugewiesen werden kann, ohne daß der Nachweis der Unmöglichkeit, den ursprünglichen Zweck zu erfüllen, erforderlich wäre. Vielmehr soll es bereits genügen, wenn dieser Zweck den heutigen socialen Bedürfnissen nicht mehr recht zu entsprechen scheint. Es läßt sich vorhersehen, daß insbesondere gegen diese Bestimmung von klerikaler Seite ein heftiger Ansturm in der Presse unternommen werden wird, während die Regierung den Standpunkt vertheidigt, daß Derjenige, der eine Wohlthätigkeitsanstalt begründet, die er als juristische Person anerkannt sehen will, sich seines Besitzes zu Gunsten dieser juristischen Person entäußert, daß ferner solche Stiftungen ihrem ganzen Wesen nach bestimmt sind, ihr Vermögen fortdauernd für den öffentlichen Nutzen zu verwenden, so daß das Vermögen dem Wesen nach Eigenthum der Nation werde. Eine solche juristische Construction erscheint allerdings nicht über jeden Zweifel erhaben, das Für und Wider wird daher sicherlich gerade in Bezug auf diese Bestimmungen am schärfsten verfochten werden.

Gelingt es nun dem italienischen Conseilpräsidenten, diese große sociale Reform zu verwirklichen, so wird seine Stellung noch mehr befestigt werden, als sie ohnehin schon ist; die Angriffe von Seiten der chauvinistischen Blätter in Frankreich können ihm ebenso wenig schaden wie die Verdächtigungen in den ultraradicalen italienischen

Organen. In dieser Beziehung ist es bezeichnend, wie die Widersacher Crispi's in Italien sich zugleich als Franzosenfreunde „um jeden Preis" geberden. Als unlängst in der italienischen Deputirtenkammer die Antwort auf die Thronrede zur Discussion stand, waren es die Ultraradicalen, die daran Anstoß nahmen, daß in dieser Erwiderung nur von der freundlicheren Gestaltung der Handelsbeziehungen zwischen Italien und Frankreich die Rede sein sollte. Der Republikaner Imbriani hielt eine seiner abgeschmackten Reden und mußte sich dann eine ebenso entschiedene wie politisch bedeutsame Abfertigung von Seiten Crispi's gefallen lassen. Dieser betonte nämlich, daß die Beziehungen Italiens zu Frankreich augenblicklich die besten wären, da die Regierung der Republik gegenüber Italien eine durchaus freundschaftliche Gesinnung hege. „Ich spreche von der Regierung," fügte der italienische Conseilpräsident hinzu, „und ich sage es ausdrücklich, daß ich von der französischen Regierung spreche." Dieser Zusatz war insofern geboten, als ein großer Theil der französischen Presse, im Bewußtsein der eigenen Unverantwortlichkeit, oft genug außer Acht läßt, daß solche gute Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern in der That bestehen. Jedenfalls war der Hinweis Crispi's auf diese „relazioni ottime" eine drastische Widerlegung der italienischen Franzosenfreunde vom Schlage des „Secolo", zumal da der Conseilpräsident betonen konnte, weder das Ministerium noch die parlamentarische Commission werde etwas dagegen einwenden, daß in der Erwiderung auf die Thronrede, dort, wo von der Besserung der Beziehung die Rede ist, die beiden Wörter di commercio gestrichen würden, so daß der Schein vermieden wäre, als ob die politischen Beziehungen in der That zu wünschen übrig ließen. Auch diese neue friedliche Kundgebung Crispi's darf in Deutschland mit Genugthuung aufgenommen werden; die Tripelallianz bewährt sich eben dann am besten, wenn es ihr gelingt, jeden Keim von Verwicklungen zu ersticken.

Im durchaus friedlichen Sinne darf auch der parlamentarische Sieg aufgefaßt werden, welchen das französische Cabinet vom 14. December in der Deputirtenkammer aus Anlaß der Berathung über die geheimen Fonds des Ministeriums des Inneren errungen hat. Betonte doch Constans ausdrücklich, daß er aus der Genehmigung des geforderten Credits in Höhe von 1 600 000 Francs ein Vertrauensvotum machen und im Falle der Ablehnung von seinem Posten sich zurückziehen müsse. Der Minister des Inneren wies zugleich darauf hin, daß die Regierung dieser geheimen Fonds bedürfe, um Informationen behufs Unterdrückung feindseliger Versuche zu erhalten, und daß der gesammte Betrag lediglich im Interesse der allgemeinen Sicherheit, keineswegs aber für Preßzwecke verwendet werden sollte. Die mit großer Mehrheit beschlossene Genehmigung des Credits beweist, daß das Cabinet Tirard-Constans zunächst über eine compacte parlamentarische Majorität verfügt, welche die boulangistischen Umtriebe auch in Zukunft mit Entschiedenheit bekämpft wissen will. Deshalb darf angenommen werden, daß die Entwicklung der inneren Politik Frankreichs vorläufig in ruhigerer Weise stattfinden wird, zumal da die „trêve des confiseurs" um die Weihnachts- und Neujahrszeit in Frankreich regelmäßig einen besänftigenden Einfluß ausübt.

Literarische Rundschau.

Theodor Fontane.

Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. Von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Den zahlreichen deutschen Schriftstellern und Künstlern, welche im gegenwärtigen Jahre den siebzigsten Geburtstag begehen konnten, schließt sich als ein Allerletzter, hart vor Thoresschluß, Theodor Fontane noch an. Am 30. December 1819 ist er geboren worden; aber keiner seiner Leser wird sich den jugendfrischen Autor von „Irrungen, Wirrungen" als einen „auf die Postille gebückten" Alten vorstellen. In vorgerückten Jahren noch hat er seinen auf die märkischen Wanderungen, auf echt volksthümliche Balladen und Gedichte fest gegründeten schriftstellerischen Ruhm fröhlich erweitert durch ganz moderne Novellen von Kunst und eigenem Stil, die aus dem unmittelbarsten Leben unserer Gegenwart mit zugreifender Energie geschöpft sind; und während die Lorbeeren des „Berliner Romanes" für manchen eifrigen Mitstreiter zu hoch hingen, gewann der Verfasser von „Irrungen, Wirrungen" den Preis durch schöne Echtheit, durch poetische Tiefe und Knappheit der Form. Wer den nun siebzigjährigen Mann, leuchtenden Blickes und elastischen Schrittes, unter uns wandeln sieht, wird unmöglich glauben, daß Fontane, das Vorrecht seiner Jahre nutzend, die Waffen strecken wird; er wird vielmehr, so hoffen wir, mitten unter den muthigsten Kämpfern der neuen Kunst auch ferner fechten, ein Rufer im Streite und ein Führer zum Siege.

Der lockenden Aufgabe, das Schaffen Theodor Fontane's im Ganzen hier zu kennzeichnen, und sorgsam die Linien dieser ganz aus eigener Kraft vollzogenen Entwicklung nachzuziehen, müssen wir uns heute versagen; wir können nur, mit unseren herzlichen Glückwünschen, eine rasche Betrachtung seines jüngsten Werkes auf den Geburtstagstisch niederlegen, jene zusammenfassende Würdigung auf künftige Zeiten versparend.

Mit charakteristischen Worten stellt Fontane im Vorworte zu den „Fünf Schlössern" den Unterschied dieses Werkes von seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" fest. „In den Wanderungen," so sagt er, „wird wirklich gewandert, und wie häufig ich das Ränzel abthun und den Wanderstab aus der Hand legen mag, immer bin ich unterwegs, immer in Bewegung und am liebsten ohne vorgeschriebene Marschroute, ganz nach Lust und Laune." In dem vorliegenden Buche dagegen sei die Wanderung ein Mittel zum Zweck, zur reicheren Gestaltung des Stoffes; und der historische Essay, die Specialforschung sei das Ziel. Man kann dem Verfasser in dieser Definition vollkommen zustimmen, aber man muß zu seinen Gunsten doch hinzufügen: daß ihm Lust und Laune, die Freiheit der Darstellung und der anziehende Ton des Vortrages darüber nirgends verloren gegangen sind. Fontane, der Novellist, und Fontane, der wohlgemuthe Wanderer, blicken überall durch; und vielleicht wird der streng fach-

männische Beurtheiler gegen die „Methode" dieser märkischen Schilderungen darum Manches einzuwenden haben.

Nicht als ob sich Fontane seine Sache leicht machte. Er ist unermüdlich, dem oft trockenen und dürftigen Stoffe sein Bestes abzugewinnen. Er weiß die Dinge um und um zu wenden und stumme Zeugen reden zu machen. Er weiß so lange zu kratzen und zu schaben an den in die Erde versunkenen Schätzen, bis sie Art und Bedeutung ihm offenbaren. Er scheut, wo es gefordert scheint, die schematische Aufzählung der historischen Denkmäler nicht, und auf die Gefahr hin, den Laien zu ermüden, legt er des Genauesten Rechenschaft ab über alte Bilder und Waffen, über Inschriften und Curiosa. Aber er nimmt sich doch manche Freiheit gegenüber seiner Vorlage, aus historischen Erwägungen wie aus einem individuellen Bedürfniß heraus, und formt z. B., wo er Mittheilungen und Uebersetzungen aus ungedruckten Documenten zu geben hat, die Dinge in einen allerpersönlichsten Theodor-Fontane-Stil um.

Dieser Fontane-Stil aber bildet für uns, die wir nicht fachmännisch hier zu urtheilen haben, den größten Reiz des Buches. Einer der liebenswürdigsten Erzähler spricht zu uns, der den ererbten Gaben der französischen Emigrantenfamilie vielleicht jenen graziösen Plauderton dankt, welcher in Deutschland eine so große Rarität ist; und eines der feinsten Künstlertemperamente spricht, das in einer reizvollen Mischung von Ueberlegtheit und Caprice, von weisem Vorbedacht und Planlosigkeit seinen Zickzackweg geht. „Ohne vorgeschriebene Marschroute", und doch mit dem natürlichen Tacte und der Erfahrung des Wanderers, die sich noch im dichtesten Walde der Thatsachen und Einfälle glücklich zurecht findet, führt uns Fontane durch die Folge der Jahrhunderte: von den Quitzowzeiten an, aus der Epoche des Fehderechts und der Acht, da man Dörfer „auspochte" und Juden in die eiserne „Klemme" nahm, über fünf Jahrhunderte weg, bis in das Jagdschloß des Prinzen Friedrich Karl, in jenes Dreilinden, dessen auserlesene Tafelgesellschaft einst Paul Güßfeldt den Lesern dieser Zeitschrift mit feiner Feder geschildert hat. Originelle Gestalten aus brandenburgischer Vergangenheit treten auf, mit künstlerischer Kraft geformt und gerundet: der Adel im Widerstreit gegen die Fürsten, märkisch zäh und ausdauernd; sodann bürgerliche Philosophen, wie der Philanthrop Karl Ferdinand Wiesike, ein fesselndes Gegenbild zu dem österreichischen Bauernphilosophen Conrad Deubler; oder der eigenwillige, kluge Freiherr von Hertefeld, ein Conservativer alten Schlages, ein Mann nach dem Herzen Fontane's, der „Freiheitsphrase" fremd, aber dem „Rechte, das mit uns geboren ist" um so freudiger und verständnißvoller zugewendet. Die märkischen Naturen zu erklären, in ihrem Werden und Sein, ist Fontane unermüdlich: „scharf und schneidig, mit Gemüthlichkeits-Allüren, aber immer eulenspiegelisch, vorsichtig und sarkastisch", so schildert er zwei Musterexemplare der Gattung. Am sichersten aber fesselt er uns, als er den Lebenslauf der „Krautentochter" von Hoppenrade aufrollt, der dreifach vermählten, unglücklichen Frau, deren Erbe, ein anderer Nibelungen-Hort, die Besitzerin in Streit und schicksalsvolles Erleben führte; der Erzähler kann hier das Eheproblem entwickeln, wie er es, von immer neuen Motiven aus, in seinen Novellen „L'Adultera", „Petöfi", „Irrungen, Wirrungen" erfaßt hat; und mit denselben knappen und runden Schilderungen wie in jenen Kunstwerken, in derselben frisch zufahrenden, den Dialekt nicht verschmähenden Sprache, mit der gleichen Kunst, die führenden Personen aus dem Milieu eines fest angeschauten socialen Zustandes heraus Tainisch abzuleiten, stellt er uns das seltsame Geschick der Krautentochter Frau von Arnstadt dar und ihres Namensvetters, des enthaupteten Fähndrichs, der in der schlaffen Epoche vor der Märzrevolution zum Verbrecher wird, ein trauriger Repräsentant der „guten alten Zeit".

Wie anschaulich, mit wie discreten Mitteln weiß der märkische Wanderer das Leben auf diesen Gütern allen zu schildern, das vergangene und das gegenwärtige, die Menschen und die Landschaft! Ich stelle ein paar Proben her, die, besser als angehäuftes Lob, den Leser überzeugen mögen. Nach Liebenberg, heißt es da etwa, in die „große Laube geht es in Sommerzeit, um unter neckischem Spiel, über Wald und See hin vertheilt, sich zu haschen und zu suchen. An dem Schilfgürtel entlang

schiebt sich das Boot, unter den Uferbäumen ist es wie Flüstern und leises Lachen, und dann geht der Mond auf und gießt sein Licht über die stillbewegte Fluth." Von dem ersten Besuch in Dreilinden, Hinfahrt und Rückfahrt, heißt es: „Ein halb durchsichtiger Novembernebel, aus dem es in kleinen Tropfen niederfiel, lag weithin über der Landschaft. Alles war öd und leer, und selbst der Cadettendom lag wie in Trauer. Und nun hielten wir. „Wannsee, Wannsee". Am Waldsaum hin wob noch Dämmerung, in demselben Augenblicke jedoch, wo wir in einen Waldweg einbogen, umgab es uns wie Nacht. Kein Lichtblick, kein Tagesschimmer mehr. Eine scharfe Biegung noch, und der Wagen hielt. Unvergeßlich Bild! Ein Lichtstrom ergoß sich, die Mäntel glitten uns von den Schultern. Die Fülle der Eindrücke nahm der Zeit ihr Maß, und ehe noch die Möglichkeit gewonnen war, sich in dem Bild von Licht und Glanz zurechtzufinden, war auch die Zeit schon wieder um. Ein Abschiedswort des Prinzen noch, gnädig wie das des Empfanges, und siehe da, durch Nacht und Dunkel hin ging unsere Fahrt, immer rascher und rascher, denn der eben laut werdende Pfiff der Locomotive mahnte zur Eile. Abgepaßt! Im selben Momente, wo der Zug hielt, hielten auch wir, und abermals eine kleine Weile, so war die letzte Station und die letzte Gitterbrücke passirt, und in das Bahnhofsportal eingleitend, wölbte sich wieder der mächtige Bogen über uns. Aussteigen! Ein Strom, ein Gewirr; Pelze, Koffer und Geschrei; und Dreilinden lag hinter mir wie ein Traum!"

Mit so frischen, modernen Schilderungen, erfüllt von Glanz und seinem Licht wie nur jenes märkische Jagdschloß, erfreut Fontane seine Leser; und der Wunsch, mit dem wir von ihm heute scheiden, lautet darum so: Schilderung und Erzählung, Wanderung und Novelle, kurz „Altes und Neues aus Mark Brandenburg" schenke er uns noch oft!

Otto Brahm.

Neue Dichtungen.

Gedichte von Theodor Fontane. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Glockenspiel. Gesammelte Gedichte von Heinrich Seidel. Band VII der „Gesammelten Schriften". Leipzig, G. A. Liebeskind. 1889.

Gedichte von Ludwig Pfau. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.. 1889.

Das Lied der Menschheit von Heinrich Hart. Erster und zweiter Band: „Tul und Nahila" und „Nimrod". Leipzig, Baumert & Ronge. 1889.

Der Rhapsode der Dimbovitza. Lieder aus dem Dimbovitzathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco. Ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauß. 1889.

In einem der Bücher, denen diese Zeilen gelten, wird der Thurm des Nimrod erwähnt. Ein Nimrod-Thurm ist es, der sich auf dem Tische des Kritikers für moderne Versdichtung aufhäuft. Der Muth erlahmt vor der Fülle; vor dem Inhalte aber erlahmt nur zu leicht der Glaube an das Recht des Verses überhaupt in unserer Zeit. So regt sich die Klage überall. Das alte Wort Heine's scheint plötzlich ein Prophetenwort: es sei so viel in Versen gelogen worden, daß man gar keine mehr hören möchte. Schon erheben sich Stimmen aus dem Lager der jüngsten revolutionirenden Aesthetik, die von der Prosa als der einzig würdigen Kunstform reden. Der Besonnene fühlt die Uebertreibung, das Unreife in solcher Vernichtungsforderung. Aber auch der Nüchternste muß begreifen, wie groß die Versuchung ist. Absichtlich habe ich aus dem gefährlichen Reichthum, der mir vorlag, bloß die oben genannten

fünf Bände ausgewählt. Denn es war mir im Gegensatze zu der Eilfertigkeit jener Pereat-Rufe darum zu thun, für den Vers einzutreten. Ist es doch allen Ernstes besser, fünf gute Leistungen mit Maß, aber doch im Wesentlichen zu loben, als mit herbem Worte ein Dutzend kleiner Anfängerarbeiten abzuthun, die eine breite Würdigung vielleicht sehr anmaßend verlangen, aber niemals verdienen.

Die Spuren einer geistigen Strömung, die vorübergehend dem Verse weniger günstig ist, als der Prosa, zeigen sich auch hier am grünen Holze. Die letzte Probe, das rumänische Liederbuch von Carmen Sylva, kommt allerdings seiner Entstehung nach für diesen Gesichtspunkt kaum in Betracht; ich muß es gewissermaßen durch einen Strich trennen und allein betrachten. Im Uebrigen ist es aber kein Zufall, daß von vier modernen Dichtern nicht weniger als drei fast ebenso sehr, wie als Dichter, als Kritiker, als Aesthetiker sich hervorgethan, also dem kalten Verstandestriebe unserer Zeit in reichem Maße Rechnung getragen haben: Pfau, Fontane und Hart. Es ist auch charakteristisch, daß auf eine Auswahl von vier guten Poeten des Tages nur ein einziger verhältnißmäßig junger Dichter kommt, während drei trotz großer Jugendfrische des Geistes den Jahren nach schon in eine vergangene Generation hinüberreichen, wozu noch kommt, daß man zu diesen Aelteren leicht einen kleinen Kreis Ebenbürtiger hinzufinden könnte, während die Wahl eines Jüngeren, der neben Heinrich Hart treten könnte, trotz des lärmenden Geschreies so vieler Sängerjünglinge der verschiedensten „Schulen" wesentlich schwerer hielte. Formal stehen unsere vier Dichter sämmtlich auf einer Höhe, die durchaus einer Zeit angemessen ist, deren rhythmisches Gehör sich durch die Schulung eines Jahrhunderts fast bis zu einem Extrem verfeinert hat. Inhaltlich bietet jeder eine feste Individualität, bei der die Schablone aufhört, die aber, jede in ihrer Art, doch Typisches für eine ganze Richtung unserer literarischen Welt aufweist. Mit kürzestem Worte angedeutet, ist Fontane der feine, etwas resignirte, aber darum noch nicht kalte Lyriker des „Berlin unter dem alten Kaiser"; Seidel ist eine Gestalt aus demselben Berlin, aber gewissermaßen eine absichtlich isolirte Gestalt, ein Poet, der die Welt vielmehr im gemüthlichen Rausch — natürlich geistig genommen — ansieht, aus dem Innern schöpft, er ist in Folge dessen optimistischer, aber auch mehr Romantiker; Pfau ist echter Spätromantiker und Achtundvierziger, dessen Ideenkreis im Wesentlichen der des Heine'schen Romancero geblieben; Heinrich Hart endlich der Vertreter des jungen Treibens, das keine Lokalfarbe trägt und die ganze Welt als Heimath fassen will. Das sind aber nur die allgemeinen Conturen, und das Bild bliebe sehr ungenügend, wenn man nicht die feineren Schattirungen hineintrüge.

Ein weiter Weg durch diesen starken Band Fontane'scher Lyrik! Und doch, wenn man von den englischen Balladen absieht, die vielleicht besser ein eigenes Buch für sich bildeten, ein gleicher Klang in Allem. Es ist die Zeit von dem großen Kriegsjahrzehnt bis zum Tode des ersten Kaisers, — Alles, die ersten schmetternden Siegesklänge, das Waffenblitzen, das ungeheure Licht, das auf einmal über Jahrhunderte zurückflammt, Preußens Geschichte groß macht, dann die Friedenszeit, das Anwachsen Berlins, das neue Licht, das die Großstadt, die Kaiserstadt plötzlich hinausstrahlt in die bescheidene Marklandschaft, die nun selbst plötzlich hell, plötzlich interessant und der Dichtung würdig wird, — zuletzt auch etwas von den „Irrungen und Wirrungen", der Resignation und Unruhe der „ruhigen" Zeit, wo der Poet nicht immer so ganz begeistert durch die Stadt wandelt, wo er wohl noch mitempfindet, aber im Großen und Ganzen doch als sein Bekenntniß ausspricht (Seite 53): „wir lassen es Andere machen". Die Geschichte aller dieser Jahre ist bei Fontane im Grunde genommen besser zu lesen als in dem objectivsten und gelehrtesten Geschichtswerke. Es ist weniger der Sachverhalt, als der Duft mit gerettet, den die Stimmung über Alles, über die Wahrheit wie über die Illusion warf. Des Dichters bedurfte es, um uns das zu erhalten, und Fontane ist fast der einzige, der es uns erhalten hat. Dann die „Entdeckung" des landschaftlichen Reizes der Berliner Umgegend! Auch das ist schon eigentlich etwas Historisches, das irgendwo conservirt werden mußte, mit dem ganzen Zauber,

den die ersten Pfadfinder fühlten, die mit der Idee der „Kaiserstadt" im Kopfe hinauszogen und halb verschämt, halb begeistert es der skeptischen Welt zuriefen: Ja, diese Sandstadt hat eine schöne Umgegend, der Glanz der neuen Krone fällt auf ein schönes Land! Die dritte Stufe, das Resignationsmotiv, das doch liebenswürdig bleibt, tritt gerade im ersten, jüngsten Theile des Buches am deutlichsten hervor. Und hier sind keineswegs die mattesten Perlen. Ein paar Jahre nur: und eine heißere, wildere Generation wird auch um dieser Klänge Willen das Fontane'sche Liederbuch suchen wie ein köstliches, unschätzbares Document. Wohl: die Form ist herrlich, aber das können Andere auch, fast zu viele heute. Andere haben auch mehr Gluth, mehr Persönliches. Aber dieses absolut realistische Spiegeln einer ganzen Epoche nach ihrem Stimmungsgehalt, das macht Fontane keiner nach, in diesem Sinne ist er in der That einer der größten „Realisten", die je wir besessen haben, sein Buch ist — ich finde noch einmal nur das eine Wort — nicht bloß ein Band „Gedichte", es ist ein „Dokument".

Alles Gute in Ehren: nach Fontane fällt Heinrich Seidel nun doch ab, obwohl er ein feiner und tiefer Lyriker ist. „Glockenspiele" — — was ist Glockenhall im Brausen der Weltstadt! Bei Fontane ist die Müdigkeit, die das Leben im Sturme der Zeit schafft, aber die Größe der Zeit ist doch auch da als Kehrseite. Bei Seidel fehlt das ganz, obwohl er doch auch ein Berliner Dichter ist. Wohl ist er ein Meister sinniger Versenkung ins kleine Naturleben; wenn er, wie in einem der besten Gedichte des Bandes, den Gegensatz schildert zwischen der Tanne auf dem Weihnachtsmarkte der Stadt und der Tanne in ihrer Waldeinsamkeit, dann ist es ein ganzer Dichter, der spricht; es fehlt auch gelegentlich nicht ein guter Humor, der die allzu romantische Bläße vertreibt, die Wange des Sängers mit herzhaftem Lebensblute färbt. Aber das Instrument ist doch ein sehr kleines; dieselbe Stimmung kehrt immer und immer wieder; durch alle diese formal so sehr schönen Verse flattern die bunten Schmetterlinge, singen die Vögelein, blinkt die goldene Sonne: hat uns der moderne Lyriker denn gar nichts Anderes zu sagen, ist er der einzige Mensch in der gigantischen Stadt, der die furchtbare Gewalt dieser Menschendichtung um ihn her nicht fühlt, der mitten in dieser Fülle der Gesichte und der Klänge beharrlich nichts sieht als seinen Frühlingswald, nichts hört als den Amselruf, den Glockenhall? Fast hätte ich geschrieben: den alten Amselruf. Es wäre ungerecht gewesen. Nein, diese Dinge werden nicht alt, sie haben ewige Jugend. Der Dichter wird sie immer wiederfinden. Nicht eigentlich das, was in den Seidel'schen Gedichten steht, wollte ich angreifen, nur, daß so ganz und gar nichts Anderes einmal dazwischen tritt. Der Lyriker soll nicht bloß Träumer sein. Gerade Fontane zeigt zur Genüge, wie er ein offenes Auge sich auch für seine Zeit wahren kann, ohne sein Bestes zu verlieren. Im andern Falle hat die lyrische Stimmung etwas von einer Narkose an sich, und das soll sie nicht; sie soll, wie alle Dichtung, ihrem Innersten nach gesund, natürlich sein. Aber wohlverstanden ist das nur die eine Seite; und die Gemeinde, die Seidel bereits besitzt, beweist, daß auch diese Art beschaulicher Wald- und Sonnenscheinpoesie, zumal wenn sie mit so viel Geschmack behandelt wird und nicht vom Lyrischen ins Epische hinüberzugreifen trachtet, noch ihren Wirkungskreis hat.

Gegen Ludwig Pfau gehalten ist Seidel geradezu Realist. Trotz seiner Schmetterlinge und Amseln, trotz all' seiner mehr oder minder ans Romantische anstreifenden Motive ist Seidel doch darin ganz Kind einer vorgerückten Zeit, daß er ängstlich den rein formalen Anschluß an die allbekannten Romantikerweisen vermeidet; bevorzugt er doch bei Schilderungen ganz besonders den ungereimten fünffüßigen Jambus, als wollte er wenigstens im äußern Gerüst etwas Härteres, Festeres hineinbringen. Davon ist nun bei Pfau keine Spur. Pfau's Versuche, den alten Volksliederton zu treffen (etwa die Hälfte des starken Bandes gehört hierher!), sind überreich an Wendungen, die für uns, denen Eichendorff, Heine, Uhland in Fleisch und Blut übergegangen sind, einfach Nachahmungen sind, — und darüber kommen wir nicht hinweg trotz aller Anerkennung vor Pfau's eigener lyrischer Begabung. Mancher schöne Klang

läuft mit unter, aber die Masse des Gebotenen läßt kalt. Mag sein, daß der Dichter noch „naiv" gedichtet hat, das heißt in Jahren, wo die Muster noch nicht so absolut geläufig waren; heute klingt das Alles in keiner Weise mehr „naiv". Aber das Buch ist mit diesen Sachen nicht erschöpft. Zweierlei tritt noch stark daraus hervor, was ihm Werth verleiht. Zunächst wie eine große wilde Blüthe zwischen den Riesengärten voll Künstelei und romantischer Buchshecken hier und da ein gutes, markiges Lebensgedicht, in dem die Persönlichkeit sich offenbart. Dann, wenn auch in anderer Weise als bei Fontane, ein gewisser geschichtlicher Zug. Vielleicht besser als irgend einer, weit besser, weil gröber als Heine, zeigt Pfau den Umschlag der Eichendorff'schen Romantik zur politischen Lyrik von 1848. Der ganze Proceß, nenne man ihn nun pathologisch oder wie man sonst will, ist bei Pfau mit voller Deutlichkeit aufbewahrt. Nicht, als wenn nun die politischen Lieder des Buches besonderen, von der Tendenz unabhängigen dichterischen Werth hätten; dieses Meisterstück ist Heine in wenigen guten Momenten gelungen; bei Pfau ist unvergleichlich viel mehr Einheit der Gesinnung, aber auf Kosten der Poesie. Aber es geht nicht an, daß man so unschätzbare Reliquien, die aufs Engste mit den größten Strömungen des Jahrhunderts verknüpft sind, deshalb in den Papierkorb wirft, weil sie uns direct heute nicht mehr ergreifen und für die einseitige Formästhetik überhaupt geringe Ausbeute geben. Mancher Faden spinnt sich auch noch stärker zu uns herüber, als wir vielleicht denken. Pfau's „Gedichte" sind auf alle Fälle doch ein Buch, das Existenzberechtigung hat und neue Auflagen verdient. Glückliche Dichter treffen in den engen Grenzen ihrer Zeit ewig Menschliches, das fortan unmittelbar zu wirken vermag, wo immer fühlende Menschen sind. Der gute Dichter zweiten Ranges muß oft zufrieden sein, wenn associative Momente, Tendenziöses, culturhistorisch Werthvolles oder sonst irgendwie äußerlich daran Haftendes sein Werk retten; er muß sich gleichsam mit dem Ruhm begnügen, den in der Zoologie Uebergangsformen genießen, die an und für sich, direct genommen, weder besonders schön noch besonders nützlich sind, aber eine Lücke im Ganzen ausfüllen, die sich peinlich geltend machen würde, wenn sie fehlten.

Vierzig Jahre seit 48 — und doch muß man bei Pfau's Gedichten schon Worte der Erklärung suchen, wie bei dem Erzeugniß einer längst verklungenen Epoche! Das Buch, von dem ich jetzt sprechen will, handelt von den Anfängen der menschlichen Cultur, es spielt in einem mythischen Jahr vor aller Zeitrechnung. Und dennoch steht es uns dem Geiste nach näher als das Liederbuch des Achtundvierzigers. Hier zeigt sich der Einfluß der Naturwissenschaft auf unser Zeitalter. Das Fernste kommt in eine greifbare Nähe. Tausende, denen die lebendige Thierwelt herzlich fremd war, wurden in athemloser Spannung mit fortgerissen, als Haeckel in kühnem Fluge den Stammbaum der Lebewelt durch die Jahrmillionen der Urzeit verfolgte. Aehnliches waltet in der Culturgeschichte. Durch Mommsen und Friedländer ist die Zeit der Römer besser erhellt, als Partieen der modernen Geschichte, die unsere älteren Genossen noch persönlich erlebt haben. Möglich, daß Vieles sich als schöner Traum erweist, was wir jetzt schon für Erkenntniß halten. Das nimmt unserer Zeit den Zauber nicht, der in dem Glauben an eine fast vollkommene Welterkenntniß steckte. Das Epos „Lied der Menschheit" von Heinrich Hart ist eine typische Stimme dieses Glaubens. Wer kann heute sagen, wie viel unbestrittene Wahrheit in einer Dichtung liegt, die sich anheischig macht, den ganzen Culturheraufgang der Menschheit in vierundzwanzig Einzel-Epen zu schildern? Die großen Epiker der Weltliteratur haben in diesem Punkte bald viel, bald wenig Glück gehabt; der Seherblick des Lucretius ist so weit über seine Zeit emporgegangen, daß die Nachwelt nur staunen konnte; die Gedankengröße Dante's, der Scharfsinn des Weltenwanderers Camoens haben andererseits wieder nicht dazu gereicht, um die starren Schranken einer engen, künstlich gefesselten Naturanschauung zu überwinden. Den Ausschlag geben muß schließlich doch der Dichter als solcher. Heinrich Hart ist ein eigenartiger Dichter, sein Werk, dessen Anfänge wir besitzen, keine Flickarbeit, sondern eine Leistung aus einem Gusse. „Tul und Nahila", ein Epos aus den Urwäldern der Insel Ceylon, bietet ein gestalten- und farbenreiches Vorspiel,

phantastisch, kühn, aber, was das Wesentliche ist, nicht romantisch. Die Entdeckung der künstlichen Feuererzeugung und das Aufglühen der ersten Naturmoral im werdenden Menschen stehen im Mittelpunkt. Der Anfang ist seltsam, man muß sich nur erst hineinlesen. Aber die Schönheit des Verses — gereimte fünffüßige Jamben — und die mächtige Wirkung des Schlusses sind nicht zu bezweifeln. „Nimrod" nimmt dann den Faden der Erzählung Jahrhunderte später im Euphratthale wieder auf. Nomaden werden zu Städtebauern, das Königthum bahnt sich an, mitten aus dem stillen Strome der breiter und breiter werdenden menschlichen Cultur und Moralentwicklung erhebt sich der uralte Antichrist dieser Cultur: die wahnsinnige Selbstvergötterung des Tyrannen, der tolle Ehrgeiz, die himmelstürmende Maßlosigkeit. Der dritte Band soll dann zeigen, wie die Riesengestalt des Moses Steuermann wird in dem regellos treibenden Schiff der Menschheit. Ob es dem Dichter beschieden sein wird, sein Werk heraufzuführen bis ins grellste elektrische Licht des neunzehnten Jahrhunderts: ich weiß es nicht. Das aber scheint mir sicher, daß wir aus all' den vielen jungen Poeten des Tages hier den begabtesten und reifsten vor uns haben, aus der ganzen vielbändigen Literatur, die sich „realistisch" nennt, dasjenige Werk, welches in erster Linie geeignet sein könnte, auch auf fernstehende Kreise Eindruck zu machen.

Ein Schlußwort nun noch dem letzten unserer Bücher, den rumänischen Volksliedern aus dem Dimbowitzathale. Wenn Schliemann einen neuen Goldschatz findet, so beschäftigt das die ganze lesende und schreibende Welt. Das Buch, das Carmen Sylva hier in mustergültiger Uebertragung veröffentlicht, ist ein solcher Schatz, — möchte man ebenso allgemein davon Kenntniß nehmen! Im Märchen pflegen arme Tagelöhner die Schätze zu finden; in diesem Falle hat das blaue Geisterflämmchen einmal einer Königin geleuchtet, und sie hat ihre Sache gut gemacht. „Ein Ereigniß in der dichtenden und denkenden Welt" nennt Carmen Sylva selbst ihren Fund. „Vier Jahre lang hat die junge Dichterin (Helene Vacaresco) diese Lieder auf den väterlichen Gütern gesammelt, aus dem Munde der Bäuerinnen, der Lautenschläger, ‚Cobzar' genannt (von ‚Cobza' Laute), in Spinnstuben, bei der Ernte, bei den Todten, an den Wiegen, von Zigeunern und Wahrsagerinnen, beim Tanze und beim Trunke." Die Uebersetzung folgt durchweg den reimlosen freien Rhythmen des Originals. Der Aufbau ist fast stets der gleiche: ein lyrisches Stimmungsbild, meist eine Naturschilderung mit leiser, oft nur gerade angedeuteter Anspielung auf den Sinn des Ganzen; dann das Hauptstück: Todtenklagen, zarte Liebesgedichte, Soldatenlieder, ganz wilde und ganz weiche Klänge, bald Tiefen des Gemüthes, wie sie fast nur das Volkslied besitzt, bald stürmische Zigeunerweise, die das Gewagteste streift, von Blut und Messer singt; dann, als Abschluß, noch einmal refrainartig das erste Bildchen, leise verhallend, vorüberhuschend, aber jetzt doppelt wirksam, weil man die Anspielung versteht. Ich wähle ein Lied als Beispiel: „Des Feuers Lied". „Ich hab' den grünen Wald verzehrt", singt die Herdflamme, — „Mit allen seinen Liedern, — Und alle Waldeslieder, — Die singen nun in mir." Das ist die Introduction, rein lyrisch, aber mit erstem Anklingen des Motivs für das Ganze. Es folgt das epische Stück. Das Feuer erzählt, wie das Mädchen ihm beim Spinnen gegenübersitzt. Das Holz knistert auf dem Herde, es singt dem schönen Kinde ein Lied, ein Lied von der Liebe, die heißer sei als alle Feuersgluth, vom grünen Walde, „den ich verzehrt, — Und der im Todeskampfe — Die Liebe noch besang," der meinte „Die Thränen würden sterben — Wenn Alle Liebe hätten, — Wie alle Nester Eier haben, — Und alles Welschkorn Federhüte". Schließlich kommt dann der Refrain: „Du Mägdelein ..., — Ich hab' den grünen Wald verzehrt, — Mit allen seinen Liedern, — Und alle Waldeslieder, — Die singen nun in mir." In diesem Falle ist das Motiv ein freundliches. Die Mehrzahl der Lieder behandelt tief tragische Stoffe mit einer Innigkeit, die für den modernen Kunstdichter etwas geradezu Beschämendes hat. Wunderbar sind die Naturbilder: die Ebene mit ihren wogenden Maisfeldern, ihren Pappeln, ihren einsamen Brunnen, dem Grabstein, der dem Wanderer ernst nachschaut, dem Mädchen mit den „blauen Halsperlen am Hemdgekraus," dem friedlos schweifenden Zigeuner, dem fortziehenden Soldaten —

Land und Volk treten, je weiter man liest, immer deutlicher hervor, von den Blumen am Wege bis zu den tiefsten Schmerzen der Menschenbrust, und immer derselbe schwermüthige Rhythmus, dieselbe im Innersten ganz und gar pessimistische, aber von unendlichem Mitleid durchdrungene Weltanschauung. Der Reichthum an vollkommen neuen Bildern und Gleichnissen, die thatsächlich als ganz frischer Sproß in die Kunstdichtung hineinwachsen, ist unerschöpflich, fast jede Seite bringt einen anderen Fund dieser Art. Und das will etwas heißen bei vierhundert Seiten! Ich glaube, daß es über den Werth dieses Buches gar nicht zwei Meinungen geben kann. Der raffinirteste Geschmack muß Gefallen daran finden, und daneben habe ich selbst erprobt, wie das schlichteste Gemüth, dem alle Kunstdichtung sehr fern steht, durch eine Vorlesung aus diesen Liedern nachhaltig ergriffen worden ist. Das ist das Geheimniß der Volkspoesie: die Größe im Einfachen. Wir müssen uns ihr beugen, ob wir wollen oder nicht.

Wilhelm Bölsche.

Die neuen Essays von Herman Grimm.

Aus den letzten fünf Jahren. Fünfzehn Essays von Herman Grimm. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1890.

Am 6. Januar 1888 ward Herman Grimm, zu seinem sechzigsten Geburtstage, eine Adresse überreicht, zu welcher eine große Zahl der hervorragendsten Männer unserer Zeit sich vereinigt hatten, um dem ausgezeichneten Schriftsteller den Ausdruck ihrer Verehrung darzubringen. Diesen „bekannten und unbekannten Freunden" ist die vorliegende neue (vierte) Folge seiner Essays gewidmet.

Indem wir Herman Grimm einen „Schriftsteller" nennen, glauben wir ihm nicht zu wenig gegeben zu haben. Wir brauchen das Wort in dem Sinne, in welchem Emerson es gebraucht hat, der vom Schriftsteller sagt: „Seines Amtes ist, Bericht abzustatten über die Thätigkeit des wunderbaren Lebensgeistes, dessen ewig vorwärts arbeitende Bewegung sich überall bemerklich macht; sein Geschäft ist, alle Thatsachen in seiner Seele zu sammeln und dann die bedeutenden und charakteristischen Erfahrungen daraus hervorzuheben." Dieser Satz ist aus Emerson's Essay über „Goethe als Schriftsteller", den Herman Grimm selber übertragen hat. Es war seine erste Arbeit dieser Art (1857); seine erste Sammlung eigener „Essays" hat er Emerson „in herzlicher Verehrung" zugeeignet (1859). In der Einleitung dieser neuesten Sammlung skizzirt er die Geschichte des Essays, von Montaigne, der den Namen, und Bacon, der den Charakter desselben festgestellt hat, bis zu dessen vornehmsten Vertretern in der jüngsten Vergangenheit; und hier hören wir aus Grimm's Munde, daß Emerson es war, der ihn zuerst auf den Essay als literarische Form hingelenkt habe. Den Essayisten gemeinsam ist (mit einziger Ausnahme vielleicht von Macaulay), daß „in Allem, was sie über die Dinge sagen, die Sache selbst nicht höher oder niedriger steht als ihre eigene Person, in der sie sich spiegelt." Der Name spricht es aus: „essai" (französisch) von dem aus dem Griechischen in das spätere Latein übergegangenen „exagium" (italienisch: saggio): „Theil einer größeren Menge, aus dem man auf die Beschaffenheit des Ganzen schließt, eine Probe." So wendet Montaigne schon den Namen an, wenn er in seiner Vorrede von 1580 sagt: „Dieses Buch habe ich meinen Verwandten und Freunden gewidmet, damit sie nach meinem Tode . . . einige Züge dessen, was ich war und fühlte, darin wieder finden . . . möchten." In keiner anderen Gattung rein literarischer Production ist die Individualität des Schriftstellers so sehr das Bestimmende wie beim Essay. Aus denjenigen Herman Grimm's tritt uns das Bild dessen entgegen, der uns das „Leben Michelangelo's", das „Leben

Raphael's" und die „Goethe-Vorlesungen" gegeben hat, des Mannes, dessen Interessen sich durchaus der Kunst, der Literatur und dem öffentlichen Leben zuwenden, so weit dieses von Kunst und Literatur beeinflußt wird oder auf sie zurückwirkt. Wenn Grimm von Emerson sagt, daß seine Essays niedergeschriebene Predigten seien, so kann man von denen Grimm's sagen, daß in ihnen besonders stark ein dichterisches Element thätig sei, das Vermögen plastischer Gestaltung, das uns die Dinge greifbar nahe bringt, in ihrer sinnlichen Erscheinung zeigt, nicht durch Beschreibung, sondern durch Anregung. „Ich für mein Theil," heißt es in der Vorrede, „habe diese Form oft gewählt, um Studien, die ich nach verschiedenen Richtungen gemacht hatte, mehr anzudeuten, als ihrem gesammten Inhalte nach mitzutheilen. Ich suchte einstweilen Proben dieser Studien zu geben, zusammenfassende Vorreden gleichsam zu ungeschriebenen Büchern, und fand, daß der Name Essay für diese literarische Form der angemessenste sei, weil ich nur dann schrieb, wenn ich in meinem eigenen Fortschreiten dies oder jenes Capitel absolvirt hatte." Doch fügt er einschränkend hinzu, daß bei den in dieser Sammlung vorliegenden Aufsätzen die Absicht maßgebend gewesen sei, „sich nützlich zu machen."

Die Mehrzahl derselben ist in der „Rundschau" zuerst erschienen; es würde sich darum nicht schicken, an dieser Stelle zu ihrem Lobe mehr oder etwas Anderes zu sagen, als was ein Jeder sich selbst gesagt haben wird, der sie hier gelesen. Aber aus der bloßen Nebeneinanderstellung der Titel ergibt sich die Weite des Horizontes und die Mannigfaltigkeit der Betrachtung: „Goethe im Dienste unserer Zeit"; „Die deutsche Schulfrage und unsere deutschen Classiker"; „Deutscher Unterricht auf deutschen Gymnasien"; „Die neue Goethe-Ausgabe"; „Goethe und Carlyle"; „Zwei Erinnerungstage" (Uhland's hundertjähriger Geburtstag; Rückert's hundertjähriger Geburtstag); „Werth und Wirkung der Kunstkritik"; „Die Berliner Jubiläumsausstellung 1887"; „Die Vernichtung Roms"; „Rudolf Stang's Stich des Abendmahles von Lionardo da Vinci"; „Maccari's römische Wandgemälde". Bemerkungen in der Vorrede oder zu einzelnen der genannten Stücke führen die Debatte gleichsam weiter, wenn Gegenäußerungen inzwischen Anlaß dazu gegeben haben. Die Absicht, „sich nützlich zu machen", tritt überall hervor. Zu dem Aufsatz über Goethe's und Carlyle's Briefwechsel findet sich hinzugefügt: „Inzwischen ist das Goethe-Archiv zu einem Goethe-Schiller-Archiv erweitert worden. Hoffentlich wird ein Institut daraus sich weiter bilden, das den Namen ‚Deutsches Archiv' trägt." — Der Essay „Goethe und der Bildhauer Gottfried Schadow" erschien zuerst in der „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte", der über „die Camera della Segnatura" ist ein neues Capitel, welches Grimm für die zweite Auflage der englischen Uebersetzung seines Raphael schrieb, hier aber auch dem deutschen Publicum mitzutheilen wünscht. Die beiden letzten Essays veröffentlichte zuerst die „Nationalzeitung":

1. Salvatore Farina. Wir geben hier einige Aeußerungen Grimm's über den italienischen Dichter, der auch den Lesern der „Rundschau" kein Fremder ist:

„In der gesammten Reihe seiner Dichtungen repräsentirt er das, den deutschen Reisenden manchmal so glänzend, manchmal aber auch so ungemüthlich anmuthende Mailand, die reiche Stadt, in der das italienische Leben heute am gesundesten sich manifestirt . . . Mailänder und mailändische Frauen beleben Farina's Erzählungen, Mailänder Gespräch und Geschwätz klingt uns daraus ans Ohr, die lombardische Ebene und die Riviera sind der Schauplatz ihrer Erlebnisse. Diese Mailänder und Lombarden unseres Dichters sind anders geartet als die Bewohner der südlichen Theile der Halbinsel. Ihr Land ist nicht durch das ausschließende Meer auf sich beschränkt, sondern mit dem festen Kerne Europa's dicht verbunden. Sie arbeiten anhaltender. Sie wissen nichts von classischen Vergangenheiten. Sie grenzen an germanisches Land, und es zeigen sich, wo wir einander berühren, gemeinsame Interessen und gemeinsames Verständniß. Es ist kein Zufall, daß Salvatore Farina's Werke in Deutschland so gern gelesen werden. Fast wird einem zu Muthe, als hätten seine idealen Figuren mehr als über die Hälfte deutsches Blut in den Adern .... Er hat keine Tendenz in seinen Schriften, obgleich er es manchmal uns einreden möchte. Er will immer auf das hinaus, was gut und schön und friedlich ist .... Er erinnert an Dickens, der auch der gute Freund seiner Geschöpfe ist und der eines jeden seiner Leser sein möchte. Salvatore Farina würde sich scheuen, Denen, die seine Schriften etwa lesen möchten, auch das Geringste vorzusetzen, das der inneren Wahrscheinlichkeit entbehrte . . . Die Resultate solcher

Arbeit, die, in bester Qualität zu schaffen, nur Wenigen vergönnt sein kann, gehören zum allgemeinen nationalen Reichthum und ihr Besitz ist für Jedermann vortheilhaft. Mir scheint, als würden Salvatore Farina's Erzählungen unter die Zahl dieser Arbeiten später einmal aufgenommen werden."

2. Das Denkmal Kaiser Wilhelm's I. Wenige Seiten nur, allgemeinen Inhalts, die bereits vor der Denkmalconcurrenz geschrieben worden sind; unmittelbar nach derselben erklärt Grimm sich, in der Vorrede, gegen die Concurrenzen überhaupt; er will vielmehr, daß unter den lebenden Bildhauern, auf Grund ihrer vorhandenen Werke, Derjenige gewählt werde, dessen bisherige Thätigkeit als die erfolgreichste erschiene und formulirt seine Forderung dann folgendermaßen:

„Was Kaiser Wilhelm war, und was wir in ihm besaßen, wissen wir Alle. Dies Gefühl sollte der Zukunft durch ein mächtiges, aber einfaches Denkmal überliefert werden. Es ist, wenn einem solchen Manne in der Hauptstadt des von ihm gegründeten einigen Deutschlands eine Statue errichtet werden soll, auf die Beschaffenheit Derer, die heute zu ihm aufblicken und einst zu ihm aufblicken werden, im weitesten Sinne Rücksicht zu nehmen. Unsere Maler malen jetzt oft den Christus der armen Leute. Möchte bei Kaiser Wilhelm's Denkmale doch auch an den Kaiser der armen Leute gedacht werden. Dem schlichten Manne, der sich aufmacht, um in der Hauptstadt des Reiches das Erzbild des großen Kaisers aufzusuchen, soll das, was er findet, von dem uralten einfachen Manne erzählen, der das Reich gründete. Er soll davor stehen und das verklärte Bild des Monarchen in der Seele wieder mit nach Hause nehmen."

Wir verhehlen uns nicht, daß das, was wir gesagt haben, keineswegs hinreicht, um einen auch nur annähernden Begriff von dem Ideengehalt des vorliegenden Werkes zu geben, welches, wie sein Verfasser die Dinge nun einmal betrachtet und darstellt, einen ganz persönlichen Charakter hat, und uns verstattet, an dem innersten Geistesleben und der nie rastenden Arbeit eines in sich abgeschlossenen bedeutenden Mannes Theil zu nehmen. Aber selbst in der Beschränkung, die wir uns auferlegen mußten, wird man noch erkennen, daß es sich hier, wie bei jedem Buche Grimm's übrigens, um eine jener Gaben handelt, die den Empfänger wirklich reicher und glücklicher machen.

J. R.

Neue Reden und Aufsätze

von

Ernst Curtius.

Unter drei Kaisern. Gesammelte Reden und Aufsätze von Ernst Curtius. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Der dritte Band der Reden und Aufsätze von Ernst Curtius, die er unter dem Gesammttitel „Alterthum und Gegenwart" zusammenzufassen gewohnt ist, liegt vor uns. Sechzehn Stücke zählt dieser Band: die beiden Gedächtnißreden auf die Kaiser Wilhelm und Friedrich; sechs Aufsätze zum Andenken von Gelehrten, Künstlern und Dichtern (August Böckh; August Böckh und Karl Otfried Müller; Richard Lepsius; Düsseldorf und Cornelius; Erinnerungen an Emanuel Geibel; Georg Curtius); sechs historische Aufsätze (Friedrich der Große und die deutsche Literatur; das Königthum bei den Alten; die Griechen als Meister der Colonisation; Athen und Eleusis; der Zehnte; Naxos); endlich zwei Reden, welche sich mit den Grundlagen unseres nationalen Daseins befassen (die Bürgschaften der Zukunft; der Beruf des Fürsten).

Gewiß, der Inhalt des Bandes ist ein sehr verschiedenartiger; aber ebenso gewiß täuscht den Verfasser seine Hoffnung nicht, daß man in allen Reden und Aufsätzen den inneren Zusammenhang erkennen werde. „Sie sind ein geschichtlich gewordenes Ganzes. Es sind Zeugnisse deutscher Thätigkeit in Wissenschaft und Kunst, wie sie sich in voller Unabhängigkeit gestaltet hat, aber doch in den mannigfaltigsten Be-

ziehungen zu unserem Herrscherhause und in engem Anschlusse an die Entwicklung unserer vaterländischen Angelegenheiten von der Zeit an, da August Böckh an die neu gegründete Universität der Hauptstadt berufen wurde, bis zum Regierungsantritte Kaiser Wilhelm's II. Es sind Zeugnisse aus dem stilleren Kreise des geistigen Lebens unseres Volks; aber der Pulsschlag des öffentlichen Lebens fühlt sich immer kräftiger hindurch; sie zeigen, wie die Einigung des Vaterlandes vorgefühlt und vorbereitet, wie sie erreicht und besiegelt wurde als der köstlichste Schatz, dessen Hut uns anvertraut ist. So sind auch sie Urkunden der Zeitgeschichte, welche dem jüngeren Geschlecht Zeugniß geben mögen, wie wir mit vollem Dankgefühl zu würdigen und zu verwerthen gesucht haben, was uns unter Kaiser Wilhelm I. zu erlangen vergönnt worden ist."

Von den genannten Stücken der Sammlung heben wir zunächst die beiden Gedächtnißreden auf die Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. hervor. Sie geben warme, tief empfundene und feinsinnige Würdigungen der unvergeßlichen Männer, denen Curtius nahe genug gestanden hat, um aus intimer persönlicher Kenntniß über sie berichten zu können. Beide Reden sind durchsetzt von werthvollen Einzelheiten, welche das Bild, das wir alle von jenen Männern besitzen, um kostbare Züge bereichern. Die Schilderung, welche Curtius von dem Gründer unseres neuen Reiches entwirft, stimmt in allem Wesentlichen mit dem meisterlichen Gemälde überein, das uns soeben Heinrich von Sybel im zweiten Bande seiner „Begründung des deutschen Reiches" S. 282—292 von dem unvergeßlichen Fürsten dargeboten hat. „Als der Prinz von Preußen 1848, aus dem Vaterlande verbannt, in London Zeuge war, wie nach einem Mordanfall auf die Königin Victoria diese im Theater stürmische Beweise der Liebe ihres Volkes erhielt, da flossen Thränen über seine Wangen, indem er seiner Lage in der Heimath gedachte. Die Königin bemerkte es und sagte, seine Hand leise fassend: Sie werden das auch noch erleben! Ja, ja, sagte der Kaiser, als er dies erzählte, und setzte, da die Anwesenden ihn freudig anblickten, mit mildem Lächeln hinzu: Es hat nur etwas lange gedauert!" — „Als Heerfürst hat er Preußen groß gemacht und das Reich gegründet; aber niemals ist ein siegreicher König weniger kriegerisch und kampflustig gewesen. Er hatte ein weiches Gemüth. Er schämte sich der Thränen so wenig wie die Helden Homer's und bewährte der Hellenen Sprüchwort: Dem wackern Mann wird leicht das Auge feucht. Er mochte kein Torpedoschiff sehen, weil er sofort der engen Räume gedachte, in denen die Mannschaften untergebracht werden müssen, und im Felde trotzte er dem Kugelregen, um den Verwundeten noch dankend die Hand zu reichen." Als die Hörsäle der Universität umgebaut werden mußten und er in einem kleineren Fenster das Licht vermißte, das er dort allabendlich zu sehen gewohnt war, erkundigte er sich, ob etwa einer der Hausdiener bei dem Umbau seine Wohnung eingebüßt habe?

Kaiser Friedrich hat noch die Rede auf seinen Vater gelesen und dem Verfasser am 1. April 1888 einen eingehenden Brief geschrieben, in dem er die einzelnen Abschnitte mit herzlicher Zustimmung besprach. „Besonders", heißt es darin, „hebe ich die Stelle hervor, in welcher Sie sagen, daß wir durch den heimgegangenen Kaiser nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch freier, reiner und besser geworden sind." Wir wüßten nicht zu sagen, ob die Stelle selbst charakteristischer und rühmlicher für den Vater oder ihre Hervorhebung charakteristischer und ehrender für den Sohn ist.

Gedächtnißreden sind allerdings keine vollständigen historischen Dokumente: ihrem Zwecke entspricht es, daß die lichten Seiten der Persönlichkeiten den Hörern vor die Seele gestellt werden. Auch Curtius schweigt mit vollem Rechte von den etwaigen Schattenseiten, deren kein Mensch völlig entbehrt; wenn er aber so viel zu rühmen weiß an Vater und Sohn, so muß ihm das Zeugniß gegeben werden, daß er nirgends in den Ton höfischer Schmeichelei verfällt.

Unter den andern Stücken der Sammlung lenken wir den Blick vor Allem auf die anziehenden Erinnerungen an Emanuel Geibel, mit welchem Curtius bekanntlich durch Jugendfreundschaft verbunden war, und auf die Rede über die Bürgschaften der Zukunft. Diese Bürgschaften bestehen nach Curtius im Festhalten an der Religion,

an der classischen Bildung und an der Monarchie. Daß wir die Religion und die Monarchie recht nothwendig brauchen, wird von den Stimmfähigen wohl so ziemlich allgemein zugegeben werden; daß aber unsere Zukunft auch auf der classischen Bildung beruhen soll, das erregt lärmenden Widerspruch bei jenen Modernen, welche alles Heil davon erwarten, daß der „classische Ballast" über Bord geworfen werde, und denen es nicht genügt, daß Curtius einen „lebendigeren und geschichtlicheren Unterricht" des Lateinischen und Griechischen allerdings verlangt, gegen das alle Schüler in ein Joch spannende Abiturienten-Examen sich ausspricht und für die oberste Stufe des Jugendunterrichts mehr Freiheit der Bewegung fordert. Dem gegenüber thut es wahrlich Noth, daß alle diejenigen, welche das Wühlen und Zerren an den Grundlagen unserer nationalen Bildung bisher mit einer gewissen Geringschätzung haben geschehen lassen, sich nachdrücklich rühren und jenem Werk der Zerstörung Einhalt zu thun streben. Was auf dem Spiele steht, das zeigt Curtius ebenso knapp und meisterhaft wie maßvoll. Es gibt keine Natur- und keine Geisteswissenschaft, deren Wurzeln nicht in Hellas zu suchen wären; es gibt also keine historische Erkenntniß der Wissenschaften — von den Künsten ganz zu schweigen —, wenn man die classischen Studien beseitigt. Und ebenso wenig gibt es mehr ein Verständniß unserer zweiten literarischen Blütheperiode, auf welche wir bislang noch stolz sein zu dürfen glaubten, wenn die Antike aufhört, zu uns zu reden; denn ohne die Antike wäre Klopstock nicht Klopstock, Lessing nicht Lessing, Herder nicht Herder, Schiller nicht Schiller und Goethe nicht Goethe geworden. Käme es einmal dahin, daß wirklich der Bildungsstoff, von welchem wir uns bisher nährten, als unschmackhaft und fade verworfen würde, dann wäre allerdings eine wesentliche Bürgschaft deutscher Zukunft zerstört; darin hat Curtius vollkommen recht, und es wäre Zeit, finis Germaniae! zu rufen: das alte Deutschland, das die Geistesschlachten der Menschheit geschlagen hat, wäre dahin für immer!

Gottlob Egelhaaf.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelfels. — Das Lexikon des Lebensglücks. Zuverlässiger Führer und Wegweiser auf dem Lebenswege. Ein praktisches Hand- und Nachschlagebuch für alle Fragen des menschlichen Wohlergehens. Von Kurt Adelfels. Stuttgart, Levy & Müller.

Andrejanoff. — Neue Weisen. Lieder und Naturgedichte von Victor von Andrejanoff. Riga, Burchardt's Druckerei (A. Stahl). 1890.

Bahr. — Zur Kritik der Moderne. Gesammelte Aufsätze von Hermann Bahr. Erste Reihe. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1890.

Barazetti. — Apsara. Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Novellen von Sofie Barazetti. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Behr. — Russische Dichtungen, übersetzt von Sophie Behr. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1890.

Biedermann. — 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. Von Carl Biedermann. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig Jahren deutscher Geschichte, 1840—1870". I. Band. Breslau, S. Schottländer.

Bode. — Stolberg. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Fritz Bode (Hans Elben). Cassel, G. H. Wigand. 1890.

Bömers. — Eiserne Zeit. Culturgeschichtliche Novellen von Carl Bömers. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhdlg. (H. Deneke). 1889.

Bork. — Deutschlands große Jahre, 1870/71, geschildert in Liedern von Heinrich Bork, mit Bildern von Christian Speyer. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1889.

Brandt. — Herbst-Blätter. Dichtungen von Bertha Brandt. Berlin, Herm. Brieger. 1890.

Brichta. — Der Liebe Gunst und Laune. Lieder und Gedichte von Moriz Brichta. Wien, Carl Konegen. 1890.

Bröcker. — Deutschland vor tausend Jahren. Ein Culturbild von L. O. Bröcker. Braunschweig, Bruhn's Verlag. 1889.

Brodtbeck. — Geistesblitze grosser Männer. Für freie Denker gesammelt von Carl Adolf Brodtbeck. Leipzig, C. G. Naumann.

Bürger's sämmtliche Gedichte, herausgegeben von Eduard Griesebach. In zwei Bänden, deren erster die Gedichte nach der Ausgabe letzter Hand von 1789 nebst einem Variantenverzeichniß, der zweite die nachgelassenen Gedichte enthält. Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung. 1889.

Carus. — Fundamental problems. The method of Philosophy as a systematic arrangement of Knowledge. By Paul Carus. Chicago, The Open Court Publishing Comp. 1889.

Cordelia. — Forza irresistibile. Romanzo di Cordelia. Milano, Fratelli Treves. 1890.

Cronau. — Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prärien und Felsengebirge der Union. Von Rudolf Cronau. Braunschweig, Oscar Löbbecke. 1889.

Dante Alighieri's Göttliche Comödie. Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Sophie Hasenclever. Düsseldorf, Felix Bagel.

Dreher. — Die Physiologie der Tonkunst. Von Dr. Eugen Dreher. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1889.

Dürckheim. — Allerlei Gereimtes und Ungereimtes von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim. Stuttgart, J. B. Metzler'scher Verlag. 1890.

Ebers. — Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890.

Echtermeier. — Terje Vigen. Eine nord'sche Mär von R. Echtermeier. Braunschweig, W. Lohmann. 1889.

Eggers. — Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Herausgegeben von Carl Eggers. I. Band. Mit einem Lichtdruck der Büste, der Phototypie eines Briefes Rauch's und mehreren Holzätzungen. Berlin, F. Fontane. 1890.

Ehrenberg. — Feldzugs-Erinnerungen eines Fünfundsiebzigers, 1870/71, von H. Ehrenberg. Mit 3 Karten. Rathenow, Max Babenzien.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. VI. Jahrgang, Band 7: Gertrud's Geheimniß. Von André Theuriet. Bd. 8: Wunderbare Gaben. Von Hugh Conway. Stuttgart, J. Engelhorn. 1889.

Finck. — Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwicklung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Von F. T. Finck. Deutsch von Udo Brachvogel. I. Band. Breslau, S. Schottländer. 1890.

Fontane. — Gedichte von Theodor Fontane. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Förster. — Deutsch-Ostafrika. Geographie und Geschichte der Colonie. Von Brix Förster. Mit einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Fricke. — Das mittelalterliche Westphalen oder: Die alten Sitten, Gesetze, Gerichte, Zustände und Gewohnheiten der Rothen Erde von W. Fricke. Nebst Karte und Abbildungen. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 1890.

Fricke. — Geschichtlich-kritische Feldzüge durch das nordöstliche Westphalen. Von W. Fricke. A. Varus und Germanicus im nordöstlichen Westphalen. B. Die sogenannten Bauernburgen am Wesergebirge und Teutoburgerwalde. Nebst Karten und Abbildungen. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 1889.

Friedmann. — Verbrechen und Krankheit im Roman und auf der Bühne. Von Fritz Friedmann. Berlin, Paul Wiesenthal. 1889.

Goncourt. — Henriette Maréchal. Schauspiel in drei Acten von Edmont und Jules de Goncourt. Uebersetzt und eingeleitet von Fritz Mauthner. Berlin, S. Fischer. 1890.

Greinz-Kapferer. — Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Rud. Heinr. Greinz und Jos. Aug. Kapferer. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Guillaume. — Procès-Verbaux du Comité d'instruction publique de l'assemblée législative, publiés et annotés par M. J. Guillaume. Paris, Imprimerie Nationale. 1889.

Hamerling. — Die Waldsängerin. Novelle von Robert Hamerling. Vierte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890.

Hamerling. — Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. Von Robert Hamerling. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890.

Hannover. — Antoine Watteau von Emil Hannover. Aus dem Dänischen übersetzt von Alice Hannover. Mit 11 Abbildungen. Berlin, Robert Oppenheim. 1889.

Heil. — Zehn Jahre Berliner Kunstgeschichte (1870 bis 1880). Humoristische Extrafahrten nach der Kunstausstellung von Gustav Heil. Mit einem Vorwort von Ludwig Pietsch. Berlin, Paul Hüttig.

Heitmüller. — Im Banne der Aphrodite. Drei Novellen von Ferdinand Heitmüller. Altona, A. C. Reher. 1890.

Helmer. — Prinz Rosa Stramin. Von Eduard Helmer (Ernst Koch). Fünfte Auflage. Mit einem Geleitswort. Cassel, Georg H. Wigand. 1890.

Henckell. — Diorama. Von Carl Henckell. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1890.

Heyse. — Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Bd. III. Drei Satirendichter: Giusti. Guadagnoli. Belli. Deutsch von Paul Heyse. Zweite Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Hobrecht. — Neue Novellen von Max Hobrecht. Rathenow, Max Babenzien. 1890.

Hoenig. — Oliver Cromwell. Von Fritz Hoenig. Dritter Band. IV. Theil: 1650—1658. Mit 3 Plänen. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1889.

Ibsen. — Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Adolf Strodtmann. (Nordische Bibliothek IX). Berlin, S. Fischer. 1890.

Jäger. — Henrik Ibsen 1828—1888. Ein literarisches Lebensbild von Henrik Jäger. Deutsch von Heinrich Zschalig. Dresden, Heinrich Minden. 1890.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow. X. Jahrg. 1887. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1889.

Jensen. — Im Vorherbst. Gedichte von Wilhelm Jensen. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 1890.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Achte Aufl. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr's Verlag (Paul Siebeck).

Kallusky. — Schnee und Blüthen. Novellen von Martha Kallusky. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1890.

Karpeles. — Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allge-

meinen Literaturgeschichte von Gustav Karpeles. Berlin, F. Fontane. 1890.

Kingsley. — Yeast, ein Problem, oder: Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that. Roman von Charles Kingsley. Aus dem Englischen übersetzt von Pauline Spangenberg. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Richard Wülker. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Kirchbach. — Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Klamroth. — Die fünfzig ältesten Suren des Korans. In gereimter deutscher Uebersetzung von Martin Klamroth. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung.

Kohut. — Kaiser Joseph II. Sein Wirken als Mensch. Von Adolf Kohut. Mit einem Bildnisse Joseph's II. Dresden, Hönsch & Tiesler. 1890.

König. — Zur Beamtengehaltsfrage in Sachsen. Von Heinrich König. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 1890.

Kreyssig. — Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Fr. Kreyssig. 6. vermehrte Auflage in 2 Bänden, gänzlich umgearbeitet von Adolf Kreßner und Joseph Sarrazin. II. Band. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1889.

Kurz. — Florentiner Novellen von Isolde Kurz. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Lahmann. — Gesänge und Balladen von Johann Friedrich Lahmann. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger.

Lamprecht. — Wetter, Erdbeben und Erdenringe. Beiträge zur astronomischen und physikalischen Begründung der Wetterkunde von Guido Lamprecht. Zittau, Pahl'sche Buchhandlg. (A. Haase). 1890.

Land. — Amor Tyrannus. Von Hans Land. Berlin, H. Fried & Cie.

Lange. — Frucht- und Blumenlese aus Goethe's Schriften. Zum Nutzen und Frommen für Jedermann, insbesondere aber für Lehrer gesammelt von Rudolf Lange. Potsdam, Aug. Stein. 1889.

Lanzky. — Am Mittelmeer. Gedichte von Paul Lanzky. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 1890.

Lemaître. — Impressions de théâtre. Par Jules Lemaître. IVe série. Paris, H. Legène & H. Oudin. 1890.

Lemmermayer. — Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermayer. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 1890.

Lingg. — Jahresringe. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Mit dem Porträt des Dichters nach dem Original von Franz von Lenbach. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf. 1889.

Lotheissen. — Zur Culturgeschichte Frankreichs im XVII. und XVIII. Jahrhunderte. Aus dem Nachlasse von Ferdinand Lotheissen. Mit einer biographischen Einleitung von Anton Bettelheim. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1889.

Ludwig. — Im kühlen Grund und andere Geschichten von Julie Ludwig. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 1890.

Maack. — Judas. Drama in 3 Aufzügen und einem Vorspiel von Martin Maack. Berlin, Fr. Luckhardt. 1889.

Mackay. — Jenseits der Wasser. Uebertragungen aus englischen und amerikanischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts von John Henry Mackay. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1889.

Mamroth. — Unter der Schellenkappe. Empfindsame Geschichten von F. Mamroth. Breslau, S. Schottländer. 1890.

Mantegazza. — Die Hygiene der Lebensalter. Von Paul Mantegazza. Königsberg in Ostpr., H. Matz.

Martersteig. — Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781 bis 1789. Herausgegeben von Max Martersteig. Mannheim, J. Bensheimer. 1890.

Maury. — G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne. Par G. Bonet Maury. Paris, Hachette & Cie. 1889.

Meister. — Bilder aus dem schönen Osten. Von H. Meister. Mit drei Illustrationen. Basel, H. Amberger's Verlag. 1890.

Menger. — Gutachten über die Vorschläge zur Errichtung einer eidgenössischen Hochschule für Rechts- und Staatswissenschaft. Von Anton Menger. Zürich, Druck von J. Schabelitz.

Minor. — Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. I. Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1890.

Morley. — Walpole. By John Morley. London, Macmillan & Co. 1889.

National-Bibliothek, deutsch-österreichische. Heft 79. König Salomo. Epische Dichtung von L. A. Frankl. H. 80/81. Hans Sachs. Dramatisches Gedicht von L. F. Deinhardstein. H. 82. Volks-Erzählungen. Von L. Foglar. Reichenberg i. B., H. Weichelt's Verlag.

Neubürger. — Edle Menschen und Thaten. Von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., A. Mahlau (Mahlau & Waldschmidt). 1890.

Pazaurek. — Carl Screta. 1610—1674. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des XVII. Jahrhunderts von Gustav E. Pazaurek. Prag, Fr. Ehrlich's Buchh. (B. Knauer). 1889.

Polle. — Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage von Dr. Friedrich Polle. Leipzig, B. G. Teubner. 1889.

Polzer. — Robert Hamerling. Sein Wesen und Wirken. Dem deutschen Volke geschildert von Aurelius Polzer. Mit 10 Holzschnitten. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890.

Pröhle. — Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebeck's Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethe's Campagne in Frankreich. Von Heinrich Pröhle. Potsdam, Aug. Stein. 1889.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 2621/2622 Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von R. Schumann. Herausgegeben von Dr. H. Simon. Dritter Band. Leipzig, Ph. Reclam jr.

Redwitz. — Glück. Ein Roman von Oscar von Redwitz. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.

Rethwisch. — Bischof Lothar. Trauerspiel in 5 Acten von Ernst Rethwisch. Norden, Hinricus Fischer, Nachf. 1889.

Rethwisch. — Der dankbare Gläubiger. Lustspiel in vier Acten von Ernst Rethwisch. Norden, Hinricus Fischer, Nachf. 1889.

Rethwisch. — Letzte Jugendlieder. Von Ernst Rethwisch. Zweite vermehrte Auflage. Norden, Hinricus Fischer, Nachf. 1889.

Reuling. — Glücklich? Roman von C. Reuling. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1890.

Robert. — Abnoba. Lieder und Bilder vom Schwarzwald von H. Robert. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1890.

Roberts. — Die schöne Helena. Roman von Alexander Baron von Roberts. Dresden, Heinrich Minden. 1890.

Rochholz. — Reichstreu — denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz. Von Ernst Ludw. Rochholz. Leipzig, Rauert & Rocco. 1889.

Runeberg's König Fjalar. Deutsch von Gottfr. v. Leinburg. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1890.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. IV. Serie. Heft 84/85. Mohammed und der Koran. Eine psychologische Studie von A. Sprenger. H. 86. Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen als Vorkämpfer unserer nationalen Einheit. Von Chr. Meyer. H. 87. Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen. Von Heinr. v. Wlislocki. H. 88. Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. Von J. G. Hagmann. H. 89. Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit. Von Carl Erasmus Kleinert. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1889.

Schleiden. — Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolph Schleiden. Neue Folge. 1841—1848. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1890.

Schmarsow. — S. Martin von Lucca und die Anfänge der toscanischen Sculptur im Mittelalter von August Schmarsow (Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte, 1. Band). Breslau, S. Schottlaender. 1890.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Kaiser Wilhelm I.,
die Prinzeß Elise Radziwill
und die
Kaiserin Augusta.

In dem Augenblicke, wo das deutsche Volk der edlen Kaiserin Augusta Thränen innigster Dankbarkeit und Verehrung für Alles nachweint, was sie uns seit mehr als sechzig Jahren an der Seite ihres großen Gemahls, bei seinem Scheiden aus dieser Welt und in ihrer Zurückgezogenheit gewesen ist, glauben wir nicht zögern zu dürfen, von der Erlaubniß des jetzt regierenden Kaisers Majestät Gebrauch zu machen, die das Radziwill'sche Verhältniß betreffenden Briefe des hochseligen Kaisers, damaligen Prinzen, Wilhelm zu veröffentlichen, indem die gebildete Welt längst danach ausschaut, und das nunmehrige Erscheinen der Briefe auch im Sinne der hochseligen Kaiserin sein dürfte. Hat sich doch die Legende bereits jener, erst Wenigen recht bekannten, Beziehungen bemächtigt, während die Briefe des Prinzen die wahre Herzenstragödie, wenn nicht vollständig, doch unmittelbar klar stellen, so daß der Hofrath Schneider uns im Auftrage des hochseligen Kaisers Wilhelm 1878 schreiben durfte: eine selbst nur historische Darstellung des Verhältnisses, ohne den Abdruck der Briefe, werde kaum möglich, jedenfalls ungenau und unvollständig sein. Dazu kommt, daß die Briefe, in einer Zeit, wo andere Stützen weltlicher Macht ins Wanken kamen, einen neuen erhebenden Eindruck von der sittlichen Bedeutung der Hohenzollern geben, indem sie zeigen, wie unser großer Kaiser schon als Jüngling, den Segen der Eltern für eine Bedingung des Erdenglücks erkennend, unter den verwickeltesten Verhältnissen den Gehorsam gegen den Vater mit seinen übrigen Pflichten in Einklang zu bringen wußte.

I.

Als Kaiser Wilhelm I. der Welt durch den Tod entrissen wurde, schrieben wir: „Wenn auch die beispiellosen Erfolge und die gewaltige Macht des greisen Patriarchen und stets glücklichen Kriegshelden auf dem Königsthron eines großen Volkes im Herzen Europa's die Augen auf ihn in besonderer Weise lenken mußten, so lag doch der Zauber seiner Persönlichkeit in seinem Herzen, welches in der großartigsten Umgebung die Liebe zu den Mitmenschen als Brüdern in Demuth bewahrte und bethätigte."

Auch sonst mit den schönsten Gaben für seinen hohen Beruf ausgerüstet, für deren harmonische Entwicklung die Erziehung seiner für alles Schöne begeisterten Mutter und des besten Vaters sorgte, belebte ihn unter den anderen Mannestugenden überall ein in Gott gebundenes Pflichtgefühl, mit dem er die Prüfungen, welche das Leben ihm auferlegte, entsagungsvoll schon in seiner Jugend als Held bestand.

Ein ergreifendes Bild der damit verbundenen Seelenkämpfe gibt uns die Geschichte seiner ersten Liebe.

Der Vater der Prinzeß Elise Radziwill, der Fürst Anton, ein reicher Magnat, dessen ursprünglich litthauisches Geschlecht mit der Geschichte Polens in hervorragender Weise verwachsen und mit den Hohenzollern wiederholt verschwägert war, — ein Kastellan von Wilna heirathete eine Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, seine Enkelin, die reiche Erbin der Herrschaften Tauroggen und Serrey, einen Sohn des großen Kurfürsten, den Markgrafen Ludwig — hatte sich nach der letzten Theilung Polens, von der Universität heimgekehrt, in Berlin niedergelassen und als einer der ersten und gefeiertesten Cavaliere des Landes bei Hofe eine ausgezeichnete Aufnahme gefunden.

Kaum zwanzigjährig durfte sich der, noch dazu katholische, Polenfürst der fünf Jahre älteren Prinzessin Luise von Preußen, Tochter des Prinzen Ferdinand und der Markgräfin Luise von Brandenburg, nähern, deren kluges und lebhaftes Wesen bereits dem großen Könige gefallen hatte.

Wegen der Verschiedenheit des Ranges und der Religion stieß die Verbindung bei den Eltern Anfangs auf Schwierigkeiten, fand aber 1796 statt, da sich der König (Friedrich Wilhelm II.) für die Prinzeß und ihre Neigung interessirte.

Die Ehe war eine glückliche. Liebenswürdig, geistreich und kunstsinnig, vereinigte der Fürst in seiner Person „alles Ritterliche, Poetische und Hochsinnige, was man bei edlen Polen findet, einen schönen Körper, eine schöne Seele, Geist, Anmuth und Güte." Wissenschaftlich hochgebildet und besonders musikalisch beanlagt, spielte der Fürst das Cello, sang und componirte meisterhaft. Goethe hat von ihm gesagt, daß er der erste wahre Troubadour, der ihm vorgekommen. Ein Mäcen der aufstrebenden Talente, war er gastfrei und unterstützte mit freigebiger Hand, wer seiner bedurfte. Die ersten Künstler erbaten sich von ihm ein Urtheil.

Ueber die Prinzeß, seine Gemahlin, hat ein Zeitgenosse, Carl v. Röder, geurtheilt: „Die Fürstin war eine höchst edle Frau, gleich ausgezeichnet durch Bildung, Verstand, Geist und Herz, so recht eine preußische Prinzessin, voller

Liebe zu ihrem Vaterlande. Sie kannte die Geschichte desselben, hatte bei hoher Würde eine unbeschreibliche Freundlichkeit und war mittheilsam. Ihr Umgang wirkte wohlthuend und belehrend."

Das Radziwill'sche Haus in der Wilhelmsstraße, das jetzige Palais des Reichskanzlers, wurde unter solchen Umständen ein Mittelpunkt der Edelsten ihrer Zeit. Männer der Wissenschaft und Künstler wie Mendelssohn, Rauch, Schinkel, Spontini begegneten sich daselbst mit der Hofgesellschaft, was damals noch eine Seltenheit war.

Am 28. October 1803 wurde in dieser Umgebung die Prinzeß Elise geboren. Bald darauf raubte der Krieg der Mutter den Bruder, den Prinzen Louis Ferdinand, der mit seiner hohen Begabung eine große Hoffnung unseres Volkes war.

In der Zeit der Erniedrigung Preußens gehörte Prinzeß Luise zu den starken Geistern, welche an der Zukunft des Vaterlandes nicht verzweifelten; sie bildete mit der Königin Luise und der Prinzeß Wilhelm jenes Dreigestirn weiblicher Tugend und edler Gesinnung, welches die dunkle Nacht der Prüfungen erhellte, den Geist der Erhebung nährte.

Nach dem Tode der Unvergeßlichen wurden die Prinzessinnen Luise und Wilhelm zum Mittelpunkt der vaterländischen Liebesthätigkeit.

Der älteste Sohn der Prinzeß Luise, der spätere Chef des Ingenieurcorps, kämpfte, kaum sechzehnjährig, auf den Gefilden Leipzigs.

Als der Friedensschluß bei Hofe gefeiert wurde, stellte die zwölfjährige Prinzeß Elise die Freundschaft in einer Quadrille „wunderlieblich" dar; der sechs Jahre ältere Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, begrüßte sie als Kaiser Conrad III., ein ansprechendes Bild für alle Zuschauer.

Fürst Anton übernahm die ihm angetragene Statthalterschaft des Großherzogthums Posen mit der Residenz daselbst. Einen Theil des Sommers brachte er auf seinem benachbarten prächtigen Landsitz Antonin zu; den Winter verlebte er mit den Seinen nach wie vor in Berlin.

Mit dem Zeitpunkte, wo die prinzlichen und königlichen Kinder heranwuchsen, entfaltete das fürstliche Haus seinen vollen Glanz.

Zu den Begünstigten desselben gehörte frühzeitig der Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, und Oldwig v. Natzmer. Dieser wurde dabei zum Vertrauten in der Herzensangelegenheit des Prinzen und der Prinzessin Elise.

II.

Als, auf der Brautfahrt der Prinzeß Charlotte, Natzmer den Prinzen Wilhelm nach Rußland begleitete, schrieb er der Prinzeß Luise aus dem ersten Absteigequartier. Diese antwortete ihm:

„Berlin, 18. Juni 1817. Grüßen Sie den lieben Prinzen Wilhelm herzlich. Sagen Sie ihm, daß seine Briefe aus Danzig dem Könige viel Freude gemacht haben."

„Posen, 27. Juli. Tausend Empfehlungen dem Prinzen; ich freue mich der versprochenen Blumen und Ihres Stillschweigens über seine Gesundheit. Wie

glücklich würde es mich machen, wenn wir den Prinzen und Sie, lieber General, noch hier sehen. Wie unendlich viele Fragen würden Sie zu beantworten haben."

Der Prinz folgte der Einladung auf der Heimreise. Wir entnehmen über den dortigen Aufenthalt dem Tagebuche Natzmer's:

„Posen, 11. 1. 18. Der Fürst kam uns bis an die Grenze entgegen. Wir stiegen zu ihm in seinen Wagen. In der Stadt Posen war überall freudige Bewegung. Prinzessin Luise hatte eine große Freude. Wir wohnten bei ihr auf dem Schloß.

Die Prinzessin findet hier großen Beifall und nutzt uns mehr als alles Uebrige." —

Im Winter darauf finden wir den Fürsten in Berlin beschäftigt, eine Aufführung seiner Faust-Composition zu bewerkstelligen, die „mit ihren Engelchören am Ostermontag das Verständniß für dies Meisterwerk der Goethe'schen Poesie vermittelte".

Der seit 1816 von Weimar an das Königl. Theater nach Berlin berufene Schauspieler Pius Alexander Wolff, welcher den Faust darstellte, hat darüber einem Freunde geschrieben: „25. Mai 1819. Unser Fürst Radziwill hat sich seit zehn Jahren mit der musikalischen Composition des Faust beschäftigt und zwar auf so geniale Weise, daß Goethe und alle Musiker darüber beglückt sind.

„Zum Geburtstagsfest seiner Gemahlin (24. 5.) ist ein eigenes kleines Theater in Monbijou (der Wohnung des Herzogs Carl von Mecklenburg, Commandirenden des Garde-Corps) erbaut worden, wo zwei Scenen, (darunter die Studirscene), vorgestellt wurden. Der Herzog, Bruder unserer verstorbenen Königin, gab den Mephistopheles, ein Graf von Voß den Wagner, Graf Brühl den Erdgeist und ich den Faust.

„Die Zuschauer bestanden aus sämmtlichen hiesigen höchsten Herrschaften und einigen ausgezeichneten Männern. Die Wirkung war so begeisternd, daß es über alle Beschreibung geht.

„Mir ward die Ehre, von den höchsten Herrschaften nach dem Fallen des Vorhangs vorgerufen zu werden und alle ersinnliche Gnade zu genießen. Ich glaube nicht, daß ein ähnliches Hervorrufen schon stattgefunden hat, denn die es thaten, waren lauter fürstliche Häupter, und was mich am meisten gefreut, es geschah aus reinem Enthusiasmus. Meine Bescheidenheit erlaubt mir nicht, es Ihnen näher zu beschreiben" [1]).

Am 24. Mai 1820 wurde der ganze Faust aufgeführt. Zu den Zuhörern gehörte Alles, was Berlin an Adel der Geburt und des Geistes aufzuweisen hatte. Auch der König wohnte der Darstellung mit seinen Söhnen bei. —

Prinz Wilhelm schrieb seinem inzwischen nach Breslau versetzten Freunde Natzmer:

„Berlin, 30. Mai 1820. Auf dem Balle bei Prinzeß Radziwill, dem an ihrem Geburtstage, der, ähnlich wie im vergangenen Jahre, in Monbijou gefeiert wurde und anderen mehreren Gelegenheiten hörte ich oft und von vielen

---

[1]) Illustrirte Zeitung, 1889, 92. Band, S. 216.

Seiten, wie Sie vermißt werden! Mir fehlen Sie aber öfter als bloß bei solchen Gelegenheiten!

„Wegen meiner Badereise ist es noch nicht ganz im Klaren. Genehmigt hat sie zwar der König, doch sich vorläufig für Teplitz erklärt; sämmtliche Facultät findet dasselbe aber für das erste Mal zu heftig und angreifend für mich und dringt auf Warmbrunn, weil die thüringischen Bäder wohl zu entfernt sein möchten.

„Wie gerne ich nach Schlesien käme, wissen Sie, und aus doppeltem Grunde: einmal, Sie zu sehen, zweitens, weil ich im Lande bleibe; ich denke, morgen soll es sich entscheiden.

„Gestern Abend waren wir bei der Prinzeß Luise (Radziwill) zu einer musikalischen Soirée, wo Spontini eingeführt wurde, welcher Tags zuvor einpassirte. Heute wird ihm zu Ehren die Vestalin gegeben.

„Wegen Ihres Besuches in Posen avertire ich Sie.

„Wie mir Prinzeß Luise mitgetheilt hat, denkt sie Anfangs Juli auf drei Wochen nach Salzbrunn zu gehen. Auch aus dieser Rücksicht ginge ich gern nach Warmbrunn."

Man merkt diesen Zeilen eine gewisse innere Bewegung an. Hatten sich die jungen Herzen, wenn auch unbewußt, bereits gefunden?

Am 3. Juni wandte sich Prinzeß Luise mit der Bitte an Natzmer, ihr in Salzbrunn eine Unterkunft zu vermitteln. „Von dort hoffe ich," schrieb sie „einige Wochen nach Landeck zu gehen. Gebe der Himmel, daß nichts diesen schönen Plan vereitelt.

„Ich rechne darauf, daß wir Sie in Schlesien sehen, aber darum nicht den versprochenen Besuch in Posen entbehren.

„Am 13. wollen die drei Prinzen Friedrich Wilhelm, Wilhelm und Karl (Söhne des Königs) nach Freienwalde, auch wir mit Prinzeß Friedrich[1]) und Prinzeß Alexandrine und Luise (Töchter Friedrich Wilhelm's III.). Ich war nie dort und freue mich dazu. Es werden an dem Tage drei Jahre, daß Prinzeß Charlotte auf ihrer Reise nach Rußland von ihren Geschwistern dort schied."

Und später: „Die Tage von Freienwalde zähle ich zu den frohsten, die ich seit lange verlebte. Der Kronprinz war ganz der Alte und Wilhelm und Alle sehr vergnügt."

Natürlich war die Prinzeß Elise mit bei der Partie. Ob sich die Fürstin bereits mit Hoffnungen für ihre Tochter trug?

Natzmer brachte die Radziwill'sche Familie in Fürstenstein unter, das dem Grafen Heinrich VI. von Hochberg gehörte. Die Prinzeß Luise dankte:

„22. Juli. Wir reisen Dienstag früh.

„Die Reise des Prinzen Wilhelm ist nun auch entschieden; er geht nach Schlesien nach der Taufe des kleinen Prinzen Friedrich und will über Fürstenstein reisen. Ich hoffe, Sie erwarten ihn bei uns."

---

[1]) Geborene Prinzeß von Anhalt-Bernburg.

An demselben Tage schrieb Prinz Wilhelm an Natzmer:

„Wenige Zeilen sollen dazu dienen, Ihnen meine Badereise nach Landeck zu annonciren. Ich freue mich außerordentlich der Reise, wegen des Wiedersehens Ihrer. Wäre nicht Schlesien gewählt worden, so würde ich am liebsten ein thüringisches Bad besucht haben, schon um die Verwandten auf der Reise zu besuchen. Indessen der König wollte es wegen der Entfernung nicht."

In der großen Welt sprach man davon, daß der Prinz eine Verbindung mit der Prinzeß Elise plane.

Den Prinzen beunruhigte das Gerede, sobald er davon hörte, da er bei aller Freude an dem Umgange mit den Radziwill's die trennenden Umstände der beiderseitigen Verhältnisse wenn auch mehr ahnte als kannte. Er schüttete darüber in einem Briefe an Natzmer, der im Begriffe stand, als Militärcommissär zur österreichischen Armee nach Italien zu gehen, sein Herz aus:

„Berlin, 19. December 1820.

Prinzeß Luise wird übermorgen hier erwartet. Das Gerücht, als würde ich mit der Radziwill'schen Familie in nähere Verbindung treten, ist gewiß auch bis zu Ihnen gedrungen. Meine Freundschaft zu Ihnen und das mir von Ihnen stets bewiesene Vertrauen fordert eine Erklärung gegen Sie über diesen Punkt, der Ihnen vielleicht selbst ernster erscheint, als er es sollte. Daß an eine dergleichen Verbindung niemals zu denken wäre, ist stets in mir befestigt gewesen, die Collisionen mit der übrigen Familie wären zu groß und unangenehm. Dennoch konnte eine Neigung in mir aufsteigen zu dem einzig hier in Rede stehenden Gegenstande, die zu errathen und zu vergrößern man sich erlaubt hat und so Anlaß zu dem besagten Gerüchte gegeben hat. Dasselbe fand Nahrung in dem neuerlich ganz zufälligen Zusammentreffen in Schlesien. Bei meiner Abreise dahin kam mir erst das ganze Geschichtchen zu Ohren.

„Daß ich zurückgezogener werden mußte in meinem Benehmen, verstand sich von selbst, da ich dieser vermutheten Verbindung keine Wahrscheinlichkeit geben wollte, da sie nie stattfinden kann.

„Dies habe ich in allen meinen Aeußerungen, wenn darauf angespielt wurde, dargethan, und hoffe so das Gerücht bald verstummen zu sehen.

„Daß bei meiner einmal entstandenen Neigung ich nicht wünschen sollte, daß die genannten Familienrücksichten nicht stattfänden, werden Sie begreifen; indessen unter diesen Umständen kann und darf ich der Stimme meines Herzens nicht Gehör geben, und somit sind alle ferneren Gedanken über diesen Gegenstand abgeschnitten.

„Nicht ohne ein eigenes Gefühl sehe ich daher die Familie hier anlangen; ich wünschte, ich wäre an Ihrer Stelle und könnte fort nach Italien!"

Man staunt, mit welcher Selbstüberwindung der jugendliche Prinz in dieser ersten Herzensangelegenheit den Weg der Pflicht zu gehen wußte.

III.

War die Neigung des Prinzen aussichtslos, so bot sich für ihn in der That kein anderer Ausweg, als die Entsagung. „Noch aber ist, vom menschlichen Standpunkt zu reden, das Kraut des Vergessens für liebende Herzen nicht ge-

funden." Es blieb dem Prinzen nichts übrig, als „zurückgezogener zu werden." Die gesellschaftlichen Berührungen ließen sich aber in der Residenz nicht vermeiden, wo der Besuch fremder Fürstlichkeiten die Anwesenheit der ganzen Hofgesellschaft erforderte.

Eine Veranlassung zu solchen Festlichkeiten war die Anwesenheit des Großfürsten Nikolaus mit seiner Gemahlin. Ihr, der vielgeliebten Prinzeß Charlotte, eine glänzende Huldigung darzubringen, wurde „Lalla Rookh", eine morgenländische Dichtung nach Thomas Moore, aufgeführt. Die Prinzeß Elise, welche in ihrer Rolle als Peri von dem 1861 gestorbenen Historienmaler Hensel verewigt wurde, erhielt den Preis der Schönheit. Man nannte sie „die weiße Rose".

Von mittlerer Größe und schlank, mit einer hohen edlen Stirn und aschblondem Haare, die Nase leicht gebogen, hatten ihre großen blauen Augen einen unsagbar schwärmerischen und doch gehaltenen seelischen Ausdruck. Dabei, ohne große Schulweisheit, klug und bescheiden, für Jedermann gütig, stand ihre Erscheinung mit ihrem fürstlichen Range in seltener Harmonie.

Prinz Wilhelm, der in dem Festspiel als einer der Söhne des prachtliebenden Herrschers von Delhi, Aurungzebs', durch seine herrliche Gestalt auffiel, zeigte sich, wie immer, freundlich und gewinnend.

In welcher peinlichen Lage er sich aber dabei innerlich befand, entnehmen wir aus seinen Briefen an Natzmer:

„Berlin, 30. 1. 21. Was in den Zeitungen über das Tableau der Peri und des Ghebern gesagt wird, ist sehr wahr. Ersteres ward durch Prinzeß Elise (Peri) und Gräfin Mathilde Voß (Engel des Lichts) dargestellt, letzteres durch Bojanowsky, der sich von der Zinne des Thurmes ins Feuer, und Gräfin Brühl, die sich ins Meer stürzt, während Prinz Radziwill Vater und noch mehrere wüthend den Thurm erstürmen.

„Ueberhaupt ist Berlin dies Jahr sehr brillant.

„Unser König, heißt es, wird im März zum Congreß gehen, weil um diese Zeit das Einrücken der österreichischen Armee stattfinden wird. Wie gerne ginge ich mit und weiter!

„Daß mir hier jetzt nicht froh ist, begreifen Sie; — wäre Charlotte nicht hier, so wüßte ich nicht, was ich aufbieten würde, um fortzukommen. Nun, glücklich sind Sie."

„Berlin, 3. 2. 21. Sie haben den Befehl zur Abreise. Wenn Sie Roma superba passiren und die herrliche Stadt, Luft und Gegend in vollen Zügen genießen, so denken Sie zuweilen Desjenigen, der gerne jetzt weit von Berlin wäre."

„Berlin, 26. 5. 21. Meine Sommerprojecte stehen noch nicht fest; ich hoffe Charlotte in Ems oder Spaa einzuholen, wo sie den Sommer zubringen wird. Erst muß ich nach Stettin und Magdeburg, die Garde-Landwehr zu besichtigen." —

Die erregte Stimmung des Prinzen konnte der Umgebung nicht entgehen. Es mußte daher auffallen, daß der König sich der Prinzeß Elise besonders geneigt zeigte. Man folgerte daraus, daß dieser die Verbindung wünsche. Unter solchen

Umständen begann der Prinz mit der Radziwill'schen Familie wieder unbefangen zu verkehren.

Im Sommer ging er auf längere Zeit nach Aachen und correspondirte über den reiterlichen Dienst mit Natzmer, der, aus Italien zurückgekehrt, auf einer Urlaubsreise die Radziwill'sche Familie in Posen besuchte.

Man merkt den Zuschriften die gehobene Stimmung an. Der Prinz schrieb:

„Berlin, 20. 9. 21. Wenn ich mich jedes Mal recht herzlich auf ein Wiedersehen mit Ihnen freue, so versprach ich mir gerade nach Ihrer Rückkunft aus Italien interessante Stunden in Ihrer Gesellschaft. Leider mußte ich bei meiner Rückkehr von Aachen Sie schon abgegangen finden."

„29. Oktober 21. Dieser Brief hätte eine lange Reise machen können, hätte mir Schöning (Hofmarschall des Prinzen Karl) nicht gestern gesagt, daß Sie auf Urlaub."

„30. Oktober 21. Soeben erhalte ich einen Brief von Prinzeß Luise, welche mir Ihr Portrait, durch den Prinzen gezeichnet, übersendet; ich erkannte es auf der Stelle, wenn gleich etwas Fremdes in den Zügen ist.

„Es macht mir recht große Freude, eine Zeichnung von Ihnen zu besitzen, da wir uns von Angesicht zu Angesicht nicht mehr sehen können!

„Kommen Sie vielleicht bei Ihrer Rückkehr über Berlin?

„Für Berlin führe ich eine Art Schneckenleben, wie Sie es von sich in Breslau meinen. Größtentheils bleibe ich des Abends allein zu Hause und studire. Ich gefalle mir in dieser Zurückgezogenheit um so mehr, da Nichts hier ist, was mich anzöge oder fesselte, und träume von vergangenen glücklichen Zeiten."

„Potsdam, 25. 12. 21. Die Prinzeß Luise schrieb mir, daß Sie 3 Tage dort (auf der Rückreise) geblieben wären. Sie spricht von Skrupeln, welche Sie haben, diesen Winter nach Berlin Urlaub zu nehmen. Könnte ich Etwas dazu beitragen, diese schwinden zu machen, so sollte es mir sehr lieb sein.

„Die Radziwill'sche Familie wird Sonnabend in Berlin erwartet. Ob sie kommt, daran zweifle ich, denn noch kam dieselbe niemals an dem zunächst bestimmten Tage an. Uebrigens ist die Prinzeß auch noch leidend, wie ich höre.

„In Berlin lebt man in Saus und Braus, jeden Abend bei einem andern Minister. Ich bin bei allen einmal gewesen."

Aus der nachstehenden Zuschrift der Prinzeß Luise an Natzmer ergibt sich, wie vertraut sich der Umgang des Prinzen mit der Radziwill'schen Familie wieder gestaltete. Sie schrieb ihm aus Posen:

„Man hofft sehr, Sie diesen Winter in Berlin zu sehen. Prinz Wilhelm will es Ihnen sonst gar nicht vergeben, daß Sie Ihre Rückreise über Posen nehmen.

„Mein Mann war recht disappointed, Sie nicht mehr hier zu treffen. Er und Wilhelm[1]) und Elise und alle Kinder und Hausgenossen empfehlen sich Ihnen angelegentlich."

Waren die politischen Bedenken gehoben?

---

[1]) Der älteste der Radziwill'schen Söhne.

IV.

Sollte es zu der Verbindung kommen, so mußte man sich, im Interesse der Thronfolge, mit der Frage der Ebenbürtigkeit der Prinzeß beschäftigen und diese außer Zweifel stellen.

Es steht dahin, wann sich der bekannte Rechtsgelehrte Eichhorn für dieselbe aussprach. Das Hausministerium erklärte auf die Aufforderung des Königs, daß die geplante Ehe keine standesgemäße für den Prinzen sei. Habe in früheren Zeiten ein Hohenzoller eine Radziwill in ebenbürtiger Weise freien können, so gelte seit Friedrich dem Großen in Preußen der Grundsatz, daß nur Töchter regierender Fürstenhäuser und vormals reichsständischer Landesherren dem Herrscherhause standesgemäß seien. Diese Hausordnung habe der König (Friedrich Wilhelm III.) anerkannt, als er bei seiner Vermählung mit der Gräfin Harrach aussprach, daß er mit der Tochter einer reichsgräflichen Personalisten-Familie nur eine morganatische Ehe schließen dürfe.

Nach dieser Auseinandersetzung entzog der König dem Verhältnisse seinen Segen und forderte den Prinzen auf, seiner Neigung zu entsagen. Dieser war außer sich und schrieb an Natzmer:

„Berlin, 9. März 1822.

„Welch' eigenes Zusammentreffen. Ich hatte mir beim Erwachen fest vorgenommen, Ihnen zu schreiben, um das von meiner Seite so lange beobachtete Stillschweigen zu brechen, und als ich in mein Arbeitszimmer trat, finde ich einen Brief von Ihnen vor; ich öffnete denselben zitternd, denn ich erwartete mit Recht einige Vorwürfe, daß ich Ihnen noch nicht auf Ihren Brief vom December geantwortet hatte; doch ich fand Nichts von dem, sondern immer nur Ihre alte Freundschaft, die mir so werth ist.

„Erhalten Sie mir dieselbe stets und vorzüglich in diesem für mein ganzes Leben vielleicht entscheidensten und unglücklichsten Tage! —

„Wenige Worte werden Ihnen Alles erklären. Es betrifft nochmals meine Herzensangelegenheit, der Sie im vergangenen Jahre schon so viel Theilnahme schenkten!

„Sie wissen, daß ich mir vornahm, mich zurückzuziehen, aus eigener Wahl, ohne höhern Befehl. Ich fing dieses Benehmen an, — sah aber bald ein, daß es nur eine Komödie war, die ich der Welt gab, denn mein Herz schlug von Tag zu Tage heftiger! und ist dies nicht begreiflich? — So schied ich diesen Sommer mit stärkeren Gefühlen als jemals!

„Meine Traurigkeit, die darauf vorherrschend in mir ward, konnte während der folgenden 6 Monate nicht unbemerkt bleiben. Als Radziwill's aus Posen erwartet wurden, schickte der König zu mir und ließ mich fragen, wie es mit mir stände? Ich mußte frei gestehen, daß meine Neigung nur zugenommen habe und daß ich trotz Vorsatz und Kampf nicht die Kraft in mir fühle, freiwillig zu entsagen, wo ich so tief fühlte und verstanden wurde!

„Der König versprach darauf, Alles anzuwenden, was sich thun ließe, um zu sehen, ob es möglich sei, eine Verbindung zu schließen, die er wünschte, da er Prinzeß Elise sehr gut ist. Dies Versprechen fiel in die Tage der Ankunft Radziwill's! Sie können denken, mit welchen Hoffnungen ich nun in die Zu-

kunft sah und einige recht glückliche Wochen verlebte! Bis nun die schweren Tage folgten!

„Die Recherchen des Hausministeriums in den Archiven hatten ergeben, daß nach allen Stipulationen und Rechtsgründen die Verbindung unstandesmäßig sein würde; — das hatte ich nun gar nicht erwartet, sondern immer nur an die Unannehmlichkeiten der Familienbande gedacht, in welche ich treten würde. Der König forderte nun also eine vollständige Entsagung meiner Aussichten und Wünsche!! — In welchem Kampfe ich während einiger Tage war, ehe ich zur Entscheidung kam, kann kein Mensch sich denken; öfters hatte ich mir die böse Katastrophe vorgestellt; daß sie mich aber so überwältigen würde, ahndete ich kaum! — Alle, die ich um Rath fragte, konnten mir jetzt keinen andern mehr geben, als dem Verlangen des Königs zu willfahren; dies sagte Prinzeß Wilhelm[1]), Brause[2]) und der Großherzog von Strelitz[3]), den ich sehr schätzen gelernt habe. — So entschloß ich mich also, zum Könige zu gehen; er sprach herzlich und gerührt mit mir, mußte aber bei seiner Forderung bleiben; — es war am 16. Februar.

„So stand ich also von dem Tage an wieder verwaist in der Welt, die mir öde und freudenleer vorkommt. Was Theilnahme und Mitgefühl guter, theurer Menschen in solchem Augenblicke sagt, habe ich in vollem Maße empfunden; aber Trost gewährt das Alles nicht, ja es macht das gebrachte Opfer nur noch schwerer, da Alles nur eine Stimme für den für mich verlorenen! Gegenstand hat!! — —

„Ich sollte reisen. Eine Einladung von Prinz Friedrich[4]) nach Düsseldorf langte vorige Woche an; es war mir anheimgestellt, abzugehen wenn ich wollte.

„Noch war immer Nichts der Familie Radziwill über das Vorgefallene mitgetheilt und man mußte sich scheuen, es zu thun, da Prinzeß Luise so sehr leidend diesen Winter ist. Meine Reise in dieser Jahreszeit mußte natürlich Eclat machen, und den wünschte ich zu vermeiden und glaubte und hoffte auch, die Kraft zu haben, in Prinzeß Elisens Nähe den Kampf zu bestehen, so lange sie von Nichts wußte; ja sie ahnte von Nichts, im Gegentheil, je ernster und verstimmter sie mich sah, je freundlicher war sie gegen mich! was mußte ich also nicht leiden. —

„Indessen vorgestern hat Prinzeß Luise (die Mutter) selbst die Enträthselung herbeigeführt, denn sie schrieb mir einen so unendlich herzlichen, liebevollen Brief, in welchem sie mich aufforderte, ihr Vertrauen und Mittheilung in dem an mir bemerkten Kummer zu schenken, denn sie ahne ihn zum Theil

---

[1]) Gemahlin des älteren Prinzen Wilhelm.

[2]) General, einst Gouverneur des Prinzen Wilhelm, seit 1817 Commandeur des Cadetten-Corps.

[3]) Aeltester Bruder der Königin Luise.

[4]) Rechter Vetter des Prinzen Wilhelm, Sohn des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Friederike von Mecklenburg. Damals Divisions-Commandeur in Düsseldorf, residirte Prinz Friedrich lange Jahre daselbst auf dem Jägerhofe. Er ist der Vater unserer Prinzen Alexander und Georg.

und wußte schon Manches!! was mich schmerzte. — Wie vom Schlage war ich gerührt. —

„Gerade am selbigen Tage hatte ich an Wilhelm Radziwill[1]) geschrieben; zu Folge einiger ihm entfallener Worte, welche ich auf diese Angelegenheit bezog und mit Zustimmung der Vertrauten meines Herzeleids, hatte ich ihm Alles gestanden. Er kam darauf zu mir.

„Und gestern habe ich ihm die Antwort an seine Mutter übergeben!

„So bin ich heute nun in banger Erwartung, ob sie mich noch sprechen wollen oder nicht. Auf alle Fälle reise ich, hoffentlich schon Montag, nach Düsseldorf und dem Haag[2]), bis Mitte April vorläufig. Nach der Rückkehr wird sich dann, nach überwundenem ersten Schmerz, ein neues Verhältniß zwischen uns bilden.

„Denken Sie sich in meine Lage, und Sie werden sich vorstellen, in welcher Stimmung und in welchem Zustande ich bin.

„Nun auch genug davon. Auf Ihre Freundschaft rechnend, konnte ich diese lange Leidensgeschichte aufsetzen. Kummer macht selbstsüchtig, dann spricht man sich gern ganz aus, denkend, Andere fühlen mit!!

„Leicht werden Sie sich nach dem Gelesenen überzeugen, daß ich wohl nicht daran denke, die zweite Prinzeß von Bayern ihrer vielleicht herkommenden älteren Schwester nachzuführen.

„Die kronprinzliche Angelegenheit ist noch immer nicht so weit, als die Gerüchte sie ausschreien; doch ist die Möglichkeit noch vorhanden, indem man keineswegs gebrochen hat, sondern die Unterhandlungen wegen der Religion noch fortwährend gehen.

„Halb 7 Uhr Abends. Ich eile zum Schluß, denn ich soll zu Prinzeß Luise kommen!!

„Ich bin nicht mehr im Stande, ein Wort zu schreiben. Also Lebewohl!

Ihr Freund
Wilhelm."

Der Prinz ging auf Reisen. In wie weit es ihm gelang, seiner Leidenschaft Herr zu werden, ersehen wir aus seinen weiteren Briefen:

„Haag, 21. April 1822.

„Ihr lieber Brief, bester Natzmer, vom 15. vorigen Monats hat mir eine große Freude gemacht und mich innig gerührt! Ihre treue Theilnahme bei dem über mich so schwer vom Himmel verhängten Geschick spricht sich so freundschaftlich und offen aus, daß ich Ihnen diesen neuen Beweis Ihrer Anhänglichkeit nicht genug danken kann! Wie oft habe ich daran gedacht: wären Sie in Berlin gewesen, Sie zum Reisebegleiter zu erbitten. Aber so war die Entfernung von Ihnen zu groß und die Abreise zu schleunig! —

„Die Reise bekommt mir zwar wohl, doch kann ich trotz der treuen Freundschaft, welche ich vorzüglich hier gefunden habe, noch keine Fröhlichkeit wieder in

[1]) Der Sohn der Prinzessin Luise.

[2]) Hier war Königin Wilhelmine, Gemahlin König Wilhelm's I., Mutter des Prinzen der Niederlande, eine Schwester Friedrich Wilhelm's III.

mir verspüren; ich bin den Vergnügungen abgestorben, und da ich ohne angestrengte Beschäftigung bin, so schwelge ich in den glücklichen und unglücklichen Augenblicken der Vergangenheit.

„Jawohl ist der Krieg ein erwünschtes Ereigniß in diesem Augenblick für mich[1]). Schon lange hatte ich die Idee in mir befestigt, den König zu bitten, mir die Campagne mitzumachen zu erlauben. Jetzt, wo die Sachen zum Spruch gekommen zu sein scheinen, habe ich meine Bitte dem Könige vorgetragen; morgen muß er sie erhalten. Ich habe ihm so aufrichtig geschrieben, daß ich hoffen darf, die Erlaubniß zu erhalten. Meine jetzige Lage und das Interesse eines Krieges sprechen zu deutlich und zu sehr für mich, als daß ich nicht die Erfüllung meines Wunsches erwarten könnte; eben dies schrieb ich auch dem Könige.

„An Brause schrieb ich vorläufig, daß ich ihn beauftrage, Witzleben[2]) zu sagen, daß, wenn von meinem Projecte die Rede sei, ich Ihnen das Versprechen gegeben, — welches hiermit geschieht — Sie in meiner Begleitung mitzunehmen, wenn anders dies noch Ihr Wunsch geblieben ist. Ich wünsche nichts mehr als dies und freue mich sehr auf die Realisirung dieser Pläne. Der Oberst Roeder hat ein ähnliches Versprechen schon lange von mir. Liebhaber werden sich gewiß genug finden, doch würde man etwas wählen müssen unter ihnen.

„Ueber meine Rückkehr ist noch Nichts bestimmt. Werden die kriegerischen Pläne acceptirt, so eile ich zurück, so bald und so rasch als nöthig ist. Sonst habe ich den König bitten müssen, mein Ausbleiben bis nach Alexandrinen's Vermählung[3]) zu vertagen, denn Sie begreifen, daß es zu viel von mir verlangt sein würde, diesen Tag in Gemeinschaft mit Prinzeß Elise begehen zu müssen. Wie überhaupt jedes öffentliche Erscheinen mit ihr mir höchst penible jetzt noch sein würde; doch sehne ich mich unendlich darnach, sie noch einmal zu sehen, ehe wir uns auf wohl lange Zeit trennen werden, jedoch wünsche ich dies Wiedersehen nicht vor der Welt. Vielleicht gibt Fürstenstein dazu Gelegenheit. — Doch der Krieg kann Alles anders gestalten.

„Mein hiesiger Aufenthalt in dem mir bisher unbekannt gewesenen Holland gewährt manches Interesse, Schönheit der Natur aber keineswegs. Es ist aber wahrlich ein merkwürdiges Land und Volk. Der Haag ist sehr wenig belebt, im Genre von Potsdam; dagegen hat mir Amsterdam sehr gefallen, obgleich ich daselbst fünf Tage an heftigen Zahnschmerzen litt. Auch war ich nach dem Texel; eine wahre Wüstenei ist daselbst der sogenannte Helder.

„Für Ihre treuen Wünsche zu meinem Geburtstage noch 1000 Dank. Das war ein trauriger Tag dieses Mal für mich! Die Gemüthsstimmung übermannte mich so an demselben, daß ich krank ward und recht leidend am Fieber während zwei Tage.

„Ich vertraue dem Himmel und baue auf ihn; er hat mich nicht verlassen und mir Kraft und Stärke verliehen, seinen unerforschlichen Willen zu tragen,

---

[1]) Man sprach von einem neuen orientalischen Kriege Rußlands.

[2]) Als Chef des Militärcabinets.

[3]) Prinzessin Alexandrine vermählte sich am 25. Mai 1822 mit dem Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin und wurde 1842 Wittwe.

und in selbiger Art hat er auch seine Segnungen über den mir entrissenen theuren Gegenstand ergossen!

„Antworten Sie, so adressiren Sie Ihren Brief am sichersten nach Düsseldorf. Ich gebe Ihnen gleich Kunde, so bald ich etwas über meine kriegerischen Pläne erfahre.

Ihr treuer Freund
Wilhelm."

„Coblenz, 29. Mai 1822.

„Welche Freude haben Sie mir durch Ihren Brief vom 12. d. Mts. gemacht, indem Sie sich so gern meinen Wünschen fügten. Aber seitdem ist Alles wieder anders geworden, und die schönen kriegerischen Aussichten sind verschwunden. Auch hat der König, wie es scheint, meine Bitte nicht sehr gnädig aufgenommen, warum weiß ich nicht, weil er mir die wenigen Worte nur schrieb: es gibt keinen Krieg. Wie mich das betroffen und erschüttert hat, können Sie sich denken, denn meine Hoffnung hatte ich auf diese großartige Zerstreuung gelegt, — und außerdem, daß diese verschwand, mußte ich noch gar fürchten, die Ungnade des Königs auf mich gezogen zu haben. Es war fast zu viel für mich in meiner schon so großen Wehmuth.

„Seit einigen Tagen habe ich nun die Aussicht, nach Berlin zurückzukehren, wo ich die wehmüthige Freude haben werde, meine letzte Zusammenkunft mit der Radziwill'schen Familie zu haben. Ich hatte dies Wiedersehen an dem Orte in Schlesien gewünscht, an welchem sich Radziwill's diesen Sommer aufhalten wollen, um den Unannehmlichkeiten zu entgehen, welche die große Stadt für eine solche Zusammenkunft hat! Doch auch dies ist mir abgeschlagen worden, und ich soll nach Berlin kommen. Zum Glück sind die Festlichkeiten dann vorbei. Diese letzte Zusammenkunft vor einer dann gewiß langen und entscheidenden Trennung gewährt mir einen hohen Trost, wenngleich es noch schwere Augenblicke geben wird! —

„Ende Juni oder Anfang Juli werde ich nach Teplitz gehen. Wäre es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, mich dort zu besuchen? Wie lieb würde mir dies sein. Sollte etwa von einer Begleitung in diesem ausländischen Bade die Rede sein, so habe ich, auf Ihre Nachsicht und Einwilligung rechnend, mir Ihre Gesellschaft vom Könige erbeten. So werden wir uns also, hoffe ich, doch vereinigen, wenn auch nicht zum Kriege. Natürlich erfahren Sie noch das Nöthige, sobald etwas entschieden ist. Vieles wird sich dann besser mündlich erzählen und mittheilen lassen, als es schriftlich möglich ist. Bis dahin spare ich mir also auch alle Beschreibungen meines Aufenthalts in Holland, der Bereisung der befestigten Grenze u. s. w. auf.

„Ich muß jetzt schließen, die Post gebietet es.

„Also auf Wiedersehen.

Ihr Freund
Wilhelm."

Ueber die Wiederbegegnung des Prinzen mit der Prinzessin Elise ist nichts weiter bekannt geworden.

Natzmer erhielt den Befehl, den Prinzen zunächst nach Teplitz zu begleiten. Kurz vor seiner Abreise schrieb ihm Prinzeß Luise:

„Ich habe den Auftrag, Sie von der Herzogin von Cumberland [1]) einzuladen, mit uns den Abend dort zuzubringen. Ich melde es Ihnen nur für den Fall, daß Sie später als 9 Uhr zu uns kommen; sonst nähme ich gerne bei mir erst von Ihnen Abschied und gäbe Ihnen meinen Segen.

„N. S. Sie gehen heute oder morgen dem Prinzen Wilhelm nach Potsdam entgegen. Darf ich Sie um Besorgung einliegenden Briefes bitten, mit tausend herzlichen Grüßen für den lieben Prinzen. Ich habe nicht gewagt, mehr als einige Worte zu ihm zu sprechen. Die Vergangenheit hat mich zu tief und schmerzlich ergriffen.

„Herzlich freue ich mich, daß dem Prinzen durch Ihre Nähe Trost und Zerstreuung werden wird."

In Teplitz gewann sich der Prinz die Herzen der Badegesellschaft; nicht genug wußte die Familie Clary seine Liebenswürdigkeit zu rühmen.

Nach Beendigung der Cur ging der Prinz mit Natzmer zu einer Besichtigung nach dem Rhein und schloß sich dem Könige an, als dieser mit dem Prinzen Karl zum Congreß nach Verona ging und einer Einladung des Papstes nach Rom folgte.

Wie wir aus einem Briefe ersehen, den der Prinz nach der Heimkehr an Natzmer schrieb, erfrischten ihn die Eindrücke der Reise, ohne aber die Gefühle seines Herzens abzuschwächen.

„Berlin, 3. April 1823.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, bester Natzmer, für Ihre treuen Wünsche zum 22. März; es ist mir eine angenehme Ueberzeugung, daß Ihre Gesinnungen nicht bloß Worte sind, die verhallen, sondern daß sie wirklich Aeußerungen der Freundschaft für Denjenigen sind, der schon von früher Jugend und nun in so verschiedenen späteren Jahren und Zeiten Ihnen nahe stand.

„Nehmen Sie auch bei dieser Gelegenheit nochmals meinen Dank für all' die treue Theilnahme und den gütigen Beistand, welchen Sie Beides mir so oft und auch auf der letzten schönen Reise bewiesen. Mögen die letzten Worte, welche ich Ihnen beim Abschied sagte, in Erfüllung gehen — und wir sehen uns in einem heiteren Zeitpunkte wieder!

„Seit dem Ende des Carnevals, mit welchem der Reiz der Neuheit, des Wiedersehens und des Erzählens so viel des Schönen, was man gesehen hatte, auch zu Ende ging, trat für mich eine wenig erfreuliche Zeit ein; erst jetzt mit dem Erwachen des Frühlings kehrt Heiterkeit bei mir ein."

---

[1]) Die Wittwe des Prinzen Ludwig, welche demnächst den Prinzen Solms-Braunfels, dann den Herzog Ernst August von Cumberland heirathete, der, nachmals König von Hannover, bis zu seiner Thronbesteigung in Berlin lebte.

V.

Das Fortglimmen der Leidenschaft in dem Herzen des Prinzen vermochte dem scharfen Auge des königlichen Vaters auf der Reise nicht zu entgehen. In der Hoffnung, die Hindernisse, welche sich der Verbindung entgegenstellten, doch noch zu beseitigen, berief der König den Staatsrath. Aber auch dieser sprach sich in seiner Majorität gegen die Ebenbürtigkeit aus.

Ließ nun auch die Vermählung des Kronprinzen die Bedeutung der Ehe des Prinzen Wilhelm für die Thronfolge eine Zeitlang zurücktreten, so mußte man doch auch bald mit der Möglichkeit rechnen, daß die Ehe des Thronerben kinderlos bleiben werde. Unter solchen Umständen schwankte der König in seinen Entschlüssen, nach welchen der in seinen Gefühlen zwischen Furcht und Hoffnung schwebende Prinz so sehr verlangte.

Jeder, der seine damaligen Briefe an Natzmer liest, wird seine hohe Haltung bewundern.

„Berlin, 22. Februar 1824.

„Vor einigen Tagen hat mir Brause Ihre Empfehlungen gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Auch sprachen Sie ihm von meiner früheren Idee, mich in Schlesien anzukaufen. Alle Ideen der Art habe ich mir vor der Hand aus dem Sinne geschlagen: Einmal, weil ich allein keine Freude an solchen Besitzungen finden würde, anderentheils aber auch Ihre Provinz gerade diejenige ist, wo sich die Personen und Gegenstände ansässig machen wollen, welche ich noch stets vermeiden muß[1]). Denn meine Angelegenheit steht in einer Krisis.

„Der König, den ich früher verstanden hatte, als wünsche er nurdie Hindernisse hinweg geräumt zu sehen, die sich meinem Glück entgegenstellen, um seine Einwilligung geben zu können, hat sich vor zwei Monaten in einer sehr heftigen Unterredung mit mir so ausgesprochen, daß ich jede Hoffnung mir habe schwinden sehen! Ein entsetzlicher Zustand bemeisterte sich meiner, aus dem ich mich nicht anders 'rauszureißen wußte, als indem ich dem Rath des Kronprinzen und des Prinzen von Oranien folgte und dem Könige schrieb, daß nach jener Unterredung, in der ich sein Inneres erkannt und seinen Willen gelesen hätte, mir keine Hoffnung mehr bliebe und ich ihn daher fragen müsse, ob er nun endlich seine Entscheidung geben wolle, die ich bereits in ihm erkannt hätte. Auch Prinzeß Luise, der ich schrieb, wie hoffnungslos meine Lage sei, schrieb dem Könige, gleichfalls auf Entscheidung drängend. — Aber auch diese Mittel haben noch nicht zum Ziele geführt; denn seit drei Wochen sind jene Briefe beim Könige, der sie sehr gut aufgenommen hat — aber noch keine Entscheidung treffen will! Er will noch nach diesem fragen und nach jenem, kurzum — nur Aufschub; — aber das entsetzlich Peinliche meiner hoffnungslosen Lage wird nicht berücksichtigt. Es ist kaum zum ertragen. —

„Ein Blick in unsere äußere Lage gereicht gewiß auch nicht zur Aufheiterung; Alles, was wir so oft zusammen besprachen und mit Leidwesen sahen, scheint mir nur noch immer schlimmer seitdem geworden zu sein und das deshalb, weil

[1]) Fürst Anton kaufte 1824 Ruhberg im Hirschberger Thal, nachdem seine Familie dasdortige Schlößchen als Sommeraufenthalt benutzt hatte.

man, wie in meiner Privatangelegenheit, — aus Mangel an Energie zu keinen Entschließungen und kräftigen Maßregeln kommt! Gott weiß, wie das noch endigt!

„Aber lassen wir uns nicht abschrecken, wirke ein Jeder, der es rechtlich meint, so thätig, als er es vermag; denn, wenn selbst die Besten sich aus Ueberdruß zurückziehen, dann fällt Alles zusammen. —

„Leben Sie wohl und schreiben Sie bald Ihrem treuen Freund

Wilhelm."

„Berlin, 31. März 1824.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, bester Natzmer, für Ihre beiden lieben Schreiben, von denen letzteres Ihre gütigen Wünsche zum 22. enthält[1]). Der Tag ist für mich, wie nun schon öfter, als ein Tag banger Erwartungen, aber nicht erfüllter Hoffnungen, dahingegangen. Alles, was mich und mein Schicksal betrifft, ist wieder auf die lange Bank geschoben; der König konnte sich nicht entschließen, auf meinen Brief ein Nein auszusprechen. Da er es diesmal nicht vermochte, so weiß ich gar nicht mehr, was ich von seiner Ansicht denken soll! Die Zukunft wird es lehren.

„Seien Sie überzeugt, daß Alles, was Sie mir theilnehmend zurufen, Eingang bei mir fand, indem es die Ansichten eines echt religiösen Sinnes sind, der sich auf der weisen Mittelbahn zwischen Freigeisterei und Frömmelei zu erhalten weiß. Traurig nur, daß unser Zeitalter diese schöne Mittelstraße nicht wandeln will und sich so gewaltig zu letzterem Extreme neigt."

Man suchte in einer Adoption der Prinzeß durch den Bruder ihrer Mutter, den Prinzen August, die Bedenken gegen die Ebenbürtigkeit zu beseitigen. Noch einmal durfte Prinz Wilhelm hoffen.

Er schrieb:

„Potsdam, 1. April 1825.

„Endlich komme ich dazu, Ihnen, mein bester Natzmer, meinen herzlichsten Dank für Ihren lieben Brief zum 22. März und für Alles, was er Freundschaftliches mittheilt, zu sagen. Wenngleich Ihr Wunsch, daß ich an jenem Tage mich zugleich am lang ersehnten Ziele sicher angelangt sehen möchte, freilich nicht in Erfüllung gegangen ist, so stehe ich nichtsdestoweniger demselben sehr nahe, indem der König nur befohlen hat, das Fest abzuwarten, um bei seiner Rückkehr nach Berlin seine endlichen Bestimmungen mir bekannt zu machen, womit dann die Sache auch wohl wird officiell werden dürfen. Ueber die Art, auf welche wir an dies Ziel gelangt sind, sage ich Ihnen weiter nichts, als daß ich sie nicht zugegeben haben würde, wenn sie nicht gänzlich ohne mein Vorwissen geschehen wäre, so daß ich erst benachrichtigt wurde, als bereits Alles in Richtigkeit und die Einwilligung aus Posen auch schon angelangt war. So konnte ich also nur das Opfer annehmen, was die Radziwill'sche Familie gebrachte hatte!

[1]) Der Prinz war an seinem Geburtstage zum interimistischen commandirenden General des 3. Armeecorps ernannt. Die Gardedivision, welche er hatte, war ihm in diesem Verhältnisse belassen.

„Wie glückselig ich in Posen war, brauche ich Jemandem, der erst seit wenigen Monaten in den Ehestand getreten ist, wohl nicht umständlich auseinander zu setzen. Es genüge Ihnen, wenn ich versichere, daß ich glücklicher mich fühle, als ich es mir nur hätte träumen können! —

„Ihre liebevolle Theilnahme an dem mir zugestoßenen Unfall hat mich gerührt! Die Sache ist gefährlicher als schmerzhaft gewesen und vorzüglich durch die Rückreise verschlimmert worden. Aber gereist zu sein, werden Sie mich nicht tadeln; mein Urlaub war um und jedes längere Ausbleiben hätte aus der Entfernung einen anderen Schein als den der Nothwendigkeit getragen, unter so bewandten Umständen. Wie schwer es mir jedoch ward, mit der Ueberzeugung zu reisen, daß es besser sei, zu bleiben, bedarf unter solchen Verhältnissen keiner Versicherung!

„Ich muß mich noch sehr schonen, eine Sache, die ich bisher kaum kannte, deren Nothwendigkeit ich aber leider einsehe, indem mir Alles leicht Kopfschmerzen zuzieht; ich soll morgen zum ersten Mal das Pferd besteigen."

„Berlin, 18. Mai 1825.

„Daß Sie meiner sogleich in Ihrem Glück gedachten, ist ein Punkt, über den ich mich lebhaft freue.

„Möge der herzliche Wunsch, mit dem Sie Ihren Brief schließen, bald in Erfüllung gehen und ich so glücklich sein, wie Sie es jetzt sind!"

Wie wir aus dem folgenden Schreiben des Prinzen ersehen, ließ die Entscheidung wieder auf sich warten.

„Teplitz, 2. Juli 1825.

„Teplitz ist in diesem Augenblick schon so besucht und selbst von der Gesellschaft so zahlreich, wie sonst nur Mitte Juli. Ich bin wieder hergekommen, — ich weiß kaum wie? Ich sollte in ein Schwefelbad am Rhein; das war mir wegen der Herbst-Rheinreise zu viel, da ich Ende August in Frankfurt a./O. zur Uebung wieder sein muß. Da ward Warmbrunn vorgeschlagen und vom König accordirt; ich hielt es aber für meine Pflicht, den König zu fragen, ob er an die Nähe von Ruhberg gedacht habe, daher ich ohne specielle Erlaubniß wohl nicht nach Warmbrunn zu gehen glauben durfte. Der König hatte dies außer Acht gelassen, und da sich meine Angelegenheit noch immer trainirt, so befahl der König, daß ich wieder hierher gehen und Prinzeß Luise und Elise noch vermeiden möchte. So bin ich denn hier, ohne vom Bade sonderlichen Effect mir zu versprechen, da jetzt mehr meine Nerven als mein Rheumatismus aufgeregt sind.

„Was sagen Sie zu dem Trainiren meiner Angelegenheit? Kaum bin ich hergestellt, so schickt mir W. ein Memoire, was Alles aplanirt und arrangirt, aber zugleich neue Bedenken gegen das Memoire; ich dachte, ich sollte aus der Haut fahren. Er hatte seit fünf Jahren diese Adoptions-Idee gehabt, endlich setzt er sie durch und als Alles richtig ist, läßt er gegen seinen eigenen, seit fünf Jahren als Hausminister überdachten Plan Schwierigkeiten aufstellen. Gibt es etwas Unwürdigeres? Darf ich, darf Prinzeß Luise und Elise, selbst der König so das Spielwerk der Intriguen und Cabalen sein? Er fühlte dies auch und

zog sich zurück, scheinbar, indem er Alles an Müffling übertrug, aber hinter den Coulissen bleibend.

„Müffling ist früher ein acharnirter Gegner gewesen. Seitdem er Alles revidirt, ist er zu andern Ansichten gekommen, vollkommen unparteiisch und hat Alles von Neuem arrangirt. Da man sich in ihm geirrt und keinen Opponenten gefunden hat, so ist auch nicht möglich, daß seine Vorschläge ins Leben treten.

„Wer kann nun noch an Intriguen, Cabale zweifeln, die Müffling auch ganz durchschaut. Setzen Sie sich in meine Lage, welche Geduld muß ich zusammen suchen. Wüßte ich nicht, daß diese allein mir helfen kann, so hätte ich längst schon einen von den saubern Herren umgerannt.

„Der König hat neulich geäußert, in sechs Wochen würde wohl Alles sich entscheiden. Gott gebe es. Nun Adieu!

„Ihrer Frau viel Schönes stets

Ihr treuer Freund
Wilhelm."

Man hat wissen wollen, daß der Anlaß zu den neuen Weiterungen, aber auch zur Lösung der Frage, die Verbindung des Prinzen Karl mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar gewesen sei, indem der Großherzog erklärt habe, er müsse das Vorrecht der Thronfolge in Preußen für die Nachkommenschaft seiner Tochter beanspruchen, wenn Prinz Wilhelm seiner Neigung folge. Es habe damit ein Streit um die Erbfolge gedroht, der um so ernster werden konnte, als die Prinzessin von Radziwill katholisch war.

Die Verlobung des Prinzen Karl fand aber erst statt, nachdem die Radziwill'sche Angelegenheit bereits entschieden war. Jene Verhandlungen sind daher, wenn überhaupt geführt, vor der Verlobung zu Ende gebracht worden.

In jedem Falle erklärten die Minister, daß die Adoption das Blut nicht ersetzen könne.

In einem von Zärtlichkeit überströmenden Briefe hielt der König dem Sohne vor, was Alles, leider vergeblich, versucht sei, die Verbindung zu ermöglichen; es bleibe dem Prinzen Nichts übrig, als zu entsagen.

Der Prinz gab Natzmer von der Katastrophe durch das nachstehende Schreiben Kenntniß:

„Teplitz, 29. Juli 1826.

„Sie werden bereits durch Brause in Kenntniß gesetzt worden sein, bester Natzmer, welch' ein hartes Loos mich nun endlich doch getroffen hat! Es gehört eine seltsame Kraft dazu, seine theuersten, ja die höchsten Wünsche aufopfern zu müssen! Aber in welchem Grade muß sich bei mir diese Kraft steigern im Aufgeben einer Verbindung, die von allen Seiten der zunächst Interessirten gewünscht ward, — und die nur äußere Verhältnisse lösen, — und in welcher ich nun so viele, viele Jahre lang mein ganzes Glück träumte und seit den letzten vier Jahren in unausgesetzter Spannung erhalten ward und sogar bis völlig ans ersehnte Ziel auch gelangt sah! Ich darf es wohl aussprechen, daß mir durch menschliche Verwicklung in dieser langen Zeit arg mitgespielt worden ist; doch deswegen kommt kein Groll gegen dieselben in mein Herz. Gott bedient

sich der Menschen auf Erden als seiner Werkzeuge, durch die er unsere Schicksale leiten läßt nach seinem Willen. Da ist also auch nur frommes und geduldiges Unterwerfen unter höhere Beschlüsse angebracht; der, der so schwer prüft, gibt uns auch die Wege des Trostes und der Stärke an, die wir in solchen Zeiten einzuschlagen haben! Fest werde ich daran halten, aber das Herz ist tief erschüttert und der Menschen Trost und Theilnahme thut ihm zwar unendlich wohl, aber diese vermögen es nicht zu heilen! —

„Im Innern die Ruhe herzustellen, die demselben nöthig ist, um nach gewohnter Art thätig zu sein und durch Beruf und Pflichterfüllung sich entschädigt oder zufriedener zu sehen, dazu bedarf es der Zeit!

„In den ersten Tagen war ich zerschmettert, — jetzt nagt an mir, trotz allem Kampf dagegen, ein anderer Schmerz, der der Leere in mir, der entsetzlich ist. Der Contrast ist zu arg zwischen den Gefühlen, die mich sonst bei dem Gedanken an den nun verlorenen Gegenstand durchglühten und denen, die mich jetzt bei demselben erstarren, da Alles hoffnungslos geworden ist! —

„Der König war bei der schweren Entscheidung unendlich gnädig und liebevoll für mich, — und daß ich ihm so gegenüberstehe, nach solchen Ereignissen, halte ich für das größte Glück.

„Ich bin in dieser ganzen Angelegenheit nie blind gewesen; ich habe mir nie verheimlicht, wie ungewöhnlich diese gewünschte Verbindung wäre und wie viel sich gegen dieselbe sagen ließ. Da ich sie aber nie für unmöglich hielt und ich hierin meine Ansicht auch nicht ändern kann, wenn gleich mich dieses niemals verleiten wird, irgend eine Hoffnung ferner zu nähren, so konnte ich sie auch nicht so leichten Kaufes aufgeben, — bei dem Gedanken an das Wesen, welches der Gegenstand des Kampfes war!

„Immer habe ich Entscheidung verlangt, und immer kam man, meine Ansichten zu befragen. Diese sind nun stets diametralement denen entgegengesetzt gewesen, die man mir mittheilte; jetzt nun erfolgte das Verlangte, — eine Entscheidung ohne Befragen, — und jetzt mußte sie mich um so mehr überraschen und erschüttern, da ich gar nicht ahnte, daß sie erfolgen würde und noch, als ich die Papiere öffnete, glaubte, den alten Gang befolgt zu sehen. Versteinert stand ich da, als ich die endliche Entscheidung gelesen hatte.

„Ihrer Theilnahme war ich stets versichert: in diesem schweren Augenblick bin ich es mehr denn jemals!

„Wir sehen uns diesen Herbst, dann mündlich mehr. Wie hätte ich gewünscht, Sie hier zu finden.

„Der hiesige Aufenthalt, so contrastirend mit meiner Stimmung, ist mir durch seine Zerstreuungen doch wohlthätig gewesen, so schwer auch mancher Augenblick war. Ich ängstige mich ordentlich für das Einsame in meinem Berliner Zimmer und doch sehne ich mich nach Hause.

„Also auf Wiedersehen! Ihrer Frau tausend Schönes. Stets Ihr treuer Freund Wilhelm."

Die Fassung, welche der Prinz in seinem Seelenschmerz bewahrte, entsprang dem Bewußtsein, daß er mit der vom Vater verlangten Entscheidung dem Staate ein Opfer bringe. In diesem Sinne schrieb er dem Könige an dem entscheidenden Tage den nachfolgenden kürzlich von Treitschke[1]) mitgetheilten Brief:

„Sie haben, theuerster Vater, die Entscheidung für mein Schicksal gegeben, die ich ahnden mußte, aber mich zu ahnden scheute, so lange ein Strahl von Hoffnung mir noch blieb.

„Lesen Sie in meinem Herzen, um in demselben den unaussprechlichen Dank zu finden, der es belebt für alle die unzähligen Beweise Ihrer Gnade, Liebe und Langmuth, die Sie mir in diesen bewegten fünf Jahren gaben, vor Allem aber noch für den unbeschreiblich tief mich ergriffen habenden Brief vom gestrigen Tage. Welchen Eindruck er mir gemacht, bin ich nie im Stande zu schildern.

„Ihre väterliche Liebe, Gnade und Milde, Ihre liebevolle Theilnahme bei dem schweren Geschick, das mich trifft, das Vorhalten meiner Pflichten in meinem Stande, die Anerkennung der Würdigkeit des Gegenstandes, dem ich meine Neigung geschenkt habe, die Erinnerung an alle Versuche, welche Ihre Liebe zu Ihren Kindern Sie unternehmen ließ, um die Wünsche meines Herzens zu erfüllen — Alles, Alles dies in den Zeilen zu finden, die mein Schicksal entschieden, mischte in mein erschüttertes Herz so viel Trost und so unaussprechliches Dankgefühl, daß ich nur durch die kindlichste Liebe und durch mein ganzes Verhalten in meinem künftigen Leben im Stande sein werde, Ihnen, theuerster Vater, meine wahren Gesinnungen zu bestätigen.

„Ich werde Ihr Vertrauen rechtfertigen und durch Bekämpfung meines tiefen Schmerzes und durch Standhaftigkeit in dem Unabänderlichen diese schwere Prüfung bestehen.

„Gottes Beistand werde ich anrufen. Er verließ mich in so vielen schmerzlichen Augenblicken meines Lebens nicht, er wird mich auch jetzt nicht verlassen.

„So schließe ich diese wichtigen Zeilen zwar mit zerrissenem Herzen, aber in einem Herzen, das Ihnen, theuerster Vater, inniger denn je anhängt! Denn Ihre väterliche Liebe war nie größer als in der Art der schweren Entscheidung!"

Der Chef des Militärcabinets, General v. Witzleben, welcher von den Vorgängen Kenntniß hatte, schrieb in sein Tagebuch: „Welch' ein Sohn, welch' ein Vater."

„Also erzog," meint Treitschke, „die unerforschlich weise Waltung der Vorsehung der Nation ihren Helden. Sie lehrte ihn gehorchen und entsagen, der Deutschland einst beherrschen sollte."

Von den Herzenskämpfen, welche die Trennung verursachte, wurde damals noch wenig bekannt. Ob der Prinz Elise nochmals sah, Abschied von ihr zu nehmen? Wir glauben es nicht, da er auf den Wunsch seiner Verwandten erst später, kurz vor seiner Vermählung, nach Antonin ging, sich mit der Radziwill'schen Familie auszusöhnen, welche sich nun vollständig zurückzog, den Winter in Posen, den Sommer abwechselnd in Ruhberg im Hirschberger Thal und in Antonin zubrachte.

---

[1]) Deutsche Geschichte, IV. Theil, S. 739.

Im Juni des Jahres 1827 schrieb der Prinz in dem Ruhberg benachbarten Fischbach, wo er zum Besuch des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, weilte, in eine Mappe: „Wohl Denen, die dies freundliche Thal bewohnen dürfen! — Die, welche durch die Macht der Verhältnisse Fremdlinge in demselben bleiben müssen, wissen allein diese Entbehrung zu fühlen!" Und 1830, nachdem sich der Prinz inzwischen vermählt hatte, an einer anderen Stelle:

„Nach drei Jahren wieder hier — was liegt dazwischen!

„Durch theurer Herzen Empfang und Aufnahme nun ach halb ein Fremdling hier! Der ewig dankbare Wilhelm."

Nur echter Seelenadel vermochte solchen Schmerz zu tragen und zu überwinden!

Natzmer schrieb seiner Frau:

„Berlin, 15. September 1826. Prinz Wilhelm grüßt Dich; er scheint ziemlich heiter, wenigstens reißt ihn der Strom des Lebens und der Geschäfte fort."

VI.

Seit langen Jahren bestand zwischen dem preußischen und weimarischen Hofe ein auf verwandtschaftlichen Beziehungen gestütztes freundschaftliches Verhältniß.

Karl August hatte in schwerer Zeit zu Preußen gestanden und seinen Frieden mit Napoleon erst auf das Geheiß Friedrich Wilhelm's III. geschlossen, in der französischen Zeit an der Erhebung des Vaterlandes mitgearbeitet. Der spätere Widerstreit in den politischen Anschauungen beeinträchtigte das persönliche Einvernehmen mit Preußen nicht. Unter solchen Umständen äußerte sich Karl August über die Verbindung seiner ältesten Enkeltochter mit dem Prinzen Karl von Preußen in einem Briefe an Stein: „Eure Excellenz kennen von alten Zeiten her, wie sehr ich immer die königlich preußische Familie verehrte und liebte; Sie können sich daher meine Freude vorstellen, als ich dieses neue Band zu knüpfen vermochte, welches mich so lieben Verwandten (Karl August's Mutter war eine Nichte Friedrich's II.) aufs Neue näher bringt."

Prinz Wilhelm, der berufen war, seinem Bruder bei der Werbung zur Seite zu stehen, erwiderte die verwandtschaftlichen Gefühle des weimarischen Hofes frühzeitig. „Wäre nicht Schlesien gewählt worden," schrieb er in dem bereits mitgetheilten Briefe, an Natzmer, „so würde ich am liebsten ein thüringisches Bad besucht haben, schon um die Verwandten auf der Reise zu besuchen."

Ueber seine nunmehrige Mission berichtete er dem Freunde:

„Berlin, 21. 12. 26. In Weimar habe ich eine sehr angenehme Zeit passirt, — obgleich es Momente für mich gab, die höchst schmerzlich sein mußten, da ich ein Glück entstehen sah, wie ich es erst vor wenigen Monaten verloren hatte! —

„Der Befehl zu dieser Reise ist ein Beweis, daß mir das Leben nicht leicht gemacht wird.

„Abgesehen hiervon war das Leben charmant. Wir erhalten einen herrlichen und dignen Zuwachs in unserer Familie.

„Meine Jagdpassion habe ich gehörig befriedigen können."

Wenige Tage später fand die Verlobung des jungen Paares statt.

Es scheint, daß der König den Prinzen Wilhelm mit der Sendung nach Weimar betraute, ihn, der seinen militärischen Pflichten mit ganzer Seele oblag, auf andere Gedanken zu bringen. Auch erforderte das staatliche Interesse die Vermählung des Prinzen Wilhelm. An eine Verbindung mit der kaum erst fünfzehnjährigen Prinzessin Augusta von Weimar war wegen ihrer großen Jugend noch nicht zu denken. Wilhelm v. Humboldt hat unsere hochselige Kaiserin damals beurtheilt: „Die Prinzeß hat in dieser kaum der Kindheit entgangenen Jugend einen festen und selbstständigen Charakter. Ihr lebendiger, durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick; ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll, und ihre Gestalt wird sich in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln." —

Am 26. Mai 1827 fand die Vermählung der Prinzeß Marie, am 21. August die Einsegnung der Prinzeß Augusta statt.

In demselben Jahre schrieb der alte Herr v. Gagern an Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von Allen, dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde. Unsere Prinzessin Augusta schien ihn sehr anzuziehen. Die Berliner träumen schon von einer zweiten Verbindung."

Es war aber noch nicht so weit! Natzmer, der nach Erfurt versetzt war, — „die Verhältnisse mit den benachbarten Höfen machen mir Ihre Anwesenheit daselbst wünschenswerth," äußerte sich der König — schrieb seiner Gattin aus Berlin, 23. August 1827:

„Prinz Wilhelm ist sehr beschäftigt mit seinem Armeecorps (er hatte Königsrevüe). Wie ich in Glienicke (beim Prinzen Karl) gehört, soll er durch die viele Prinzessinnen-Schau sehr ungewiß geworden sein. Ich möchte, er entschiede sich je eher je lieber. Mais n'en parlez à personne."

Den Winter brachte der Prinz in Petersburg zu. Die von ihm erbetene Erlaubniß, den russisch-türkischen Krieg mitzumachen, ertheilte der König nicht. Es scheint, daß man am russischen Hofe das Interesse des Prinzen für die Prinzeß Augusta festigte.

Bevor er heimkehrte, war in Glienicke der erste Sohn geboren. In der Freude seines Herzens besuchte Karl August seine Großkinder und wurde vom ganzen Hofe mit der größten Auszeichnung empfangen. Auf der Heimreise starb er plötzlich auf dem Schlosse Graditz bei Torgau.

Es steht zu vermuthen, daß von dem Heirathsproject während der Anwesenheit des Großherzogs in Berlin die Rede war. Natzmer schrieb seiner Frau: „Berlin, 21. August 1828. Die Angelegenheit mit dem Prinzen Wilhelm ist keineswegs abgebrochen, sie ist im besten Gange. Es sind directe Communicationen von der Mutter (Großfürstin Maria Paulowna) angekommen."

Der Prinz ging zu einem längeren Aufenthalte nach Weimar, nachdem er den Herbstmanövern der österreichischen Armee bei Taiskirchen beigewohnt hatte. Natzmer schrieb seiner Frau: „Erfurt, 18. 11. 28. Der Prinz Wilhelm ist noch in Weimar, welches sehr gut und von der Mutter gut aufgenommen ist. Von der Verlobung hat man noch nichts Bestimmtes gehört."

Es ist den Zeilen anzumerken, daß ihr Schreiber mehr wußte, als er sagen durfte: Man hatte sich in aller Stille am 19. October versprochen.

Mit Rücksicht auf den inzwischen erfolgten Tod der Großmutter der Braut fand die öffentliche Verlobung aber erst im Februar statt, nachdem der König um die Hand der Prinzeß bei den Eltern durch seinen Gesandten in feierlicher Weise hatte bitten lassen.

Die Vermählung sollte in Berlin stattfinden. Der Prinz traf am 6. Mai in Weimar ein, seiner Braut das Geleit zu geben. Die Prinzeß übernachtete in Wittenberg. Am folgenden Tage hielt das Brautpaar seinen Einzug in Potsdam. Natzmer, der zur Hochzeit befohlen war, schrieb seiner Gattin: „Berlin, 9. Juni 29. Der Prinz war voller Attention für die Prinzeß. Daß er auf seiner Rückreise von Warschau — der Prinz wohnte daselbst der Krönung seines Schwagers Nicolaus bei — in Antonin (bei Radziwill's) gewesen, soll auf ausdrücklichen Wunsch seiner Schwiegermama geschehen sein: er müsse sich mit der fürstlichen Familie vor der Hochzeit vollständig aussöhnen."

Am 10. Juni fand der Einzug in Berlin, am 11. die Trauung durch den Bischof Eylert statt. Am folgenden Tage empfing das junge Paar die fürstlichen Gäste und die Behörden in seiner Wohnung, dem damals sogenannten Tauenzien'schen Hause.

Natzmer berichtete wiederum seiner Frau: „Berlin, 14. Juni 1829. Die Vermählung ist glücklich vollzogen. Die Prinzeß sah sehr hübsch aus, war während der Trauung gerührt und nachher ungemein heiter und vergnügt. Die Gratulationscour ist von ihr meisterhaft abgehalten. Sie hat einem Jeden so Hübsches und Passendes gesagt, daß alle enchantirt waren."

„Berlin, 19. Juni 29. Heute Mittag esse ich im kleinen Comité bei Prinz Wilhelm Sohn."

Das junge Paar verlebte seine Flitterwochen im Marmorpalais. In dem darauf folgenden Winter schrieb der General v. Brause an Natzmer: „Der König ist recht glücklich und zufrieden, die Prinzeß sehr heiter und gefällt allen, die sie näher kennen."

Die Ehe war in der That eine glückliche.

Wenn von hoher Seite ausgesprochen war, daß der sich immer mehr entwickelnde praktische Ernst des Prinzen einer idealen Ergänzung bedürfe, so war diese in seiner „am Musenhofe zu Weimar erblühten, alle Verhältnisse mit logischer Schärfe erfassenden jungen Gemahlin gefunden."

Gleich den beiderseitigen Eltern häuslich gesinnt, umfaßte das junge Paar Alles, was zum Haushalte gehörte, mit Interesse. Der Prinz lebte auch nach seiner Vermählung in hervorragender Weise der Erfüllung seiner vielfachen Pflichten.

Was im Herzen der Prinzeß Elise vorging, als diese das Jahr darauf dem fürstlichen Paare im Schloßpark von Buchwald (bei Hirschberg) begegnete, vermochte Niemand in ihren Zügen zu lesen.

VII.

Es scheint, daß sich Prinz Wilhelm und Prinzeß Elise Radziwill bei der entscheidenden Trennung vornahmen, sich nicht zu suchen, nicht zu meiden, sich möglichst unbefangen zu begegnen.

Die Prinzeß hat sich in das Unabänderliche entsagungsvoll zu finden gewußt. Sie blieb unvermählt: ihr Herz war aber gebrochen.

Zurückgezogen von der großen Welt verkehrte die Radziwill'sche Familie in Ruhberg in harmlosester Weise mit den Nachbarn: der Gräfin Reden in Buchwald, den Schaffgotsch in Warmbrunn, den Reuß und Stolberg's, den Gneisenau's in Erdmannsdorf. „Man säete und pflanzte, baute und musicirte, dichtete und malte, machte Ausflüge, legte gemeinnützige Anstalten an, hielt Andachtsübungen und empfing Kaiser und Könige in einfacher Häuslichkeit."

Prinzeß Elise war am liebsten für sich; sie liebte es, ihren Studien, künstlerischen Neigungen und Werken der Barmherzigkeit zu leben. „Ihre Lieblingsblume war," nach Baer, „die kleine rothe Primel, ‚Hab' mich lieb' genannt, mit welcher im Frühling der Kamm des Riesengebirges wie mit einem Polster geschmückt ist."

Männer, wie Stein und Gneisenau, rühmten das stille Wirken der jugendlichen Dulderin: sie trug aber bereits den Keim des Todes in sich.

Prinz Wilhelm hat über ihre Erkrankung an Natzmer mitgetheilt:

„1. 4. 33. Sie werden nicht minder wie wir erschreckt sein über den leidenden Zustand der Prinzeß Elise. Es war eine merkwürdige Fügung, daß dies Unglück bei mir seinen Anfang nehmen mußte, nach einem Diner, wo wir sehr heiter gewesen waren. Gott sei Dank! geht es nun besser, aber welche Aussicht bleibt uns, wenn drei Glieder der Familie an dem Leiden bereits gestorben sind und die Prinzessin in sechs Monaten zwei Anfälle hatte."

Ein Blutsturz nach fröhlicher Tafel!

Inzwischen war der Vater der Prinzeß an der Grippe erkrankt, welche in Berlin und Petersburg grassirte, so daß strenge Verordnungen erlassen wurden. Andererseits machte man sich über dieselben aber auch lustig. Der Prinz schrieb an Natzmer: „Wiebel's (des Geheimen Sanitätsraths) Erlaß wegen dieses Schnupfenfiebers ist im höchsten Grade ridicüle; man sollte glauben, daß es die Pest."

Die Grippe forderte aber viele Opfer, darunter am 7. April den Fürsten Anton Radziwill. Der Hausminister Fürst Wittgenstein schrieb an Natzmer: „Berlin, 10. 4. Der Fürst Radziwill ist ein Opfer der vernachlässigten Grippe geworden. Er wird allgemein betrauert. Das Haus ist ein wahres Trauerhaus. Prinzeß Elise befindet sich in einem bedenklichen Zustande. Man hat ihr das Ableben des Vaters nicht sagen dürfen. Es entsteht dadurch der peinliche Zustand, daß sie der unglücklichen Mutter Aufträge an den verstorbenen Vater gibt und diese von Kummer erdrückte, aber standhafte Prinzessin Antworten von dem Verstorbenen überbringen muß."

„13. 4. Prinzessin Elise hat gestern das Ableben ihres Vaters in Erfahrung gebracht und diese Nachricht, gegen alles Erwarten, mit vieler Resignation vernommen. Ihr Gesundheitszustand gibt wenig Hoffnung zur Genesung."

Vier Wochen später:

„Heute ist das Requiem für den verstorbenen Fürsten in der katholischen Kirche."

Ein Blutsturz der Prinzeß Elise in Ruhberg ließ für sie das Schlimmste befürchten. Sie selbst war auf Alles gefaßt, wie wir aus einer Tagebuchaufzeichnung ersehen: „Den 30. Juni. Wenn es nur nicht wegen Mama wäre! O mein lieber Heiland, nimm mich mir und gib mich Dir. Wie Du fängst meine Sache an, will ich Dir halten still. Laß mich ganz für Mama leben, wenn es Dein heiliger Wille ist."

Es sollte nicht sein. Die Prinzessin erkrankte aufs Neue nicht unbedenklich, wie wir aus dem nachstehenden Briefe einer Frau von Knesebeck ersehen:

„Berlin, 26. 9. 33. Die Perle, welche Du mir gesandt, habe ich gleich nach Empfang in das Radziwill'sche Palais getragen. Die Prinzessin Elise hat sie sogleich angelegt und die darauf folgende Nacht gut geschlafen, auch den gestrigen Tag gut zugebracht.

„Alles, was man von Prinzeß Elise hört, von ihrem reinen Gemüth, von ihrem Vertrauen auf Gott, ihrem Glauben an gute Menschen, läßt ihren baldigen Tod betrauern.

„Die Fürstin Mutter erscheint mir wie eine Niobe, denn die Aerzte behaupten, daß der Prinz Bogislav ebenfalls einem nahen Tode entgegengeht. Die Prinzessin Wanda ist seit zwei Jahren unkenntlich geworden. Ein trauriges Schicksal."

Im folgenden Jahre begab sich die Prinzeß mit ihrer Mutter nach Freienwalde. Sie bewohnte daselbst das königliche Schloß, von welchem Fontane gesagt hat: „Unter Laub und Blumen gelegen, macht das Ganze einen heiteren Eindruck, und doch heißt es von diesen Mauern: sie haben viel Leids gesehen."

Hier verschied Prinzeß Elise am 27. September 1834. Ein Engel schwebte sie zu ihrer himmlischen Heimath hinauf, hat man von ihrem Tode gesagt.

An Natzmer wurde geschrieben: „Berlin, 10. October 1834. Das Ableben der Prinzeß kam unerwartet und hat sehr ergriffen. Prinzeß Luise trägt ihr Unglück mit unvergleichlicher Stärke." Sie folgte der geliebten Tochter am 7. December 1836 ins Grab. Prinzeß Elise wurde auf dem Stammsitze der Familie in Antonin neben ihrem Vater gebettet. Das deutsche Volk wird sie nie vergessen, die unser Kaiser Wilhelm I. einst so rein und entsagungsvoll geliebt hat:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Die Wasser waren zu tief!"

Eine Freundin, die Fürstin Thaida v. Sulkowska, hat sie besungen:

„Sie war zu gut für diese schnöde Welt [1]),
Die Götter selbst zum Staub zieht sie hernieder,
Ihr Heim war droben überm Sternenzelt.
Der Himmel gab sie uns, der Himmel nahm sie wieder,

[1]) Der Engel von Ruhberg. Von Dr. Oswald Baer. Breslau. 1889.

Verbannung war ihr flüchtig Leben hier,
Und alle Erdennoth hat sie getragen
Wie konnte auch die Erde lächeln ihr,
Wo man den Heiland an das Kreuz geschlagen!

Mitten heraus aus der Seligen Chor
Dringt eine hellere Stimme hervor.
Unter den Himmlischen strahlend wallt
Alle verdunkelnd eine Gestalt:
Das ist Elisa's leuchtende Schöne,
Das sind Elisa's liebliche Töne."

Ein Bild der Weiblichkeit war Prinzeß Elise nur ihren Verhältnissen nach nicht dazu angethan, dem zukünftigen König von Preußen und Kaiser von Deutschland als Gemahlin zur Seite zu stehen. Auch das Leben der Großen auf dieser Welt ist thränenreich. Und unser Heldenkaiser ist schwer geprüft worden.

Er wußte aber schon als Jüngling unsträflich zu wandeln und, ein Königssohn, seine Herzenswünsche dem Vaterlande zu opfern, so daß ihm bereits 1849 geschrieben wurde: „man habe ihn stets edel und unerschrocken handeln sehen." Ueberall hat sich der Prinz als der echte Sohn unserer Königin Luise bewährt.

Wir aber verdanken seinem Bunde mit der ebenbürtigen deutschen Fürstentochter, unserer edlen Kaiserin Augusta, den vielgeliebten Kaiser Friedrich und seinen Sohn, unsern regierenden Kaiser und Herrn, Wilhelm II.

Naumburg a. d. S., im Januar 1890.

Gneomar Ernst v. Natzmer.

Unter dem Katalpenbaum.

Erzählungen
von
Konrad Mähly.

I.

Eine glühende Julihitze lag auf dem grünen Abhange, an dem Herr Rector Timotheus seit Kurzem ein nettes kleines Landhaus bewohnte. Der würdige alte Herr hatte lange als Oberlehrer an einem märkischen Gymnasium gewirkt; dann war er viele Jahre am Rheine in ähnlicher Stellung thätig gewesen; schließlich hatte man ihn als Rector in die benachbarte Provinzialhauptstadt versetzt. Der etwas altmodische Gelehrte, ein begeisterter Humanist im alten Stil, konnte sich aber in den modernen philologischen Schulbetrieb nicht mehr finden und war um seine Pensionirung eingekommen. Sobald er sich des Schuldienstes entbürdet hatte, war der Emeritus mit seiner Familie hinaus in das Dorf gezogen, das freilich zu seinem Verdrusse immer mehr in den Verband der Stadt hineingebaut wurde. Frau Sophie aber, die alte Rectorin, meinte, es lebe sich am besten auf dem Lande, wenn man die Stadt dazu habe. Konnten doch auf diese Weise die beiden Knaben — eine verheirathete Tochter war dem Gatten bereits in die Fremde gefolgt — ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten, ohne des Elternhauses, des grünen Gartens und der guten Landluft entrathen zu müssen. Auch sich selbst gönnte die Rectorin die Ruhe und Stille fern von der Besuchsstraße der Städter. Die Verpflegung ihrer kleinen Schar konnte sie ruhig dem dienstbaren Geiste des Hauses, der alten Sabine, überlassen, sich selbst aber hatte die treffliche Frau die Familiencorrespondenz und den Flickkorb vorbehalten, zwei Geschäfte, denen sie jetzt meist unter den grünen Bäumen hinter dem Hause oblag. So verstrich ihr ein Tag wie der andere, und wenn sie des Abends ihren Kram zusammenpackte, das Rechnungsbuch abschloß und sich anschickte zur Ruhe zu gehen, dann trug sie nach alter Gewohnheit das Facit des Tages in ein Gedenkbuch ein, das ihr Mann ihr geschenkt hatte und das bis zum 31. December 1899 reichte. Am gestrigen Abende hatte der Eintrag gelautet: „Brief an Dora geschrieben, sechs Strümpfe geflickt und Frieden im Gemüth."

Nicht ganz so leicht ertrug ihr beträchtlich älterer Gemahl die Muße, die er so lange herbeigewünscht hatte. Wohl war er früher der Meinung gewesen, daß die tägliche Last des Schuldienstes seinen Geist abstumpfe und daß seine wissenschaftlichen Arbeiten nur darum nicht die hinlängliche Beachtung fänden, weil ihm die Zeit fehle, ihnen die letzte Vertiefung und die nöthige glänzende Feile zu geben. Aber es war merkwürdig, seit er nicht mehr täglich vor der Classe seinen Plato interpretirte, blieben die scharfsinnigen Wahrnehmungen aus, die ihm sonst während des Unterrichts, wenn er ihnen nicht nachgehen konnte, so reichlich zwischen den Zeilen entgegengetreten waren, und er meinte jetzt, seine Productivität sei erloschen, seit er die Zeit zu Productionen nicht mehr wie früher mühsam zu erhaschen brauche.

„Du bist eben auch kein heuriges Häschen mehr," sagte dann seine Frau, indem sie ihm liebevoll die dünnen weißen Strähnen mit ihrer weichen runden Hand aus der hohen Stirne strich. „Lasse unsern Jungen auch etwas übrig für ihre Bücher."

Es war aber noch ein Anderes, was dem Emeritus oft die Stimmung verdarb. Seit er des Schuldienstes enthoben war, wurde er immer häufiger um Uebernahme von Ehrenämtern angegangen; man wollte ihm allerlei bürgerliche Geschäfte und Laufereien aufbürden, so daß er die Muße, auf die er sich so sehr gefreut hatte, nun von dieser Seite her bedroht sah.

Einen Angriff solcher Art hatte der alte Herr auch heute zu erdulden. Er saß ruhig in seinem Garten, und während er durch die großen runden Blätter eines Katalpenbaumes in den dunkelblauen Himmel blickte und dabei sich eine Textverbesserung zu Plato's Phädon durch den Kopf gehen ließ, führte ihm die wackere Sabine drei Herren zu, deren feierlichen Mienen man sofort ansah, daß sie in Angelegenheiten des öffentlichen Wohles und der Sicherheit des deutschen Reiches den pensionirten Rector zu sprechen wünschten. Der hagere alte Mann erhob sich, und indem er sein Sammetkäppchen schwenkte und eine ungeschickte Verbeugung nach der anderen machte, bat er die drei Besucher, auf seinen Gartenstühlen Platz zu nehmen. Hastig wischte er die weißen Blüthen der Katalpen von den Sitzen und bat die Herren, ihre Hüte aufzubehalten. Einer der Drei, Pastor Marcus, eine bleiche, hohe Gestalt, war dem Rector schon bekannt. Er stellte den benachbarten Gutsherrn Mucius, einen behäbigen, alten Herrn, mit besonderer Feierlichkeit vor. Der Dritte nannte sich selbst: „Baron Scipio, Rittmeister außer Diensten". Er war ein noch junger Mann mit scharf geschnittenem, energischem Profil und strammem, soldatischem Wesen.

„Marcus, Mucius, Scipio," sagte der alte Schulmann lächelnd, „drei schöne historische Namen! Ich freue mich, die Sprossen so alter Geschlechter in meinem Garten zu begrüßen."

„Wir kommen aber in einer Angelegenheit der neuesten, ja der zukünftigen Weltgeschichte, mein lieber Herr Rector," erwiderte der junge Pastor in herablassendem Tone. „Wir wollten Sie daran erinnern, daß die Wahlhandlung um ein Uhr geschlossen wird und daß Sie Ihre Stimme noch nicht abgegeben haben."

Der Rector sah etwas betroffen auf und räusperte sich, seine Lippen aber preßten sich fest zusammen, wie seine Gewohnheit war, wenn er den Wunsch eines Schülers abschlagen mußte.

„Sie haben natürlich nur vergessen, daß heute Wahltag ist," fügte Baron Mucius hinzu. „Bei den gelehrten Herren sind wir das gewohnt."

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Stimmzettel zustelle," sagte der Rittmeister verbindlich. „Sie stimmen als alter Beamter doch selbstverständlich mit unserer Partei."

Der Rector sah in das überreichte Blatt und runzelte die Stirne.

„Sie haben an unserem Candidaten doch nichts auszusetzen?" fragte Herr von Mucius. „Herr Knollfink ist ein Ehrenmann und einer der reichsten Grundbesitzer des Bezirks."

„Ein ganz zuverlässiger Charakter," bestätigte Scipio.

„Eine der Stützen der guten Sache," fügte der Pastor hinzu.

Als der Rector auch jetzt noch zögerte, mahnte der heißblütige junge Prediger eifrig: „Nach meiner Auffassung sind alle Patrioten verpflichtet, für unseren Candidaten zu stimmen. Wer nicht mit uns ist, ist wider uns, und wer . . ."

Nun aber runzelte der alte Schulmann die Stirne und um seinen Mund kam jenes nervöse, ärgerliche Zucken zum Vorschein, das ihn stets heimsuchte, wenn einer seiner Primaner eine Satzconstruction so unheilbar verwirrt hatte, daß es auch dem erfahrenen Sprachmeister nicht leicht wurde, dieselbe in eine befriedigende Uebersetzung aufzulösen.

„Es eilt, es eilt, lieber Herr Rector," drängte Herr von Scipio. „Sie haben eine Viertelstunde zum Wahllocal und in zwanzig Minuten wird Alles vorbei sein. Nach den Aufzeichnungen unseres Ausschusses, der die Eintretenden controllirt, steht die Stimmenzahl beinahe gleich. Bedenken Sie, welche Verantwortung Sie auf sich laden würden, wenn durch Ihre Schuld die gute Sache unterläge. Eine einzige Stimme kann den Ausschlag geben."

„Meine Herren!" sagte nun der Rector gereizt, „erlauben Sie mir nun auch zum Worte zu kommen. Meine Absicht ist überhaupt nicht, mich bei der Wahl zu betheiligen. Nach meiner langen Abwesenheit sind mir die gegenwärtigen Bedürfnisse des Wahlkreises völlig fremd geworden. Ich weiß eigentlich nur, daß ein Consortium den Gutsbesitzer Knollfink in Entreprise genommen hat, ein anderes den Fabrikanten Rollmops. Wie aber diese beiden Herren zu den großen Culturfragen stehen, die *mir* am Herzen liegen, darüber weiß ich lediglich nichts. Erlauben Sie also, daß ich meine Stimme weder zu Gunsten des Einen noch zu Gunsten des Anderen in die Wagschale werfe."

„Nein, das erlauben wir nicht," fiel der Pastor hochfahrend ein. „Es handelt sich hier überhaupt nicht um die Bedürfnisse eines einzelnen Wahlkreises, es handelt sich . . . . ."

„Rasch, rasch!" unterbrach hier der Rittmeister, der die Beredtsamkeit seines geistlichen Begleiters fürchtete, „die Zeit verstreicht. In einer halben Stunde wird die Wahlhandlung geschlossen."

„In dieser Weise lasse ich mir meine Stimme nicht abdringen," erklärte der alte Herr, indem er sich erhob. Auch die drei Gäste standen auf. „Wir müssen

noch in drei Häuser," sagte der Pastor leise, doch so, daß der Rector es hören konnte, „verlieren wir unsere Zeit nicht mit dem alten Pedanten."

„Also abgeblitzt!" lachte der Rittmeister und wendete dem Greise mit einem oberflächlichen Gruße den Rücken.

Baron Mucius hielt überhaupt nicht für nöthig, zu grüßen. Der Pastor aber trat hart an den Hausherrn heran, und indem er seinen Hut mit der großen knochigen Hand glatt strich, verabschiedete er sich mit den Worten: „Gestatten Sie mir nun nur noch die eine Bemerkung, daß ich Ihr Benehmen pflichtwidrig finde." Zornig fuhr der alte Schulmann in die Höhe und rief, indem seine schönen blauen Augen Blitze schossen: „Mein Herr, was erlauben Sie sich? Ich war lange gewohnt, meine Pflicht zu erfüllen, ehe Sie auch nur den ersten Schrei in die Welt gethan haben, der Sie mit Ihrem Benehmen gegen einen alten Mann nicht zur Zierde gereichen."

Der junge Prediger verfärbte sich etwas, fand aber doch für gut, einzulenken. „Ich wollte Sie nicht persönlich beleidigen," begütigte er. „Ich meinte nur, daß wir verschiedene Vorstellungen von unseren Pflichten haben." Damit machte er einen Versuch, dem alten Herrn zum Abschiede die Hand zu geben, da dieser aber die Bewegung übersah, grüßte er hastig und eilte mit großen Schritten davon, um seine beiden Begleiter einzuholen. Als auch er sich entfernt hatte, begab sich Herr Timotheus in heftiger Erregung zu dem Lieblingsplatze seiner Frau im Schatten des Hauses und erzählte ihr unter zahlreichen Zornesrufen die Unbill, die ihm widerfahren war. „Wer gibt diesen Menschen das Recht hier einzudringen und mich in meinem eigenen Hause zu beleidigen," schalt er, „Der gute Ton verfällt immer mehr bei diesem politischen Gezänke. Unter dem Vorwande, der guten Sache zu dienen, befleißigen sich diese Menschen der schlechtesten Sitten. Wer sind diese Leute? Je weniger Einer in seinem speciellen Berufe leistet, um so gemeinnütziger gebärdet er sich natürlich im öffentlichen Leben. Diesen Marcus hörte ich einmal predigen. Er besitzt Fanatismus genug, um ein ganzes Jesuitencolleg damit auszustatten, aber gelernt hat er nichts und dem Freiherrn vollends steht der Dünkel und die Bornirtheit auf dem Gesichte geschrieben. Der Beste ist noch der Rittmeister, ein Husar vom Wirbel bis zur Zehe, aber einer von jener Sorte, die Alles unter ihre Hufe tritt, was nicht in Allem und Jedem ihrer Meinung ist."

In dieser Weise sprudelte der alte Schulmann seinen Unwillen aus, und er hätte damit vielleicht noch lange fortgefahren, aber eine höchst gewaltsame Unterbrechung machte plötzlich seinem Redestrome ein Ende. Am Bergabhange, hart über dem Garten des Rectors, krachte plötzlich ein Böllerschuß, so daß die beiden alten Leute erschrocken in die Höhe fuhren. „Unerhört!" rief der alte Mann zornig. Aber dem ersten Schusse folgte ein zweiter und ein dritter und weitere, so daß es dem erbitterten Greise unmöglich wurde, die Unterhaltung fortzusetzen. Auch erschien jetzt vom Hause her die Magd, um auf den im Garten gedeckten Tisch die Suppenschüssel zu setzen, was ein Zeichen war, daß die jungen Herren aus der Stadt zurückgekehrt seien. Die alten Leute begaben sich zu dem Mittagstische, und kaum hatten sie sich niedergelassen, so kam ein nach dem Bilde des Vaters hoch aufgeschossener blonder Student um die Buchshecke, und

indem er seine Collegienmappe auf einen leeren Stuhl warf, rief er den Eltern ein fröhliches: „Guten Morgen, Papa, guten Morgen, Mama" zu. „Kennt Ihr schon das Wahlresultat?" fragte er dann. „Knollfink neuntausend Stimmen, Rollmops neuntausend achthundert." Die Frau Rectorin schöpfte bedächtig die dampfende Suppe in die Teller, während ihr Gemahl ärgerlich seine Serviette ausbreitete. „Also darum der Lärm," sagte er. „Man meint, es hänge das Wohl der Welt daran, ob der Agrarier Knollfink oder der Wollbaron Rollmops im Reichstage einen Sessel drückt. Für die wahre Cultur ist es ganz gleichgültig, welcher der beiden Geldsäcke obsiegt."

„Nun," erwiderte Alexander, „Rollmops ist wenigstens liberal . . ."

„Bitte," rief der alte Herr ärgerlich. „Ich habe eben schon das Lob des Herrn Knollfink singen hören, nun behalte Du wenigstens Deinen Rollmops für Dich. Deine Eltern waren gerade daran, die sauberen Folgen dieser abscheulichen Wahlkämpfe zu erörtern . . . da, nun kracht es schon wieder."

In der That hatte der alte Kammerjäger, der die Gemeindegeschütze bediente, seine verschiedenen Böller inzwischen zum zweiten Male geladen, und in rascher Folge dröhnten wieder sechs Schüsse über den Häuptern der kleinen Gesellschaft hin, wobei der Rector jedesmal mit einem zornigen Gesichte und einer unwilligen Bewegung der Hand zusammenfuhr.

„Wir hätten heute drinnen essen sollen," sagte die Rectorin entschuldigend, indem sie ihrem leicht verstimmten Eheherrn zärtlich in die Augen sah.

„Das hilft ja gar nichts," erwiderte ihr Gatte unwillig. „Der Sieg des großen Rollmops dringt durch Fenster und Mauern. Wir leben nun einmal in der Aera der Banausen."

„Rollmops hat auch in Kälberstadt gesiegt," ertönte jetzt eine lustige Stimme, und zwischen den blühenden Gartenbüschen wurde der zweite Sohn des Rectors sichtbar, der seine Schulbücher zur Erde warf, mit einem gewandten Satze sich über eine im Wege stehende Bank schwang, um sich dann hurtig auf seinen Stuhl am Tische niederfallen zu lassen.

„Danke, daß Du uns wenigstens nicht in die Suppe gesprungen bist," sagte die Mutter, die in den Mienen des Vaters ein Gewitter aufsteigen sah. Dieser aber rief zornig: „Wenn Du Deine Bücher ruinirst, so kannst Du sie Dir von Deinem Abgeordneten Rollmops neu binden lassen. Zu meiner Zeit ist man mit dem Eigenthum seiner Eltern also nicht verfahren."

Die Rectorin gab ihrem Liebling einen Wink, und Lutz stand wieder auf, nahm seine Bücher von der Erde und legte sie zur Collegienmappe seines älteren Bruders auf den Stuhl. „Ich bitte um Entschuldigung, Papa," sagte der frische Junge. „Uebrigens bin ich für Knollfink, und Alex ist für die Möpse." Das Angesicht des Vaters hellte sich bei der drolligen Miene des fröhlichen Gesellen wieder etwas auf, aber inzwischen hatte der Kammerjäger seine Böller aufs Neue geladen, und wieder krachten sechs Schüsse über den Garten des Rectors hin. Das Mittagessen verlief unter solchen Umständen höchst ungemüthlich, und erst als die alte Magd mit der Zeitung eine Postkarte von der verheiratheten Tochter in den Garten brachte, und die Rectorin mittheilte, daß Dora nunmehr ihre Ankunft sicher auf die nächsten Tage angekündigt habe, fanden sich Vater

und Brüder in einem frohen Gespräche zusammen, was mit dem erwarteten Familienliebling nun Alles unternommen und welche Ausflüge zu seinen Ehren veranstaltet werden sollten. Der Kammerjäger hatte sein Pulver endlich auch verschossen, und so erhob sich der alte Herr, um, wie er sagte, auf der Bank oben im Baumstück des Gartens, seine Zeitung zu lesen. Die Bank stand tief in den Büschen und war so bequem an einen sich rückwärts neigenden alten Nußbaum gelehnt, daß der Rector diesen Sitz selbst seinem Sopha vorzog, und seit ihm sein Sohn Lutz einen höchst praktisch construirten Schemel zu derselben gezimmert, pflegte der Vater hier ganze Stunden zu verträumen. Er selbst hatte deshalb den stillen Ruheplatz, an dem nur gelbschnäbelige Amseln und zwitschernde Finken seine Gesellschafter waren, seine „Traumbank" genannt. Mit einem angenehmen Gefühle der Müdigkeit ließ sich der alte Herr an seinem Lieblingsplätzchen nieder. Auf seiner Zunge hatte er noch den Nachgeschmack der guten Küche seiner Frau, sein Herz war froh in Erwartung der jugendschönen Tochter, und sein Geist kehrte zu den merkwürdigen Losarten einer alten Phädonausgabe zurück, die er diesen Morgen in der Bibliothek entdeckt hatte. Aber indem er sie hervorziehen wollte, gewahrte er erst die Zeitung, die er aus alter Gewohnheit an sich genommen, und die er nun auch bedächtig auseinanderbreitete. Zunächst fielen ihm die Wahlaufrufe der beiden Ausschüsse in die Augen. „Mitbürger, wählt Heinrich Knollfink!" „Mitbürger, wählt Christian Rollmops!" stand hier in großen Buchstaben zu lesen. „Selbst im Drucke müssen sie den Mund aufsperren," zürnte der Rector für sich. „Ich erinnere mich dieses Rollmopses noch recht wohl. Er war hinwiederum einer meiner schlechtesten Schüler. Im griechischen Scriptum war er völlig ungenügend, und selbst mündlich kamen die entsetzlichsten Interpretationen zum Vorschein. Aber welche Lobhudeleien nun, weil der dumme Mensch Millionär ist." Kopfschüttelnd las der Emeritus die prahlerischen Selbstempfehlungen seines Zöglings. Dann kamen die Correspondenzen: „Kleinsalmbach am 14. Juli. Gestern hat unser Reichstagscandidat Rollmops . ." „Das Beest läuft mir heute ordentlich nach," sagte der alte Schulmann ingrimmig, und sein Auge suchte den nächsten Artikel. „Großgerstädt den 15. Juli. Heute Abend wird der Vertrauensmann unseres Bezirks, Herr Rollmops . . . ." „Da haben wir's, Rollmops und kein Ende," zürnte der Rector und ließ das Auge weiter schweifen. „Kohlhausen den 16. Juli. Unser kleiner Ort wurde gestern erfreut durch die Ankunft des Reichstagscandidaten Herrn Rollmops." . . . .

„So mopst Euch, so viel Ihr wollt," rief nun der alte Schulmann in komischer Entrüstung, „mich aber laßt zufrieden." Er wendete das Blatt, um nach den auswärtigen Nachrichten zu suchen. Da diese aber während der Reichstagswahl an dieser Quelle nur spärlich flossen, gerieth er bald wieder in die Rubrik „Locales" zurück. Auch hier war sofort wieder von einer „gemüthlichen Wahlbesprechung" im blauen Lamm zu lesen. „Der Stoff war gut," wurde berichtet. „Ungeheuern Reiz übte Fräulein Charlotte, die mit gewohnter Anmuth jeden Gast zufrieden stellte; der dem Humor gewidmete Abend währte bis zum Morgen, man amüsirte sich famos und kehrte, als es bereits zu dämmern begann, in heiterster Stimmung nach Hause zurück, Mancher schwankenden

Schrittes, aber fest entschlossen, Herrn Rollmops seine Stimme zu geben." Nun legte der alte Herr die Zeitung entrüstet zur Seite. „Früher," sagte er, „begnügte man sich doch, sich zu betrinken. Heute will man seinen Rausch auch noch am anderen Tage als patriotische That in der Zeitung lesen, und die Redaction nimmt solche Rohheiten auf, um den eifrigen Mitarbeiter nicht zu verlieren. Hoffentlich denkt der Herr hier anständiger als er schreibt, aber wenn sich der Ton erst in der Presse verschlechtert hat, so verschlechtert er sich natürlich auch im Leben. Wohin werden wir kommen, wenn der Verkehr solche Formen annimmt, wie ich sie heute kennen lernte! Alle Feinfühligkeit und Zartheit der Empfindung muß dieser Generation schließlich schwinden. Da lobe ich mir die Zeit des patriarchalischen Regiments, als nicht alle Fragen an die rohe Menge gebracht wurden, sondern die weisesten und angesehensten Männer in stillem Rathe entschieden, wie es gehalten werden solle und was Rechtens sei. „Man meint freilich," fuhr er nach einer kleinen Pause, in der er einzunicken im Begriffe war, in seinen Gedanken fort, „das Talent habe damals größere Mühe gehabt, sich geltend zu machen — — — Wäre es mir wirklich, so wie ich bin, nicht gelungen, ein angesehener Gelehrter zu werden in jener Zeit, als man der wohlwollenden Gönner bedurfte statt der Unterstützung der Presse? — Freilich, Theologe hätte ich werden müssen, um als Schulmann wirken zu dürfen" — — — Seine Gedanken gingen allmälig in Form von Bildern über. Er sah sich selbst in der Tracht eines armen Candidaten mit schwarzen wollenen Strümpfen und Schnallenschuhen, wie er in einem schlichten dunkeln Rocke, mit zurückgeschlagenen Schößen, den gepuderten Haarbeutel im Rücken, den dreieckigen Hut unter dem Arme, zum Schlosse des Herrn von Mucius pilgerte, um sich daselbst um den Pfarrdienst zu bewerben, der vor Zeiten einmal mit seiner früheren Schulstelle verbunden gewesen war. Die Beine wurden ihm schwer. Betäubend wehte der Duft der Katalpen herüber nach der Traumbank. Das Haupt des alten Mannes sank zur Brust herab, und er entschlief.

II.

Das eiserne Thor mit seinen phantastischen Schnörkelzierrathen war kreischend hinter ihm zugefallen, und er sah sich auf einem schlechtgepflegten Kieswege, auf dem hier und dort ganze Büschel Gras wuchsen. Zur Rechten und Linken standen Sandsteinfiguren, ein Schäfer, der den Mund spitzte nach einer abgebrochenen Flöte, und eine Schäferin, die, süß lächelnd, ihrem Gegenüber mit einem Armstumpfe winkte. An die Gartenfiguren schlossen sich Buchshecken an, die früher als Obelisken, Kioske, Pfeiler und Thürme zugeschnitten gewesen waren, nun aber nach allen Seiten auswuchsen. Als Erinnerung an eine eingetrocknete Wasserkunst lag ein Neptun mit einer zersprengten Schale inmitten einer sumpfigen Wiese. In derselben war ein Viereck mit Kohl angebaut. Dann erhoben sich hohe schattige Bäume, zwischen denen die grauen Wände eines einstöckigen Herrenhauses hervorlugten.

„Als Aeltester werde gewählt Einer, der seinem eigenen Hause wohl vorsteht," sagte Timotheus kopfschüttelnd. „Doch wäre hier zu prüfen, ob wir von einem Kirchenpatrone dieselbigen Qualitäten verlangen dürfen wie von einem

Presbyter. Wenn ich selbst freilich und Jungfer Sophia, meine vielgeliebte Braut, eine solche Wirthschaft unter unseren Augen dulden wollte, so würde uns das vor Gott und der Welt zu merklichem Unglimpf gereichen; aber den großen Herren mag es nachgesehen werden, wenn sie ob wichtigerer Sorgen das Kleine um sich her übersehen." So beschwichtigte er sein Unbehagen und drückte seinen dreieckigen Hut fester an sein klopfendes Herz, denn er fürchtete, der gestrenge Junker könne ihm ansehen, welche subordinationswidrige Gedanken er vor Ueberreichung seiner unterthänigsten Supplik gehabt habe. Dessenungeachtet vermochte er einen Ausruf des Unwillens nicht zu unterdrücken, als er an eine Stelle gelangte, wo die Wasser der zerbrochenen Neptunschale lustig über den Kiesweg rieselten. Wie sollte er da mit blanken Schnallenschuhen und geziemender Reinheit der schwarzen Wollstrümpfe dem gestrengen Kirchenpatrone unter die Augen treten, wenn der Gärtner seines Amtes so wenig Sorge trug? Mit weit ausgreifenden Sprüngen, so daß sein Haarbeutel flog und der Puder stäubte, setzte der Candidat über den Rasen und erreichte so einen trockenen Seitenpfad, der, wenn auch mit etlichen Umwegen, schließlich doch nach dem Schlosse führen mußte. Auch schien das Glück ihm hold. Kaum hatte er den Park erreicht, nach welchem der Seitenpfad führte, so sah er schon von der anderen Seite die breite Gestalt des gnädigen Herrn aus dem Schlosse treten und dem Wäldchen zuschreiten. Sein volles Gesicht war erhitzt und glühte fast eben so roth wie der goldgestickte Galarock, den er trug und bei dessen Anblick Timotheus unwillkürlich denken mußte, daß die Kosten dieses Kleides allein genügt hätten, den verwilderten Garten mit seinen Figuren wieder in guten Stand zu setzen. Der Träger dieses kostbaren Kleides schien eben von der Tafel zu kommen. „Wird es klug sein," überlegte sich Timotheus, „wenn ich ihm meine Bitte um die Pfarre jetzt vortrage, da er doch sichtlich in einer ungeistlichen Stimmung sich befindet? Aber man sagt, es sei leichter von dem satten Löwen etwas zu erbitten als von dem hungerigen. Verweilen wir hier an dem Wege und warten ob er uns anredet?" Indem er seine Supplik in die etwas zitternde Hand nahm, stellte der sechs Fuß hohe Candidat sich demüthig am Wege auf. Aber des wackeren Timotheus Herz hatte umsonst geklopft. Der gnädige Herr schlug andere Wege ein und verlor sich in dem dichten Gebüsch der Zwergkastanien und Haselnußsträuche. Gleich darauf sah der Bittsteller eine junge Frauensperson in kecker Schäfertracht nach dem gleichen Busche schlüpfen. Ihr rosa Kleid und ihr weißer Nacken glänzten durch die Hecken, als der Candidat auf den breiteren Weg hinaustrat. „Nun, Fränzchen," hörte er dann eine rauhe Männerstimme lachen, „muß Dich der Weg gerade hierher führen?" Das Frauenzimmer erwiderte etwas, was Timotheus nicht verstand. Dann hörte er kichern und eilte vorüber, um das Schloß zu erreichen.

„Diese Heerde hat keinen guten Hirten," sagte er bei sich selbst. „Es ist traurig, ein heiliges Amt aus so unreinen Händen empfangen zu sollen." Sein gepudertes Haupt traurig zur Erde gesenkt, kam er dem Schlosse näher. Er hatte da einen Bau vor sich, der einer geschweiften Kommode glich. Eine breite Doppeltreppe führte zu der Terrasse, auf der das Schloß lag, dessen Fenster fast bis zum Boden herabreichten. Ueber denselben erhob sich dann das steile Schiefer-

dach mit seinen Mansarden, während der Unterbau unter der Terrasse die Wirthschaftsräume enthielt. Was diese an Sonne zu wenig hatten, hatten die Mansarden zu viel, so daß nur die Herrschaftsräume in der Mitte mit Luft und Licht verschwenderisch ausgestattet waren. Timotheus warf einen melancholischen Blick auf diesen Junkerhof. „So bauen sie," dachte er, „die Götter der Erde!" Aber er konnte hier nicht lange sinniren, denn vom Schlosse her jagten jetzt zwei Bulldoggen mit gefletschten Zähnen gegen ihn heran und sprangen, während der Candidat sich ängstlich mit dem Rücken an einen Baum stemmte und die Bestien mit Fußtritten sich vom Leibe zu halten suchte, in wüthenden Sätzen an ihm in die Höhe. Zu seinem Glück erschien in diesem Augenblick ein Galadiener mit einem mächtigen Dreimaster auf dem Kopfe und einem breiten Silberbandelier auf dem blauen Rocke und rief, indem er einen Stock schwang: „Hector! Sultan! hierher, wollt ihr wohl!" Knurrend zogen sich die Bestien auf diesen Zuruf von dem geängsteten Ankömmling zurück und jagten, noch immer bellend und von Zeit zu Zeit unwillig sich umwendend, den Gartenweg hinunter.

Timotheus hatte in dem langen Hofmeisterleben, das hinter ihm lag, sattsam erfahren, daß ein armer Candidat Unbill, die er erduldet, möglichst rasch vergessen müsse, und er beschloß daher, der nassen Wege und des anmuthigen Empfanges durch Bluthunde keine weitere Erwähnung zu thun, sondern trat mit einer tiefen Verneigung vor den Lakaien, der ihm aufgeblasen wie ein Puter in den Weg trat.

„Würde der Herr Haushofmeister wohl die Geneigtheit haben," sagte er bescheiden, „mich zu unterweisen, zu welcher Stunde ich dem gnädigsten Herrn mein Gesuch in die erledigte Pfarre zu Sandau sammt anklebigem Schuldienste überreichen könnte?"

Die demüthige Ansprache des Pfarrcandidaten, der doch auch schon ein gereifter Herr war, schien den Diener angenehm zu berühren. Er schlug vertraulich mit dem silbernen Knopfe seines Stockes dem Candidaten auf die Schulter und sagte: „Da seid Ihr just vor der rechten Schmiede. Wollen sehen, wie wir uns gefallen? Sind schon Manche dagewesen, sind aber unverrichteter Sache wieder abgezogen. Hatten gemeint, den Haushofmeister sieht man über die Achsel an, dann lernt er einen estimiren. Ich aber habe die Visagen gleich los. Wer bist Du, Fuchs oder Haf'? Was Euch betrifft, so gefallt Ihr mir, denn Ihr plumpet nicht gähling zu wie die Anderen, die nur fragten: „Wo ist der Baron? Ich will ihn sprechen," und gar nicht sorgten, ob ich will und ob noch wer will? Nun, Ihr seid wohl gewachsen und habt gute Conduiten. Was seid Ihr für ein Landsmann und habt Ihr sonst schon eine Pfarre verwaltet?"

Dem guten Timotheus kam es seltsam vor, daß er hier zuvörderst einem Lakaien Rede stehen solle über seine Befähigung zum Kirchendienste; aber in den adeligen Häusern, in denen er fünfzehn Jahre gehofmeistert hatte, war es ihm hinlänglich klar geworden, daß die Kammerzofen und Lakaien nicht bloß zum Frisiren und Serviren da seien, und darum gab er höflich und ehrbar, als ob er vor dem Senior der Geistlichkeit selbst stehe, über seine seitherige Beschäftigung Auskunft. Den dicken Portier befriedigte dieses Verhalten sichtlich, und ein Zug von Wohlwollen und Gönnerthum ging über sein breites Gesicht. „Ihr wäret

vielleicht der Mann für uns," sagte er, „zumal Ihr ein hübscher Bursche seid. Wir wollen einmal die Sache miteinander bereden. Tretet einstweilen hier ein, ich will nur sehen, wo meine Tochter steckt." Indem er den Candidaten vertraulich am Arme faßte, drängte er ihn durch das Portal in eine weite Vorhalle, von deren gemalter Decke allerlei Genien und Amoretten und von Spinnweben überzogene Stuckverzierungen herabschauten. Der Portier aber öffnete zur Linken eine Thüre und ließ Timotheus in sein Wartestübchen eintreten. An den getünchten Wänden hingen die Kleider des Pförtners. In der Ecke sah man ein nothdürftiges Bett, auf dem der Diener die späte Rückkehr seines Herrn abzuwarten pflegte. Rings standen geleerte Bierkrüge an der Erde, denen der alte Sünder wohl das behäbige Aussehen und die stattliche Röthe seines Gesichtes verdankte. Seufzend ließ sich der Candidat auf einem Holzstuhle nieder, indem er seinen dreieckigen Hut auf seine Kniee legte. „Welche trübe Quelle der heilsamen Amtsgnade," seufzte er. „Aber hat nicht auch der würdige Probst Spener in Dresden einem argen Hofe gedient und in Berlin durch Verbindung mit dem Leibdiener Serenissimi die schönsten Erfolge der Pietät erzielet? Meine Sache ist es ja sonst nicht, solchen Dingen mit spitzklugem Gemüthe nachzudenken. Aber wer die Welt kennt, kann sich alle Tage überflüssige Exempel nehmen, daß man seine Sachen muß klüglich angreifen, um sie zu gut dienendem Ende zu bringen. Solches werde auch ich observiren müssen. Wenn ich diesen wackeren Mann für mich gewinne, so kann er mir zu meinem Ziele helfen, und etwas Böses ist ja nicht dabei."

Inzwischen war der Portier, der im Hause vergeblich nach seiner Tochter gesucht hatte, wieder zurückgekehrt, und indem er die Thüre der Wartestube weit aufsperrte, setzte er sich nunmehr zu seinem Schützling. „Ich weiß nicht, wo sie steckt," sagte er vertraulich. „Die Sache ist aber die, daß sie die Hauptperson ist bei der Pfarre. Der gnädige Herr hat nämlich mein Fränzchen sehr in Affection genommen und ihr versprochen, Keinen zu nehmen, der ihr zuwider ist." Timotheus wurde bleich. Der Grund, warum der Haushofmeister bei der Pfarrbesetzung eine so wichtige Person war, wurde dem armen Candidaten nun plötzlich deutlich. Aber vielleicht flunkerte der geriebene Schuft auch nur so, um bei dieser Gelegenheit seine Tochter an den Mann zu bringen. Der Candidat hütete sich darum, eine Miene zu verziehen, vielmehr fragte er in verbindlichem Tone: „Da war die schöne Dame, die soeben in einem rosa Gewande im Garten lustwandelte, wohl Ihre Jungfer Tochter?"

„So, dort steckt sie wieder," lachte der Alte. „Nun, da wißt Ihr ja Bescheid, und ich rathe Euch, ihr Euere Reverenz zu machen, wenn Ihr bei dem gnädigen Herrn Euere Sache durchsetzen wollt."

„Und wann glaubt Ihr," lenkte Timotheus ab, „daß ich den Herrn sprechen könnte?"

Indem schlugen draußen die Hunde wieder an. Der Portier erhob sich und pfiff. „Hector, willst Du, Bestie!" Dann wendete er sich im Abgehen noch einmal zu Timotheus zurück. „Bleibet ruhig hier," sagte er. „Ich werde Euch melden, und sobald der Baron bei Stimmung ist, lasse ich es Euch wissen. Aber Fränzchen muß Euch zuvor gesehen haben, ob sie Euch auch will?"

Noch ehe Timotheus eine Antwort geben konnte, war der Portier hinausgeeilt, da die Hunde draußen aufs Neue lärmten. „Es wird wohl Alles so sein, wie er sagt," dachte Timotheus. „Er ist offenbar seiner Sache sicher. Aber mein Weg ist mir klar vorgezeichnet. Von Angesicht zu Angesicht werde ich dem Freiherrn entgegentreten und ihn um die erledigte Pfarre bitten. Ihn hat Gott in seiner unerforschlichen Weisheit zum Patron dieser Kirche gesetzt, nicht diesen Lakaien und sein Fränzchen. Mulier taceat in ecclesia. Scheitere ich in diesen Troubeln, so war es eben eine Prüfung meiner Treue."

Mit diesem Entschlusse saß der Candidat geduldig in dem Stübchen, während draußen der Portier herüber und hinüber schritt. Endlich wurden auf der Treppe schwere Schritte vernehmbar. Gleich darauf schrie einer der Hunde, als ob er einen Fußtritt oder einen Schlag mit dem Stocke erhalten hätte, und Timotheus hörte, wie der Lakai zur Seite trat und seinen Stock militärisch auf dem Boden aufstieß, daß er klirrte. Im selben Augenblicke trat auch er aus seinem Stübchen hervor, und seine Supplik vor sich haltend, verneigte er sich tief vor dem gnädigen Junker. Indem er dann bescheiden aufblickte, sah er, wie ein feistes Gesicht sich ihm langsam zuwendete, während der Portier ihm einen giftigen Blick aus den geschlitzten Augen zuwarf.

„Was soll's," fragte der Gutsherr barsch.

„Er will die Pfarre," flüsterte der Portier, noch ehe der Candidat seinen wohl vorbereiteten ceremoniösen Sermon beginnen konnte. „Schon wieder ein Bewerber," murrte der Edelmann. „Das regnet ja Pfaffen. Ach so, das ist der Lange, von dem mir der Rittmeister Scipio gesagt hat. Na, komme Er herein, daß ich sehe, was an Ihm ist!"

Der Portier sprang auf und riß die Thüre zum Empfangszimmer weit auf. Höflich dienernd, folgte der hochgewachsene Candidat, den Hut unter dem Arme, dem voranschreitenden Herrn des Hauses. Als er mit klopfendem Herzen um sich schaute, befand er sich in einem hellen Gemache mit vergoldeten Möbeln, an dessen Wänden üppige Schäferscenen abgebildet waren. Das Ganze trug freilich auch hier die Spuren des Verfalles, wie Timotheus nicht entging, obwohl er die Blicke demüthig auf den von klaffenden Spalten durchzogenen Fußboden richtete. Da der Freiherr sich in einen der geschweiften Stuhlsessel warf, die gerade vor dem hohen Fenster standen, konnte Timotheus nur die dunkeln Umrisse der gedrungenen Gestalt sehen, deren weitaufgerissene Augen ihn streng musterten.

„Gerade stehen . . wie viele Fuß hat Er, über sechs, hm?"

„Sechs Fuß zwei Zoll, Euer Gnaden zu dienen . . . ."

„Warum dient Er Sr. Durchlaucht nicht als Soldat?" murrte der Edelmann. „Das Handgeld ist gut bei den langen Kerlen. Er hätte das Maß."

„Ich habe die heilige Gottesgelehrsamkeit studirt, und möchte Sr. Durchlaucht und Euer Gnaden am liebsten dienen, indem ich das erledigte Kirchen- und Schulamt zu Sandau zum Frommen einer christlichen Gemeinde gewissenhaft verwaltete."

„Hm," erwiderte der Patron, „ist auch besser, wenn die Bauern an ihrem Pastor hinaufsehen müssen, als wenn sie auf ihn herunterseh'n. Er kann sie

dann auf der Jagd, wo Er die Treiber zu commandiren hat, besser in Zucht halten."

„Ich werde mich bemühen, Euer Gnaden Zufriedenheit auch bei dieser Gelegenheit zu erwerben," sagte Timotheus demüthig. Er wußte, daß dieser Dienst häufig von seinen Amtsgenossen verlangt werde. Um aber seine Willigkeit zu einer so unwürdigen Verwendung vor sich selbst zu rechtfertigen, fügte er hinzu: „Auch die Gemeindeglieder haben ein Interesse daran, daß der Wildschaden eingeschränkt werde, und steht der Pfarrer an der Spitze der Treiber, so kann er unnöthigen Jagdschaden und manchen anderen Unfug verhindern."

„Gut," sagte der Junker schon etwas freundlicher. „Ihr seid aber doch keiner von den neuen Kopfhängern, die das Kartenspiel und den Tanz verbieten und den Weibern Mucken in den Kopf setzen? Einen solchen kann ich nicht brauchen."

„Wenn die gnädige Herrschaft mich zum L'hombre- oder Whisttisch befehlen, werde ich allezeit zur Verfügung sein," sagte Timotheus unterwürfig. „Es ist immer gut, wenn der Pfarrherr den hohen Patron auch außeramtlich sieht, um ihm seine Wahrnehmungen unterthänigst vortragen zu können."

Der Junker nickte. Dann aber warf er wieder einen prüfenden Blick auf den langen Candidaten. „Und wie steht es mit der Pietisterei?" und indem er die Bittschrift des Bewerbers durchblätterte, murrte er: „Er studirte zu Halle. Da kommt er ja geradewegs aus dem Hauptquartier."

„Professor Francke hat an mir gehandelt als rechtschaffener Lehrer," sagte Timotheus jetzt freimüthig. Dann setzte er mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Junker hinzu: „Ew. Gnaden stehen selbst in preußischen Diensten, da werden Wohldieselben auch wissen, wie große Stücke der allergnädigste König auf seinen August Hermann Francke hält. Schon gar Manches ist durch ihn erreicht worden, darum Minister und Kammerpräsidenten vergeblich bittstellerten. In den segensvollen Fußtapfen des seligen Probstes Spener wandeln gar Viele jetzt am Hofe, und ist Jedermann gerathen, es mit denen mächtigen Leuten nicht zu verderben."

Der Junker machte ein nachdenkliches Gesicht. „Er kann recht haben," sagte er dann, „und scheint mir allewege ein kluges Huhn zu sein. Man kann ja die Gerste nehmen, die reinliche Hände streuen, denkt Er, und dann doch wieder aus seinem Mist scharren, was dort noch zu holen ist."

Timotheus hütete sich, dem Herrn zu widersprechen. „Viele heilige Bischöfe mußten ihr Amt aus den Händen greulicher Tyrannen empfangen," dachte er, „und sind dann doch Lichter im Tempel des Herrn gewesen."

„Wäre mir auch recht," fuhr der Junker dann fort, „wenn ich einen Weg fände zu den Frommen in Potsdam. Könnte dort vielleicht Manches ins Blei gebracht werden, was jetzund schief steht. ‚Geht's nicht über Spandau, so geht's über Potsdam,' sagt der Rittmeister Scipio, den Ihr wohl kennt?"

„Ich habe nicht den Vorzug," erwiderte Timotheus.

„Nicht? Um so besser für Euch. Er aber hat mir von Euch gesprochen. Was, das sage ich Euch erst, wenn wir miteinander einig sind. Einstweilen will ich mir die Sache überlegen. Jetzt gehe Er eine Weile in den Garten und mache

Er sich mit dem Haushofmeister und seiner Familie bekannt. Will dann hören, ob Er es versteht, mit meinen Leuten auszukommen. Punkt sechs Uhr kann Er dann wieder hier sein zum Imbiß. Hier in diesem Zimmer."

Der Magister verbeugte sich tief. „Ich versichere gehorsamst," sagte er, „daß ich von des Herrn Barons Attention nicht wenig flattirt bin," und damit verließ er das Prunkgemach. Auf dem Corridor sah er Niemanden, und statt zu der Loge des Portiers, wendete er sich einer Glasthüre zu, durch die sich ihm eine herrliche Aussicht über die Wipfel des Parkes darbot. Als er die Thüre nicht verschlossen fand, trat er auf die Terrasse hinaus, setzte seinen dreieckigen Hut wieder auf und stieg, etwas ängstlich nach den Hunden umblickend, die hintere Treppe nach dem Garten hinunter.

Tief athmete er auf, als er sich nunmehr zwischen der beschnittenen Taxushecke allein fand. Die Augen auf den Kiesweg vor sich gerichtet, schritt er dahin, indem er sein Verhalten ernstlich prüfte, ob er denn auch dem Gebote, klug zu sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, wirklich in beiden Theilen gerecht geworden sei? Was er zugesagt hatte, war nicht gegen sein Gewissen, aber es kränkte ihn, daß von der Hauptsache, in welchem Geiste er sein Amt verwalten wolle, gar nicht die Rede gewesen war. „Ich will bei der Tafel meinen Muth zusammennehmen," beschloß er für sich, „und den gnädigen Junker davon überzeugen, daß ich meinen Schafen nicht nur die Weide, sondern auch den Wolf zeigen und dem Teufel in jeder Gestalt kräftig zu Leibe gehen werde." Sofort dachte er sich einige wirksame Ansprachen aus, und nachdem er einmal warm geworden war, konnte er die ihm bestimmte Stunde des Abendessens kaum mehr abwarten, um seinen Fehler wieder gut zu machen.

Als er die Treppe emporgestiegen war und in den Flur hineintrat, fiel ihm auf, daß der Portier ihm den Rücken kehrte und scheinbar aufmerksam in die von der Abendsonne beglänzte Ebene hinausschaute.

„Durch welche Thüre soll ich eintreten, Herr Haushofmeister?" sagte Timotheus bescheiden.

„Durch welche Ihr wollt," erwiderte der Lakai mürrisch, ohne umzuschauen. „Ihr getrautet Euch ja doch vorhin ohne mich den rechten Weg zu finden."

„Habe ich Euch beleidigt, Herr," sagte Timotheus gutmüthig, „so verzeiht mir. Es war nicht meine Absicht."

„Wer gut schmiert, fährt gut," erwiderte der Portier. „Nun seht, wie weit Ihr kommt ohne meine Hülfe."

Da der Zürnende nicht geneigt schien, ihn zu melden, so wandte der Candidat ihm schließlich den Rücken und schritt auf die Thüre zu, durch welche er früher mit dem Junker eingetreten war. Bescheiden öffnete er dieselbe und befand sich wieder in demselben Empfangszimmer, dessen geschnörkelte Möbel und gemalte Wände er bereits kannte. Die üppigen Wandmalereien traten jetzt noch frecher hervor, da die tiefer stehende Sonne ihre Strahlen direct auf sie versendete. Die Rosengeflechte glühten fast wie natürliche Blumen, und die Schäferinnen und Nymphen winkten dem guten Timotheus gleich den Teufelinnen der Frau Holde. Der fromme Magister aber wendete den Blick ab und schaute durch die fast bis zum Boden herabreichenden hohen Fenster hinaus in die Abendsonne, die die

Waldwipfel violett färbte und auf die lichte Ebene, die im Goldglanze vor seinen Augen schwamm. Da hörte er im Nebenzimmer eine flüsternde Stimme und unterdrücktes Schluchzen. „Sei klug, Fränzel," sagte der Baron halblaut. „Einmal muß es ja doch sein, und so bleiben wir doch wenigstens beisammen."

Der Candidat klappte nun kräftig mit der Thürklinke, um sich bemerkbar zu machen, denn er wollte keine Geheimnisse des gnädigen Herrn belauschen, die nicht für seine Ohren bestimmt waren. Man schrak drinnen zusammen. Er hörte, wie ein leichter Frauenschritt sich rasch entfernte. „Ist Jemand hier?" rief dann die herrische Stimme des Barons. Der Magister trat zu der offenen Thüre und verneigte sich tief vor dem gnädigen Herrn, der ihm mit etwas verdrießlichem Gesichte entgegenkam. „Setze Er sich," sagte er dann herablassend. „Wir wollen Sein Anliegen überlegen. Ich habe Seine Zeugnisse geprüft und nichts gegen sie einzuwenden, obwohl ich die Federfuchser sonst nicht leiden mag." Mit diesen Worten gab er Timotheus seine Papiere zurück, die dieser sorglich in seiner Tasche barg.

„Er scheint bisher mehr Schulmeister als Pfarrer gewesen zu sein, hä?" fuhr der Gutsherr fort.

„Da der Schuldienst die Hauptobliegenheit der zweiten Pfarrstelle zu Sandau ist," erwiderte Timotheus, „hielt ich mich durch meine Thätigkeit als Informator zu dieser Aufgabe für wohl vorbereitet. Der Gottesgelahrtheit vergab ich durch diese Studien nichts, denn ich weiß, daß so edle Heiden wie der begeisterte Pindar und der erleuchtete Plato auch etwas von dem göttlichen Geiste in sich tragen, wie ja schon die Kirchenväter von einer theilweisen Ausgießung des Logos über die Heidenwelt reden."

„Bleibe Er mir mit seinem gelehrten Krimskams vom Leibe," sagte der Junker. „Mir ist die Hauptsache, daß Er seine Bauern in Zucht hält, damit der Holzfrevel aufhöre und die Hallunken meine Felder nicht nächtlicher Weile abmähen, keine Hasenschlingen legen u. s. w. Versteht Er?"

„Das Gebot: Du sollst nicht stehlen," sagte Timotheus, „ist ein Theil des göttlichen Gesetzes, das ich mit Eifer von der Kanzel und in der Schule treiben werde." Dann aber fuhr er fort: „Wenn nur auch die großen Herren die darauf folgende Satzung stets vor Augen und im Herzen halten wollten." Der Candidat war selbst betroffen über den starken Ausfall, den er da gemacht hatte; aber der Baron lachte und sagte: „Er meint das Gebot: ‚Laß Dich nicht erwischen!' Ja, ja, Er ist ein Vocativus, wie ich sehe! Doch wo bleibt der Wein? He, holla, Fränzchen! Wein bringen!"

In der Nebenstube regte es sich. Man hörte Gläser klirren. Unter der Thüre erschien eine üppige Schöne, keck gekleidet. Der geblümte Rock war unter den Hüften weit aufgebauscht, so daß der schöne Wuchs sich um so reizender heraushob, die Haare waren hoch auffrisirt und ein Schönheitspflästerchen klebte an der runden Wange. Das rosa Kleid unter dem geblümten Ueberwurfe bezeugte dem Candidaten, daß er dieselbe gefällige Schäferin vor sich habe, die er bei seinem Eintritt in das Schloß durch die Büsche hatte huschen sehen. Aber ihre Augen waren von Weinen geschwollen und ihr Gesicht erhitzt von innerer Erregung. Mit niedergeschlagenen Blicken, die das Auge des Candidaten ver-

mieden, stellte sie zwei Gläser und eine Kanne auf den Tisch, aus der sie einen klaren, dunkelgelben Wein einschenkte. Ihre tadellosen Körperformen hoben sich vortheilhaft heraus bei diesen Hantirungen, und des Candidaten Augen hafteten unwillkürlich auf den Reizen, die sich dabei vor ihm entfalteten. Auch als sie der Thüre zuschritt, folgte er ihrer stattlichen Erscheinung mit den Augen. Der Junker aber ergriff das Glas und stieß mit dem Candidaten an. „Mein Lakai gefällt ihm, wie ich sehe," sagte er mit rohem Lachen.

Timotheus erröthete, trank einen tüchtigen Zug aus seinem Glase, um die bösen Geister zu verscheuchen, und sagte dann: „Ew. Gnaden suchen doch gewiß einen Pfarrer, daß in der Gemeinde, die Dero Fürsorge befohlen ist, alles ehrbar und gottselig zugehe. Wenn ich die Pfarre durch die Gnade des hohen Herrn Patrons erhalten sollte, so wird es mein ganzes Bestreben sein, durch mein eigenes Familienleben im Pfarrhaus Städtern und Bauern ein gutes Beispiel vor Augen zu stellen."

„Na, da kommen wir der Sache schon näher," sagte der Junker, indem er das Glas des Candidaten neu auffüllte. „Auch ich will keinen unverheiratheten Pfarrer auf meiner Pfarre, der den Burschen ins Gehege kommt. Wer die Pfarre haben will, hat das Fränzchen zu heirathen. Ich hab's ihr versprochen. So ist's von Alters her bei uns gehalten worden. Wir haben alte treue Dienstboten von jeher auf diese Weise versorgt. Die Diener werden Einnehmer, Wegaufseher, Forstgehülfen, Castellane und auch ihrer Frauen und Töchter nehmen wir uns an."

„Ew. Gnaden werden aber doch nicht meinen, daß sich aus abgedankten Kammermädchen im Handumdrehen ehrbare Pfarrfrauen machen lassen," fuhr nun Timotheus heraus. „Das kann Ew. Gnaden Ernst nicht sein!"

Die Ader auf der Stirne des Junkers schwoll dick auf, und er richtete seine roth unterlaufenen stieren Augen mit einem bösen Ausdruck auf den frechen Bettler, der in solchem Tone zu ihm zu reden wagte. „Hüte Er seine Zunge," sagte er grollend, „wenn Er nicht die Schloßtreppe hinabfliegen will. Was? Ein Hungerleider wie Er, bei dem eine Frau kaum das trockene Brot haben wird, wagt noch Ansprüche zu machen? Er hat ja die zukünftige Pfarrerin von Sandau soeben gesehen. Ist sie nicht eine saubere, wohl conservirte Person? Und statt mit allen zehn Fingern zuzugreifen, macht Er noch Flausen und großmäulige Redensarten?"

Timotheus erhob sich. „Ew. Gnaden entschuldigen," sagte er in kühlem Tone. „Auch ich weiß, welche Egards man einem hohen Patrone schuldig ist; aber es war mir unbekannt, daß schon eine Pastorin für die erledigte Stelle bereit gestellt ist, sonst würde ich Ew. Gnaden nicht gebeten haben, mich zu favorisiren. Ich bin bereits durch Verspruch mit einer tugendsamen Jungfrau verlobt und gedenke nicht, meiner trefflichen Sophie untreu zu werden, würde aber auch sonst nicht geneigt sein, eine Gefallene zu heirathen, die auf das Sündenbänkchen gehört und nicht in den Pfarrstuhl."

Das Angesicht des Junkers färbte sich bei diesen Worten dunkelblau. „Was, was . ." röchelte er. „Du Canaille, Du Klumpen Hungertuch, Du . . ." Dabei fühlte Timotheus sich von einem riesenstarken Arme an der Brust gefaßt.

Die Thüre ging auf, und in großem Bogen flog der Candidat, immer den Hut unter dem Arm, in den Hausflur hinaus. Dann hörte er rufen: „Hector, Sultan, wo seid ihr, hierher, hetz! faß.“ Das brachte den Strauchelnden rasch wieder auf die Beine. Er stülpte seinen dreieckigen Hut auf das Haupt und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, an dem laut lachenden und höhnenden Portier vorüber. Immer drei Stufen der Treppe nehmend, entrann er in großen Sätzen ins Freie und ohne den aufspritzenden Schmutz des nassen Weges zu achten, entfloh er aus dem Garten, dessen Thor er fest hinter sich zuschloß. Denn bereits hörte er in der Ferne das hohle Kläffen der beiden Hunde und beschleunigte darum seine Flucht, um nicht von den Bestien zerrissen zu werden. Als er im Vorüberjagen eine Latte los an dem verwahrlosten Zaune hängen sah, hielt er einen Augenblick inne und riß sie herab. So konnte er sich die Thiere wenigstens eine Weile vom Leibe halten. Jetzt hörte er sie bereits am Thore lärmen. Zum Glücke öffnete ihnen Niemand, so daß Timotheus etwas beruhigter, wenn auch immer noch so eilig, wie er nur immer vermochte, seinen Weg fortsetzte. Als er die häßlichen Laute nicht mehr vernahm, hielt er still, um seine durch die Mißhandlung im Schlosse in Unordnung gerathene Kleidung wieder zurecht zu rücken. Nachdem er seine improvisirte Waffe von sich geworfen, strich er seinen Rock glatt, zog die Schnallen an den Knieen gerade und besserte sorglich die Knüllen seines dreieckigen Hutes aus, wobei seine Entrüstung sich in einem lauten Selbstgespräche Luft machte. „Das also sind die Hirten, denen die Schafe vertraut sind,“ sagte er mit einem Seufzer. „Solche Unbill muß sich ein armer Diener am Worte gefallen lassen. Aber wäre es nicht meine Pflicht, nach der Residenz zu gehen und dem Fürsten zu berichten, wie die Pfründen in seiner nächsten Nähe vergeben werden? Freilich, wer weiß, Seine Durchlaucht meinten am Ende, Einer, der sechs Fuß zwei Zoll hoch ist, eignete sich besser zum Flügelmann seiner langen Kerle als in das Haus des Herrn. Oh Gott,“ seufzte er, „welche harte Wanderschaft hast Du Deinen Knechten auferlegt! ‚Ziehend durch das Thränenthal machen sie es quellenreich,‘ sagt der Psalmist. Die ganze Erde ist getränkt mit Zähren der Unglücklichen. Das Blut und der Schweiß der Schwachen hat sie fruchtbar gemacht, damit die Fetten sich mästen. Komm, lieber jüngster Tag. Komm, du unser wahrer Trost! Wie lange, arme Sophie, wirst Du nun noch die Launen Deiner Herrschaft tragen müssen und Dein Brot mit Thränen salzen?“

In so trüber Stimmung schritt der mißhandelte Timotheus seine Straße fürbaß, über die die Bäume am Wege lange Schatten warfen, denn die Sonne war am Versinken, die Vögel lärmten und zankten noch einmal in dem nahen Busch, und aus dem Gestrüppe hörte der Candidat den lauten Lockruf der Fasanen, die der Junker hegte. Plötzlich schlug ein anderer Laut an sein Ohr. Einen Augenblick noch hoffte er, er habe falsch gehört, aber da jagte es schon heran. Die beiden Bulldoggen mußten einen Ausgang aus dem Garten gefunden haben und hielten auf seiner Spur. Er fing sofort an wieder zu laufen, so rasch er nur konnte. Aber es war eitle Mühe. Schon hörte er hinter sich ihr Schnaufen und ihre gewaltigen Sätze. Als er erschöpft innehielt, gefaßt den Tod unter den Bissen der Bestien zu erleiden, sah er hart am Wege eine Kiefer, deren Aeste

weit genug herunter reichten, um sie zu erklettern. Ohne Zögern ergriff der Geängstete den nächsten Zweig und schwang sich empor. Es war auch die höchste Zeit. Denn in gleichem Augenblick hatten die Unholde den Baum erreicht und rannten, während er eifrig aufwärts kletterte, hohl bellend um den Stamm. Dann erst versuchten sie durch Anspringen ihn zu erreichen. Er aber stieg weiter aufwärts, wo er geborgen war. Nur sein Hut, der ihm dabei entfiel, ward eine Beute der Ungethüme, indem diese den unglücklichen Dreispitz mit den Zähnen ergriffen, ihn sich gegenseitig aus den Mäulern zerrten und endlich zerrissen liegen ließen, worauf sie wieder die Hälse nach oben reckten, um zu kläffen. So schwebte der Candidat zwischen Himmel und Erde, und unten heulte die Hölle. Plötzlich aber wurden die beiden Thiere still, und in der Ferne hörte Timotheus helles Pferdegetrappel. Bald kam auch ein Reiter in Sicht, der ein lediges Pferd am Zügel neben sich laufen ließ.

„Hoho, was geht da vor?" rief er. „Wer wagt es hier, die Leute mit Hunden zu hetzen?" Als der Rufende näher kam, ließen die Bestien vom Baume ab und umsprangen die beiden Pferde, die sich geängstet aufbäumten. Sofort war der Reiter mit einem Sprunge von dem Rücken seines Rosses unten auf der Erde. Mit der Linken hielt er die Zügel, mit der Rechten riß er den Pallasch aus der Scheide und traf einen der Köter so empfindlich an der Schnauze, daß derselbe heulend zurückwich. „Steigt herab und haltet die Pferde," rief der Soldat, an welchem der Candidat nun die Uniform der Dragoner erkannte. „Ich werde Euch die Hunde schon vom Leibe halten." Erst zögernd, dann mit raschem Entschluß verließ Timotheus sein sicheres Asyl und sprang mit einem Satze zu den Pferden, deren Zügel er packte. Die Köter waren bereits wieder im Anspringen; nun aber, da er beide Arme frei hatte, traf der Soldat den einen mit einem so schweren Hiebe auf den Schädel, daß er winselnd an der Erde liegen blieb, und sein Genosse das Weite suchte. „Besteigt rasch den Rappen," befahl der Dragoner, „ehe sie sich abermals auf Euch stürzen." Timotheus ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Rasch schwang er sich in den Sattel, während sein Retter langsam den Pallasch einsteckte und dann gleichfalls aufsaß. Die aufgeregten Pferde setzten sich von selbst in Trab, und ohne ein Wort zu wechseln, sprengten die beiden Reiter dem Walde zu, dessen nächtliche Dämmerung sie aufnahm, während in ihrem Rücken der Abendschein verglühte. Jetzt erst parirte der Dragoner, an dessen Uniform Timotheus inzwischen die Abzeichen eines Wachtmeisters erkannt hatte, seinen Schimmel, und fragte den Candidaten, wie er in diese gefährliche Lage gekommen sei? Auch Timotheus hatte inzwischen Zeit gefunden, seinen Retter näher zu mustern. Für einen Wachtmeister sah derselbe sehr gut aus. Sein dreieckiger Hut saß keck auf dem wohl gepuderten Haare, das hinten in einen festen Zopf geflochten war. Die schwarzen Augenbrauen bildeten einen merkwürdigen Contrast zu den gepuderten Locken, und kluge, herrisch blickende Augen verliehen dem Gesichte etwas Gebieterisches. Mit kurzen Worten erzählte der Candidat seine unglückliche Bewerbung auf dem Schlosse, wobei er aus Scham und Ehrgefühl nicht einmal alle Ungebühr erwähnte, die ihm in Wort und That zugefügt worden war. „So ist es eben in der Welt, lieber Herr," schloß er seine Erzählung. „Der Welt Losung heißt, bücke Dich, krieche,

küsse den Mächtigen die Stiefel, bis Du Dich so weit hinaufgeschlängelt hast, daß Du selbst wieder den Leuten auf die Köpfe spucken kannst. So war es, so ist es, und so wird es sein."

„Darum lobe ich mir meinen Stand," erwiderte der Wachtmeister. „Ich darf kerzengerade stehen vor Excellenzen und Majestäten. Jeder respectirt des Fürsten Rock, und wenn ich meinen Dienst richtig besorge, brauche ich Niemanden um den Bart zu gehen und habe keine Schweifwedeleien nöthig."

„Nun, sie werden Euch auch schuhriegeln und curanzen, so gut wie uns Andere," meinte der Theologe.

„Glaubt das nicht, Hochwürden," sagte der Wachtmeister. „Ein Jahr wird man wohl gedrillt, hat man aber erst einmal die Klunker am Hut, so braucht der Junker unsereinen nöthiger, als wir ihn. Wir sind es ja, die ihm die Recruten zurichten und für Alles sorgen. Wir verstehen, was er selbst erst lernen muß, das macht den Fähnrich und Lieutenant so manierlich gegen unsereinen. Setzt es dann ein Mal ein Donnerwetter vom Hauptmann, so ist das auch nicht schlimm. Hat er sich ausgetobt, so schenkt er mir am andern Tage um so sicherer ein Päckchen Tabak. Mir ist's wohl in meinem Rock und mit keinem Menschen auf der Welt wollte ich tauschen."

Der Candidat wurde still und nachdenklich. So gab es also doch noch Leute, die zufrieden waren in diesem Jammerthale? Sollte es wirklich ein leichteres Loos sein Recruten zu drillen als die Kinder der Edelleute zu erziehen und auf eine Pfarre zu warten, die doch immer wieder einem minder Würdigen zufällt? Gereichte es ihm nicht zum Vorwurfe, daß dieser schlichte Soldat seines harten Berufs sich freute, während er die Lasten nicht tragen wollte, die mit dem seinen verbunden waren?

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, und die beiden Reiter kamen der Stadt näher. Timotheus wollte absteigen und mit vielem Danke dem braven Soldaten Lebewohl sagen. Dieser aber erwiderte treuherzig: „Nicht Ihr habt mir, sondern ich habe Euch zu danken. So neben einander laufen die Thiere gut; so oft ich aber den Rappen am Halfter habe, bockt bald die eine, bald die andere Mähre und wer weiß, wie weit ich jetzt wäre ohne Eure Gesellschaft! Wollt Ihr aber Euern Dienst vollständig machen, so reitet mir den Rappen noch an die Stallthüre; es ist verflucht schwierig, das Thor vom Pferde aus zu öffnen und dann den schmalen Eingang zu passiren, wenn sie beide nach der Krippe drängen. Fast jedesmal stößt mir mein Rappe das Knie an dem Thürpfosten wund." Mit Freuden war der Candidat zu diesem kleinen Dienste erbötig, zufrieden, daß er sich so seinem Retter gefällig erweisen könne. Bei der Thorwache ließ der Wachtmeister ihn halten und ritt dann etwas zur Seite, wo er leise mit dem Gefreiten redete, der die Wache befehligte. Timotheus wußte nicht, warum ihm der Blick auffiel, den dieser dabei nach ihm herübersendete. Es lag etwas wie boshafte Schadenfreude darin, so daß er sich im Sattel aufrichtete in der Meinung, der alte Soldat mache sich über den Sonntagsreiter lustig. „So," sagte der Wachtmeister, während der Gefreite rasch in das Wachtlokal trat, „kommt, Hochwürden! Ich habe gesorgt, daß sie mir die Stallthüre aufthun." Damit ritt er an der Stadtmauer hin bis ein Thor sich zeigte, unter welchem

ein Dragoner im Stallkittel stand und, die Laterne in der Hand, den Wachtmeister militärisch grüßte. Wiederum wollte Timotheus absteigen, da ein unbestimmtes Gefühl ihn warnte, die Kaserne zu betreten. Aber nunmehr drängten die Pferde selbst durch die offene Thüre, die der Soldat alsbald hinter ihnen fest verschloß. Bei dem Scheine der Stalllaterne schwang sich der Wachtmeister gewandt von seinem Rappen und half dann auch Timotheus aus dem Sattel, da des Candidaten Beine steif geworden waren von ihrer ungewohnten Lage. „Kommt nur," sagte er dann zu Timotheus, indem er dem Soldaten die Zügel zuwarf. „Wir gehen vorn heraus, vorher aber müßt Ihr auf meiner Stube Kommißbrot versuchen und einen Krug Bier trinken. Inzwischen lasse ich Euch einen Hut holen, denn ohne Hut werdet Ihr Euch doch wohl nicht in der fremden Stadt herumfragen wollen?" Dagegen war nun auch nichts zu erinnern, und wenngleich mit einigem Unbehagen folgte Timotheus seinem neuen Freunde auf einen Gang, an welchem, wie die geöffneten Thüren zeigten, die Schlafsäle der Soldaten lagen. Nachdem sie dann noch rechts und links sich gewendet, auch einige Treppen emporgestiegen waren, trat der Wachtmeister in eine Stube, in der zwei Betten standen. Es war ein ziemlich geräumiges Zimmer, die zwei Fenster gingen nach dem Kasernenhofe, auf dem etliche Laternen brannten. Der Wachtmeister aber klopfte auf den Tisch, worauf ein Recrut eintrat, der auf einem Brette zwei große Krüge Bier und Brot mit Butter herbeibrachte. „Stoßen wir an auf Euere Rettung von den Hunden," sagte der Wachtmeister. „Waren zwei ganz verfluchte Köter. Aber ich hab's ihnen tüchtig heimgezahlt. Der Baron wird den Hundedoctor nöthig haben, um sie von meinen Hieben zu curiren. Auf Euer Wohl!"

„Und auf das Euere," erwiderte der Candidat. Darauf leerte der Wachtmeister mit einem Zuge die Hälfte seines Kruges, und Timotheus, der an Höflichkeit nicht zurückbleiben wollte, that das Gleiche, obwohl er fühlte, daß das Braunbier stark sei und einen seltsamen Geschmack habe. Auch ein Butterbrot nahm er an und lobte die gute Gottesgabe, worauf sein Genosse wieder seine Lage herausstrich und versicherte, daß er noch keinen Augenblick seines Lebens bereut habe, Soldat geworden zu sein. „Also stoßen wir an auf unseren allergnädigsten Herrn, den größten Soldatenfreund in ganz Europa."

„Da muß ich wohl trinken," erwiderte der Candidat, „obwohl Euer Doppeltbier stark ist und mir gewaltig ins Blut geht." Mit schwerer Hand erhob er seinen Krug und trank ihn leer. Der Wachtmeister aber sagte: „So, nun will ich Euere Kopfweite messen, damit wir Euch einen richtigen Dreimaster besorgen, der Euch nicht über die Augen fällt." Dabei nahm er von der Wand einen Meßriemen und legte ihn dem Candidaten um die Stirne, während diesem die Augen bereits vor Müdigkeit zufielen. „Laßt sehen, ob Ihr die Breite hättet für die Leibcompagnie." Willenlos ließ Timotheus auch das geschehen. So maß der Wachtmeister die Brustweite und die Länge des Oberkörpers und sagte: „Einen famosen Flügelmann würdet Ihr abgeben. Schade, daß Ihr ein Pfaffe seid. Doch jetzt will ich Euch einen Hut schaffen."

Damit ging der Soldat hinaus, und der Candidat blieb allein in der fremden Stube. Er fand es dumpf und heiß, und die Müdigkeit wollte ihn fast über-

wältigen. Als er das mit Eisenstäben vergitterte Fenster geöffnet hatte, sah er unten den leeren Kasernenhof, um den rings die hell erleuchteten Zimmer der Kaserne glänzten. Aber die frische Luft machte ihm einen unerklärlichen Schwindel. Er fühlte, wie seine Beine schwer wurden und tastete sich zu seinem Stuhle zurück, legte den Kopf auf den Tisch, und in wenigen Minuten war er fest eingeschlafen.

Als Timotheus am andern Morgen erwachte, war es schon hell, doch konnte er sich nicht gleich besinnen, wie er in den fremden Raum gekommen sei. Er lag in einem harten und etwas schmalen Bette, und ein warmes Federkissen, mit dem er zugedeckt war, klebte ihm am Leibe. Allmälig ermunterte er sich, und nun erkannte er die Stube, in der er gestern mit dem Wachtmeister gegessen und getrunken hatte. Die beiden Krüge standen noch auf dem Tische; der eine, glatte, war der des Wachtmeisters, der gerippte mit dem blauen Deckel der seine. Er schaute nach dem andern Bett, ob sein Gefährte, der ihn ohne Zweifel hatte ausschlafen lassen, dort noch der Ruhe pflege. Auf dem Stuhle neben dem Bette lag allerdings eine Montur, auch ein Paar blank geputzter Stiefel standen an der Erde, aber das Bett selbst war unberührt. Timotheus war das seltsam, doch dachte er, er werde eben abwarten müssen, bis sein Gastfreund Zeit habe, nach ihm zu sehen. Inzwischen wollte er sich ankleiden, aber als er sich aus seinem Bette hervorgearbeitet hatte, fehlten seine sämmtlichen Kleider, Wollstrümpfe und Schnallenschuhe nicht ausgenommen. Er wußte nicht, warum ihn das so erschreckte, daß sein Herz klopfte. Sie standen ja natürlich vor der Stubenthüre, oder würden ihm gebracht werden. Dennoch sprang er mit einer gewissen Hast nach der Thüre. Aber diese war verschlossen. Vergeblich klopfte und lärmte er, es kam Niemand. Als er unten einen Soldaten über den Hof gehen sah, riß er rasch das Fenster auf, um denselben anzurufen. Der Mann ging weiter, ohne seinen Zuruf zu beachten. Nur von dem Fenster gegenüber antwortete ein lautes Gelächter. Drei Soldaten putzten dort ihre Flinten und schauten spottend herüber. Einer tippte mit dem Finger an die Stirne, der andere legte beide Hände an den Kopf und machte Eselsohren. Da fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen. Er war in eine Falle gegangen. Sie hatten ihn zum Soldaten gepreßt. Eine Weile stand er wie betäubt, dann entrang sich ein tiefes Stöhnen seiner Brust. Hier war kein Entkommen, das wußte er. „Oh, meine arme, arme Sophie," seufzte er. Aber noch war ja nicht Alles verloren. Er hatte kein Handgeld empfangen, keinen Fahneneid geleistet. Keine Gewalt der Welt sollte ihn dazu bringen, sich gegen seinen Willen zu verpflichten. „Hier bleibe ich liegen," sagte er, „und stehe nicht auf, bis sie mir wieder meine Kleider und meine Papiere geben, und dann will ich doch sehen, wie weit sie ihre Brutalitäten treiben." Damit kroch er in sein Bett zurück und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Aber man schien ihn vergessen zu haben, denn es verstrich eine Stunde nach der andern, ohne daß Jemand nach ihm sah. Endlich, es mochte nahezu gegen Mittag sein, wurden draußen Schritte laut. Das Aufstampfen der Füße und das Klirren der Gewehre bewies, daß draußen eine Wache aufziehe. Die Thüre ward aufgeschlossen, Timotheus setzte sich in seinem Bette auf und sah einen alten Corporal mit rothem Gesichte und

langem weißem Schnauzbarte in der Uniform der Gardegrenadiere eintreten. Der Mensch hatte ein widriges, rohes Aussehen, und seine Augen gingen unruhig von einer Ecke zur andern. „Hoho," sagte er scheinbar verwundert, „noch nicht aufgestanden? Dieses Faullenzerleben wird man Ihm abgewöhnen, Kerl."

„Hätte ich meine Kleider," erwiderte Timotheus entrüstet, „so wäre ich schon längst da, wohin ich gehöre."

„Schlafhaube," unterbrach ihn der Corporal, indem er mit seinem Stocke fuchtelte, „hat Er keine Augen im Kopfe? Hier liegt ja seine Montur! Will Er sie wohl endlich anthun? Er soll mit nach dem Depot."

„Ich weise die Uniform zurück. Meine bürgerlichen Kleider will ich haben, die ich gestern hierher brachte. Ich bin nicht Soldat und habe niemals versprochen, es zu werden."

„Schock Schwerenoth," schrie der Soldat. „Ich frage Ihn zum letzten Mal, ob Er sich ankleiden will, oder ob ich Ihn durch den Profoß soll ankleiden lassen, nachdem er erst fünfundzwanzig erhalten hat?"

Timotheus, fest entschlossen, das Aeußerste zu versuchen, legte sich ruhig in sein Bett zurück.

„Das ist ja ein ganz eingeteufelter Höllenhund," brüllte der Corporal und drehte sich nach der Thüre. „Stellt einmal Euere Gewehre bei Seite, Leute und helft dem Kerl beim Ankleiden. Wenn er muckt, so soll er meinen Stock kosten. Das wird ihm schon Beine machen." Das Klirren der Gewehre zeigte, daß der Befehl vollzogen ward, und alsbald erschienen zwei stämmige Grenadiere mit erhitzten verlegenen Gesichtern unter der Thüre. Der Eine winkte mit den Augen, als ob er Timotheus warnen wolle, seinen Widerstand weiter zu treiben.

„Ich weiche der Gewalt," sagte der Candidat, „aber ich nehme diese Leute zu Zeugen, daß ich die Montur nicht freiwillig angelegt habe, so wenig ich dem Elenden, der mich gestern hierher lockte und durch vergiftetes Bier betäubte, Handgeld abnahm oder ein Gelübde gab."

„Er wird noch viel wissen, was Er gestern im Rausche geredet hat," sagte der Corporal. „Auf einem herrschaftlichen Gaul sitzen und in der Kaserne trinken und übernachten, ist auch ein Handgeld. Was braucht's da noch großer Faxen? Aber macht vorwärts. Was Ihr zu sagen habt, könnt Ihr dem Hauptmann beim Depot sagen. Mich kümmert's nicht."

Timotheus sah ein, daß weitere Worte hier verloren sein würden und kleidete sich an. Der Wachtmeister hatte gut Maß genommen gestern Abend. Die Uniform saß wie angegossen. Auch die Interimsmütze hatte die richtige Kopfweite. „So, nun vorwärts," commandirte der Corporal. Die beiden Soldaten nahmen ihre Gewehre und traten, der Eine vor, der Andere hinter den Gefangenen. Der Corporal, seinen Stock in der Faust, folgte. So verließ die kleine Abtheilung die Dragonerkaserne, wo die Umherstehenden spöttisch, einige wohl auch mitleidig dem Eingefangenen nachschauten.

Immer den Corporal neben sich, die Soldaten hinter sich, wurde der neu Eingekleidete durch die leersten Straßen der Stadt geleitet, ohne daß Jemand dem Schauspiele besondere Beachtung geschenkt hätte. Als der Gefangene einmal nach der offenen Thüre eines vornehmen Hauses schielte, ob er vielleicht hier

durch einen raschen Sprung ein Asyl erhaschen könne, sagte der Corporal, der sofort seine Gedanken errieth: „Brecht Ihr aus, so werdet Ihr niedergeschossen. Das laßt Euch gesagt sein! — Gespaßt wird hier nicht.“ Da stellte Timotheus den Tact im Gehen wieder her und folgte zu der mitten in der Stadt gelegenen Infanteriekaserne. Sobald sie im Thorweg angekommen waren, wurde Timotheus nach einer Stube geführt, in welcher er ein Dutzend neu angeworbener Rekruten vorfand, die Bier tranken, Tabak rauchten und lustig und guter Dinge schienen. Einer hielt ihm seinen Krug hin und hieß ihn trinken. Timotheus aber wendete ihm den Rücken, setzte sich in eine Ecke, und während die fremden Bursche über ihn lachten, überdachte er traurig seine Lage. Was würden seine alten Eltern, was würde seine treue Sophie sagen, wenn sie erfuhren, daß er sich durch Leichtgläubigkeit und Unvorsichtigkeit für viele, viele Jahre in Sklavenketten geschlagen habe? Ein wilder Schmerz legte sich auf sein Herz und würgte ihn im Halse, und doch konnte er nicht weinen, vielmehr nahm eine dumpfe Betäubung alle seine Sinne gefangen. Er hörte, wie einer der Bursche nach dem anderen in eine Nebenstube gerufen wurde, aus der es dann wahrscheinlich sofort in die Soldatensäle ging, denn keiner der Gerufenen kehrte wieder. Endlich kam auch die Reihe an ihn. Der Corporal, der ihn eingeliefert, hieß ihn folgen und führte ihn durch eine leere Schreiberstube in ein größeres Zimmer, wo ein langer Tisch stand, der mit allerlei Papieren bedeckt war. Oben an demselben hatte ein Hauptmann Platz genommen, der in einem Actenbündel blätterte, und neben demselben saß ein Auditeur, der ein Blatt rasch beschrieb und es dann dem Officiere zur Unterschrift hinschob. Als keiner der Beiden ihn beachtete, nahm Timotheus selbst das Wort und sagte: „Meine Herren! Ich bin nur hier, um gegen das himmelschreiende . . . . .“

„Halt' Er sein Maul, bis Er gefragt wird,“ fuhr der Hauptmann ihn an. Und sich zu dem Corporal wendend, sagte er: „Wer ist der Kerl?“

„Candidat Timotheus, gestern eingebracht durch Rittmeister von Scipio.“

„Ah, der.“

„Wie heißt Er?“

„Friedrich Timotheus, Candidat der Theologie und Magister der“ . . .

„Nur Seinen Namen will ich wissen, den übrigen Firlefanz kann Er für sich behalten. Sein Alter?“

„Achtundzwanzig Jahre.“

„Heimath?“

„Göhla, Kreis Braunfeld.“

Der Hauptmann wendete sich zu dem Corporal und winkte: „Abtreten.“

„Ich verlange, daß mein Protest zu Protokoll genommen werde, Herr Auditeur!“ rief Timotheus mit verzweifelter Stimme. Der Hauptmann fuhr auf, aber nunmehr ließ der Candidat sich nicht mehr überbieten. Wehklagend und leidenschaftlich erzählte er, wie der Wachtmeister ihn in die Kaserne gelockt und ihn betäubt habe. Kein Handgeld habe er genommen, kein Versprechen habe er gegeben. Die Uniform habe er nur angethan, weil man ihm seine Kleider weggenommen und der Corporal ihm gedroht habe, ihn durch den Profoß mißhandeln und gewaltsam ankleiden zu lassen.

Als er geendet, sahen die beiden Militärpersonen sich etwas verlegen an. Dann sagte der Auditeur: „Ich werde Euere Beschwerde zu Protokoll nehmen, und der General wird über dieselbe befinden. Bis dahin kann ich Euch nur rathen, daß Ihr Euch keine Widerspenstigkeit zu Schulden kommen laßt."

„Ich verlange aber, sofort freigelassen zu werden!" rief Timotheus weinend. „Ich bin nicht Unterthan Seiner Durchlaucht. Ich habe alte Eltern, ich habe eine Braut, ich bin Magister und nicht Soldat."

„Seid doch nicht kindisch, Mann," erwiderte der Auditeur beschwichtigend. „Wir Beide hier haben doch keine Vollmacht, Euch frei zu lassen, nachdem Ihr Euch durch Euere dummen Streiche in diese Lage gebracht habt. Was hattet Ihr hier zu suchen? Wer hieß Euch Cavalleriegäule besteigen und in der Caserne übernachten? Macht Euch selbst Vorwürfe über Euern Leichtsinn. Ob Euere Einkleidung gültig oder ungültig ist, darüber kann nur der General entscheiden. Alles, was ich für Euch thun kann, ist, daß ich ein genaues Protokoll aufnehme, das Ihr dann unterzeichnen müßt." Das geschah denn, und nachdem Timotheus seinen Namen unter das Papier gesetzt hatte, folgte er resignirt dem Sergeanten in die Caserne, dort wurde er in einen Saal geführt, in dem etwa dreißig Soldaten versammelt waren, denen eben das Essen aufgetragen wurde. Mit dem Letztangekommenen erhielt er gemeinsam eine große Blechschüssel mit einer Brodsuppe, die sie zusammen auslöffelten, während der Topf auf einem Schemel zwischen ihren Knieen stand. Dann folgte eine Schüssel mit Gemüse und etlichen Bissen Fleisch, und die Mahlzeit war beendet. Nach einer kurzen Ruhepause wies dann der Sergeant jedem der Neueingekleideten den Nagel für seine Montur, seine Schublade und sein Bett. Dann wurden sie in den Hof geführt, und das Drillen nahm seinen Anfang.

Als der Abend endlich Ruhe brachte, war Timotheus so müde, daß er sofort, nachdem abgegessen war, sich in sein Bett legte und in einen dumpfen Schlaf verfiel, bis gegen Mitternacht sein Herzweh und die ungewöhnten Töne so vieler Schlafgenossen ihn weckten. Nun hatte er Muße, seine Lage zu überdenken. Noch immer hoffte er, nach der überzeugenden Darstellung des Unrechts, das an ihm begangen worden, müsse der General seine Entlassung verfügen. Ihm schien es unmöglich, daß vornehme und hochgebildete Edelleute ein Verfahren gut heißen könnten, das an die heimtückischen Listen italienischer Banditen erinnerte. Beruhigt durch diese Zuversicht, schlief er wieder ein, bis ein geblasenes Signal ihn und die ganze Compagnie aus den Betten jagte. Vom Schlaf erquickt, trat er mit etwas ruhigerem Gemüthe den Dienst an, indem er sich sagte, daß auch körperliche Ausbildung ihm für die Zukunft nützlich sein könne, wenn er nur nicht diese ganze Zukunft einem zwecklosen Soldatenspiele opfern müsse. Schon um den Mißhandlungen des Sergeanten zu entgehen, nahm er alle seine Körper- und Geisteskräfte zusammen. Er lernte marschiren und halten, rechts kehren und links kehren, übte die Griffe und das Zielen. Dabei hoffte er von einem Tag auf den andern, einen Bescheid zu erhalten; aber auf alle Anfragen bei seinem Gefreiten hieß es nur immer, daß nichts für ihn eingegangen sei. Als Timotheus endlich in Thränen ausbrach bei diesen ewigen Abweisungen, sagte ihm der Vorgesetzte zum Trost, über kurz oder lang werde der General selbst die Compagnie visitiren,

und Timotheus habe dann Gelegenheit, seine Beschwerden vorzutragen. Die Musterung fand auch wirklich statt, aber der General kam so wenig in seine Nähe, daß es absolut unmöglich war, sich mit einer Bitte hervorzuwagen, auch wenn Timotheus den Muth dazu gefunden hätte.

Er sah nun ein, daß man ihn mit der Vertröstung auf die Entscheidung des Generals lediglich zum Besten gehabt habe. Den Casernensaal durfte er nicht verlassen, und Stubengenossen, an die er sich mit Aufträgen wenden wollte, wiesen ihn schroff zurück. Gern hätte er seine frühere Dienstherrschaft und andere Gönner brieflich um ihre Hülfe ersucht, vor Allem auch seiner Braut Nachricht über sein Verbleiben gegeben, aber der Corporal beantwortete seine Bitten um Schreibzeug mit den heftigsten Drohungen, so daß er einsah, in der Caserne werde er keinen Verbündeten finden. Da gab ihm der letzte Sonntag des Monats einen neuen Plan an die Hand. Zum ersten Male an diesem Tage verließ seine Compagnie die Caserne, da sie an der Reihe war, den Gottesdienst zu besuchen. In Reih und Glied mußte Timotheus mit ihr nach der Garnisonkirche marschiren und unter strenger Aufsicht der Predigt des Feldgeistlichen anwohnen. Da Timotheus in der hintersten Bank der kahlen Kirche saß, bekam er den Pastor erst zu sehen, als der Altardienst zu Ende war und derselbe die Kanzel betrat. Timotheus erinnerte sich, daß derselbe Marcus heiße und er ihm früher öfter begegnet sei. Hier trug er eine hohe Allongeperücke, deren Locken weit auf seine Schultern herabfielen und sein scharfgeschnittenes Profil vortheilhaft heraushoben. Der dunkle Predigerrock ließ sein Gesicht bleich erscheinen. Seine Stimme war barsch, und er predigte, als ob er verhärtete Sünder vor sich habe, nicht Seelen, die des Trostes der Verheißung bedürften. Auch war der Inhalt nur eine militärische Instruction in geistlichen Ausdrücken. „Christus ist der Kriegsherr," führte der Prediger aus, „der Landesherr sein Generalissimus, den er dem Soldaten gesetzt hat. Der Gehorsam, der dem Fürsten geleistet wird, wird darum Gott geleistet." Timotheus seufzte. „Wenn das die ganze Theologie meines Amtsbruders ist," dachte er, „so werde ich wenig Hülfe und Trost bei ihm finden." Als die Predigt zu Ende war, schlugen die bei der Thüre der Kirche aufgestellten Trommler einen Wirbel. Darauf gab Herr Marcus seinen Segen, und unter Trommelschlag verließ die Compagnie die Kirche und kehrte in die Caserne zurück. Immerhin war das eine Unterbrechung der ewigen Casernenhaft gewesen, und Timotheus hatte sich alle Straßen, die auf dem Wege nach rechts und nach links sich aufthaten, wohl gemerkt, um gegebenen Falls in der Stadt nicht ganz unbekannt zu sein, wenn einmal Kenntniß derselben ihm nützlich sein würde. Dabei war ihm ein neuer Gedanke gekommen. Der Feldprediger, wie geringe Sympathie er dem Gefangenen auch einflößte, war doch immer sein Amtsbruder, ein Diener am Wort so gut wie er. Vielleicht, daß Herr Marcus sich um der Ehre des Standes willen dagegen auflehnte, wenn die Werber ihre Menschenjagden auf Diener der Kirche ausdehnten. Sofort meldete er deshalb dem Gefreiten, er begehre den Beichtrath des Herrn Feldpredigers und bitte den hochwürdigen Herrn, ihm den Stand seines Gewissens darlegen zu dürfen. Der Gefreite nahm die Meldung lächelnd entgegen und versprach, sie an den Corporal gelangen zu lassen. Aber ein Be-

scheid kam nicht. Timotheus war bereits überzeugt, daß es mit dem Troste durch den Feldprediger ebenso bestellt sei, wie mit der Berufung an den General; da wurde er eines Tags nach dem Exerciren durch den Feldwebel in eine besondere Stube geführt, wo Herr Marcus in Amtstracht vor ihm stand. „Er hat verlangt, über das Heil seiner Seele mit mir Rücksprache zu nehmen," sagte der Geistliche in strengem Tone, indem seine harten dunkeln Augen Timotheus fest fixirten. „Ist Er zur Erkenntniß seiner Sünden gekommen?"

„Hochwürdiger Herr!" erwiderte Timotheus. „Ich bin ein armer Sünder, wie wir Alle, aber ich bin auch ein canditatus reverendi ministerii, den man mit Gewalt zum Soldaten gepreßt hat. Da wollte ich Euer Hochwürden bitten, um der Ehre der Kirche willen, eine solche Vergewaltigung eines ihrer Diener nicht zu dulden."

„Das ist kein Anliegen Seines ewigen Heils," erwiderte der Feldprediger in strafendem Tone, „sondern eine Sache Seiner zeitlichen Dienstbarkeit. Ich dachte, Er wäre am Ende den Arianern oder Schwenkfeldern in das Garn gerathen und wollte nicht versäumen, dem Satan gegenüber die Hörner Mosis aufzusetzen. Nun kommt Er mit der alten Geschichte, mit der sie Alle kommen. Er hat mich also getäuscht, indem er mich wegen eines Beichtraths hierher bemühte." Dabei zog Herr Marcus kaltblütig eine silberne Tabaksdose aus der Weste und nahm eine Prise.

„Hochwürdiger Herr," erwiderte Timotheus in flehendem Tone, „ich weiß nichts, was das Heil meiner Seele, das Euch befohlen ist, mehr gefährdete als das Unrecht, das ich stündlich erdulde. Ich werde irre an den Menschen, an der Welt, an Gott. Helft mir, Herr, daß ich dieses Vertrauen wieder zurückerhalte, sonst falle ich in Desperation und Verzweiflung."

Der Feldprediger schwieg eine Weile. Dann aber sprach er noch unwirscher als vorher: „Er sagt, Er sei Theologus. Weiß Er nicht, daß geschrieben steht, ein Jeder bleibe in dem Stande, darin ihn Gott berufen hat . . ."

„Mein Stand ist der geistliche," rief Timotheus unwillig.

„Kerl, unterbreche Er mich nicht, oder ich lasse Ihn krumm schließen," donnerte Herr Marcus. „Die vornehmen Potentaten und Herrschaften brauchen Soldaten, um das gemeine Volk zu regieren, denn der Pöbel ist insgemein undankbar, frech, wild, unbeständig und wetterwendisch. Wie solche Soldaten zu gewinnen seien, darüber zu urtheilen, steht nicht uns zu. Unter allen Wissenschaften achte ich keine schwerer als die Fürstenweisheit oder Königskunst. Ob jede Einrichtung gut und heilsam sei, das bleibt den hohen Herren befohlen. Er aber hat der Obrigkeit zu gehorchen, die Gewalt über Ihn hat. Serenissimus steht für Ihn an Gottes Statt; darein schicke Er sich."

„Ich wollte Euer Hochwürden bitten," sagte Timotheus demüthig, „eine Supplik an Se. Durchlaucht für mich aufzusetzen oder mir Gelegenheit zu verschaffen, eine solche zu bestellen."

„Nichts da," rief der Geistliche. „Er glaubt wohl, der gnädigste Herr bezahle mich dazu, daß ich den Soldaten von der Fahne helfe. Ich bin da, um Euch Kerlen Raison beizubringen, damit Ihr Ordre parirt. Also lasse Er sich

nicht beikommen, mich wieder zu behelligen, wenn Er sonst nichts im Kopfe hat, als solche Ausreißerpläne. Rechts um, marsch!"

Timotheus warf dem würdigen Herrn noch einen Blick zu, in dem so viel Verachtung und vorwurfsvolle Trauer lag, daß selbst Herrn Marcus das Blut in die Wangen schoß. Aber er wendete sich nur unwillig ab, und Timotheus kehrte in bitterer Enttäuschung in seinen Saal zurück; „dafür also," dachte er bei sich, „ist dieser Herr Amtsbruder bezahlt, daß er jede Schandthat der Großen rechtfertige. Und diese Großen selbst, wozu sind die? Daß sie uns Arme noch ärmer machen und die mit Reichthümern überschütten, die ohnehin schon reich sind. Es stehet allewege schimpflich in dieser Welt," und es gereute ihn fast, daß er diesem hochwürdigen Priester sein Leid anvertraut hatte.

Dennoch schien die Unterredung nicht ganz ohne Folge geblieben zu sein. Die Ausdauer, mit der Timotheus seine Proteste erneuerte, ließ dem Hauptmanne es wünschenswerth erscheinen, seine Lage etwas zu bessern, um ihn dadurch vielleicht mit derselben rascher auszusöhnen. Der eingefangene Candidat wurde zu einer andern Abtheilung versetzt, die einen minder groben Feldwebel hatte, und das brachte ihm den Vortheil, eine vordere Stube beziehen zu dürfen, deren Fenster zwar auch durch dicke Eisenstäbe verwahrt waren, die aber auf das fröhliche Gewühl der Straße hinausblicken ließen. Bisher hatte er auch in seinen Erholungsstunden nur das Schauspiel vor Augen gehabt, wie die andern Rekruten sich quälten und gequält wurden, und er war dem Fenster ausgewichen, nur um die rohen Mißhandlungen da unten nicht mit ansehen zu müssen; jetzt stand er oft an seinem Gitter und ließ die bewegte Fluth froher Spaziergänger und emsiger Geschäftsleute an sich vorüberziehen. Freilich war das für ihn ein melancholischer Anblick, aber er zerstreute ihn doch. Er sah vornehme Damen, die in Sänften getragen wurden, vergoldete Wagen mit stolz geschirrten Rossen, und auf den Trittsteinen hastete eine geschäftige Menge vorüber, so nahe, daß er ihre Gespräche ganz gut vernehmen konnte. Bald merkte er auch, daß von hier ein Austausch mit der Außenwelt möglich war. Zwar Mannspersonen, die sich mit den Soldaten am Fenster in längere Unterredungen einlassen wollten, wies die Schildwache mit kurzen Worten ab. Minder streng waren die Wachen aber gegen das schöne Geschlecht. Hatte doch Jeder draußen sein Mädchen und wünschte bei Gelegenheit mit ihr reden zu können oder einige gute Brocken durch die Gitter zugesteckt zu erhalten. Timotheus faßte sich darum ein Herz; er rief die vorübergehenden Dienstmädchen an und wollte der nächsten Besten den Auftrag geben, ihm zu Schreibzeug zu verhelfen. Nachdem er einigen vergeblich gewinkt und zugerufen hatte, blickte endlich doch Eine zu ihm auf; als sie aber einen wildfremden Soldaten am Fenster sah, wurde sie roth und ging eilig weiter. Da seufzte Timotheus und wollte bereits muthlos werden. Der Vorgang hatte sich rasch abgespielt, aber er war nicht unbeachtet geblieben. Eine vornehm gekleidete, hochgewachsene Dame hatte seine Winke mit der Hand gesehen und den Soldaten ins Auge gefaßt. Einen Moment hatte sie gezögert. Dann aber überwand sie mit einem offenbaren Entschlusse ihre Scheu. Sie trat vor das Fenster und sagte: „Kann ich Euch in irgend etwas dienen, Herr Magister Timotheus?" Als dieser seinen Namen nennten hörte, schrak er freudig zusammen, aber das

Aufleuchten seiner Züge war sofort vorbei, da er in der vornehmen Dame Niemanden anders vor sich sah, als das Fränzchen des Herrn Baron, dessen Begier, Pastorin zu werden, ihn so theuer zu stehen gekommen war.

„Ihr zürnt mir, Herr Magister," sagte die Schöne traurig. „Aber glaubt mir, ich habe viele Nächte geweint, daß ich nun auch an diesem Unglück schuld war. Wie gern hätte ich Euch gewarnt, aber ich fand keine Gelegenheit. Der Werbeofficier lag dem Herrn Baron schon Tags zuvor in den Ohren, er solle Euch ausliefern. Er stelle Euch Euerer Größe wegen schon lange nach, sagte er, und ich wußte, daß Herr von Mucius auch versprochen hatte, falls er Euch zum Pastor nicht brauchen könne, wolle er ihm freie Hand lassen. Ich aber wollte Euch warnen, sobald ich Euch unter vier Augen sprach. Aber es ging Alles so schnell," sagte sie, und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht bei der Erinnerung, wie der gute Candidat mit stäubendem Haarbeutel an ihr vorübergeflogen war. „Ich wollte Euch einen Knecht nachschicken," fuhr sie dann fort, „aber Herr von Scipio muß schon zuvor die Absicht gehabt haben, Euch dem Baron vor der Nase wegzufangen, denn er war mit zwei Pferden in unserem Stalle eingekehrt. Jetzt öffnete der Baron ihm selbst die Gartenthüre und brachte auch die Hunde auf Euere Spur. Daß der Rittmeister ihm seine Doggen so zurichten werde, hatte Herr von Mucius freilich nicht gedacht, und die Freundschaft zwischen den beiden ist über dem verendeten Köter in die Brüche gegangen. Als der Rittmeister am andern Tage kam und erzählte, wie er Euch eingeheimst, warf ihm der Freiherr die ruinirten Hunde vor, und darüber kamen sie so hintereinander, daß der Rittmeister mit Verwünschungen davonritt."

Timotheus hatte bis dahin stumm zugehört und selbst das nur widerwillig, da er mit der schlechten Creatur nichts zu thun haben mochte. Aber jetzt drängte sich doch der Ausruf auf seine Lippen: „Der Wachtmeister also war ein verkappter Werbeofficier?"

„Gewiß," bestätigte das Mädchen eifrig, „ein Rittmeister, der häufig bei dem Freiherrn einkehrt, und leider seid Ihr nicht der Erste, den er von unserem Schlosse ganz wie Euch in die Caserne gelockt hat."

Ein bitterer Groll erhob sich bei diesen Worten in dem Herzen des Candidaten. „Was hilft mich's jetzt. Hättet Ihr mir's vorher gesagt!" rief er rauh.

„Ihr denkt schlecht von mir, Herr Magister," sagte das Mädchen mit Thränen in den Augen. „Ich verdiene es ja auch. Aber Ihr wißt nicht, wie viele Mittel ein Herr hat, unser Einen ins Verderben zu stürzen, besonders wenn er den eigenen Vater auf seine Seite gebracht. Das ist nun, wie es ist. Aber könnte ich etwas für Euch thun?"

Vor den traurigen Worten des Mädchens hielt der Groll des Candidaten nicht Stand. Er betrachtete sie mit Mitleid, und der Zug von gutmüthiger Theilnahme in ihrem Gesichte und die schmerzlich bittenden Augen rührten ihn „Ich danke Euch, Demoiselle," sagte er milder. „Was ich jene fremde Magd bitten wollte, kann und darf ich auch Euch bitten. Wollt Ihr mir um des lieben Heilands willen, dessen Gnade und Vergebung wir Alle bedürfen, Papier, Feder und Tinte verschaffen, damit ich eine Eingabe an den Fürsten und Briefe an meine Freunde schreiben kann, um sie von meiner Lage in Kenntniß zu

setzen? Meine Gönner werden gewiß Alles thun, um mich aus dieser unwürdigen Sklaverei zu befreien."

„Gern will ich das," sagte das Mädchen, offenbar erfreut, dem Armen, der wider ihren Willen ihr Opfer geworden war, einen Dienst leisten zu können. „Bleibet nur am Fenster; dort drüben ist ein Händler, der das Alles feil hat."

„Aber ich habe keinen Groschen," sagte der Soldat. „Mit meinen Kleidern haben sie auch mein Geld genommen, die Elenden."

„Darum grämt Euch nicht, Herr," sagte das Mädchen. „Die kleine Ausgabe ist nicht der Rede werth." Damit schritt sie eilig über die Straße, während Timotheus ihren Weg durch das Gedränge der Vorübergehenden verfolgte. Drüben sah er sie in einen kleinen Kramladen gehen, aus dem sie nach einer Weile, ein Paket in der Hand, wieder hervortrat. Bald stand sie aufs Neue unter dem Fenster und schob durch dessen Stäbe ihr Paket dem Soldaten hindurch, der sich in tausend Dankesworten erschöpfte.

„Aber, wie wollt Ihr Euere Briefe besorgen?" sagte sie dann.

„Durch eine gute Seele wie Euch, Demoiselle. Diesen Dienst, die Briefe zur Post zu tragen, wird mir Niemand verweigern."

„Wer weiß," gab das Mädchen zurück. „Nicht Alle haben den Muth, hier zu stehen und mit einem Soldaten zu reden. Sicherer ist es, ich hole die Sachen ab. Wie lange braucht Ihr, um Euere Briefe zu schreiben?"

Timotheus sagte: „Wenn ich nicht gestört werde, kann ich in längstens zwei Stunden fertig sein."

„Gut," erwiderte Fränzchen. „Dann bleibe ich so lange in der Stadt. Schlag fünf Uhr bin ich wieder hier. Dann werft Ihr mir die Briefe herunter, und ich trage sie zur Post."

Mit einem freundlichen Kopfnicken war die Hülfreiche verschwunden. Timotheus aber riß eifrig das Päckchen auf, das sie ihm gegeben hatte. Er fand Papier in großem und kleinem Format, ein Fläschchen Tinte und geschnittene Federn, selbst Oblaten und ein messingenes Petschaft mit dem Buchstaben „T" hatte sie nicht vergessen.

„Wie voreilig doch unser Urtheil ist," dachte Timotheus beschämt. „Auch dieser Maria Magdalena muß viel vergeben werden am Tage des Gerichts, denn ihr Herz ist empfindsam geblieben für die Noth ihrer Mitgeschöpfe. Sie hat gehört, wie herb ich über sie redete und hätte allen Grund, mir zu zürnen, statt dessen sammelt sie Kohlen auf mein Haupt. Wahrlich, der Herr hat des Weibes Herz gut erschaffen, wenn selbst solche Tyrannei es nicht zu verhärten vermag."

Bei dem schönen Wetter, das draußen über der Stadt lag, war er ganz allein in der großen Stube. Alles war hinausgeströmt, um den Sonnenschein zu genießen. Um aber nicht überrascht zu werden, sperrte der Magister seinen Schrank auf und hinter die schützende Thüre stellte er seinen Schemel, auf dem er schreiben mußte. Kam Jemand, so konnte er leicht die Sachen im Schranke verstecken. Aber es kam Niemand. Nur der alte Feldwebel steckte den grauen Kopf ein Mal durch die Thüre, entfernte sich dann aber wieder, ohne, wie es schien, Timotheus gesehen zu haben. Die Eingabe an des Fürsten Durch-

laucht kostete ihn fast eine Stunde. Bei den nächsten Briefen flog dann seine Feder rasch, und als es fünf Uhr schlug, war bereits der fünfte Brief an treue Freunde und hohe Gönner überschrieben und gesiegelt, und der Candidat hatte das frohe Gefühl, daß der Beredtsamkeit, die er in diesen Schreiben entwickelt habe, auch ein Kieselherz nicht werde widerstehen können. Seine Braut ließ er nur durch ihren gegenwärtigen Dienstherrn in Kenntniß setzen über seine Lage. Er wollte sie nicht erschrecken, und außerdem widerstrebte es ihm, einen Brief an sie durch diese Hände gehen zu lassen. Als er seine Briefe mit dem Schlage fünf Uhr zusammennahm und ans Fenster trat, sah er Fränzchen schon unten auf der Straße. Er rief sie an, und im nächsten Augenblicke hatte sie seine Briefe sicher in der bereit gehaltenen Tasche. „Möge Gott es Euch lohnen und Euch noch glücklich machen," rief Timotheus in warmem Tone.

Die schöne Franzisca wollte etwas erwidern, aber die Thränen traten ihr in die Augen, und mit einem hastigen Kopfnicken kehrte sie sich ab. Dann aber wendete sie nochmals um und sagte: „Wenn ich wieder in die Stadt komme, frage ich nach Euch."

„Oh, thut das, liebe Demoiselle," rief Timotheus eifrig. Dann verschwand sie in dem Gewühle der Straße. Er schaute ihr voll Rührung nach. „Ganz ist ein Weib nicht zu verderben," dachte er. „Auch die zerpflückte Rose hat noch etwas vom Dufte der unberührten Knospe bewahrt."

(Fortsetzung folgt.)

Gymnasium und Universität*).

Von

E. Zeller.

Bei allen menschlichen Einrichtungen handelt es sich um zwei Fragen: nach den Zwecken, die man mit ihnen verfolgt, und nach den Mitteln, durch welche man diese Zwecke erreichen will. Wenn man auch über die Ziele einig ist, können doch die Ansichten über die für sie geeigneten Mittel noch immer weit auseinandergehen; dagegen ist es unmöglich, sich über die Mittel zu verständigen, wenn man über die Zwecke nicht im Reinen ist, denen sie dienen sollen. Aber so selbstverständlich dies ist, so oft wird es doch in den Verhandlungen über Dinge von unmittelbarem praktischen Interesse unbeachtet gelassen. Man streitet sich über eine Frage der Gesetzgebung, eine Verwaltungsmaßregel, eine Organisation, ohne vorher zu untersuchen, ob die Streitenden dabei die gleichen Ziele im Auge haben, ob sie mit den Einrichtungen und Maßregeln, um die es sich handelt, das Gleiche erreichen wollen. Man setzt stillschweigend voraus, weil Alle gewisse Gegenstände mit den gleichen Worten bezeichnen, müssen sich auch Alle das Gleiche dabei denken; so bekannt es auch ist, daß gerade unter den Schlagwörtern, die Jeder im Munde führt, sich die verschiedenartigsten Bestrebungen, die entgegengesetztesten Meinungen zu verbergen pflegen. Auch bei den Verhandlungen über unsere Gelehrtenschulen, wie sie seit Jahren an der Tagesordnung sind, kann man dies nicht selten bemerken. Es wird Tag für Tag über unsere deutschen Gymnasien gesprochen, es wird darüber gestritten, wie viel oder wie wenig sie leisten, welche Mängel ihnen anhaften, welche Vorzüge sie besitzen, welcher Verbesserungen ihre Lehrpläne und Unterrichtsmethoden bedürfen, auf welche Stellung und welche Berechtigung sie in dem Gesammtorganismus des heutigen Unterrichtswesens Anspruch machen können — es wird über alles dieses lebhaft, ja leidenschaftlich verhandelt: aber wie selten begegnet uns unter diesen Erörterungen eine sachliche

*) Wir glauben zu der obigen Publication bemerken zu sollen, daß der Aufsatz des Herrn Geheimraths Professor Dr. Zeller uns bereits vor dem Erscheinen des im Januarheft begonnenen Artikels des Herrn Dr. Paul Güßfeldt über „Die Erziehung der deutschen Jugend" zum Abdruck übergeben worden ist. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Untersuchung der Frage, was ein Gymnasium eigentlich ist und worin seine eigenthümliche Aufgabe besteht! Und doch wäre eine Verständigung darüber vor Allem nöthig. Wenn man wenigstens sieht, was für Ansprüche von den verschiedensten Seiten an diese Unterrichtsanstalten gemacht werden, kann man nur schließen, daß Jedem eine andere Vorstellung über ihre Natur und Bestimmung vorschwebe. Als Vorschulen für die Universität werden sie offenbar nur von einem Bruchtheil derjenigen betrachtet, die ihnen ihre Söhne anvertrauen. Denn nur der kleinere Theil von denen, welche ihre unteren Klassen besuchen, — man behauptet, kaum mehr als ein Zehntel — verläßt die oberste mit dem Zeugniß der Reife; und wie hoch wir auch den Ausfall anschlagen mögen, den im Laufe der Jahre der Tod oder der unfreiwillige Rücktritt von den gelehrten Studien unter den Schülern herbeiführt: so viel ist doch unverkennbar, daß von denen, welche in unsere deutschen Gymnasien eintreten, nur die Minderzahl dies mit der Absicht thut, einen vollständigen Gymnasialcursus durchzumachen und sich schließlich das Reifezeugniß für die Universität zu erwerben. Wäre dem anders, so wäre es unbegreiflich, daß die Ueberfüllung, an der sie fast alle in ihren unteren und mittleren Klassen leiden, von Obersecunda an mit einem Male aufhört und bisweilen selbst in ihr Gegentheil umschlägt. Die meisten wollen offenbar von Hause aus gar nicht weiter kommen, es ist ihnen nur um die ersten Stufen derjenigen Ausbildung zu thun, welche das Gymnasium seinen Zöglingen gewähren soll.

Warum aber um diese, und warum nicht um mehr? Auf die zweite von diesen Fragen werden die meisten Väter antworten: weil man für die Zulassung zum Einjährigendienst nicht mehr braucht. Sie schicken also ihre Söhne in das Gymnasium, weil damit jenes Vorrecht verknüpft ist, und sie schicken sie nicht länger hinein, als zu seiner Erlangung unerläßlich ist: nicht der Bildungswerth des Gymnasialunterrichts, sondern ein ganz zufällig und äußerlich damit verknüpfter Vortheil ist das Motiv eines Schrittes, der für die Zukunft der jungen Leute von der eingreifendsten Bedeutung ist. Das heißt aber, fürs Erste, das richtige Verhältniß von Mittel und Zweck auf den Kopf stellen. Es hat seinen guten Sinn, wenn die Militärbehörde die Versetzung in die Obersecunda eines Gymnasiums als genügenden Nachweis der Befähigung für den Einjährigendienst gelten läßt; falls sie nämlich der Ansicht ist, daß dadurch der Besitz derjenigen Kenntnisse bewiesen werde, welche sie von dem Einjährigen verlangt. Aber es hat keinen vernünftigen Sinn, wenn junge Leute einer Lehranstalt nicht deshalb übergeben werden, weil man sich von ihr sowohl für ihre allgemeine Ausbildung als für ihren künftigen Beruf am meisten verspricht, sondern lediglich deshalb, weil sich dadurch ein Vortheil erreichen läßt, der zu den Nachtheilen eines verfehlten Bildungsganges außer allem Verhältniß steht. Dieser Vortheil ist aber überdieß nicht einmal ausschließlich an diese Bedingung geknüpft. Warum schickt man denn die Jungen überhaupt auf die Gymnasien, wenn man nichts weiter damit erreichen will, als Abkürzung des Dienstes in der Armee und die dereinstige Befähigung zum Reserveoffizier? warum nicht in eine Realschule oder sonst eine von den Anstalten, in denen dieses Vorrecht gleichfalls erworben werden kann? Die Beweggründe der Einzelnen können natürlich sehr verschiedene

sein; im Großen und Ganzen wird aber das entscheidende Motiv doch nur in der Voraussetzung liegen können, daß die Gymnasien einen gründlicheren und umfassenderen Unterricht, eine bessere Vorschule für den künftigen Beruf bieten, mit Einem Worte, daß sie vorzüglicher, vielleicht auch, daß sie vornehmer seien als die andern für das gleiche Alter bestimmten Lehranstalten. Worauf jedoch dieser Vorzug beruhe, welches die eigentliche Natur und Bestimmung der Gymnasien sei, und ob sie demgemäß für alle ihre Schüler das leisten können, was sie einem Theil derselben unstreitig gewähren, und für welche von ihnen und unter welchen Bedingungen dies der Fall sei, danach wird in der Regel nicht gefragt; und die Folge dieser Versäumniß ist es, daß an diese Anstalten die unvereinbarsten Ansprüche gestellt, die widersprechendsten Urtheile über sie gefällt werden.

Selbst unter denen, welche die Vorbereitung auf das Universitätsstudium von ihnen erwarten, finden sich nicht wenige, die noch den weiteren Anspruch erheben, daß diese Vorbereitung ganz speciell auf dasjenige Fach berechnet sein solle, das gerade ihr Sohn zu studiren im Sinne hat, oder das sie als Universitätslehrer vertreten. Hört man aber vollends, was alles die übrigen von den Gymnasien verlangen und an ihnen aussetzen, so findet man sich von einer fast unübersehbaren Menge von Ansprüchen, Ausstellungen und Verbesserungsvorschlägen umschwirrt. „Wenn mein Junge sein Einjährigenzeugniß hat," sagt der Eine, „soll er in mein Geschäft eintreten. Das Latein und das Griechisch, womit man ihn sechs Jahre geplagt hat, nützen ihn dann freilich nichts. Statt der Sprachen, die kein Mensch mehr redet, wäre es klüger, die jungen Leute das Französische, das Englische, das Italienische fertig sprechen und schreiben zu lehren". „Etwas Griechisch," meint ein Zweiter, „lasse ich mir schon gefallen. Mein Sohn will das Baufach ergreifen, und da soll er mir einmal auch nach Italien und Griechenland gehen. Es empfiehlt den Architekten doch immer, wenn er sagen kann, er kenne Athen und Pergamum nicht bloß aus dem Panorama. Aber Eines vermisse ich an unseren Gymnasien: dem Zeichnen wird viel zu wenig Zeit gewidmet; und doch ist dieses für viele Berufsarten ganz unentbehrlich, und später läßt es sich schwer nachholen." „Ein noch größerer Mangel," meint ein Dritter, „ist der ungenügende Unterricht in den Naturwissenschaften. Denn mit dem wenigen, was jetzt dort gelehrt wird, ist nicht viel ausgerichtet. Die Naturwissenschaften sind heutzutage das Wichtigste und Unentbehrlichste für jeden gebildeten Menschen. Denn ihnen gehört die Zukunft. Ist es da nicht eine Schande, wie dürftig die Kenntniß dieser Fächer ist, mit der unsere Gelehrtenschulen ihre Zöglinge zu entlassen pflegen? Um wie viele werthvolle Entdeckungen, wie viele epochemachende Erfindungen könnten wir reicher sein, wenn die Köpfe, in denen sie schlummerten, auf der Schule die nöthige Anregung und Anleitung bekommen hätten! Wie viele Vorurtheile würden schwinden, wenn unsere Knaben so frühe wie möglich in die Lehren Darwin's und Haeckel's, in die heutige Sinnesphysiologie und die mechanische Wärmetheorie eingeführt würden! Aber dieses wichtigste Fach wird immer noch unverantwortlich vernachlässigt. Selbst unsere Töchterschulen sind nachgerade zu der Einsicht gekommen, daß die künftigen Mütter und Hausfrauen in den Stand

gesetzt werden müssen, ihre Kinder nach physiologischen Grundsätzen zu wickeln, ihre Küche nach den Principien der organischen Chemie einzurichten: unsere Gymnasien vollends dürften keinem ein Reifezeugniß ausstellen, der nicht alles Wissenswerthe aus der Astronomie und der Physik, der Chemie und der Geologie, der Botanik, der Zoologie, der Anatomie, der Physiologie, und jedenfalls auch der Hygiene und Diätetik sich gründlich zu eigen gemacht hat."

Der Freund der Naturwissenschaften hat sich im Eifer etwas außer Athem geredet, und er gibt dadurch einem gesinnungstüchtigen Politiker die erwünschte Gelegenheit, ihn zu unterbrechen. „Was Sie hier bemerkt haben," ruft er, „unterschreibe ich Wort für Wort. Die Naturwissenschaften müßten wirklich in unseren Gymnasien in ganz anderem Umfange betrieben werden, statt daß man die armen Jungen mit den Sprachen und Schriften von Völkern abquält, von denen wir ja doch längst nichts mehr lernen können. Aber den wichtigsten Unterrichtsgegenstand haben Sie nicht berührt. Nichts ist dem Manne so unentbehrlich als die Kenntniß seiner staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten. Wie soll er seine Aufgabe als Wähler und Geschworener erfüllen, wer soll ihm den Muth geben, ungesetzlichen Zumuthungen Widerstand zu leisten, wenn ihn nicht schon die Schule über alle diese Dinge belehrt hat? Selbst in der Volksschule dürfte von Rechtswegen ein Cursus über Verfassungs- und Verwaltungsrecht nicht fehlen, denn auch der Bauer muß über die gesetzlichen Grenzen der landräthlichen Gewalt und der staatsbürgerlichen Verpflichtungen unterrichtet sein. Unter allen Umständen wäre aber von den Gelehrtenschulen zu verlangen, daß sie keinen von ihren Zöglingen ins praktische Leben übergehen lassen ohne ihm eine genaue Kenntniß der allgemein deutschen und der Landesgesetzgebung, des Naturrechts und für den Kriegsfall auch des Völkerrechts mitzugeben." — „Noch nöthiger", bemerkt ein höherer Beamter, der zufällig in diesen Kreis gerathen ist, im Ton höflicher Ueberlegenheit, „noch nöthiger wären den jungen Leuten ohne Zweifel richtige volkswirthschaftliche Begriffe. Denn sagen Sie selbst, meine Herren, wie sollen wir der socialdemokratischen Seuche Herr werden, wenn wir ihr nicht schon in den jugendlichen Köpfen den Nährboden entziehen? und auf welchem anderen Wege können wir dies, als dadurch, daß wir die heranwachsende Generation schon auf der Schule mit den Wahrheiten bekannt machen, durch die sie vor jenen Irrlehren bewahrt werden? Meine eigenen Söhne zwar (fügt er bei) werden sich darüber, wie ich hoffe, auf der Universität unterrichten, denn sie sollen natürlich Jus studiren; aber man muß doch auch auf diejenigen Rücksicht nehmen, die es nicht zum Universitätsstudium bringen, und wenigstens von den Söhnen der gebildeten Klassen sollte keiner ohne einen gründlichen Unterricht in der Nationalökonomie und den übrigen socialen Wissenschaften bleiben."

Es sind dies nur einige von den Stimmen, die sich zur Zeit in Deutschland über unsere Gymnasien vernehmen lassen. Aber so viel sie an diesen Anstalten zu tadeln finden: in ihren positiven Anforderungen gehen sie nach allen Seiten auseinander; und während alle Welt die angebliche Ueberbürdung der Schüler zu beklagen pflegt, ist jeder von den Rathgebern, die sich mit ihren Reformvorschlägen herbeidrängen, von der Nothwendigkeit überzeugt, ihnen noch

ein weiteres Fach, vielleicht ein ganzes Facultätsstudium, aufzuladen. Man verlangt von den Gymnasien, daß sie ihre Schüler in allem unterrichten, dessen Kenntniß denselben in ihrem späteren Leben nöthig oder doch wünschenswerth ist. Dessen ist es aber ohne Vergleich mehr, als sich Schülern dieses Alters in der gegebenen Zeit, und nicht selten auch mehr, als sich ihnen überhaupt beibringen läßt; wenn man wenigstens auf wirkliche Bildung, nicht bloß auf den Schein derselben, auf geistiges Verständniß, nicht bloß auf Wort- und Gedächtnißkram ausgeht. Jene falsche Voraussetzung hat daher nothwendig zur Folge, daß jeder aus der unendlichen Masse des Wissenswerthen, welches den Gegenstand des Gymnasialunterrichts bilden soll, das herausgreift und zur vorzugsweisen Berücksichtigung empfiehlt, woran ihm nach seiner Individualität und seinem individuellen Bedürfniß am meisten gelegen ist, und daß so in die Anforderungen an die Gymnasien jene Verwirrung und jener Widerstreit der Meinungen hereinkommt, die thatsächlich vorliegen. Will man sich davon befreien, so ist das Erste, was noththut, dieses, daß man sich eine möglichst genaue Rechenschaft darüber ablegt, welches die eigenthümliche Stellung der Gymnasien in dem Ganzen unseres Schulwesens ist, und welches die Aufgaben sind, die ihnen aus dieser Stellung erwachsen und sie von allen andern Lehranstalten unterscheiden.

In dieser Beziehung fällt es nun sofort als eine Eigenthümlichkeit derselben ins Auge, daß die Gymnasien (Realgymnasien vorläufig miteingeschlossen) nicht einen abschließenden, sondern nur einen solchen Unterricht zu ertheilen haben, an den sich zu seiner Vollendung noch ein weiterer und höherer anschließen soll. Die Volksschule ist ihrem Hauptzwecke nach für solche Kinder bestimmt, deren Schulunterricht sich nicht über die Kinderjahre hinaus erstreckt. Sie muß sich daher darauf beschränken, ihren Schülern von den ihrem Alter zugänglichen Kenntnissen und Fertigkeiten diejenigen beizubringen, welche Jedem im Volke unentbehrlich sind, von den übrigen dagegen eben nur so viel, als sie in einer Schulzeit von dieser bestimmten Dauer in sich aufnehmen und verarbeiten können. Ein höheres Ziel setzt sich die Bürgerschule, die gewöhnlich sogenannte einfache Realschule. Sie behält ihre Schüler einige Jahre länger als die Volksschule und will ihnen alle die Kenntnisse mittheilen, deren sie bedürfen, um sich solchen Berufsarten widmen zu können, die zwar keine streng wissenschaftliche Bildung, aber doch ein umfassenderes Wissen verlangen, als es sich in der Volksschule und in den Knabenjahren erwerben läßt. Aber darin kommen die Lehranstalten dieser Klasse mit der Volksschule überein, daß sie ebenfalls ihrer Hauptabzweckung nach darauf ausgehen, ihren Schülern einen Unterricht zu ertheilen, der sie zum unmittelbaren Uebertritt in einen praktischen Beruf befähigt. Die Gymnasien dagegen, sowohl die humanistischen wie die Realgymnasien, gehen von der Voraussetzung aus, daß ihre Schüler von ihnen auf eine andere höhere Lehranstalt übergehen, wie sich dies schon darin ausdrückt, daß sie denselben bei ihrem Abgang das Reifezeugniß für eine solche ausstellen; und diese Beziehung auf den höheren Unterricht, für den sie ihre Zöglinge vorbereiten wollen, ist ihnen so wesentlich, daß sie ihren ganzen Charakter verlören, und daß in unserem Unterrichtswesen eine unausfüllbare Lücke entstände, wenn sie

derselben jemals vergessen könnten. Denn wenn es wissenschaftliche und technische Hochschulen geben soll, so muß es offenbar auch solche Schulen geben, in denen man sich die Kenntnisse und die Denkübung erwerben kann, ohne die es unmöglich ist, die Hochschulen mit Nutzen zu besuchen und den Vorträgen ihrer Lehrer mit Verständniß zu folgen. Ebenso einleuchtend ist aber auch, daß sich diese Schulen nicht durch die Rücksicht auf solche, die sie um anderer Zwecke willen besuchen, verleiten lassen dürfen, dieser ihrer Hauptbestimmung untreu zu werden. Es mag sein, daß unsere Gymnasien und Realgymnasien von Vielen aufgesucht werden, welche gar nicht die Absicht haben, von denselben auf eine Hochschule überzugehen, und daß es diesen in den einen der alten Sprachen, in den anderen der Mathematik oder sonst eines Faches zu viel ist. Es mag auch sein, daß in manchen von diesen Anstalten, namentlich in den unteren Klassen derselben, diejenigen, welche nicht studiren wollen, an Zahl überwiegen, aber selbst wenn dies bei allen der Fall wäre, würde daraus noch lange nicht folgen, daß die Gymnasien ihren Lehrplan auf das Bedürfniß dieser Majorität zuschneiden, daß sie dieser zu Liebe denen, welchen es um höhere wissenschaftliche Ausbildung zu thun ist, das, was *sie* brauchen, versagen oder verkümmern, daß sie ihr zu Gefallen darauf verzichten sollen, das, was sie bisher waren und was sie sein sollen, auch ferner zu bleiben. Jene Erscheinung würde vielmehr zwar beweisen, daß es vielen von denen, welchen die Volksschule nicht genügt und die Hochschule ferne liegt, an dem für sie geeigneten Unterricht fehle. Daraus würde aber doch nicht folgen, daß man einen solchen denen verweigern solle, welche sich auf eine Hochschule vorbereiten wollen, sondern lediglich, daß man dem Bedürfniß der andern durch eine genügende Zahl solcher Unterrichtsanstalten entgegenzukommen habe, die für *sie* passen. Wenn ein Theil unserer Gymnasien in höhere Bürgerschulen verwandelt würde, die ihr Lehrplan zur Erlangung des Einjährigenzeugnisses befähigte, und wenn in Folge davon die übrig bleibenden von jenen zweifelhaften Elementen entlastet würden, die sie nur deshalb besuchen, weil ihnen keine andere für sie geeignete Lehranstalt zur Hand ist, denen es aber gar nicht um einen vollständigen Gymnasialcursus zu thun ist, so wäre dies gerade im Interesse unseres Gymnasialunterrichts nur willkommen zu heißen.

Ist aber dieses die Aufgabe der Gymnasien, so kann man auch nur einen solchen Unterricht von ihnen verlangen, der sich mit dieser ihrer Bestimmung verträgt. Nichts ist verkehrter als die Forderung, daß die Schule ihre Zöglinge alles das lehren solle, dessen Kenntniß ihnen irgend einmal nöthig oder nützlich sein kann. Nicht einmal die Hochschulen können dieß leisten: auch sie müssen sich damit begnügen, daß sie ihre Schüler durch Anleitung und Belehrung in den Stand setzen, das, was sie werden sollen, durch eigene Arbeit aus sich zu machen. Doppelt verkehrt ist aber jene Anforderung, wenn sie an Unterrichtsanstalten gerichtet wird, die ihrer ganzen Natur und Bestimmung nach nichts anderes sein können als Vorschulen; die nicht eine in sich vollendete Bildung, sondern nur die Vorbildung für ein abschließendes wissenschaftliches Studium mittheilen wollen. „Sollte nicht Jeder dies und jenes wissen? Darf ein so wichtiges Gebiet einem Gebildeten fremd sein? Ist es daher zu verant-

worten, wenn es die Schule von ihrem Lehrplan ausschließt?" Solche Fragen machen auf eine Versammlung von Laien vielleicht Eindruck: ein verständiger Lehrer wird sich überlegen, ob denn alle diese schönen und nützlichen Dinge der Fassungskraft seiner Schüler angemessen sind, welche und wie viele derselben von ihnen in einem gegebenen Zeitraum mit wirklichem Verständniß und dauerndem Erfolg für ihre Bildung erlernt werden können, was in den jugendlichen Köpfen gleichzeitig Raum hat, ohne daß eines das andere verdrängt oder sich mit ihm verwirrt, welche Gegenstände die nöthigsten und wichtigsten sind, und welche dies gerade für die Schüler und die Altersstufe sind, mit deren Unterricht er es zu thun hat. Unsere Gymnasien sollen allerdings nicht bloß für eine specielle Fachbildung, sondern für eine allgemein menschliche Bildung den Grund legen; aber sie werden dies nicht dadurch am sichersten erreichen, daß sie ihren Schülern eine Sammlung aller möglichen Kenntnisse einpfropfen, sondern dadurch, daß sich der Unterricht um wenige, dem Verständniß derselben zugängliche Hauptfächer von hervorragendem Bildungswerth gruppirt, an denen sie lernen können, sich mit Liebe in einen Gegenstand zu vertiefen, sich um genaue und gesicherte Anschauungen, um deutliche Begriffe, um scharfen Ausdruck ihrer Gedanken zu bemühen.

Jene höheren Lehranstalten, auf welche die Gymnasien vorbereiten sollen, waren nun Jahrhunderte lang ausschließlich die Universitäten. Aber mit der Zeit zeigte es sich, daß diese für sich allein dem Bedürfniß nach einem höheren Unterricht nicht genügten, das sich in immer weiteren Kreisen kundgab. Den Universitäten trat eine Reihe von Anstalten zur Seite, welche sich ebenso, wie jene, die wissenschaftliche Ausbildung für bestimmte Berufsarten zur Aufgabe machen, welche aber gerade für solche Berufsarten bestimmt sind, die auf den Universitäten nicht oder nur unvollständig vertreten sind: landwirthschaftliche und Forstakademieen, Bauakademieen, Bergakademieen, und als Zusammenfassung mehrerer solcher Specialschulen die Polytechnika oder technischen Hochschulen. Dazu noch Akademieen für Kunst und Musik und Kriegsakademieen. Die letzteren nun sind für jüngere Offiziere bestimmt, welche ihre Vorbildung theils in eigenen militärischen Bildungsanstalten, theils in humanistischen oder Realgymnasien erhalten haben; sie gaben daher zu einer Aenderung unserer Gymnasialeinrichtungen keinen Anlaß. Ebensowenig war dies bei den Kunst- oder Musikschulen der Fall. Dagegen führte das Bedürfniß eines höheren technischen und gewerblichen Unterrichts zu der Gründung von Schulen, welche im Anschluß an die Bürger- oder Realschulen, als obere Stufe derselben, in ähnlicher Weise für die technischen Hochschulen vorbereiten wollen, wie die humanistischen Gymnasien für die Universitäten: Oberrealschulen, Realschulen erster Ordnung, oder wie sie sich jetzt mit Vorliebe nennen: Realgymnasien. Was diese Lehranstalten von unseren älteren humanistischen Gymnasien unterscheidet, ist im Allgemeinen die ausgiebigere Pflege der Mathematik, der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen, die Beschränkung des Unterrichts im Lateinischen, der gänzliche Wegfall des Griechischen; denn wo das letztere in einem sogenannten Realgymnasium — meist freilich in sehr bescheidenem Umfang — noch gelehrt wird, da haben wir in Wahrheit keine realistische, sondern eine humanistische Schule, nur eine solche,

welche durch Zugeständnisse an die Freunde des realistischen Unterrichts sich auch ihren Beifall zu erkaufen bemüht ist.

Diese Neuschöpfungen gelangten aber nur allmälig zu einer selbständigen Entwicklung, und die Begründer und Freunde derselben gingen weder alle von dem gleichen Standpunkt aus, noch verfolgten sie diesen mit der gleichen Entschiedenheit und Consequenz. Die Stürmischeren unter ihnen möchten bekanntlich am liebsten unser ganzes Gymnasialwesen, als ein veraltetes Ueberbleibsel des Humanismus (oder gar der „Scholastik"), mit Einem Schlage beseitigen und etwas ganz Neues an seine Stelle setzen, über welches diese Reformatoren selbst allerdings untereinander noch keineswegs einig sind; Gemäßigtere begnügen sich mit der Forderung, daß den sog. Realien im Lehrplan der Gymnasien auf Kosten der alten Sprachen eine größere Geltung eingeräumt, und daß die rein realistischen Anstalten den humanistischen in Beziehung auf die Zulassung zur Universität, zu den Doctor- und Staatsprüfungen gleichgestellt werden. Die Vertheidiger des bisher Bestehenden widersprechen natürlich den einen wie den andern; auch sie sind aber weder in der Begründung dieses Widerspruchs noch in der Entschiedenheit, mit der sie ihn durchführen, alle gleicher Meinung. Um so weniger ist es zu verwundern, wenn nicht allein außer den Fachkreisen über die Fragen, um die es sich hier handelt, noch eine große Unklarheit und Zerfahrenheit herrscht, sondern wenn auch in unserem höheren Schulwesen selbst manches noch unfertig und von inneren Widersprüchen nicht frei ist.

Um zunächst den Streitpunkt klarzustellen, muß man sich deutlich machen, daß es sich hier nicht um den Werth oder die Unentbehrlichkeit der klassischen Studien in dieser Allgemeinheit, sondern um ihren Werth und ihre Unentbehrlichkeit *für das Universitätsstudium* handelt. Man kann gewiß ein gebildeter Mensch sein, wenn man auch keinen griechischen und keinen lateinischen Schriftsteller in der Ursprache zu lesen im Stande ist. Denn Eines schickt sich nicht für Alle: die Bildungsmittel und Bildungsformen des menschlichen Geistes sind mannigfaltig, sie alle kann Niemand vollständig, können die allerwenigsten, von der Natur und dem Schicksal Begünstigtsten, auch nur annähernd umfassen, und wem ein Gebiet verschlossen ist, der kann in einem anderen Ersatz finden. Wäre dem anders, so wären nicht bloß unsere Frauen, sondern auch die Mehrzahl der Männer übel daran. Allein im vorliegenden Fall haben wir es nicht mit der Bildung überhaupt, sondern nur mit den Vorbedingungen derjenigen wissenschaftlichen Bildung zu thun, welche die Universitäten mitzutheilen bestimmt sind. Auch von dieser verlangt aber Niemand, daß sie nur denen zugänglich sein solle, welche ihre Vorbildung auf einem Gymnasium erhalten haben; und es gibt jetzt schon keine deutsche Universität, welche ihre Hörsäle solchen verschlösse, bei denen dies nicht der Fall ist. In Preußen, welches in dieser Beziehung wohl am strengsten verfährt, gilt zwar für die eigenen Staatsangehörigen die Bestimmung, daß zur Immatriculation das Reifezeugniß eines deutschen Gymnasiums erforderlich ist (statt dessen aber für gewisse, später zu besprechende, Fächer auch das einer Realschule erster Ordnung genügt), und daß bei der Berechnung der Studienzeit, welche für die Zulassung zu den Staats- und Facultätsprüfungen vorgeschrieben ist, nur das mit dem Zeugniß der Reife

zurückgelegte Studium in Betracht gezogen werden soll. Nichtpreußen dagegen „können bei jeder Facultät eingeschrieben werden, sofern sie sich über den Besitz einer für die Anhörung von Universitätsvorlesungen genügenden Bildung ausweisen"; und unter derselben Bedingung können auch Preußen, die kein Reifezeugniß erworben haben, auf vier Semester bei der philosophischen Facultät immatriculirt, und diese Frist kann ihnen nach Ablauf dieses Zeitraums verlängert werden; und es ist den so Immatriculirten, wie allen Studirenden, der Besuch jeder Vorlesung gestattet. Es sind ferner z. B. in Berlin außer den Zöglingen der militärärztlichen Bildungsanstalten, die thatsächlich der medicinischen Facultät angehören, auch die Studirenden der technischen Hochschulen und der Kunstakademie zum Hören der Vorlesungen berechtigt. Die gleiche Berechtigung kann endlich an allen Universitäten Personen, die sich dafür eignen, vom Rector ertheilt werden, und sie wird hier Jahr für Jahr Hunderten ertheilt. Die Hörsäle unserer Universitäten stehen mithin Jedem offen, der etwas darin zu suchen hat, und es liegt kein Grund vor, darüber zu klagen, daß unsere gegenwärtigen Einrichtungen durch die Forderung der Gymnasialreife die Studirfreiheit beeinträchtigen. Nicht das Universitätsstudium als solches ist es, dem jene Forderung gilt, sondern die spätere Zulassung zu den akademischen Würden und zu denjenigen Berufsarten, für welche der Staat den Nachweis eines regelmäßigen und erfolgreichen Universitätsstudiums verlangt. Wenn er als ein solches nur dasjenige anerkennt, dem man sich nicht allein während einer ausreichenden Zeit, sondern auch mit ausreichenden Vorkenntnissen gewidmet hat, so ist er doch unstreitig in seinem Rechte, und es ist eine falsche Anwendung des Grundsatzes der freien Concurrenz, wenn gesagt wird: man solle es Jedem überlassen, wie er sich auf das Universitätsstudium vorbereiten wolle, und ihn dann zusehen lassen, wie weit er damit komme. Man überläßt dies wirklich einem Jeden; denn es ist Niemand gehindert, sich die Kenntnisse, deren er zu einer Abiturientenprüfung bedarf, durch Privatunterricht oder Privatstudium, oder wie er sonst will und kann, zu erwerben. Aber man erkundigt sich zweckmäßigerweise nicht erst beim Abgang von der Universität, sondern vor dem Eintritt auf dieselbe darnach, wie weit er damit gekommen ist, weil eben der Universitätsunterricht, wie jeder höhere Unterricht, gewisse Vorkenntnisse voraussetzt, auf deren durchschnittliches Vorhandensein bei der Hauptmasse ihrer Zuhörer die Lehrer sich müssen verlassen und ihren Unterricht darauf einrichten können. Die Frage kann daher nicht die sein, ob die Forderung begründet ist, daß für die Zulassung zu einem regelmäßigen Universitätsstudium der Besitz gewisser Kenntnisse dargethan werde, sondern nur die, ob die Beschaffenheit und die Höhe dieser Kenntnisse richtig bestimmt ist.

Diese Frage kann nun hier natürlich nicht in der Art beantwortet werden, daß die Lehrpläne unserer Gymnasien, die ja überdies in den verschiedenen Theilen Deutschlands vielfach von einander abweichen, in ihren Einzelheiten geprüft würden; sondern nur darum kann es sich handeln, ob die Forderung einer humanistischen Vorbildung für das Studium auf unseren Universitäten grundsätzlich in seinem Recht ist oder nicht. Wie viel dagegen den alten Sprachen und Schriften Unterrichtsstunden eingeräumt, welche anderen Fächer, und in

welchem Umfange sie mit ihnen verbunden, wann mit jedem Lehrfach begonnen, wie weit die Schüler darin geführt werden sollen, dies sind technische Fragen, über welche auch die Freunde des humanistischen Gymnasiums verschiedener Meinung sein können; und so wichtig sie in praktischer Beziehung auch sind, so wünschenswerth ist es doch, daß den verschiedenen Anstalten die Möglichkeit gewährt werde, sich örtlichen Bedürfnissen so weit anzupassen, als dies ohne Verletzung ihres Grundcharakters geschehen kann. Um so nöthiger ist es dagegen, daß sie diesem nicht aus äußerlichen Rücksichten untreu werden, daß ihre Einrichtungen und Lehrpläne von einer bestimmten und folgerichtig festgehaltenen Ansicht über ihre wesentlichen Zwecke und Ziele geleitet werden.

Man fragt uns, warum wir denn für die Universitäten nur Eine Art der Vorbildung zulassen und sie nicht Jedem öffnen wollen, der überhaupt eine Vorbildung für akademische Studien nachweist, mag er sich diese nun auf einem humanistischen oder einem Realgymnasium erworben haben? Darauf wäre zunächst mit einer Gegenfrage zu antworten. Warum errichtet man neben den Universitäten, mit Aufwendung unabsehbarer Mittel, eigene technische Hochschulen und stattet diese mit eigenen Lehrstühlen, Sammlungen und Laboratorien auch für die Fächer aus, welche an jenen aufs vollständigste vertreten sind, wie Mathematik, Physik, Chemie, beschreibende Naturwissenschaften, Geschichte, Philosophie, Kunst- und Literaturgeschichte? Warum verweist man nicht die künftigen Ingenieure, Architekten, Landwirthe u. s. w. für ihre theoretische Ausbildung einfach an die Universitäten und begnügt sich damit, sie in Fachschulen zur praktischen Anwendung der Kenntnisse anzuleiten, welche sie sich dort erworben haben? Der Grund dieses Verfahrens wird schließlich doch nur darin liegen können, daß man annimmt, der Universitätsunterricht sei für die Schüler der technischen Lehranstalten weniger geeignet, sie brauchen einen solchen, der in seinem Umfang, seinem Inhalt und seiner Methode ihrem Bedürfniß und Verständniß genauer angepaßt, der speciell auf ihren künftigen Beruf und den Stand ihrer bisherigen Vorbildung berechnet ist. Nun gut; dann mache man sich aber auch klar, was für unsere Frage hieraus folgt. Wenn der Unterricht, der an unseren technischen Hochschulen ertheilt wird, von dem der Universitäten sich so wesentlich unterscheidet, daß für denselben eigene Lehranstalten erforderlich sind, so können auch die Vorbedingungen für den einen und den anderen unmöglich die gleichen sein; es können mithin auch die Anstalten, welche für die Ausbildung künftiger Polytechniker bestimmt sind, zwar vielleicht eine in ihrer Art gleich gute, vielleicht eine für ihren nächsten Zweck geeignetere, aber unmöglich eine wissenschaftliche Vorbildung derselben Art gewähren, wie diejenigen, welche der Vorbereitung für die Universität dienen sollen. Wenn daher dem Zögling einer solchen Anstalt durch sein Abgangszeugniß bescheinigt wird, er habe seinen Lehrgang in derselben mit befriedigendem Erfolge zurückgelegt und besitze die Reife für denjenigen wissenschaftlichen Unterricht, für den sie vorzubereiten bestimmt ist, so wird damit noch nicht bewiesen, daß er auch für den Unterricht auf einer Universität genügend vorbereitet ist: ein Reifezeugniß der einen Art kann das der anderen nicht ersetzen. So muß man wenigstens urtheilen, wenn man aus der thatsächlich bestehenden, und mit gutem Grunde bestehenden Trennung der

Universitäten und der technischen Hochschulen die Folgerungen zieht, die mit logischer Nothwendigkeit daraus hervorgehen, ohne sich durch Bequemlichkeitsrücksichten und andere außer der Sache liegende Gründe aufhalten zu lassen.

Wollen wir uns nun eine genauere Rechenschaft darüber ablegen, worauf die Bedeutung der humanistischen Vorbildung für das Universitätsstudium beruht, so werden wir theils die klassischen Sprachen als solche, theils die Kultur ins Auge fassen müssen, die sie uns zugänglich machen. Die Sprache ist an und für sich schon der unmittelbarste Ausdruck, das treueste und lebendigste Abbild der Vorgänge, in denen unser geistiges Leben, unsere Gedanken- und Gemüthswelt sich bewegt[1]). Der Sprachunterricht nöthigt den Schüler, die Vorstellungen, die in einem Ausdruck zusammengefaßt sind, zu unterscheiden, die Verhältnisse und Verknüpfungen der Gedanken, welche in der Sprache ihren Ausdruck gefunden haben, sich zum Bewußtsein zu bringen, an der Hand der Sprache in das innere Leben des Volkes einzudringen, das sie geschaffen hat und dessen Geist sich in ihr ausprägt. Er ist mit einem Wort ein unübertreffliches Mittel der formalen Bildung, und er ist als solches um so werthvoller, weil in der Sprache gerade das zum Ausdruck kommt, und durch das Studium derselben zur Anschauung gebracht wird, was der Mathematik und der Naturwissenschaft unzugänglich ist, weil es sich der äußeren Anschauung entzieht, das menschliche Geistesleben. Eben dies aber ist es, worauf die allgemein menschliche Bildung, die Bildung zur Humanität, sich an erster Stelle bezieht; und aus diesem Grunde hat der Sprachunterricht einen Bildungswerth, der sich durch nichts anderes ersetzen läßt. Wie die Grammatik die erste, dem Knabenalter verständlichste Einführung in die Logik ist, so knüpft sich an den Sprachunterricht überhaupt die Besinnung über die psychologischen, sittlichen, religiösen und ästhetischen Anschauungen, welche die Völker in ihren Sprachen niedergelegt haben, welche den Einzelnen zunächst unbewußt, in einer bestimmten nationalen Ausprägung, mit ihrer Muttersprache zufließen, welche aber erst beim methodischen Erlernen der Sprachen zu größerer Klarheit erhoben werden.

Hiefür eignen sich aber, gerade für die jüngeren Altersstufen, fremde Sprachen ungleich besser als ihre Muttersprache. Denn so leicht sie bei richtiger Anleitung für praktische Uebungen in der letzteren zu haben sind, so wenig Interesse bringen sie in der Regel dem grammatischen Unterricht in derselben entgegen, dessen wissenschaftliches Verständniß noch über ihre Jahre hinausgeht, und dessen Nothwendigkeit sie nicht einsehen; und während beim Unterricht in der fremden Sprache jeder einzelne Punkt durch die Vergleichung mit der Muttersprache des Schülers ins Licht tritt, fehlt es beim Unterricht in der Muttersprache, wenn dem Schüler noch keine fremde bekannt ist, an dem Hülfsmittel, welches mehr als jedes andere dazu dient, ihm sowohl die Eigenthümlichkeit jeder Sprache als das, was sie mit anderen in logischer und sprachlicher Beziehung gemein hat, deutlich zu machen. So weit es sich daher um den Sprachunterricht als solchen

[1]) Eingehender habe ich darüber in diesen Blättern (Märzheft 1884) in der Abhandlung „Ueber die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben“ (jetzt „Vorträge und Abhandlungen“, Bd. III, S. 108 ff.) gesprochen.

und seinen Werth für die formale Bildung handelt, war es kein glücklicher Gedanke, wenn neuerdings vorgeschlagen worden ist, das Deutsche zum Mittelpunkt desselben zu machen. Es ist vielmehr auch für den Unterricht in der Muttersprache, sobald dieser über die ersten Anfangsgründe hinausgehen soll, die Kenntniß einer oder mehrerer Fremdsprachen zu wünschen, und um sich in ihrer gewandten und sicheren Handhabung zu üben, gibt es (wie dies die Geschichte der deutschen Literatur im großen beweist) kein besseres Mittel als das Uebersetzen aus fremden Sprachen. Nur darf dieses, um jenem Zweck zu genügen, kein sklavisches sein, sondern nachdem der Schüler das vollständige Verständniß des fremdsprachlichen Stücks seinem Wortlaute nach gewonnen hat, muß er angehalten werden, seinen Inhalt möglichst sinngetreu in gutem, fließendem Deutsch wiederzugeben.

Daß nun aber für die allgemeine Sprach- und Denkbildung durch den Unterricht in einer beliebigen neueren Sprache das Gleiche erreicht werden könnte, wie durch den in den alten, dafür müßte der thatsächliche Beweis erst geführt werden, wenn wir Grund haben sollten, dieser Versicherung Glauben zu schenken und darauf hin in unserem Unterrichtswesen eine der eingreifendsten Aenderungen vorzunehmen. In ihrem gegenwärtigen Bestande hat sich unsere deutsche Schriftsprache unter dem maßgebenden Einfluß der klassischen Studien gebildet und fortwährend an ihnen genährt; durch sie ist bei uns, wie früher bei anderen Völkern, das goldene Zeitalter der nationalen Literatur angebahnt worden; unter allen unseren namhaften Schriftstellern, allen Meistern unserer Sprache ist keiner, der ihre Schule nicht durchlaufen hätte. Daß in den lateinlosen Schulen, oder auch nur in denen, welche das Griechische ausschließen, die gleichen Früchte eben so leicht und in derselben Vollkommenheit heranreifen könnten, wird sich doch erst dann behaupten lassen, wenn solche wirklich darin gewachsen sind. Sagt man aber, dies wäre wenigstens dann zu erwarten, wenn die neueren Sprachen nach derselben Methode und mit der gleichen grammatischen Gründlichkeit gelehrt würden, wie die alten, so verzichtet man fürs erste auf einen erheblichen Theil der Zeitersparniß, welche man sich von der Beseitigung des altsprachlichen Unterrichts verspricht. Wer sein Latein ordentlich gelernt hat, der hat für die Erlernung der romanischen Sprachen und auch des Englischen in grammatischer wie in lexikalischer Beziehung einen solchen Vorsprung, daß er diesen Theil seiner Aufgabe verhältnißmäßig rasch bewältigen und die Zeit, welche für die neueren Sprachen bestimmt ist, bald ausschließlich der Uebung in ihrem Gebrauch und dem kursorischen Lesen der Schriftsteller widmen kann. Sobald es sich daher um einen philologisch genauen Unterricht in den neueren Sprachen handelt, erfordert es nicht viel mehr Zeit und liefert ein weit gründlicheres Ergebniß, wenn man den Anfang mit dem Latein macht. Eben dies ist aber auch deshalb das Beste, weil von den Sprachen, die theils durch Mischung des Deutschen mit tief eingreifenden fremden Elementen entstanden, theils aus dem Lateinischen in seiner spätesten und verderbtesten Gestalt unter den verschiedensten anderweitigen Einflüssen in allmäliger Umwandlung hervorgingen, keine an naturwüchsiger Kraft, Strenge und Folgerichtigkeit mit der lateinischen sich irgend vergleichen läßt, keine daher sich in gleichem Maße zu einem Mittel für die logische Schulung des Denkens und zu einem mustergültigen Beispiel der allgemeinen Grammatik

eignet; während das Griechische seinerseits, in mancher Beziehung dem Deutschen verwandter, gerade für uns eine besondere Anziehungskraft hat, und dem, welcher Deutsch schreiben lernen will, schon in sprachlicher und stilistischer Beziehung einen unerschöpflichen Reichthum der herrlichsten Vorbilder darbietet.

Noch wichtiger ist aber, daß uns diese Sprachen allein in den Stand setzen, das geistige Leben der Völker zu verstehen, von denen sie einst gesprochen wurden, und daß mit ihrem Studium auf der Schule die Einführung in die Schriftwerke, die Kunst, die Mythologie, die politische und Kulturgeschichte der Alten Hand in Hand geht. Denn daß diese ebensogut auch durch Uebersetzungen und Berichte aus zweiter Hand bewirkt werden könnte, wird Niemand glauben, welcher sich den Zusammenhang zwischen der sprachlichen Form und dem Inhalt deutlich gemacht hat. Auch die Uebersetzungen geben vielmehr Demjenigen ein viel treueres und lebendigeres Bild des Originals, dem die Sprache des letzteren nicht fremd, und der durch sie von dem Geist, aus dem es geboren wurde, berührt worden ist. Und es gibt ja auch keine Lehranstalt, und wird aus naheliegenden Gründen wohl auch in Zukunft keine geben, welche die Sprachen der Römer und der Griechen von ihrem Lehrplan ausschlösse, aber trotzdem ihre Schüler mit der Eigenthümlichkeit, der Geschichte, der Literatur dieser Völker ebenso vertraut zu machen verspräche, wie sich dies unsere Gymnasien zur Pflicht machen. Die Frage ist mithin nicht bloß die, ob zu einem erfolgreichen Universitätsstudium die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, sondern die allgemeinere, ob zu demselben diejenige Kenntniß des klassischen Alterthums erforderlich ist, welche nach der gegenwärtigen Einrichtung unserer Gelehrtenschulen auf denselben von jedem fleißigen und nicht ganz unfähigen Schüler erworben werden kann; ob sie dies wenigstens für die große Durchschnittszahl ist, welche bei den gesetzlichen Bestimmungen allein berücksichtigt werden kann: für einzelne Ausnahmsfälle können ja immer Dispensationen vorbehalten bleiben, wie dies die preußischen Gesetze z. B. für die Zulassung zum Doctorexamen ausdrücklich bestimmen.

Daß nun diese Frage zu bejahen sei, läßt sich an den wissenschaftlichen Fächern, welche den Gegenstand unseres Universitätsstudiums bilden, schon dann nachweisen, wenn wir jedes von diesen für sich und vorläufig noch außer seinem Zusammenhang mit den andern betrachten. Denn unsere heutige Wissenschaft ist in allen ihren Theilen aus der der Alten, oder genauer gesprochen, der der Griechen hervorgegangen; und so weit sie diese mit der Zeit hinter sich zurückgelassen haben mag, so kann sie doch ihren Ursprung noch lange nicht in dem Grade verleugnen, sie hat die Bestandtheile, die sie von den Alten überkommen hat, nicht so vollständig ausgeschieden, daß es möglich wäre, ohne Kenntniß der römisch-griechischen Welt sich ihrer mit dem vollen wissenschaftlichen Verständniß zu bemächtigen.

Es fällt dies begreiflicherweise am stärksten auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften ins Auge. Nennen wir von diesen zunächst die Philosophie, so gibt es zwar einzelne unter ihren Vertretern, die selbstzufrieden genug sind, um zu meinen, die Kenntniß der alten Philosophen und ihrer Werke sei uns, die wir jetzt so weit über sie hinaus seien, entbehrlich; oder wenn wir etwa noch

von ihnen Notiz nehmen wollen, genüge es, sich von Jemandem, der ihre Werke gelesen hat, über ihren Inhalt berichten zu lassen, oder das eine und andere derselben in einer Uebersetzung zur Hand zu nehmen, und es sei nicht abzusehen, warum Plato und Aristoteles in dieser Beziehung anders behandelt werden sollten, als Confucius oder die Commentatoren der Veda's. Sehr zahlreich sind diese Stimmen bis jetzt allerdings nicht, und es ist zu hoffen, daß sie es auch niemals sein werden. Die alte Philosophie hat theils unmittelbar, theils durch Vermittlung der Patristik und Scholastik auf die neuere so maßgebend eingewirkt, daß man diese in ihrer geschichtlich bedingten Eigenthümlichkeit gar nicht verstehen kann, wenn man nicht mit jener vertraut ist; dies wird aber bei dem engen Zusammenhang der Gedanken mit dem sprachlichen Ausdruck, in dem sie sich verkörpern, und bei dem Zusammenhang der Philosophie mit dem ganzen Geistesleben und Bildungsstand der Völker, einem Solchen außerordentlich schwer werden, dem die Kenntniß der griechischen Sprache und Kultur fremd ist. Es ist ferner aus der alten Philosophie sowohl an Begriffen und Lehrsätzen, wie an Kunstausdrücken in die unsrige ungemein vieles übergegangen, was man weder richtig auffassen noch richtig beurtheilen kann, wenn man seine Entstehung und ursprüngliche Bedeutung nicht kennt; und nicht geringer ist der Einfluß, den die ganze Forschungsmethode der Alten auf die ihrer Nachfolger ausgeübt hat und heute noch ausübt. Wäre dem aber auch nicht so, hätten wir in allen diesen Beziehungen (woran doch nicht zu denken ist) von den Alten nichts mehr zu lernen, wäre uns selbst die geschichtliche Kenntniß ihrer Lehren und Schriften entbehrlich, so weiß doch Jeder, der sich jemals in diese Schriften mit offenem Sinne vertieft hat, daß sie heute noch wie ein Jungbrunnen auf unseren Geist wirken, und daß ein heutiger Philosoph, der die Bekanntschaft des Plato und Aristoteles verschmähte, weil er inhaltlich nichts mehr von ihnen lernen könne, gerade so klug handelte, wie der Dichter, welcher Homer und Sophokles deshalb ungelesen ließe, weil er selbst weder den trojanischen Krieg noch die Oedipussage zu behandeln im Sinn hat.

Die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften sind bis jetzt noch niemals von einem Gelehrten mit wissenschaftlichem Erfolge betrieben worden, dem die Originale der alten Geschichtsquellen, die Meister der alten Geschichtschreibung unverständlich gewesen wären; und wenn Jemand der Meinung sein sollte, wenigstens für die neuere Geschichte lasse sich das Latein und das Griechische entbehren, so würde er damit nur beweisen, daß er von der Aufgabe und den Bedingungen eines wissenschaftlichen Geschichtsstudiums keinen Begriff hat. Es ist schon jetzt eine allgemeine und leider nur zu begründete Klage, daß sich unsere jungen Historiker häufig viel zu frühe auf einen kleinen Ausschnitt aus dem weiten Reich der Geschichte beschränken; daß der eine nur in diesem, der andere nur in jenem Volk oder Jahrhundert sich umgesehen habe, aber vielleicht über das, was hart daneben liegt, keinen Bescheid zu geben wisse; daß durch unsere historischen Seminare und unsere Ausgaben von Geschichtsquellen, so werthvoll beide auch sind, zwar eine große Anzahl von brauchbaren Arbeitern, aber viel zu wenige Geschichtschreiber, viel zu wenige Männer herangebildet werden, welche die Beherrschung eines umfassenden Gebiets und die Weite ihres historischen Gesichts-

kreises in den Stand setzt, als Lehrer der Geschichte an Schulen und Hochschulen fruchtbar zu wirken. Diese Zersplitterung, welche der Tod jeder echten Geschichtswissenschaft ist und der Geschichtschreibung jeden ins Große gehenden Einfluß auf die allgemeine Bildung unmöglich macht, würde förmlich legalisirt, wenn der Unterricht in der Geschichte Solchen anvertraut werden könnte, denen die wichtigsten Quellen der alten und mittleren Geschichte theils gar nicht, theils nur aus zweiter Hand zugänglich wären, und die keine lebendige Anschauung des klassischen Alterthums in den Stand setzte, seinen unermeßlichen, an den wichtigsten Wendepunkten ihrer Geschichte geradezu epochemachenden Einfluß auf die neueren Völker zu verstehen.

Philosophische und geschichtliche Forschung bilden nun die Grundlage aller der Wissenschaften, welche sich mit dem geistigen und sittlichen Leben der Menschen beschäftigen; wenn es daher für jene einer humanistischen Vorbildung bedarf, so wird das Gleiche schon deshalb von diesen allgemein gelten. Es bewährt sich aber nicht minder auch an ihren eigenthümlichen Aufgaben. Von den Theologen wird Niemand behaupten wollen, daß sie die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen entbehren oder sich dieselbe erst auf der Universität in genügendem Maß erwerben könnten; und nicht bloß die Kenntniß dieser Sprachen ist ihnen unentbehrlich, um nicht wie im Mittelalter auf eine Uebersetzung der biblischen Schriften beschränkt, von den Urkunden der späteren theologischen und kirchlichen Entwicklung ausgeschlossen zu sein, sondern ebenso unentbehrlich ist ihnen auch die sachliche Kenntniß der alten Wissenschaft und Bildung, denn das Christenthum hat von dieser so viel in sich aufgenommen, sie bildet bis auf den heutigen Tag ein so wesentliches Element der christlichen Religion, daß Niemand zum geschichtlichen Verständniß oder zur philosophischen Beurtheilung der letzteren befähigt ist, wenn er sich nicht gründlich mit dem Geistesleben der Völker bekannt gemacht hat, unter denen die Wiege dieser Religion stand, von deren geistigem Besitz sie sich genährt, deren Kultus- und Kunstformen sie nachgebildet, von der sie während ihrer ganzen Entwicklung mittelbar und unmittelbar die tiefgehendsten Einflüsse erfahren hat.

Ob die Rechtswissenschaft das Studium des römischen Rechts jemals wird entbehren können, soll hier nicht untersucht werden: gewiß ist, daß dies gegenwärtig nicht der Fall ist und in absehbarer Zeit nicht der Fall sein wird. Dann müssen aber unsere jungen Juristen natürlich auch befähigt sein, nicht allein die lateinischen, sondern auch die griechischen Texte des corpus juris zu lesen und die Rechtsbildung in ihrem Zusammenhang mit dem sonstigen Leben der alten Völker zu verstehen. Je mehr vollends die Rechtswissenschaft durch Rechtsphilosophie und vergleichende Rechtsgeschichte ergänzt und vertieft wird, um so unentbehrlicher ist ihr die Kenntniß nicht bloß der Römer, sondern auch der Griechen, deren Philosophie nicht allein auf die Ausgestaltung der römischen Jurisprudenz, sondern auch auf die neuere Rechts- und Staatslehre so maßgebend eingewirkt hat; um so unentbehrlicher daher auch eine solche Vorbildung, wie sie unter unseren Lehranstalten nur die humanistischen gewähren. Fast noch augenscheinlicher liegt dies hinsichtlich der Volkswirthschaftslehre und der übrigen auf die bürgerliche Gesellschaft bezüglichen Fächer am Tage, da diese

für ihren wissenschaftlichen Bestand ganz und gar auf Geschichte und Philosophie angewiesen sind und die Versuchung, sich auf ein positiv Gegebenes zu beschränken, ihnen noch ferner liegt als der Jurisprudenz.

Daß die Kunstwissenschaft sowohl in ihrem allgemeinen als in ihrem historischen Theile, daß mit anderen Worten die Aesthetik und Kunstgeschichte ohne Kenntniß der alten Kunst, oder die letztere ohne eine umfassendere Kenntniß des klassischen Alterthums, seiner Sprachen und Schriftwerke möglich sei, glaubt wohl Niemand; und sollte je die Behauptung auftreten, wenigstens über die neuere Kunst könnte man sich auch ohne selbständige Kenntniß der Alten ausreichend unterrichten, so würde dies nur beweisen, daß der, welcher sie ausspricht, sich den Unterschied zwischen der Kunstliebhaberei des Sammlers und derjenigen Kunstwissenschaft, welche auf den Universitäten gelehrt werden soll, nicht klar gemacht hätte.

Das Gleiche gilt von der Sprachwissenschaft. Um von der klassischen Philologie selbst nicht zu reden, so ist meines Wissens bis jetzt auch noch von keinem einzigen Orientalisten behauptet worden, die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen habe für sein Fach keinen Werth und er brauche sie für den Unterricht in demselben nicht vorauszusetzen. Denn sie alle wissen, welche Dienste das Studium jener Sprachen ihnen in jeder Beziehung leistet: in formaler, durch die gründliche grammatische und lexikalische Schulung, die es gewährt; in materialer, als einer von den wesentlichsten Bestandtheilen der vergleichenden Sprachwissenschaft, auf die sie immer wieder zurückzugehen genöthigt sind. Sie alle bedürfen ferner für ihre Forschungen der griechischen und römischen Geschichtsquellen; und die meisten von ihnen haben bei den Literaturen, mit denen sie sich beschäftigen, zu untersuchen, ob und inwiefern sie von den westlichen Völkern einen Einfluß erfahren oder ihrerseits einen solchen auf diese ausgeübt haben. Wer die heutigen orientalischen Sprachen lediglich zum unmittelbaren Gebrauch lernen will, dem werden zwar sonstige Sprachkenntnisse immerhin auch für diesen Zweck von großem Nutzen sein, doch sind sie hiefür nicht unerläßlich. Aber die wissenschaftliche Erforschung des Orients, seiner Sprachen, seiner Geschichte und Literatur wird keinem in befriedigender Weise gelingen, dem die klassische Philologie fremd ist; der Universitätsunterricht über jene Gegenstände kann daher auch nur auf solche Zuhörer eingerichtet sein, denen es an der Vorbedingung einer klassischen Vorbildung nicht fehlt.

Um so merkwürdiger ist es, daß diese naheliegende Unterscheidung zwischen der praktischen Erlernung und dem wissenschaftlichen Studium einer Sprache nicht beachtet oder seine Bedeutung nicht gewürdigt worden ist, als in dem für Preußen heute noch maßgebenden Ministerialerlaß vom 7. December 1870 bestimmt wurde, daß zum Studium fremder neuerer Sprachen, und in Folge davon zu den entsprechenden Promotions- und Staatsprüfungen, auch solche zugelassen werden können, die ihr Reifezeugniß nur an einer Realschule erster Ordnung erworben haben, daß also weder zum Erlernen noch zum Lehren dieses Fachs die Kenntniß des Griechischen und eine über die Anfangsgründe erheblich hinausgehende Kenntniß des Lateinischen erforderlich sei. Es wäre dies, wie gesagt, vielleicht richtig, oder wenigstens nicht allzu unrichtig, wenn es sich nur um eine

solche Fertigkeit im praktischen Gebrauch der neueren Sprachen handelte, wie deren ein Kellner oder ein Handelsreisender bedarf; daß es aber z. B. für die wissenschaftliche Einsicht in den Bau der romanischen Sprachen und des Englischen (also gerade der Sprachen, die hier vorzugsweise in Betracht kommen) einerlei sei, ob man mit der Muttersprache der romanischen Sprachen gründlicher oder unvollkommener bekannt ist, ob man die vielfachen Analogieen, die das Griechische bietet, zu ihrer Erläuterung benützen kann oder nicht, ob man die Schule der klassischen Philologie vollständiger oder unvollständiger durchgemacht, ihre Methode strenger oder lässiger geübt hat, wird Niemand glauben. Erinnert man sich vollends, daß der Studirende nicht bloß in die Sprache, sondern auch in die Literatur der neueren Völker eingeführt und seinerseits befähigt werden soll, dereinst seine Schüler in sie einzuführen; erwägt man, welchen Antheil an dieser Literatur die des Alterthums hat, und wie unmöglich es ist, ein richtiges und selbständiges Urtheil über sie zu gewinnen, wenn man ihre klassischen Vorbilder nicht kennt; übersieht man nicht, wie wichtig es für den Unterricht gerade in diesem Fach ist, daß der Lehrer seinen eigenen Geschmack schon frühe an den besten Mustern gebildet hat, so wird man um so weniger bezweifeln, daß es ein schwerer Mißgriff war, eine so schöne und wichtige Aufgabe in die Hände von Lehrern zu legen, die möglicher Weise mit dem griechischen Alterthum ganz unbekannt sind, und nie auch nur einen Vers des Homer im Urtext gelesen haben. Hinsichtlich des Deutschen räumt dies der oben erwähnte Ministerialerlaß selbst ein, denn nur den Studirenden der fremden neueren Sprachen wird der Nachweis der Gymnasialreife erlassen. Und wir werden allerdings nach allem, was soeben bemerkt wurde, nicht zweifelhaft darüber sein können, daß ein gründliches Studium der deutschen Sprache und Literatur ohne Kenntniß der griechischen und lateinischen unmöglich ist. Aber eine seltsame Inconsequenz ist es, dies in Betreff des Deutschen zuzugeben, von den übrigen neueren Sprachen und Literaturen zu leugnen.

Viel mehr können immerhin diejenigen für sich anführen, welche für die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien eine humanistische Vorbildung entbehrlich finden, und die Zeit, die sie in Anspruch nehmen würde, theils für jene Fächer selbst, theils für die neueren Sprachen und sonstige praktisch nützliche Dinge verwandt wissen wollen. Denn wiewohl wir unsere Mathematik und Naturwissenschaft ursprünglich ebenfalls den Griechen verdanken, so sind sie doch in ihrem heutigen Bestande mit der Wissenschaft der Alten nicht so eng verwachsen, wie die Geisteswissenschaften, und auch die Kenntniß ihrer Geschichte läßt sich deshalb mit geringerem Verlust aus zweiter Hand beziehen, weil es die Natur ihrer Gegenstände mit sich bringt, daß die wissenschaftlichen Begriffe hier eindeutiger und vom sprachlichen Ausdruck unabhängiger sind als dort, und sich daher auch in unserer Sprache treuer wiedergeben lassen. Aber doch wird nicht allein das Verständniß ihrer Geschichte dem sehr erschwert sein, dem das geistige Leben der Völker unbekannt geblieben ist, von denen sie ursprünglich ausgebildet und uns überliefert worden sind; sondern auch für ihren wissenschaftlichen Betrieb selbst gewährt die Kenntniß des klassischen Alterthums und seiner Sprachen wesentliche Vortheile. Nicht gleichgültig ist schon dieses, daß die Terminologie,

namentlich in den beschreibenden Naturwissenschaften und der Chemie, theils unmittelbar, theils in ihren Wurzeln, ganz überwiegend aus dem Griechischen und Lateinischen stammt; daß daher ihre Handhabung und ihr Verständniß ohne die Kenntniß dieser Sprachen weit schwieriger und ihre Aneignung zeitraubender ist. Noch viel wichtiger ist indessen ein anderes. Es wird als ein Vorzug der Realschulen vor den Gymnasien gerühmt, daß die Zeit, welche diese an die alten Sprachen verschwenden, von jenen der Mathematik und den Naturwissenschaften zugewendet, daß daher in ihnen eine gründlichere Vorbereitung für das Studium dieser Fächer gewonnen werden könne. Allein ist dies wirklich der Fall? Das natürlich wird Niemand bezweifeln, daß den Schülern in einem bestimmten Fach eine größere Summe von einzelnen Kenntnissen und Fertigkeiten beigebracht werden kann, wenn man dem Unterricht in diesem Fache beträchtlich mehr Zeit widmet. Aber eine andere Frage ist es, ob mit dieser Ausdehnung des Unterrichts immer auch seine Vertiefung, mit der Vermehrung der Kenntnisse auch die Steigerung des geistigen Könnens Hand in Hand geht, oder ob nicht vielleicht umgekehrt die Vernachlässigung anderer Bildungselemente selbst für die Fächer, die sich jener Bevorzugung erfreuen, schließlich ein Zurückbleiben der intellectuellen Entwicklung, ein Uebergewicht des gedächtniß- und gewohnheitsmäßigen Anlernens über das selbstthätige Denken zur Folge hat. Und diese Frage führt, wie ich glaube, zu einem anderen Ergebniß. In dem Bericht, welchen die philosophische Facultät der Berliner Universität den 8. März 1880 an das preußische Unterrichtsministerium erstattet hat[1]), erklären die Vertreter der mathematischen Fächer: die auf Gymnasien vorgebildeten Studirenden der Mathematik seien den Realschulabiturienten „in der Regel an wissenschaftlichem Trieb und Sinn und an der Fähigkeit zum tieferen Verständniß ihrer Wissenschaft überlegen." In dem gleichen Sinn, nur noch schärfer, spricht sich der Vertreter der Astronomie auf Grund „seiner fast ausnahmslosen, sowohl bei der Sternwarte als bei der Centralstelle des deutschen Maß- und Gewichtswesens gemachten Erfahrung" aus. Dasselbe bestätigen für ihr Fach die Lehrer der Chemie, von der es doch scheinen könnte, daß bei ihr auf positive Vorkenntnisse und technische Vorübung besonders viel ankomme. Während der ersten Semester, bemerkt Hofmann, laufen zwar die Realschulabiturienten den Gymnasialabiturienten in den Experimentalübungen in der Regel den Rang ab, aber das Verhältniß kehre sich bald um, und die früheren Gymnasialschüler tragen schließlich, gleiche Begabung vorausgesetzt, fast immer den Sieg davon. Die gleiche Erfahrung habe aber auch schon Liebig gemacht. Es ist eben für kein wissenschaftliches Lehrfach, welches es auch sei, gleichgültig, ob der Studirende die Schule eines gründlichen Sprachunterrichts durchgemacht, und ob er sein Denken an einer Mannigfaltigkeit verschiedenartiger Stoffe zu dialektischer Beweglichkeit gebildet, oder es nur einseitig an den Gegenständen der Mathematik und der äußeren Beobachtung geübt hat. Wenn daher darüber geklagt worden ist, daß die Studirenden der Medicin durch den mathematischen Unterricht, den sie auf unsern Gymnasien erhalten, nicht in den Stand

[1]) Abgedruckt bei A. W. Hofmann: „Die Frage der Theilung der philosophischen Facultät". Berlin. 1881. S. 47—59.

gesetzt werden, alle in gewissen Vorlesungen vorkommende Formeln zu verstehen, so ist nicht zu vermuthen, daß es sich damit anders verhalten würde, wenn sie von Realschulen kämen. Es ist aber auch überhaupt nicht zu verlangen, daß die Vorbildungsanstalten, welcher Art sie auch seien, jedem von ihren Schülern alle die Kenntnisse mittheilen, deren er für sein künftiges Fachstudium benöthigt sein kann, sondern sie können dieselben nur so weit führen, als dies unter gleichmäßiger Berücksichtigung aller Ansprüche und Bedürfnisse möglich ist; was der Einzelne für sein Specialfach noch weiter braucht, mag er sich auf der Universität erwerben, ehe er an dasselbe herantritt. Gerade in der Mathematik ließe sich übrigens (wie dies da und dort schon mit gutem Erfolge geschehen ist) Solchen, die für dieses Fach besonders begabt sind, durch Einrichtung einer Selecta für die obersten Klassen Gelegenheit zu weiterer Ausbildung geben.

Was von den Naturwissenschaften gilt, wird im Wesentlichen auch von der Medicin gelten. Die humanistische Vorbildung, welche von unsern deutschen Aerzten verlangt wird, hat dem Sinn für Beobachtung und naturwissenschaftliches Denken bei ihnen weder bisher Eintrag gethan, noch ist dies für die Zukunft zu befürchten. Wir haben vielmehr allen Grund zu der Annahme, die Gründlichkeit ihrer wissenschaftlichen Ausbildung, welche zu den Vorzügen der deutschen Aerzte gehört, hänge wesentlich damit zusammen, daß sie schon für ihr Universitätsstudium selbst eine gründliche und umfassende Vorbildung erhalten haben; und wir könnten es unmöglich für einen Fortschritt halten, wenn diesem Stande eine Anzahl solcher Mitglieder zugeführt würde, denen es durch den Mangel daran unmöglich gemacht oder doch in hohem Grad erschwert wäre, mit ihren anders gebildeten Fachgenossen in jeder Beziehung gleichen Schritt zu halten. Dazu kommt aber noch ein weiteres. Der Arzt hat es, im Unterschied vom Naturforscher, nicht bloß mit Gegenständen der äußeren Wahrnehmung zu thun; was er zu behandeln hat, ist ein menschlicher Organismus; in der menschlichen Natur ist aber das Geistige mit dem Leiblichen so innig und unzertrennlich verschmolzen, die körperlichen Zustände wirken auf die seelischen, und diese auf jene, so stark ein, daß der Arzt, und nicht bloß der Irrenarzt, seiner Aufgabe unmöglich gerecht werden kann, wenn er nicht neben der leiblichen auch für die geistige Seite der menschlichen Natur ein offenes Auge besitzt. Der Arzt wird ferner durch seinen Beruf mit den Kranken und ihren Angehörigen in eine Beziehung gebracht, welche ihm nicht selten, gerade in den schwersten und ergreifendsten Lebensmomenten, die Pflichten eines Trösters und Berathers auferlegt, ihn auch für anderes, als die Behandlung des Kranken, zum Vertrauensmann macht. Um dieser Aufgabe zu genügen, muß er nicht bloß ein Arzt, sondern zugleich ein durchgebildeter Mensch sein; er muß mit der hülfsbereiten, menschenfreundlichen Gesinnung das Verständniß fremder Gemüthszustände, die Kenntniß der Menschen und des menschlichen Lebens verbinden. Je ausschließlicher ihn daher sein Fachstudium auf der Universität in Anspruch nimmt, und je seltener es ihm leider die Zeit läßt, sich hier mit den Geisteswissenschaften, und namentlich mit der Psychologie, in dem Umfang zu beschäftigen, in dem dies an sich wünschenswerth wäre, um so nöthiger ist es, daß er wenigstens auf der Schule sich mit den Aeußerungen des geistigen Lebens in Sprache, Kunst und Literatur bekannt

gemacht und die Empfänglichkeit für alles, was diesem Gebiet angehört, in sich ausgebildet hat, die ihn vor der Einseitigkeit schützt, zu der sein Fachstudium ihn verführen könnte, und ihm den Zutritt zu den geistigen Besitzthümern der Gegenwart und der Vergangenheit offen hält. Der Gegenstand der ärztlichen Thätigkeit ist der Mensch; je vertrauter dem, der sie ausübt, neben seiner Heilkunde alles Menschliche, je reicher seine allgemeine Bildung ist, um so vollkommener wird die Ausrüstung sein, deren er eben als Arzt bedarf.

So stellt sich die Sache, schon wenn wir die Fächer, auf welche das Universitätsstudium sich bezieht, im Einzelnen betrachten. Aber eine Universität im deutschen Sinn ist nicht bloß eine Sammlung von Fachschulen, welche durch zufällige Umstände oder durch äußere Zweckmäßigkeitsgründe in den gleichen Raum zusammengeführt und der gleichen Verwaltung unterstellt worden sind. Sie ist vielmehr ein organisches Ganzes, eine Lehranstalt, deren einzelne Theile sich gegenseitig stützen und ergänzen, und in dem gleichen Geiste, nach den gleichen allgemein wissenschaftlichen Gesichtspunkten und Methoden, auf das gleiche Ziel hinarbeiten; in welcher daher die Lehrer wie die Schüler der verschiedensten Fächer in einer sie alle umfassenden wissenschaftlichen Lebensgemeinschaft, im Verhältniß wechselseitiger Belehrung und Mittheilung stehen. Seinen sichtbaren Ausdruck erhält dieses Verhältniß durch diejenigen Zweige des akademischen Unterrichts, die für Studirende verschiedener Facultäten und Berufsfächer bestimmt sind, wie dies neben der Philosophie von der Kunst und Literaturgeschichte und anderen geschichtlichen Vorlesungen, aber auch von manchen Theilen der Philologie und der Naturwissenschaften, der Völker- und Erdkunde gilt. Es ist aber nicht darauf beschränkt, sondern wie es kein Wissensgebiet gibt, das nicht mit den anderen in innerem Zusammenhang stände, so gibt es auch keinen Theil des Universitätsunterrichts, der nicht, richtig behandelt, auf das Ganze zurückwirkte; und neben denjenigen Vorlesungen, welche ausdrücklich dazu bestimmt sind, die Ergebnisse einer Fachwissenschaft auch den Studirenden anderer Fächer zugänglich zu machen, geschieht dies in noch umfassenderer und fruchtbarerer Weise durch den persönlichen Verkehr, in welchem die Lehrer wie die Schüler mit einander stehen. Goethe hatte in Straßburg seinem Verkehr mit Medicinern Anregungen und Belehrungen zu verdanken, die zu der späteren Ausgestaltung seiner Welt- und Naturanschauung einen wichtigen Beitrag geliefert haben; und von ähnlichen Erfahrungen wird Jeder erzählen können, welchen sein guter Geist als Studirenden mit Commilitonen, als Lehrer mit Collegen zusammengeführt hat, bei denen er sich über Solches unterrichten konnte, was dem Kreise seiner eigenen Studien fremd war.

Diese Gleichartigkeit und Gemeinschaft des wissenschaftlichen Lebens, einer von den Grundpfeilern und den werthvollsten Vorzügen unseres deutschen Universitätswesens, ist aber nicht zum geringsten Theil durch die Gleichartigkeit der Vorbildung bedingt, welche die Studirenden auf die Universität mitbringen. Denn nur durch diese wird die Grundlage geschaffen, auf der sie trotz der Vielheit der besonderen Fächer sich verständigen können, nur sie macht es möglich, daß der akademische Unterricht über Gegenstände der verschiedensten Art in demselben rein wissenschaftlichen Sinn ertheilt werde; sind dagegen die jungen Leute, welche auf einer Universität beisammen sind, in ihren Vorkenntnissen, ihren In-

teressen, ihren Zielen zu ungleich, so kann unmöglich eine und dieselbe Lehrart für sie alle passen. Jeder zweckmäßig ertheilte Unterricht muß doch auf das Bedürfniß und Verständniß der Zuhörer berechnet sein. Was sie für ihre Zwecke nicht nöthig zu haben glauben, dem schenken sie keine Aufmerksamkeit; was sie mit aller Mühe, die sie sich geben, nicht verstehen, das darf man ihnen nicht vorlegen, und wenn man es doch thut, geräth man in Gefahr, auch den Theilen des Unterrichtes, die ihnen an sich nicht unzugänglich wären, ihre Theilnahme zu entziehen. Was ihnen andererseits schon geläufig ist, das wird sie ermüden, statt ihnen zu nützen, und ihr Interesse für den Gegenstand abstumpfen, wenn man sich länger dabei aufhält, ohne ihm neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Hat man daher in einer Vorlesung Zuhörer, deren Vorkenntnisse zu ungleich oder deren wissenschaftliche Ziele zu verschiedenartig sind, so ist es nicht etwa nur schwierig, sondern es ist einfach unmöglich, ihnen allen den für sie geeigneten Unterricht zu ertheilen; und sollten auch nur für die verschiedenen an einer Universität vertretenen Fächer an die Vorbildung der Studirenden erheblich von einander abweichende Anforderungen gestellt werden, so würde dadurch für den einheitlichen Charakter unseres Universitätsunterrichts und ebendamit für die Einheit des geistigen Lebens in unserem Volke eine ernste Gefahr herbeigeführt werden.

Wie verhält es sich nun in dieser Beziehung mit dem Gegensatz zwischen den humanistischen und den Realschulen? Ist die Vorbildung, die sie gewähren, von der Art, daß es für das Universitätsstudium, oder wenigstens für gewisse Theile desselben keinen wesentlichen Unterschied macht, ob man von einer Anstalt der einen oder der anderen Art zu ihm übergeht? Die Beantwortung dieser Frage geräth in der Regel von vorne herein dadurch auf einen falschen Weg, daß man sie so auffaßt, als ob es sich bei ihr um den Werthunterschied, und nicht vielmehr um den Artunterschied der beiden Unterrichtsweisen handle. Denn dieses beides fällt durchaus nicht zusammen. Es ist sehr möglich, daß eine bestimmte Form des Unterrichts dem Zweck, dem sie dienen soll, vollkommen entspricht, ohne deshalb für einen Bildungszweck anderer Art gleich gute Ergebnisse zu liefern, und man kann recht wohl mit dem oben berührten Gutachten der Berliner philosophischen Facultät (a. a. O. S. 57) der Meinung sein, so vortrefflich das Unterrichtssystem der Realschulen für seine Zwecke sein möge, so sei es doch in wesentlichen Punkten ein anderes, als das der Gymnasien, und die Doppelwährung, welche durch die Gleichberechtigung beider auf unsern Universitäten eingeführt würde, sei sehr bedenklich. Schon die theilweise Einführung dieser Gleichberechtigung, wie sie vor neunzehn Jahren für die Fächer der Mathematik, der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen (doch mit Ausnahme des Deutschen) erfolgt ist, hat nicht bloß für den Unterricht in diesen Fächern, sondern auch für den in allen andern, die von Studirenden derselben besucht werden, die größten Uebelstände zur Folge gehabt. Der Lehrer weiß, daß die Mehrzahl seiner Zuhörer ein humanistisches Gymnasium durchlaufen hat, und er fühlt sich verpflichtet, seine Lehrvorträge ihrem Bedürfniß anzupassen, an das Wissen, das er bei ihnen voraussetzen kann, anzuknüpfen, sie von dem Boden aus, auf dem sie stehen, weiter zu führen. Aber er weiß zugleich auch, daß er bei einem andern, vielleicht erheblichen Theil derselben nicht die gleiche Vorbildung voraussetzen kann.

Auch diese können verlangen, daß der Unterricht ihrem Bedürfniß und dem Stand ihrer Vorbildung angepaßt werde; denn sie besuchen die Vorlesungen nicht als Hospitanten, die selbst zusehen mögen, wie viel sie dem für Andere bestimmten Unterricht für sich entnehmen können, sondern die Behörden haben ihnen das Zeugniß ausgestellt, daß ihre Vorbildung für den Unterricht ausreiche, den ihnen die Universität bieten werde. Wie soll es nun der Lehrer anfangen, um beiderlei Ansprüchen gerecht zu werden? Je ernstlicher er dies versucht, um so sicherer wird er sich von der Unmöglichkeit der Sache überzeugen. Er hat vielleicht eine Wissenschaft vorzutragen, deren Terminologie zu einem bedeutenden Theile aus dem Griechischen entlehnt oder doch von griechischen Wurzeln hergeleitet ist. Das beste Mittel, sie seinen Zuhörern verständlich zu machen, besteht darin, daß er zeigt, auf welchem Wege sich aus der ursprünglichen Bedeutung jedes Worts die jetzige entwickelt hat. Aber dies läßt sich nur dem zeigen, welcher mit jener ursprünglichen Bedeutung bekannt und den Wandlungen der Wortformen und Wortbedeutungen zu folgen im Stand ist; wem seine Unkenntniß des Griechischen dies verbietet, der wird sich vielleicht einen Kunstausdruck und seinen gegenwärtigen Sinn mechanisch einprägen, aber er wird ihn nicht wirklich verstehen, und wenn derselbe im Laufe der Zeit seine Bedeutung geändert hat, wie dies namentlich bei den philosophischen Kunstausdrücken ein häufiger Fall ist, wird es ihm schwer werden, sich darein zu finden. Die Terminologie ist aber ein so unentbehrliches Werkzeug für die Ordnung und Verdeutlichung der Begriffe, daß jede Erschwerung ihres Verständnisses auch auf diese hemmend zurückwirkt. Nehmen wir ein anderes Beispiel. Es handle sich um den Unterricht im Deutschen oder sonst einer von den neueren Sprachen. Wenn der Lehrer bei seinen Zuhörern auf die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen zählen kann, so wird er sich den Vortheil nicht entgehen lassen, den ihm die Vergleichung dieser Sprachen, ihres Wortvorraths, ihrer Wortbildung, ihrer Grammatik, für seine Aufgabe darbietet; trifft diese Voraussetzung für einen Theil derselben nicht zu, so steht er vor dem peinlichen Dilemma, entweder um einer Minderheit willen auf ein werthvolles, in manchen Fällen fast unentbehrliches Hülfsmittel des Unterrichts verzichten, oder eben dieser Minderheit Solches, was ihr unverständlich ist, vortragen zu sollen. Noch fühlbarer machen sich diese Uebelstände in anderen Fächern, welche in Preußen, den bestehenden Einrichtungen gemäß, vielfach von Realschulabiturienten besucht, und worüber diese im Oberlehrerexamen geprüft werden, wie die Philosophie und ihre Geschichte, die Kunst- und Literaturgeschichte; wie dies nach allem früher Bemerkten keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf. Sie würden ins Unerträgliche steigen, es würde in unserem Universitätsunterricht die vollständigste Verwirrung angerichtet und für die, welche ihn ertheilen, die didaktische Grundregel, daß jeder Unterricht sich in seinem Verfahren nach der Fassungskraft und dem Bedürfniß der Schüler zu richten habe, außer Kraft gesetzt werden, wenn dem Verlangen nachgegeben würde, die Realschule hinsichtlich der Berechtigung zum Universitätsstudium den humanistischen Gymnasien schlechtweg und für alle Fächer gleichzustellen.

Wohlmeinende Vermittler haben nun den Vorschlag gemacht, den Streit der feindlichen Schwestern dadurch zu schlichten, daß die beiden Arten von höheren

Lehranstalten zu Einer verschmolzen, daß dem Bedürfniß des humanistischen wie dem des realistischen Unterrichts durch eine Einheitsschule genügt werde, welche sich erst in den oberen Klassen nach jenen beiden Richtungen hin gabeln solle. Allein man darf sich die Vorschläge nur etwas näher ansehen, welche in diesem Sinne gemacht worden sind, um sofort zu erkennen, wie unmöglich es ist, die Versöhnung der beiden Parteien und die Befriedigung der Bedürfnisse, deren Vertreter sie sein wollen, auf diesem Wege zu Stande zu bringen. Denn in der Wirklichkeit sind die Freunde jener Einheitsschule unter einander nichts weniger als einig. Die Einen schlagen für sie einen Lehrplan vor, bei dessen Einführung sie nichts anderes wäre als ein humanistisches Gymnasium, welches der Forderung einer realistischen Bildung einige Zugeständnisse gemacht hat; die Andern wollen umgekehrt den Unterricht in den alten Sprachen auf einen so bescheidenen Raum beschränkt wissen, daß wir an der angeblichen Einheitsschule eben nur eine richtige Realschule mit einer kleinen humanistischen Abzweigung hätten; und diese selbst wird von Einzelnen so stark beschnitten, daß ihre Reform unserer höheren Schulen in kürzester Zeit zu dem führen würde, was ja doch wohl eigentlich ihr Ideal ist: zum gänzlichen Aussterben der klassischen Studien und der klassischen Bildung in Deutschland. Von einer wirklichen grundsätzlichen Vermittlung der widerstreitenden Ansprüche ist bis jetzt nichts wahrzunehmen, und es läßt sich auch nicht absehen, wie eine solche auf diesem Wege jemals herbeigeführt werden könnte. Es ist doch kein bloßer Zufall, daß neben den Universitäten technische Hochschulen in so großer Zahl und Bedeutung entstanden sind; sie bilden keinen bloßen Luxusartikel, sondern ein wesentliches, einem weit verbreiteten Bedürfniß unseres wirthschaftlichen und Kulturlebens entsprechendes Ergänzungsstück unseres Unterrichtssystems. Eben so unentbehrlich sind uns aber nach wie vor unsere Universitäten, und es wird keinem halbwegs Einsichtigen in den Sinn kommen, diesen Lehranstalten, um die andere Völker uns beneiden, die ein Stolz Deutschlands und eine von den Quellen seiner Kraft sind, einen wesentlich veränderten Charakter aufzwingen, sie zu Abrichtungsanstalten für bestimmte Geschäfte und Berufsarten herabsetzen zu wollen. Jede von diesen beiden Hauptklassen der Anstalten, in denen unser Unterrichtswesen gipfelt, macht eigenthümliche Ansprüche an die Vorbildung ihrer Schüler. Da erscheint es doch als die natürlichste Sache von der Welt, daß man Jedem, welcher eine Hochschule der einen oder der anderen Art beziehen will, zu derjenigen Vorbildung Gelegenheit gebe, die seinem Zweck und Bedürfniß entspricht: daß man weder dem künftigen Polytechniker noch dem künftigen Universitätsstudirenden einen Unterricht ertheile, der für seine Zwecke sich nicht eignet und ihm für das, was ihm nöthiger wäre, die Zeit raubt. Mögen die technischen Hochschulen sich über die Anforderungen verständigen, welche sie an ihre Schüler stellen, und möge der Lehrplan der Realschulen und Realgymnasien diesen Anforderungen angepaßt werden; ebenso aber auch der Lehrplan der humanistischen Gymnasien den Anforderungen, welche die Universität stellen muß, wenn der einheitliche Charakter, der Zusammenhang und die Höhe ihres wissenschaftlichen Lebens gewahrt werden soll. Wer von einem humanistischen Gymnasium auf eine technische Hochschule übergehen will, der möge durch eine Prüfung den Besitz derjenigen Vorkenntnisse nachweisen, welche durch

ein Reifezeugniß seiner Schule nicht ausreichend verbürgt sind; ebenso aber auch seinerseits der, welcher mit dem Reifezeugniß eines Realgymnasiums die Universität beziehen will; so daß Licht und Luft zwischen diesen Anstalten gleich vertheilt sind. Dies würde nicht ausschließen, daß nach wie vor auch solche die humanistischen wie die Realgymnasien besuchen könnten, welche sich weder auf eine Universität noch auf eine technische Hochschule vorbereiten wollten. Aber der Lehrplan und Lehrbetrieb dieser Anstalten dürfte von der Rücksicht auf diesen Theil ihrer Schüler nicht beeinflußt werden. Wer diejenige Ausbildung sucht, den sie ihren Zöglingen ertheilen, dem würden sie ihre Thore nicht verschließen; dagegen müßte für das Bedürfniß Derjenigen, welche sich nur deshalb zu ihnen herbeidrängen, weil es ihnen an einem für sie geeigneten anderweitigen Unterricht fehlt, durch eine genügende Anzahl zweckmäßig eingerichteter höherer Bürgerschulen gesorgt werden.

Auf dieser Grundlage ließe sich, wie ich glaube, nicht bloß die einfachste, sondern auch die principiell richtigste Lösung der vielbesprochenen Frage finden. Daß unsere Gymnasien deshalb auch in allen Einzelheiten gleichförmig eingerichtet zu sein brauchen, ist, wie bereits bemerkt wurde, nicht meine Meinung. Aber der Ueberzeugung bin ich allerdings, daß nur solche Einrichtungen unserem Unterrichtswesen zum Heil dienen können, welche mit grundsätzlich durchgreifender Einsicht getroffen werden, und durch welche die humanistische Grundlage der deutschen Universitätsbildung nicht verrückt wird.

Die Erziehung der deutschen Jugend.

Von

Paul Güßfeldt.

XVII.

Alles, was eine fremde Sprache für die Verstandesschulung dadurch leistet, daß sie nicht unsere Muttersprache ist, muß von den alten auf die modernen Sprachen übertragen werden; während das Griechische und Lateinische ihre Bedeutung durch die Pflege der noch vorhandenen Literatur erhalten. Die Jugend mit dem geistigen Inhalt der bald naiven, bald vornehmen Denkweise des classischen Alterthums bekannt zu machen: darauf soll es in Zukunft ankommen. Schade nur, daß die tiefsten Wahrheiten und größten Schönheiten der Literatur dem jugendlichen Gemüth unverständlich oder verschleiert bleiben; denn volle Klarheit und volles Verständniß können nur auf dem Boden der Lebenserfahrung erwachsen. Aber vorbereitet kann Beides werden.

Das Formale der beiden alten Sprachen ist deshalb in Zukunft nur so weit zu lehren und dem Gedächtniß einzuprägen, als nothwendig ist, damit die Classiker unter dem Beistand deutscher Uebersetzungen verstanden werden. Dadurch wird den Schülern ganz von selbst so viel Sprachkenntniß beigebracht, als für das spätere Leben zu besitzen erwünscht ist. Für Diejenigen, welche mehr gebrauchen, müssen die Hochschulen Sorge tragen und Unterrichtscurse einführen, die zur Zeit nicht bestehen.

Auf der Schule werden also nur die Fundamente des Griechischen und Lateinischen gelehrt! Eine Anzahl Vocabeln, die Declinationen, Conjugationen und Präpositionen. Ein systematisches Durcharbeiten der Grammatik unterbleibt; die Erläuterungen während der Lectüre dürfen die Grammatik streifen. Gelegentlich geübtes Auswendiglernen eines Abschnittes aus einem Originaltext ist empfehlenswerth.

Das Heranziehen der Uebersetzung bietet den Vortheil, daß der Nachdruck von der nie begriffenen Form auf den begreifbaren Inhalt übergeht. In der Zeit, die sonst auf das Durcharbeiten eines einzigen Capitels verwandt wird, kann nun ein ganzes Buch so gelesen werden, daß der Inhalt lebhaft vor der Seele des Schülers steht. Wie würde dann beispielsweise Xenophon's

Anabasis wirken, besonders wenn Karten und die Terrainbeschreibungen des Lehrers die Lectüre unterstützten. Bis dahin eine grammatikalische Folterkammer, würde das Buch nun Kunde geben von einem Zuge, den Tausende von tapferen und klugen Männern durch ein weites unbekanntes Land unter großer Gefahr und Mühsal vollbrachten; und der Reiz des Inhalts würde erhöht werden durch den Umstand, daß der Erzähler selbst der Beste dieser Männer war.

Dieser Vorschlag leistet der Pflege des Humanismus bessere Dienste, als das alte System. Die Jugend erfährt, wie die Alten dachten und schrieben, — und das ist ein Gewinn; sie leidet Einbuße an Kenntnissen im Formalen, Grammatikalischen und dessen Anwendungen — und das ist ein Verlust; aber nur ein scheinbarer: er wird in anderer Weise ersetzt, und zwar durch das gewissenhafte Studium moderner fremder Sprachen.

Wenn nun unsere Philologen und ihre Anhänger solchen Vorschlägen entrüstete Klage entgegensetzen; wenn sie auf das hinweisen, was die humanistische Schulung an der deutschen Cultur seit Jahrhunderten Gutes gewirkt, so beweist das höchstens, daß die humanistische Richtung in dem Zeitalter der Reformation am Platze war; da wirkte sie Großes, weil echter Geist in ihr lebte; da verscheuchte sie mit feurigem Schwert die Finsterniß des Mittelalters. Heut ist das Schwert rostig geworden, der fröhliche Kampf hat sich in eine lahme Waffenübung verwandelt.

Die geistigen Bedürfnisse wechseln mit den Generationen; entsprechend das Substrat der Kenntnisse, an denen die geistige Bildung sich aufrankt. Durch den Ausgang unseres Jahrhunderts geht der Zug, daß die Gegenwart wichtiger ist, als die Vergangenheit. Die Neigung zur historischen Werthschätzung weicht vor der Neigung zur Handlung; und dieser legt die Gegenwart das Hauptgewicht bei. Wenn eine solche Auffassung nicht von Allen getheilt wird, so wird sie dafür von der überwiegenden Anzahl der Gebildeten bethätigt; und die Festung des Altherkömmlichen, dahinter der classische Philologe sich verschanzt, wird zu einer Klippe, umbrandet von dem Meere der Neuerung, von dem Meere, das die versunkenen Güter echter Menschlichkeit wieder ans Licht bringen soll. Es ist mehr werth, glücklich zu sein, als zu studiren, ob Andere es vor uns waren.

XVIII.

Diejenige fremde moderne Sprache, welche als Bildungsmittel und als Ersatz für das Griechische und Lateinische vor allen anderen Berücksichtigung verdient, ist die französische.

Die Vorzüge derselben liegen in erster Linie in ihrer Grammatik, die einem Gesetzbuch von der Durchsichtigkeit des Code Napoléon gleicht. Ihre Regeln sind streng und klar; man wagt nicht, sie zu übertreten, aber man empfindet Freude, sie zu befolgen. Dieser Zug geht durch die ganze französische Literatur, und keine Revolution hat daran etwas zu ändern vermocht.

Es gibt nichts Heiliges noch Erhabenes, das nicht von der einen oder anderen Partei in Frankreich verspottet oder in den Schmutz gezogen worden wäre; an die Sprache hat Niemand zu rühren gewagt. Die Achtung vor ihr zeigt sich überall, von den Annoncen der Geschäftshäuser an bis zu den Reden in der

französischen Akademie, und auf jeder Uebertretung steht die harte Strafe des ridicule. Der Willkür im Satzbau ist kein Spielraum gelassen, wie ihn sich bei uns ein Jeder selbst schaffen zu dürfen glaubt; dafür aber herrscht ein solcher Reichthum an Wörtern, die sehr Aehnliches bedeuten, daß der feinen Nüancirung im Ausdruck viel Freiheit gewährt ist; und so eignet sich die Sprache ebenso sehr zur Darstellung mathematischer Theorien, wie zu dem Ausdruck anmuthiger Gedankenspiele.

Eine solche Sprache so zu beherrschen, daß man sich fließend in ihr auszudrücken vermag, ohne ihre Grammatik, noch den Sinn ihrer Wörter zu verletzen, das ist ein schönes Ziel für den Intellect und den Geschmack. Der Weg zu ihm hat außerdem das für sich, daß er durch die bald heiteren, bald großartigen, fast immer schönen Gefilde der französischen Literatur führt. Wer in letzterer nur eine Ansammlung von Ehebruchsromanen sieht, der straft sich selbst durch sein ungerechtes, einseitiges Urtheil. Auch brauchen wir für die Schule nicht die französische Literatur der Gegenwart zu berücksichtigen; es bleiben dann immer noch die Werke mehrerer Jahrhunderte zur Auswahl.

Die französischen Schriftsteller werden nun *nicht* mit einer deutschen Uebersetzung zur Seite gelesen; auch werden alle Uebungen, die bis dahin für das Lateinische galten, wie Exercitia und Extemporalien, auf das Französische übertragen, während sie für jenes in Wegfall kommen.

Bei dem Gebrauch des Französischen tritt es besonders deutlich hervor, daß die Sprache ein Organismus ist, der zwar eine unendliche Zahl von Bewegungen, aber doch nicht *alle* zu vollbringen vermag. Den aufgezwungenen, unnatürlichen Bewegungen, d. h. dem sprachlich unerlaubten Ausdruck eines Gedankens, setzt der Organismus der französischen Sprache einen solchen Widerstand entgegen, daß die Bewegung unausgeführt bleiben muß, d. h. daß der beabsichtigte Ausdruck unterbleibt und eine Umschreibung eintritt.

Ist diese Einsicht, daß man nicht Alles nach Willkür sagen kann, einmal in *einer* Sprache gewonnen, so läßt sie sich auch auf jede andere übertragen und findet in der deutschen einen besonders dankbaren Boden. Schon die Unmöglichkeiten, vor die man bei einem Versuch wortgetreuer Uebersetzungen geführt wird, zeigen, daß, was natürlich für den einen Organismus ist, für den anderen unnatürlich sein kann. Jederzeit zu fühlen, was natürlich und was unnatürlich ist, heißt: den Geist der Sprache verstehen; und das an einem fremden Idiom entwickelte Sprachgefühl kann der eigenen Sprache zu Gute kommen und sie vor Ungebührlichkeiten schützen. Goethe hat einmal gesagt: „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen."

Es muß beim Unterricht auch darauf gesehen werden, daß die Aussprache des Französischen einigermaßen erträglich klingt. Man wird ein fremdes Idiom nie so aussprechen lernen, wie die Nation, deren Muttersprache es ist; aber die Abweichung von der richtigen Aussprache kann sehr verschieden ausfallen; das Ohr des Einheimischen kann durchaus angenehm durch den fremdländischen Accent berührt werden; im Allgemeinen wird das Gegentheil der Fall sein.

Deshalb darf es nicht an Sprechübungen fehlen; es müssen Abschnitte aus hervorragend guten Büchern auswendig gelernt und laut hergesagt werden.

Dadurch wird gleichzeitig das Gedächtniß geübt und die Grammatik befestigt; denn jeder Satz ist als Beispiel für irgend eine oder mehrere grammatikalische Regeln zu betrachten. Und so prägen sich alle Regeln, welche in dem erlernten Stück enthalten sind, durch die Macht des Beispiels ein. Dazu gehört nun freilich, daß der Lehrer selbst das Französische correct und gefällig ausspricht.

Von einem Erlernen anderer romanischen Sprachen muß abgesehen werden, so erwünscht auch die Kenntniß, besonders des Spanischen, erscheinen mag. Wer im späteren Leben eine dieser Sprachen gebraucht, der ist durch seine Beherrschung des Französischen überraschend gut darauf vorbereitet.

Nur eine zweite Sprache soll noch gelehrt werden, wenn auch mit viel geringerem Nachdruck: das Englische; denn dieses zu sprechen und zu verstehen, ist geradezu eine Nothwendigkeit. Es gibt wohl kaum einen gebildeten Deutschen, der es nicht schon einmal im Leben bedauert hätte, wenn er des Englischen nicht mächtig ist.

Drei Gründe sprechen für die Aufnahme des Englischen in den Unterrichtsplan aller höheren Schulen. Zunächst der praktische Nutzen, die Sprache eines Volkes zu kennen, dessen Herrschaft sich wie ein großes Netz um die ganze Erde legt. Sobald man den Dunstkreis der Heimat verlassen hat, trifft man auf Engländer; je weiter man sich entfernt, um so deutlicher erkennt man, daß das Englische von allen Sprachen am meisten den Charakter einer Weltsprache trägt.

Der zweite Grund ist die literarische Production; der Kaufmann sowohl wie der Gelehrte und der Ingenieur sind alle auf englische Drucksachen angewiesen; und die schöngeistige Literatur bietet viele Freuden, die wir in der unseren vergebens suchen.

Der dritte Grund liegt darin, daß wir durch die Kenntniß der englischen Sprache das beste Hülfsmittel für ein richtiges Verständniß der englischen Nation erlangen sollen. Ein richtiges Verständniß derselben wird die Deutschen geneigt machen, das viele Gute, das die Engländer vor ihnen voraus haben, anzunehmen, statt wie jetzt blindlings vom Biertisch aus über ihre guten Sitten und die systematische Berücksichtigung ihrer körperlichen Kraft und Zähigkeit herzufallen.

Im Hinblick auf die Nothwendigkeit, daß außer dem Französischen auch das Englische gelehrt werde, ist es nun ein glücklicher Umstand, daß die Schwierigkeiten bei der letztgenannten Sprache an und für sich geringer sind und daß dieselbe außerdem reich an deutschen Anklängen ist.

XIX.

Die dritte und letzte Disciplin, welche, neben der Muttersprache und dem Französischen, die intellectuelle Bildung der Jugend fördern soll, ist die Mathematik.

Von dieser Wissenschaft pflegt angenommen zu werden, daß nur ein kleiner Theil der Menschheit prädestinirt sei, sie zu begreifen, während sie für den Rest ein unbegriffenes Chaos von Schemen bleibt. Sie wird behandelt wie eine Katze: von einigen Wenigen mit großer Vorliebe, von den vielen Anderen mit Aversion. Wir sehen Schüler von lebhaftem Geist auf dem Gebiete der alten Sprachen sowohl, wie in ihren deutschen Aufsätzen, Gutes leisten; es fehlt

ihnen nicht an der Kraft, eine Reihe logischer Schlüsse aufzubauen, und dennoch! wenn sie vor ein mathematisches Problem gestellt werden, so ergreift sie Angst und Unbehagen. Sie ringen nach einem Gedanken, der nie kommen will; schließlich, wenn es ihnen an den Kragen geht, so tappen sie drauf los und entnehmen aus dem angehäuften Vorrath ihrer, lediglich durch Memoriren erworbenen Kenntnisse, was etwa passen könnte.

Auf der anderen Seite sieht man Schüler, die unter der Flagge „guter Mathematiker" segeln, in ähnliche Beängstigungen gerathen, wenn es sich darum handelt, ein gegebenes Thema in einem deutschen Aufsatz zu behandeln. Es liegt vor ihnen da wie ein schwerer Bleiklotz ohne Handhabe; sie können ihn nicht zur Hebung bringen. Erst die Hülfe eines Mitschülers, den sie selbst vielleicht gleichzeitig bei einer mathematischen Aufgabe flott gemacht haben, bringt ihnen einige verwerthbare Ideen bei.

Es wird kaum einen Gymnasialabiturienten geben, der diese Beobachtungen nicht selbst gemacht hätte. Im Interesse unserer Jugend, die schwer darunter leidet, die so gern thun möchte, was man von ihr verlangt, und es doch nicht vermag, — im Interesse unserer Jugend müssen die Gründe dieser eigenthümlichen Erscheinung aufgesucht werden.

Eine Aufgabe, die mit Hülfe des Intellects gelöst werden soll, wird nie durch diesen allein gelöst. Es müssen noch andere Kräfte thätig sein, die in uns aufspringen, wir wissen nicht wie? Sie bekunden sich in den sogenannten plötzlichen Einfällen, deren vergebliches Erwarten die Beängstigung, deren strahlendes Erscheinen die Freude jedes productiven Geistes ausmacht. Ihrem Wesen nach gliedern sie sich in Ideen und in Vorstellungen. So lange sie in uns schlummern, bleibt die Aufgabe wie ein Gewicht am Boden liegen, und die Kraft, durch welche logische Schlüsse bewirkt werden, reicht nicht aus, das Gewicht zu heben.

Bei den deutschen Aufsätzen ist es der Mangel an Ideen, bei den mathematischen Aufgaben der Mangel an Anschauungen, was dem armen Jungen den Angstschweiß auf die Stirne treibt. Aber Ideen lassen sich, solange nur Schulaufsätze in Betracht kommen, mit Hülfe des Gedächtnisses durch anderweit erlernte Kenntnisse ersetzen. Der Schüler beginnt mit einigen kräftigen Gemeinplätzen und zieht dann weiter; der Aufsatz wird nicht schön; aber die Sprache ist vielleicht correct, eine geschickte Mache — das Lieblingskind der geschulten Ideenarmuth — kommt zu Hülfe: der Aufsatz genügt.

Anders mit den Vorstellungen, die in der geometrischen Aufgabe eine Rolle spielen. Sie sind dem Gedächtniß nicht so dienstbar, wie Kenntnisse, die sich durch Worte ausdrücken lassen. Uebung könnte Vieles gut machen, und dann würden dem Schüler vielleicht Vorstellungen, die er einst besessen, aber nicht aus sich heraus zu bilden vermag, durch Erinnerung geliefert werden. Schlimmer jedoch als der Mangel an Uebung ist der Umstand, daß bei vielen Schülern überhaupt niemals Vorstellungen von geometrischen Gebilden existirt haben. Würde diesem Mangel durch ein liebevolles Eingehen auf die erst zu entwickelnde Vorstellungs- und Fassungskraft der jugendlichen Geister vorgebeugt werden, so würde es in den oberen Gymnasialklassen nicht so viele Unglückliche während der mathematischen Unterrichtsstunden geben.

Deshalb kommt Alles darauf an, daß der erste Unterricht in der Mathematik richtig geleitet werde. Die größte Gewissenhaftigkeit ist erforderlich; sie nicht zu üben, wäre eine Versündigung an der Jugend, die einerseit höchst wichtiger Kenntniß und Ausbildung beraubt bleiben und andererseit lange Jahre hindurch unter Angst und Sorgen leiden würde.

Dagegen bildet der gewissenhafte mathematische Unterricht das Anschauungsvermögen und den Intellect so aus, daß jede andere Geistesthätigkeit Nutzen daraus ziehen kann. Die übermittelten Kenntnisse sind so vieler Anwendungen fähig, ihr weiterer Ausbau ist so reizvoll, daß sie für das spätere Leben zu einem sicheren Schutz gegen geistige Vereinsamung werden. Deshalb sollte den gescheidtesten und wohlwollendsten Lehrern die Einführung der jugendlichen Geister in die Mathematik anvertraut werden. Die einzelnen Classen, eigens für den mathematischen Unterricht gebildet, sollten die Schülerzahl von zwölf nicht übersteigen; nur dann ist der Lehrer im Stande, zu beurtheilen, ob ein Jeder ihn verstanden hat; Frage und Antwort, Beispiele und Anschauung liefern ihm dazu die Mittel.

Vor allen Dingen ist darauf hinzuwirken, daß die Kinder gleich von Anfang an mit Vertrauen an die Sache herangehen, dasselbe auch nie verlieren. Es läßt sich das durch passenden Zuspruch und durch die richtige Darstellung des Gegenstandes erreichen. Dazu muß der Lehrer aber selbst wissen, worauf es ankommt; er muß klare Begriffe davon haben, auf welchen unbeweisbaren Axiomen die Geometrie und auf welchen unbeweisbaren Definitionen die Analysis (der nicht geometrische Theil der Mathematik) beruht. Er muß nicht versuchen wollen, Dinge zu beweisen, die nicht bewiesen werden können; er soll nicht das Vertrauen der Kinder in den Grundfesten erschüttern durch die Zumuthung, daß sie logisch verstehen sollen, was nur durch Erfahrung oder durch Festsetzung als Wahrheit besteht.

Sind die Fundamente in dieser Weise gelegt und durch möglichst viele Beispiele, praktische Anwendungen und Anschauungsmittel befestigt, so wird der größere Theil der Schüler den weiteren mathematischen Studien mit Interesse folgen. Dann kann es nicht mehr vorkommen, daß ein Primaner täglich fürchten muß, sein Verbrechen entdeckt zu sehen: das Verbrechen, gar nicht zu wissen, um was es sich während eines vieljährigen mathematischen Unterrichts gehandelt hat.

XX.

Die exacten und beschreibenden Naturwissenschaften, die astronomische Geographie und die Erdbeschreibung bilden eine Gruppe von Disciplinen, welchen eine hervorragende Bedeutung für den Unterricht zukommt. An ihnen wird das, durch die Geometrie geschulte Vorstellungsvermögen weiter entwickelt; an die Stelle der Lectüre oder des belehrenden Wortes tritt die Anschauung.

Alle Kinder sind gute Beobachter; sie sehen scharf und sind mit ganzer Seele bei dem, was sie sehen; keine Eigenthümlichkeit Erwachsener entgeht ihnen. Haben sie nun das Gymnasium oder sonst eine höhere Lehranstalt hinter sich, so pflegt

bei der Mehrzahl das Beste von dem angeborenen Beobachtungstalent verloren gegangen, statt ausgebildet worden zu sein. Das haben die vielen Bücher und die Schreibhefte verschuldet. Das Auge hat an materieller Leistungsfähigkeit eingebüßt; es ist vielfach kurzsichtig geworden; und mit der stumpfer werdenden Waffe ist der Trieb geschwunden, sie zu gebrauchen. So steht es doch jetzt bei uns um das Auge und das Sehen. Aber selbst da, wo eine glückliche Organisation den normalen Zustand erhalten hat, verkümmerte die Fähigkeit, das Auge zu verwerthen, statt daß sie sich entwickelte.

Es ist dem körperlichen Auge nicht besser ergangen, als dem inneren des kenntnißbeladenen Geistes; es sucht keine Objecte, und diejenigen, welche sich als Bilder auf der Netzhaut darstellen, werden nur selten zum Bewußtsein gebracht. Für diese Armen ist ein Baum immer nur ein Baum, nie eine Linde, Eiche, Platane oder Ahorn; auf ihrer Netzhaut haben nur die unendlich vielen Combinationen des Alphabets, all' die vielen Worte und Sätze der Schulbücher und Schreibhefte das Bürgerrecht. Das große Alphabet der Natur wird von dem Auge des Gymnasiasten weder zu Wörtern noch zu Sätzen zusammengefügt.

Der naturwissenschaftliche Unterricht ist deshalb ein wichtiges Glied in der harmonischen Ausbildung: er bildet die Sinne, in erster Linie den Gesichtssinn; er lehrt sehen; er lehrt den Ersatz der Lectüre durch die Beobachtung; er zwingt den Geist zu einer neuen Thätigkeit: sich einen durch die Sinne vermittelten Eindruck zu klarem Bewußtsein zu bringen und diesem Bewußtsein durch Worte klaren Ausdruck zu geben. Er bietet durch diese Eigenthümlichkeiten auch noch den Vortheil, Abwechselung zu schaffen und eine Monotonie fernzuhalten, die sich bei ausschließlich sprachlichen, historischen und literarischen Studien einstellen würde.

Aber das setzt eine richtige Methode im naturhistorischen Unterricht voraus; sie ist auch allseitig anerkannt; nur die Beschränktheit der Mittel hat ihre Anwendung beeinträchtigt. Die Schüler müßten womöglich gar keine Bücher in die Hand bekommen, was freilich nicht streng durchzuführen ist: große Bildertafeln, graphische Darstellungen, Karten, lebende Pflanzen, Mineralien, Krystallmodelle und Gesteine müßten als Vorlagen dienen; an ihnen soll der Schüler sehen, beobachten und beschreiben lernen, angeleitet durch den Lehrer. Experimente möglichst einfacher Art, Beobachtungen von Vorgängen in der Natur auf systematisch gepflegten Ausflügen; Erläuterungen des Lehrers unter freiem Himmelszelt, im Wald, vor einem Bergdurchschnitt, an Ufersrand, auf grüner Wiese, sollen weiterhin den Anschauungskreis des Schülers erweitern; und die große Kunst des Lehrers wird sein, so zu verfahren, daß dem Schüler die gewonnenen Anschauungen zur Grundlage für möglichst selbständige, geistige Thätigkeit werden, für Schlüsse, Combinationen und Urtheile.

Auch hier, im Besonderen bei der Physik und der astronomischen Geographie, muß den Fundamenten dieselbe Sorgfalt zu Theil werden wie bei der Geometrie. Der Unterricht knüpft am besten an die geschichtliche Entwicklung an, und zeigt, was den großen Geistern zuerst aufstieß, und wie sie die Sache gelöst haben. Der Schüler muß nie unter dem Eindruck stehen, daß die Erkenntniß der Gravitationsgesetze, der elliptisch gestalteten Erdbahn u. s. w. vom Himmel gefallen sei; er

soll begreifen lernen, daß das Resultat durch menschliche Ueberlegung aus Beobachtungen ermittelt worden ist. Es darf sich nicht Unbegreifliches zwischen den Schüler und den Gegenstand schieben. Das wirklich Unbegreifliche, die sogenannte Kraft, stört den jungen Geist viel weniger —, als das Begreifbare, denn jenes nimmt er als Thatsache hin.

Dieser naturhistorische Unterricht soll auch erhebend auf das Gemüth wirken. Das allmälige Entschleiern so ungeahnter Gesetzmäßigkeit, verbunden mit so vieler Schönheit, soll den Knaben, wenn er einsam träumt, von selbst zu der Frage hinüberleiten, wo denn die Ursache von alle Dem zu suchen sei? Eine neue Form der Gottheit dämmert in ihm auf; der Katechismus der Natur zeigt ihm den Schöpfer; bisher kannte er nur den Gott der zehn Gebote.

Aber je mehr die Seele des heranwachsenden Knaben durch ein inniges Versenken in die Natur und ihre Gesetzmäßigkeit sich erweitert, um so mehr muß der Unterricht die Keime eines naturwissenschaftlichen Größenwahns unterdrücken; jenes Wahnes, als könnten die Naturwissenschaften unserem geistigen Auge den letzten Grund der Dinge freilegen.

Naturforscher können Theile des Ganzen zu einer bisher unbekannten Erscheinung combiniren: Erfinden; oder das Vorhandensein einer bisher unbekannten Combination nachweisen: Entdecken; oder endlich das Gemeinsame einer Gruppe von Erscheinungen, die quantitativ in ihren Elementen, sowie dem Ort und der Zeit nach verschieden sind, ohne Rücksicht auf diese Verschiedenheit beschreiben: Naturgesetze finden. Aber das Wesen der Gottheit, Das, was alle Naturgesetze, die bekannten und die noch zu ergründenden, in ein Einziges Gesetz zusammenfaßt: das können sie nicht erschauen. Dieses einzige Gesetz ruht als Welträthsel in dem Herzen der Gottheit. Deshalb ruft Marquis Posa von dem großen Schöpfer aus:

ihn,
Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze!
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er: Die Welt ist sich genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

XXI.

Es wäre nichts natürlicher, als an dieser Stelle ein Wort über den Religionsunterricht zu sagen. Dann würde der Verfasser aber aus dem Rahmen seiner Aufgabe heraustreten, welche sich mit der gesammten Jugend Deutschlands beschäftigt. Diese ist durch die Taufe bereits einem der Lager zugetheilt, in welche die deutschen Christen sich seit der Reformation gespalten haben. Es ist deshalb — und auch im Hinblick auf die Kinder nicht-christlichen Glaubens — unmöglich, über die Behandlung der Religion auf der Schule zu sprechen, ohne daß vielen Millionen von Eltern zu nahe getreten würde. Hier darf nur von solchen Unterrichtsgegenständen die Rede sein, an welchen alle Schüler

gleichmäßig theilnehmen können; auch ist die angestrebte harmonische Bildung so beschaffen, daß jedes Glaubensbekenntniß darin wurzeln kann.

Eine Erziehung, welche ganz allgemein für die Jugend Deutschlands gelten soll, hat vornehmlich dahin zu wirken, daß die Keime sowohl der Irreligiosität wie der Intoleranz unterdrückt werden; sie muß ihre Zöglinge mit der Erkenntniß durchdringen, daß es etwas Höheres, Uebermenschliches gibt, das kein Verstand der Verständigen zu durchdringen vermag; muß es aber dem Geistlichen überlassen, das Glaubensbekenntniß und die religiösen Ueberlieferungen zu lehren, welche die geistige Ohnmacht ersetzen sollen.

Der Unterricht darf allerdings vom historischen Standpunkt aus die Religionen der Völker beleuchten, den Glaubensinhalt einer großen Culturnation bekannt geben und zeigen, wie der Lauf der Geschichte durch den Glauben beeinflußt worden ist. Aber es ist schon mißlich, von den Greueln des Fanatismus zu reden, weil ein Anderer den Vorwurf des Parteistandpunktes erheben und zeigen könnte, wie heilsam die blutige Operation gewirkt habe.

Schön wäre es, wenn die Seele der Schüler sich ganz allmälig von der Ueberzeugung durchdränge, daß, wer Glauben hat, reicher ist als der, dem derselbe fehlt. Aber welcher Glaube? Das braucht nicht untersucht zu werden. Der Glaube füllt eine Lücke aus, und diese Lücke ist verschieden groß und verschieden gestaltet für den einzelnen Menschen und das einzelne Volk. Hätten wir keine kirchliche Glaubensspaltung in Deutschland, so könnte die Religion der allein herrschenden Kirche in den Unterrichtsplan mit eingehen.

Indessen erwächst dem Staate kein Schaden aus der Ausschließung. Das kommt am deutlichsten bei unserer größten Institution zum Ausdruck, bei der Armee. Ihre Angehörigen, gleichviel welchen Glauben sie bekennen, stehen alle auf demselben Boden der Königstreue, der Pflichterfüllung und Tapferkeit; es ist der Boden der Moral, nicht der Religion, die ebenso wenig miteinander verwechselt werden dürfen, wie Kenntnisse und Bildung; und wie gewisse Kenntnisse zur Bildung gehören, so gehören auch gewisse Vorschriften der Religion — aber nicht alle — zur Moral. Daß diese, nicht jene, in heiklen Punkten den Ausschlag gibt, das beweisen die Ehrenhändel. Bei ihnen tritt eine historisch entwickelte, nicht allseitig anerkannte Moral in Widerspruch mit der christlichen Lehre.

Der Glaube verpflichtet den Einzelnen gegen sich selbst, die Moral verpflichtet ihn gegen Alle oder doch gegen einen großen Theil des Ganzen. Die Moral ist menschlichen Ursprungs, geschaffen zu dem Zweck, ein organisirtes Zusammenleben zu ermöglichen und möglichst sicher zu gestalten; deshalb ist sie auch ganz verschieden in den verschiedenen Ländern und muß gelehrt werden. Dadurch fällt sie in den Wirkungskreis der Erziehung. Der Staat braucht Männer moralischer Tüchtigkeit; Erfahrung der Jahrtausende hat bewiesen, daß diejenigen Vorschriften der Moral, welche gleichzeitig Vorschriften der Religion sind, am gewissenhaftesten beobachtet werden, auch zum großen Theil ein gemeinsames Band zwischen den verschiedenen Glaubensbekenntnissen herstellen. Der Staat hat deshalb, vom rein moralischen Standpunkt aus, ein Interesse daran, das religiöse Gefühl überhaupt, d. h. ohne Rücksicht auf die Confession zu

pflegen. Freilich wird der charakterfeste, groß und edel empfindende Atheist dem Staat unter allen Umständen treu dienen, während der religiöse Schwärmer in Widerspruch mit der öffentlichen Moral gerathen kann: die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ist so geartet, daß ihre Moral an ihren Glauben die natürliche Anlehnung sucht.

Die Betrachtung greift hier über von dem Unterricht auf die Charakterbildung. Indessen das liegt in der Natur der Sache; und es muß, damit kein Mißverständniß bleibt, betont werden, daß es der Schule zufällt, den Sinn für Befolgen und für Uebertreten der Moral, als eines Gesetzbuches, zu entwickeln und rege zu erhalten. Das Gewissen des Einzelnen wird dann zu einer Stütze des Gemeinwohls.

XXII.

Mit den Ueberlieferungen der Religion laufen die Ueberlieferungen der Geschichte Hand in Hand; von ihr hat Goethe gesagt, daß das Beste, was wir von ihr haben, der Enthusiasmus sei, den sie in uns wach rufe. Der Ausspruch hat etwas Ueberraschendes; aber je mehr man über ihn nachdenkt, um so mehr erkennt man, daß er wahr ist und für den Unterricht maßgebend werden muß. Wenn wir uns klar machen, wie das entstanden ist, was wir als Quellen der Geschichtskenntniß verehren; wie viele von diesen Quellen zerstört worden sind, ehe ihre Kunde uns erreichte; wie schwer es ist, die volle Wahrheit über geschichtliche Ereignisse auch nur der Gegenwart an den Tag zu bringen; wenn wir uns das Alles klar machen, so verwandelt sich die gepriesene geschichtliche Wahrheit in ein großes Fragezeichen. Sie erscheint als eine dicht verhüllte Statue, deren Gliederbau aus den plumpen Falten der Umhüllung reconstruirt wird. So entsteht eine neue Statue. Glaubt wirklich Jemand, daß wenn die echte plötzlich unverhüllt vor uns stehen könnte, die eine der anderen gleichen würde?

Es wäre gewiß befriedigend, wenn wir genau wüßten, wie Völker Tausende von Jahren vor uns handelten und dachten; es wäre das in der That eine Bereicherung, die ein großer Geist sehr fruchtbar für die lebenden Geschlechter gestalten könnte. Doch darf nicht übersehen werden, daß von jeder Erfahrung stets nur ein kleiner Bruchtheil Gemeingut wird. Von der Weisheit, die durch Lebensschicksale gezeitigt worden ist, vermag der Vater dem Sohne wenig, oft nichts mitzugeben; und ähnlich verhält es sich mit den Vermächtnissen, die ein Volk dem andern durch Vermittelung der Geschichte überliefern könnte.

Es ist Sache der Historiker zu zeigen, wie weit die Kenntniß von den Vorgängen verflossener Jahrtausende zu tieferen Einblicken taugt; ob sich aus ihr wirklich Gesetze für die Entwickelung der Menschheit ableiten lassen; ob die Geschichte eine Lehrmeisterin sein kann? Für die Jugend ist die historische Ueberlieferung in einem anderen Sinne zu verwerthen. Was letztere uns von den Thaten großer Männer, von dem Aufblühen und Niedergang ganzer Nationen, von dem Hin- und Herwogen der Geschicke, dem Wandel des Irdischen meldet, das soll der Jugend im Geschichtsunterricht überliefert werden.

Es mag wie eine wissenschaftliche Blasphemie klingen und Vorwürfen das Thor weit öffnen, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß für die heranwachsenden Knaben die Geschichte etwas Aehnliches sein soll, was Märchen den Kindern sind:

ein Ausdruck dafür, daß die Tugend triumphirt, das Laster untergeht; mögen nun Völker oder einzelne Menschen die Träger eines solchen Vorganges sein. Es ist ein viel größeres Glück, mit einem solchen Idealismus ins Leben zu treten, ihn sich womöglich während des ganzen Lebens zu erhalten, als von vornherein anzunehmen, daß, je niedriger man von der Menschheit und von der ausgleichenden Gerechtigkeit denkt, desto besser man fahre, desto weiser man sei. Man überlasse die Zertrümmerung des Ideals den Lebensschicksalen des Einzelnen; die Schule soll es pflegen und befestigen. In Hamlet's berühmtem Monolog ist das ganze Elend der Welt in schaudervoll wahren Zügen geschildert; aber was nützte dem unglücklichen Dänenprinzen seine Erkenntniß? Sie nagte an seiner Kraft und untergrub sein Handeln.

Neben der Begeisterung für die historischen Helden und großen Begebenheiten muß der Geschichtsunterricht auch die Pflege der Vaterlandsliebe im Auge haben; das Mittel dazu bietet ihm die vaterländische Geschichte. Eine solche gibt es für Deutschland allerdings erst seit dem Jahre 1870; aber wenn der Particularismus es über sich gewinnen könnte, in Preußen den Leitstern Deutschlands zu sehen, so würde Friedrich der Große und die preußische Geschichte vom 14. October 1806 bis zum 18. Juni 1815 nicht bloß für die preußische Jugend, sondern auch für die deutsche, eine Quelle der Erhebung und des Glaubens an eine höhere Bestimmung bieten.

Ein großartigeres Bild als Friedrich den Großen hat die Geschichte keines Volkes aufzuweisen. Kein anderer König hat gleichzeitig so viel gedacht und gehandelt, hat das complicirte Gefüge seiner Zeit mit so durchdringendem Blicke entwirrt, war staatsmännisch so weise, ein so genialer Feldherr und Schlachtendenker, so groß im Unglück, so entsagungsvoll für sich, so hochfliegend für den Staat. Er gehört nicht Preußen an, sondern Deutschland, das ohne ihn noch heut in Zerrissenheit daliegen würde. Welch' ein Vorwurf also für den Unterricht, welch' leuchtendes Vorbild nicht bloß für Könige, sondern für alle Menschen!

Und andererseit lehren die Zeiten, welche den Befreiungskriegen vorangingen, daß Unglück wohl die Seele eines schwachen Volkes zu Grunde richten kann, daß aber Vaterlandsliebe, Idealismus, Kraft und Tapferkeit, wenn richtig geleitet, aus Nacht zum Lichte führen können. Männer, wie sie damals aufstanden und sich um den König scharten, mit einer Wahrheitsliebe, die auch noch vor dem Thron Stand hielt, sind so viel werth, wie die Helden des classischen Alterthums. Welch' anderer Abschnitt der Geschichte ist besser geeignet, die Jugend mit heiligem Feuer zu durchdringen? Es wird ihr der Beweis geliefert, daß unsere Voreltern im Unglück groß waren. Die Verpflichtung, es auch im Glück zu sein, fällt nun auf uns; eingelöst haben wir sie noch nicht und wollen der Jugend kein Geheimniß daraus machen.

Gewiß muß auch die Geschichte unseres letzten Krieges gegen Frankreich in den Unterricht aufgenommen werden; sie wird sich aber, obwohl sie näher liegt, bei Weitem nicht so eindrucksvoll gestalten. Das patriotisch Erhebende an unseren jüngsten Kriegserfolgen liegt darin, daß die ganze wehrhafte Bevölkerung Deutschlands sie erfocht, und daß der von Allen erkämpfte Lorbeerkranz, statt auf einem Congreßtisch zerpflückt zu werden, auf einer Kaiserkrone ruhen durfte. Aber das

Herzblut und die Entsagungskraft der Nation haben wenig Antheil an diesem angestaunten Erfolg; dazu ging es der Mehrzahl der Zurückgebliebenen zu gut, von denen kaum Einer seine Lebensweise zu ändern brauchte. Die durchdachte Organisation, die Genialität der Führer, die Ausbildung des einzelnen Mannes, die vereinte Tapferkeit von Officieren und Mannschaften, die einheitliche Leitung in der Hand des greisen königlichen Feldherrn, für den die Armee Alles einzusetzen bereit war: das half uns zum Siege. Nach ruhmvoll erfochtenem Frieden begann eine fröhliche Gründerzeit; die Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen behielten den Stempel der Strenge und Dürftigkeit, den die eiserne Zeit eingegraben hatte.

Freilich werden die Erfolge des letzten Feldzuges, schon um ihrer Größe willen, unsere Jugend mit gerechtem Stolz und kühner Zuversicht erfüllen. Aber die Geschichte dieses Krieges wird für die Erziehung nicht halb so viel werth sein, wie die der napoleonischen Zeiten, in denen Soldat und Nichtsoldat, Greise, Frauen und Kinder, Alle, Alle, dem Vaterlande ihr Opfer darbringen mußten.

XXIII.

Es ist bereits von der Beschäftigung mit der Muttersprache als einem Bildungsmittel die Rede gewesen, aber die schwierige Frage, wie der Unterricht in der deutschen Sprache geleitet werden soll, blieb unerörtert. Diesem Unterricht müßte der Gesammtunterricht dienstbar gemacht werden. Alles, was die Schüler gelernt und erlebt haben, der ganze Inhalt ihrer äußeren und inneren Existenz, müßte hineingezogen werden dürfen und den Stoff liefern sowohl für schriftliche Aufsätze wie für Uebungen in freier Rede. Aber damit wird eine sehr hohe Anforderung an den Lehrer gestellt; denn alsdann müßte er alle Materien beherrschen, die von seinen Collegen gelehrt werden. Man muß die Sache deshalb auch umdrehen dürfen und sagen: jede Unterrichtsstunde soll gleichzeitig mit der Pflege der deutschen Sprache verbunden sein.

Ein systematisches Lehren der deutschen Grammatik erscheint mir überflüssig; diese soll vielmehr an den Fehlern gelehrt werden, welche die Schüler in ihren Aufsätzen begehen, und auch an den Fehlern, welche sich in gedruckten Büchern finden. Die Aufgabe des Lehrers für das Deutsche ist zwar die schwerste, aber auch die dankbarste; ihm ist recht eigentlich die geistige Bildung seiner Zöglinge anvertraut, und er muß es verstehen, sich in ihren Geist zu versetzen.

Wenn er die Themata für die deutschen Aufsätze richtig wählt, so wird er Freude an selbständigem Denken, klarem Ausdruck und durchsichtigem Satzbau erwecken. Die richtige Auswahl deutscher Schriftsteller — allerdings ein sehr schwieriges Problem — wird ihm die Vorbilder geben, an denen der Geschmack der Schüler sich bildet; sie werden dadurch auch mit großen Ideen, mit edlen Handlungen vertraut. Aber die Auswahl ist schwer; sie verlangt eine Literaturkenntniß, deren Erwerb allein dem Lehrer die Frische nehmen könnte. Außerdem bleibt die sachliche Schwierigkeit bestehen, daß Dichter und Schriftsteller für Erwachsene schreiben, daß der größte Reiz ihrer Werke in dem Anschlagen einer Saite liegt, die in der Lebenserfahrung des Lesers schon einmal geklungen hat. Wem das Leben bitteres Unrecht zugefügt hat, der wird Heinrich v. Kleist's

„Michael Kohlhaas" mit ganz besonderen Empfindungen lesen. Es sind die großen psychologischen Vorgänge, gekleidet in die ergreifenden Handlungen eines Menschen, die uns packen und die den Dichtern zum Vorwurf gedient haben. Einiges davon ist ja auch dem jugendlichen Gemüth zugänglich.

Die moderne Literatur, die vor der früheren den Vortheil voraus hat, daß Dichter und Leser durch das Band der Gegenwart Fühlung haben, kommt für den Unterricht wenig in Betracht. Das Nachahmen von Aeußerlichkeiten hat weder aus dem Wachtmeister einen Wallenstein gemacht, noch konnte es uns zu einem Schiller oder Shakespeare verhelfen. Ein Zufall ist es nicht, daß sich unter unseren Zeitgenossen Genies auf dem Gebiete der Staatskunst, der Wissenschaft und selbst der bildenden Künste finden, aber nicht auf dem der Literatur; bei ihr spähen wir vergeblich nach dem Manne aus, der das „innere Räderwerk" der menschlichen Triebe durchsieht. Einen dramatischen Dichter besitzt das Deutschland der Gegenwart allerdings; aber seine Stücke spielen nicht auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, sondern auf dem Boden dieser Welt selbst. Wie Shakespeare, dem er geistig allein verglichen werden kann, ist er gleichzeitig Darsteller und Dichter: ein Dramatiker der Weltgeschichte.

Eine Auswahl guter, zum Theil trefflicher, prosaischer Schriften, ließe sich allerdings aus der Gegenwart zusammenstellen. Den größeren Theil müßte die deutsche Literatur der Vergangenheit liefern. Sollte das nicht genügen, so wäre es noch immer rathsamer, daß sprachkundige Leute Uebersetzungen von Werken moderner Culturnationen anfertigten, als daß Deutschthümelei auf der Lectüre schlechter deutscher Werke beharrte.

Der deutsche Aufsatz soll den Maßstab abgeben, nicht nur für die intellectuelle Bildung, sondern für die menschliche Entwicklung der Schüler überhaupt. Einen Aufsatz, der arm an Ideen ist, muß der Lehrer milde beurtheilen. Einfälle zu haben, liegt fast außerhalb unserer Macht, wenn auch nicht ganz —, wie stetes Denken und Sinnen über irgend einen Gegenstand lehrt; aber die Einfälle werden durch Grübeln oft dürftig. Einen Aufsatz, der in einem geschraubten Stil oder mit grammatikalischen Fehlern geschrieben ist, muß der Lehrer tadeln und durch die Schüler selbst verbessern lassen. Einen Aufsatz, in welchem Unsinn steht oder gar eine hochtönende nichtssagende Phrase, den muß der Lehrer der Verachtung der ganzen Classe preisgeben. Für jede Phrase müßte eine empfindliche Strafe erlaubt sein. Wird uns doch auch aus dem Alterthum berichtet, daß ein gewisser Dichter für jeden schlechten Vers einen Backenstreich erhielt.

Ein sicherer und gerechter Prüfstein für ein Beherrschen der deutschen Sprache ist die Beschreibung; sie erfordert keine Einfälle, sondern nur Beobachtung und passendes Aneinanderreihen der beobachteten Einzelheiten. Es können also alle Schüler gleichmäßig und mit Zutrauen zum Erfolge an die Aufgabe gehen. Etwas Anderes ist es mit Themen, deren Behandlung eigene Ideen erfordert; solche Aufsätze sind ein Prüfstein für Geist und Bildung. Zu schwierige Themata können großes Unheil anstiften; die Schüler verzweifeln an dem Erfolg, verlieren die Freudigkeit und werden gewaltsam in die Phrase getrieben.

Die Uebung in der freien Rede fällt gleichfalls in das Gebiet des deutschen Unterrichts; sie ist durchschnittlich mehr vernachlässigt worden, als irgend etwas

Anderes. Nicht nur sämmtliche romanische Nationen, sondern auch die Engländer sind uns in der Kunst der Rede überlegen, und doch sind gerade bei ihr die Schwierigkeiten durch Uebung am sichersten überwindbar. Der Inhalt einer Rede ist anders geartet als der Inhalt einer Schrift; die geistige Arbeit deckt sich nicht in den beiden Fällen. Die Kunst vieler Redner besteht in nichts Anderem, als darin, daß sie Trivialitäten artig aneinanderreihen. Im höheren Sinne besteht die Kunst der Rede in guten Einfällen, in der Fähigkeit, einen Ideengang festzuhalten oder zu übersehen, und schnell das richtige Wort zu finden. Die Ideen brauchen nicht tief, sondern nur wahr und packend zu sein; ihr Zusammenhang darf ein loser sein. In dem Hörer pflegt selbst von einer guten Rede nicht viel mehr als ein allgemeiner Eindruck zurückzubleiben.

Man könnte fragen, weshalb denn der Rede überhaupt so viel Gewicht beigelegt wird? Ein Buch pflegt man für sich allein zu lesen, eine Rede in der Gemeinschaft Vieler anzuhören. Nicht wenigen Menschen ist es ein besonderer Genuß, etwas schön zu finden oder zu tadeln, wenn recht viel andere zugegen sind; das erklärt sich aus dem angeborenen Geselligkeitstrieb. Lese ich ein Buch, so sehe ich den Schriftsteller nicht; höre ich einen Redner, so sehe ich ihn auch, und in seine Worte verwebt sich ein Stück seiner Persönlichkeit. Man glaubt oft die Rede zu bewundern oder zu verabscheuen, und man bewundert oder verabscheut in Wirklichkeit nur die Person des Redners. Eine Rede ist vielmehr dazu angethan, Stimmung zu machen, als zu überzeugen oder zu belehren. Die Redekunst ist deshalb ein wichtiges Instrument für die Beeinflussung anderer Menschen.

Die Scheu vor dem Reden pflegt der Befürchtung zu entspringen, daß man sich unverhofft von allen Gedanken abgeschnitten sehen könnte, und daß aus aufmerksamen Zuhörern ebenso viele Zeugen des fatalen Vorgangs werden könnten. Die Ueberwindung dieser Scheu ist eine Charakterübung für den Schüler, der allmälig lernt, wie solche Stockungen überwunden werden. Das Geheimniß beruht darauf, daß es auf einen streng logischen Zusammenhang gar nicht so sehr ankommt; ist der Faden abgerissen, so sucht man ihn nicht unter drangvoller Stille wieder zusammenzuknüpfen, sondern nimmt irgend einen neuen auf, und überläßt es der glücklichen Entwicklung, das abgerissene Ende auf anderem Wege zu erreichen.

XXIV.

Damit sind im Wesentlichen die Unterrichtsgegenstände erschöpft, welche oben als maßgebend für die Schule hingestellt wurden.

Daß die Auseinandersetzungen über Kenntnisse und intellectuelle Bildung in diesem Aufsatz den größten Raum einnehmen, ist natürlich. Bei Vorschlägen zur Aenderung von etwas Bestehendem müssen die Schäden des Bestehenden und der Nutzen des neu Einzuführenden möglichst von allen Seiten beleuchtet werden. Mit den übrigen Maßnahmen steht es anders; sie existiren bis jetzt überhaupt nicht in den Schulen; ihre Nützlichkeit an und für sich bestreitet Niemand, höchstens die Möglichkeit ihrer Einführung.

Deshalb kann die gesundheitliche und körperliche Ausbildung der Schüler viel kürzer behandelt werden. Ihr wurde schon oben der Vortritt vor der geistigen Schwester eingeräumt; denn ohne sie ist menschliches

Glück nicht denkbar. Alles Andere läßt sich nachholen; die zerstörte Kraft, die gebrochene Gesundheit kehren nicht zurück. Gut, daß ihre Trümmer dem Auge nicht sichtbar sind; welchen Anblick würden sonst die Schulhäuser gewähren!

Nicht länger soll der schwächliche Schüler, der nie einen Fehler in den lateinischen Exercitien macht, immer artig dasitzt, sich nie mit seinen Kameraden prügelt, und der viel zu geistlos ist, als daß ihm mal eine „Dummheit" einfiele — nicht länger soll er als der beste Schüler betrachtet werden; derjenige soll es sein, der für das Leben am meisten verspricht. Und dazu muß einer gesund und kräftig sein.

Das bloße Uebersetzen von mens sana in corpore sano kann nichts nützen. Die Sache muß mit großem praktischen Sinn angefaßt werden; alle Erwachsenen müssen sich dafür begeistern; Regierung, Parlament und Volk müssen zu den Opfern bereit sein, die durch die Umgestaltung der Schulen zu Stätten harmonischer Ausbildung an sie herantreten. Sie brauchen ja nur die Principien einer weisen Forstverwaltung zu beherzigen.

Wenn es nöthig wäre, an dieser Stelle noch irgend etwas zu begründen, so könnte ein Hinweis auf die englische Nation genügen. Eine einzige Reise durch England muß den unbefangenen Beobachter überzeugen, daß eine Nation, der Wasser, frische Luft und athletische Spiele jeder Art höher stehen, als Bier und systematisch gepflegtes Wirthshausleben, wohl zu beneiden und der Nachahmung werth ist. Frei von Nervosität und Empfindlichkeit, stark von Körper, klar von Kopf, gelenkig und zäh beweisen die Engländer, zu welcher Höhe eine gesunde Lebensweise den germanischen Stamm entwickeln kann. Nur ein Pharisäer kann sich gegen diese Einsicht verschließen. Aber leider fehlt es uns nicht an Pharisäern, die einen chauvinistischen Dünkel statt des Patriotismus pflegen. Wer Alles lobt, nur um in einem Meere von Selbstgefälligkeit zu schwimmen, ohne Rücksicht auf den angerichteten Schaden, der ist nicht besser, als wer Alles tadelt, nur um seiner Gehässigkeit zu fröhnen. Man sehe doch die preußische Armee an, die alles Gute, gleichviel welcher Herkunft, prüft und es sich zu eigen macht, ohne die historische Tradition zu verletzen. Ihr danken wir auch die verbesserten Einrichtungen der Cadettencorps, die den Uebergang bilden von unseren heutigen Schulen zu den Erziehungsinstituten für die gesammte deutsche Jugend.

Bei der Einführung systematischer Körperpflege und Körperausbildung in dem Erziehungsplane kommt es auf Zweierlei an: Was soll Alles dazu herangezogen, wie soll es täglich vertheilt werden?

Als Princip muß zunächst festgehalten werden, daß körperliche Uebungen von dem Typus der sogenannten Zimmergymnastik für die Jugend am heilsamsten sind; ich meine damit Uebungen, die an und für sich wenig anstrengend sind, es aber durch häufige Wiederholung werden. Nach dem Wohlbefinden zu urtheilen, das sie zurücklassen, vermuthe ich als Nichtarzt, daß die Blutcirculation dadurch lebhafter wird. Deshalb soll der Tag für sämmtliche Schüler damit beginnen, daß sie eine halbe Stunde lang, wo möglich im Freien, richtig angeordnete Freiübungen machen. Die richtige Anordnung ist die, bei welcher jede folgende Uebung eine Erholung von der vorangegangenen bietet.

Den Freiübungen verwandt sind die Spiele, von denen eine Anzahl aus England eingeführt werden muß. Sie bilden die Muskeln zwar nicht gleichmäßig aus; dafür aber einige derselben sehr vollkommen, und haben vor den Freiübungen andere Vortheile: sie üben das Auge und die Geschicklichkeit, d. h. den schnellen und wirksamen Gehorsam des Körpers gegen den Willen. Da sie im Freien vorgenommen werden, so athmet die stärker thätige Lunge viel frische Luft. Ein anderes, zugehöriges Moment ist der Wettstreit, den sie erregen; nichts spornt die Kräfte so an, wie der Wettstreit zwischen den gleichgestellten Schülern. Hier entscheidet der Erfolg, der Ansehen gibt; nicht der Beifall, gespendet von dem Lehrer.

Gymnastische Uebungen an Turngeräthen müssen auch vorgenommen werden; aber mit Vermeiden von Ueberanstrengung, namentlich bei den jüngeren Zöglingen. Nur müssen die schlechte Luft und der Staub unserer heutigen Turnsäle der Lunge nicht nehmen, was den Muskeln gegeben ist. Gewisse Turnübungen haben das Gute, daß sie auch eine Willensübung sind; Jeder, der geturnt hat, weiß, daß er sich zuweilen „ein Herz fassen" mußte, um seinen Vorsatz auszuführen. Auch hier leistet der Wettstreit gute Dienste; so lange Keiner hinter dem Anderen zurückstehen will, überwindet ein Jeder Alles, wozu seine Kräfte ihn überhaupt befähigen.

Zu den gesundesten Uebungen gehört das Schlittschuhlaufen; es muß in das Programm der Erziehung aufgenommen werden. Wo Teiche oder überschwemmte Wiesen fehlen, müssen künstliche Eisbahnen angelegt werden.

Der Gesundheit zu Gute kommen auch die Excursionen, auf welchen die Beobachtungsgabe der Schüler sich entwickeln, ihre naturwissenschaftliche Kenntniß vermehrt werden soll.

Für die Hautpflege — neben frischer Luft das A und O der Gesundheit — muß auf den Erziehungsanstalten Sorge getragen werden. Es muß eine große Badeanstalt, vielleicht nach Art der Brausebäder, vorhanden sein, und jeder Zögling soll dieselbe täglich einmal benutzen. Die Zeiteintheilung muß eine solche sein, daß auf das Bad keine Unterrichtsstunde, sondern körperliche Uebungen folgen.

Das Schwimmen ist als eine nothwendige Fertigkeit zu betrachten; in den meisten Fällen wird es auch möglich sein, Seen oder Flüsse für den Schwimmunterricht zu benutzen, sonst müssen künstliche Bassins, wie wir sie in großen Städten haben, als Nothbehelf an die Stelle treten.

Die Ausbildung der Handfertigkeit darf an dieser Stelle Erwähnung finden. Alle Kinder und Knaben finden Freude daran, und der Nutzen ist nicht unbedeutend. Es sollten daher eine Anzahl Werkstätten errichtet werden, wo je nach Lust, die Einen als Buchbinder, die Anderen als Schlosser, Drechsler u. s. w. hantiren. Sie lernen mit Werkzeug umzugehen und können sich im späteren Leben manche Verlegenheit ersparen.

Eine Stunde des Tages zum Mindesten muß den Zöglingen ganz frei zu beliebigem Gebrauch gegeben werden. Hier können sie Freundschaften schließen, Feindschaften ausfechten und Gericht abhalten. Nur in den äußersten Fällen, wenn wirklich verbrecherische Schlechtigkeit vorliegt, soll der Lehrer einer Anzeige

Gehör geben; in allen anderen Fällen soll er den Angeber, besonders den, der über Dritte etwas zu melden hat, zurückschicken und ihm im Stillen ein Strafgericht der Cameraden wünschen. Besser, es leidet der Einzelne einmal vorübergehend, als daß allgemein der Entwicklung von Charakterschlechtigkeit Vorschub geleistet wird. Es werden meist die laurigen und feigen Knaben sein, welche Angeberei treiben; dieselben, welche, wenn erwachsen, die Hintertreppen und den Klatsch lieben; dieselben, von denen auch Don Carlos hat sagen hören, daß — „Gebärdenspäher und Geschichtenträger — Des Uebels mehr auf dieser Welt gethan, — Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten."

Bei allen körperlichen Uebungen soll Ordnung und Ruhe herrschen; die Disciplin wird durch nichts so untergraben, als durch lautes Schreien und selbst durch unzeitiges Sprechen. Damit Ermüdung fern gehalten wird, kann recht wohl nach den militärischen Grundsätzen von „Stillgestanden" und „Rührt euch" verfahren werden. Den Zöglingen werden dadurch Pausen gewährt, in denen sie sich mit leiser Stimme unterhalten dürfen.

Am peinlichsten soll bei den Mahlzeiten auf Anstand und gute Sitte gehalten werden; auch hier wird der Spott der Commilitonen über gewisse Verstöße den meisten Erfolg haben. Wer sich mit aufgestützten Ellbogen und schmutzigen Fingern dicht über den Teller neigt; wer die Speisen mit dem Messer in den Mund führt, statt mit der Gabel, und eine Gabel überhaupt nicht richtig zu halten weiß; wer gar bei Tisch eine Bürste aus der Tasche zieht, um sich das Haar zu glätten: der muß anfänglich mit Ruhe eines Besseren belehrt, und wenn das nicht hilft, nach der Mahlzeit der Laune seiner besser erzogenen Tischgenossen überlassen werden.

XXV.

Die Vermuthung liegt nahe, daß zwölf Stunden täglich nicht genügen, damit die mannigfachen Forderungen der harmonischen Bildung gleichmäßig erfüllt werden. Erst ein genaueres Berathen mit erfahrenen Schulmännern, welche die ausgesprochenen Principien billigen, könnte darüber Sicherheit verschaffen. Aber es kommt wenig darauf an. Im Gegentheil liegt ein Vorzug darin, wenn nicht ein Tag dem anderen gleicht. Statt eines Tagespensums kann ein Wochenpensum aufgestellt werden, welches sechs Tage so ausfüllt, daß jeder von dem anderen verschieden ist. Der einzelne Tag muß nach dem Princip der heilgymnastischen Uebungen eingetheilt sein, d. h. die Beschäftigung der folgenden Stunde muß gleichzeitig eine Erholung von der vorangegangenen darbieten.

In der weise angeordneten Folge von Lernen, Beobachten, selbständigem Denken, Spielen, körperlicher Gymnastik, Baden und Essen wird sich die Kunst des Erziehers zeigen; es wird sich aller Zöglinge ein Wohlbefinden bemächtigen, und dieses wird sich umsetzen in die Freude am Schaffen.

Das geistige Schaffen soll sich, wie früher ausgesprochen, vornehmlich in den deutschen Aufsätzen offenbaren, aber auch in der Lösung mathematischer Aufgaben; häusliche Arbeiten sollen in Wegfall kommen. Diese beiden Forderungen können

nur dadurch mit einander bestehen, daß der Erziehungsplan Arbeitsstunden aufnimmt, in denen jeder Schüler sich selbständig und ungestört beschäftigen kann. Das wird meiner Ansicht nach nicht dadurch erreicht, daß die zu derselben Abtheilung gehörigen Schüler in Einem Classenzimmer unter Aufsicht arbeiten; ich lege im Gegentheil Gewicht darauf, daß keine unmittelbare Aufsicht vorhanden ist. Das Fortfallen derselben braucht nicht zur Folge zu haben, daß die Arbeitsstunden das Stelldichein für sämmtliche dummen Streiche werden, in denen sich Erfindungsgeist und Phantasie der Knaben gefallen. Der Arbeitsraum braucht nur nach dem System der großen englischen Geschäftshäuser eingerichtet zu sein, wo die clercs in demselben weiten Saal sitzen, aber durch Holzverschläge getrennt sind, daß sie einander nicht sehen können. Die Schüler dürfen wissen, daß wohl der Raum, nicht aber sie selbst beaufsichtigt sind, und daß Unfug der Strafe unterliegt; es muß ihnen auch stillschweigend das Recht zuerkannt werden, böswillige Störenfriede aus ihrer Mitte während der Freistunden zur Rechenschaft zu ziehen.

Durch diese Arbeitsräume, die abwechselnd von den verschiedenen Classen benutzt werden würden, gerade so wie die Turnhallen, Schwimmbassins und Werkstätten, ist der Entwicklung selbständiger geistiger Thätigkeit genügend Rechnung getragen. Daß die künstlich geschaffene Einsamkeit statt dem Schüler zu nützen, auch von ihm mißbraucht werden könnte, ist denkbar. Aber die Möglichkeit eines Mißbrauchs darf einer guten Einrichtung die Existenzberechtigung nicht nehmen.

Das Einräumen einer Art von self-government der Schüler während der Freistunden ist von hohem erzieherischen Werth. Trotz aller Mißbräuche, welche unterlaufen können, sollte das Princip gebilligt werden. Alles, was das spätere Leben an Aufopferung, an Cabalen oder Intriguen bietet, spielt sich hier im Kleinen ab, aber mit nicht geringerem Aufwand von Energie, Freude und Schmerz. Die Wohlthat wird gerade für unsere Knaben besonders groß sein, weil einem der schlimmsten Charakterfehler unserer Nation der Boden entzogen wird; ich meine die übelnehmerische Empfindlichkeit, die sich bei jedem Anlaß zu erkennen gibt und überall die Absicht einer Beleidigung wittert. Nur wohlerzogene, ihres Werthes sichere Leute nehmen so leicht einander nichts übel. Wie viel gesellige Unbequemlichkeit, wie viele Mißverständnisse könnten nicht durch offene Aussprache vermieden werden. Dazu soll den Knaben Gelegenheit gegeben werden. Wer etwas gegen den Anderen hat, der soll ihn zur Rechenschaft ziehen können, und wenn sie ihm verweigert wird, so soll ein ehrlicher Kampf das Gleichgewicht wiederherstellen.

Auf die Frage, woher die Mittel zu entnehmen sind, die der deutschen Jugend die angestrebte Erziehung sichern, lautet meine Antwort: Aus denselben Quellen, welche die Unterhaltung der Armee bewirken, — aus dem Besitzstande des deutschen Volkes. Wir werden eben in Zukunft zwei Armeen zu unterhalten haben, eine Armee mit Kasernen und Allem, was die militärische Ausbildung erheischt; und eine mit Schulhäusern und Allem, was die harmonische Ausbildung erheischt. Für welch' besseren Zweck könnten wir unser Geld auch hingeben? Wir werden dann stark nach außen und nach innen sein.

XXVI.

Von den Aenderungen, wie sie hier auseinandergesetzt sind, wird nicht nur die Jugend direct betroffen, sondern ein ganzer Stand: die Lehrer. Sie müssen um der neuen Aufgabe gerecht zu werden, eine besondere Ausbildung für ihren Beruf erhalten, ein Auftreten und Verhalten erwerben, das den Schüler gleichzeitig belehrt und begeistert. Frisch, kräftig, ihrer selbst sicher, mehr ideal als realistisch sollen sie auch als Menschen ihren Schülern nachahmungswerth erscheinen, durch ihre Persönlichkeit eben so viel wirken, wie durch ihre Kenntnisse, sich aus Lehrern in Erzieher verwandeln. Und das erscheint als Schritt aufwärts. Es ist edler, die Gesammtwohlfahrt der Jugend ins Auge zu fassen, als nur ihre intellectuelle Ausbildung; es ist auch an und für sich verlockender, mit seinen Zöglingen ein Dasein zu theilen, das reich ist an geistiger Regsamkeit, und das der Gesundheit in wechselnden Formen Rechnung trägt; ein Dasein, in welchem die Charakter- und Gemüthseigenschaften des Lehrers einen mächtigen Einfluß auf die Knaben ausüben können.

Wer hätte je den Erzieher vergessen, der ihm Gutes that?

Das Bild des Mannes, dem meine Erziehung in den entscheidenden Jahren anvertraut war, steht immer gleich lebhaft vor meiner Seele. Er wirkte nicht durch Gelehrsamkeit, sondern durch sein Vorbild; er war noch strenger gegen sich, als gegen seine Zöglinge; er brachte uns Pflichterfüllung und Selbstrespect bei; er kannte keine Compromisse, nur Ueberzeugung. Zu seiner schwarzen Kleidung, dem weißen Halstuch, dem glattrasirten, mageren Gesicht und dem greisen Haupthaare, paßte die altfranzösische Höflichkeit sehr wohl, die er uns durch sein Beispiel lehrte. Dabei war er innerlich ein temperamentvoller Mann und besaß großen physischen Muth. So wuchsen wir unter der strengen Zucht eines Mannes auf, dem alles Schwächliche, Feige und Gemeine verhaßt war, der uns erzog, als wären wir für etwas Hohes bestimmt und müßten es uns durch eiserne Charaktereigenschaften verdienen. Der würdige Mann ist längst dahingegangen, sein Name unbekannt oder vergessen. Hier soll er in Ehrerbietung und Dankbarkeit genannt werden. Es war der Pastor Bock von der französischen Colonie in Berlin.

Das Gute, das Kindern und Knaben geschieht, geht nie verloren, auch für die Erinnerung nicht; und diese Ueberzeugung muß den Lehrern ihren schweren Beruf in schönerem Lichte erscheinen lassen. Aber sie dürfen auch nie vergessen, wie eindrucksfähig das anvertraute Material ist, wie schädlich oder schmerzhaft ein Druck an unrichtiger Stelle wirken kann. Ein Lehrer darf so streng sein, wie er will; sobald die Knaben überzeugt sind, daß ihm ausschließlich an der Wohlfahrt der Schüler liegt, daß er von Wohlwollen für sie getragen ist, so werden sie ihn fürchten und doch lieben; aber die herzlose Gleichgültigkeit des Pedanten wird der jungen Menschenseele zum Fluch. Das gegenseitige Vertrauen kommt beiden Theilen zu gut: der Arbeitsfreudigkeit des Schülers und dem richtigen Verhalten des Lehrers; denn letzterer wird des Schülers offenherziges Bekenntniß gern daraufhin prüfen, ob er nicht selbst etwa einen Fehler begangen habe.

Noch zwei weitere Aenderungen sind im Gefolge meiner Vorschläge. Die größere Wißbegier und der geringere Kenntnißschatz, mit welchen die Zöglinge nun ins Leben treten, wird Manchen veranlassen, sich in der einen oder anderen Disciplin weiter auszubilden und sein Leben durch die Pflege der Wissenschaft zu verschönen. Es wird ein Bedarf für wissenschaftlich gebildete, gelehrte Lehrer entstehen. Wie er zu decken ist, das wird sich finden. Sollten Privat- oder Vereinsinstitute zur Pflege der Wissenschaft entstehen, so sollte die Vorlesung als Unterrichtsform vermieden werden; vielmehr soll das „Seminar" der Universitäten, d. h. belehrende Unterredung und methodische Anleitung zum wissenschaftlichen Erkennen an die Stelle treten.

Denjenigen Zöglingen, welche die Universität besuchen, wird es an vielen Kenntnissen gebrechen, die jetzt den Abiturienten geläufig sind; sie werden weder die griechische noch die lateinische Grammatik beherrschen, noch auch im Stande sein, die classischen Schriftsteller im Original zu lesen. In erster Linie trifft das die Philologen, in zweiter die Juristen, Historiker und Theologen. Ebenso wie letzteren schon jetzt das Ebräische auf der Universität gelehrt wird, muß nun auch jenen das Griechische und Lateinische daselbst gelehrt werden. Dazu dient am besten ein Seminar, das der Universität unterstellt ist. Dieses wird nun aber, im Gegensatz zur heutigen Schule, nur von solchen Studenten besucht werden, die ein vitales Interesse an dem Erlernen der classischen Sprachen haben. Der Fleiß wird deshalb größer sein; der Fortschritt schon deshalb schneller, weil die Grammatik, in Folge der allgemeinen Geistesbildung, viel schneller verstanden werden muß.

So wie es mit Ausfüllung dieser Lücke geht, so wird es mit allen anderen gehen, die von der umgestalteten Schule etwa offen gelassen sind. Das erhöhte Interesse an dem Gegenstande, das tiefere Verständniß und das schnellere Fassungsvermögen werden zu wirkungsvollen Triebfedern für alle Fortschritte werden. Nicht mit dem Wunsche zu vergessen, sondern mit dem Wunsche zu lernen, wird der junge, an Körper und Seele gesunde Mann ins Leben treten; ausgestattet mit größerer Selbständigkeit, mit klarerem Kopf, mit dem Bewußtsein seiner Kraft und der Fähigkeit, sie zu gebrauchen. Eine neue Generation wird erblühen, reicher an schöner Jugenderinnerung, reicher an Menschenliebe, fähiger zum Handeln, minder befangen in Vorurtheilen.

Im Hinblick auf die vorhandene Literatur können meine Vorschläge nur zum Theil neu sein; die Art ihrer Begründung und Zusammenfügung gibt ihnen das Selbständige. Sie sind radical nur in dem Sinne, daß sie ein Uebel an der Wurzel fassen; ihr eigentliches Ziel ist die Erhaltung und Entwicklung des vorhandenen Guten; sie sind gemacht auf Grund einer langen und vielseitigen Lebenserfahrung, die durch das schmerzerfüllte Dunkel des Pessimismus zu dem Glauben an mögliches Glück geführt hat.

Wenn der Verfasser nicht daran glaubte, daß das deutsche Volk glücklicher und besser werden könnte, als es heute ist, und daß das Mittel dazu in der richtigen Erziehung der deutschen Jugend läge, so hätte er diesen Aufsatz nicht geschrieben; er übergibt ihn der Oeffentlichkeit, weil er hofft, seinem Lande dadurch nützen zu können.

Nacht und Morgen des Michelangelo.

Von

Ernst Brücke.

Seit W. Henke im Jahre 1871 seine selbständig gedruckte Abhandlung „Die Menschen des Michelangelo im Vergleiche mit der Antike" und vier Jahre später seinen Artikel über Michelangelo in der „Rundschau" veröffentlichte, ist weder von einem Anatomen noch von einem Physiologen etwas über diesen Gegenstand geschrieben worden, und doch sollten wir uns gerade in Rücksicht auf diesen Meister nicht ganz von der Arena fernhalten. Wenn wir nicht durch Vasari wüßten, daß er eigenhändig nicht nur fleißig menschliche Leichen zergliederte, sondern auch Thierleichen, so würden wir schon an seinen Werken, an den vollendeten und an den unfertigen, erkennen, welchen Werth er auf die Anatomie legte und wie wohl er mit derselben vertraut war. Warum soll man abseits stehen, da man hier nicht sagen kann: Weshalb soll man den Perikles loben, da ihn ja Niemand tadelt?

Seit Correggio von dem allzuhohen Throne, welchen man für ihn errichtet hatte, nicht ohne Grund gestoßen war, kam die Reihe, angegriffen, beziehungsweise mit wenig Respect beurtheilt zu werden, an Michelangelo. Die Ursache der Wandlung war eine erfreuliche. Sie lag darin, daß man die seiner Zeit vorhergehende toscanische Kunst in ihrer Herrlichkeit schätzen lernte und, ganz in ihrem Zauber befangen, theils Michelangelo zu den Epigonen warf, theils in ihm geradezu den Verderber[1]) sah, der die Kunst der Renaissance dem Barockstil entgegenführte. Dabei hörte man aber Urtheile, welche in hohem Grade ungerecht waren und nicht nur ungerecht aus Antipathie, ich möchte sagen aus Parteileidenschaft, sondern oft auch ungerecht, indem sie sich auf Dinge bezogen, in

[1]) Der verderbliche Einfluß Michelangelo's auf einige seiner Kunstgenossen ist frühzeitig bemerkt worden. Vasari sagt da, wo er von den Bauten zu San Lorenzo in Florenz und von ihrer Ausschmückung spricht (E. Förster's deutsche Ausgabe, 1847): „Solche Kühnheit ermuthigte Diejenigen, welche Michelangelo's Verfahren sahen, ihm nachzuahmen; und neue Erfindungen hat man seitdem gesehen, grotesk vielmehr als nach herkömmlichem Gesetze der Ornamentik" (der Urtext sagt noch schärfer: „alla grottesca piutosto che a ragione o regola a' loro ornamenti"). Dann fügt er aber hinzu, daß die Künstler dem Michelangelo dafür, daß er die Fesseln gebrochen habe, zu unendlichem Danke verpflichtet seien.

welche Michelangelo viel tiefer eingedrungen war, als Die, welche jene Urtheile fällten. Ich habe mich zunächst auf die zwei Marmorbilder beschränkt, die mich von jeher am meisten beschäftigten und die zugleich in Reproductionen so verbreitet sind, daß sich Jeder leicht überzeugen kann, ob das, was ich sage, ihm richtig erscheint oder falsch.

Diese beiden Marmorbilder sind die beiden weiblichen Figuren der Medicäergräber in S. Lorenzo in Florenz, Nacht und Morgen genannt. Nacht und Morgen sind zugleich diejenigen Gestalten, in welchen man von jeher die Darstellungsweise, um nicht zu sagen die Manier, des Michelangelo am meisten verkörpert gefunden hat. Sie erweckten die größte Bewunderung, aber auch manchen Tadel. Ihr Einfluß und der der Medicäergräber überhaupt hat fortgewirkt in zahlreichen Ornamentalfiguren bis auf den heutigen Tag. Diesen Einfluß hat selbst die unbedingte Verehrung für die Antike mit Verwerfung alles Anderen in der werkthätigen Kunst nicht verdrängen können. Woher diese Macht? Weshalb versinkt der angehende Bildhauer in träumerisches Staunen, wenn er zum ersten Male der Gestalt der Nacht gegenübersteht? Ist es die Bewunderung für die virtuose Leistung? Sicher nicht, denn er kann sie noch nicht beurtheilen. Ist diese Frau schön? Sie war es zweifelsohne einmal; aber so, wie sie dargestellt, ist sie nur eine Ruine weiblicher Schönheit, allerdings die Ruine eines großen und herrlichen Baues. Sie ist über das Alter hinaus, in welchem der nackte weibliche Körper auf Schönheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes Anspruch machen kann, und Michelangelo hat mit sicherer, aber auch mit schonungsloser Hand die Schriftzüge hineingezeichnet, durch welche er erklärt, daß sein Streben nicht auf solche gerichtet war.

Die Brüste sind weit entfernt von der mustergültigen antiken Form, ja, sie sind knorrig, als ob man die Lappen der Brustdrüse durch die Haut hindurch sähe. Die Brustwarzen sind besogen. Ueber den Leib gehen nicht weniger als vier Querfalten hinüber. Wenn man ins Einzelne eingeht, so wird man unwillkürlich an Hekuba's von Wehen erschöpfte Weichen erinnert, von denen der Schauspieler im Hamlet spricht, und dennoch — nur ein in modernen Anschauungen verroheter Künstler könnte diese Gestalt ohne innere Bewegung, ohne Bewunderung ansehen.

Es gibt in der Kunst noch eine andere Schönheit, als die, welche uns am lebenden Weibe bezaubert, und diese besitzt die Nacht in hohem Grade, ja vielleicht, ich will nicht sagen in höherem Grade, aber bewundernswürdiger als irgend ein anderes Werk der Bildhauerkunst: es ist die magische Vielgestaltung und Harmonie der Linien. Man mag sie in der sogenannten neuen Sacristei von S. Lorenzo von irgend welchem berechtigten Standpunkte aus ansehen, stets bleibt ihre Wirkung großartig. Die kleinste Photographie, die kein Detail erkennen läßt, ja das ärmste Croquis, wenn es nur die Hauptlinien künstlerisch richtig wiedergibt, läßt uns erkennen, daß es sich um das Werk eines Unsterblichen handelt.

Diese Linien sind es, welche der ganzen Gestalt einen Adel, eine Hoheit der Empfindung geben, wie sie wohl selten in einem Bildwerke gefunden werden. Die Nacht zeigt, daß der Bildhauer realistisch, ja kraß-realistisch sein kann, wenn in ihm nur der Genius lebendig ist, wenn in ihm nur die künstlerische Kraft

wohnt, das Ganze auf die Höhe des Ideals zu erheben, es der Sphäre der gemeinen Wirklichkeit zu entrücken.

Es ist seltsam, dem Michelangelo ist so oft Verschränkung der Glieder vorgeworfen worden, aber wie er es hätte machen sollen, um ohne dieselbe im gegebenen Falle seine Linien zu gewinnen, das sagt Niemand. Auf Rechnung dieses Strebens nach Großartigkeit und Harmonie der Linien kommt bei Michelangelo auch manches Ungewöhnliche, Manches, was die Durchschnittsgestalt des Menschen nicht zeigt. Doch ich habe mich schlecht ausgedrückt, indem ich von dem Streben nach Großartigkeit und Harmonie der Linien gesprochen habe. Es ist viel wahrscheinlicher, daß von vorn herein die Gestalt in der ganzen Größe dieser Linien vor des Künstlers geistigem Auge stand, und daß dann erst bei der Ausführung der Skizze, beziehungsweise des Modells, so viel gedrückt und geschoben, abgenommen und aufgelegt wurde, daß daraus eine Menschengestalt, wie sie thatsächlich vorkommt, hervorging.

So erklären sich die oft gerügten Abweichungen des Meisters von der Natur nicht oder doch selten aus Nachlässigkeit[1]) oder mangelhafter Kenntniß der Wirklichkeit. Die Nacht hat einen auffallend kleinen Hinterkopf. Nicht als ob ein solcher nicht vorkäme, aber gewöhnlich ist es nicht, wenigstens nicht in Italien, auch nicht bei uns. Ist dies ein Fehler? Es ist ein unzweifelhaftes Recht des Künstlers, das darzustellen, was ihm am schönsten erscheint. Die Lehre, daß der Künstler sich in Rücksicht auf die Proportionen an den mittleren Durchschnitt der Proportionen lebender Menschen zu halten habe, kann nur zur Einförmigkeit, zum Conventionellen, zum Mittelmäßigen führen. Die Griechen folgten ihr auch nicht. Schon im Alterthume wurden Statuen ausgeführt, welche als Canon für die Proportionen des menschlichen Körpers dienen sollten; aber man hat sie nicht allgemein zum Muster genommen, und es ist auch nicht gewiß, daß sie den mittleren Maßen der damaligen Menschen entsprachen. Sie konnten nach einzelnen schön gewachsenen Individuen gemacht sein. Was für die Proportionen gilt, gilt auch für die Formen. Die typische Beckenlinie der Heroen- und Göttergestalten war gewiß an den damals lebenden Menschen in der Regel nicht so stark markirt, wie wir sie meistens an den auf uns gekommenen Bildwerken markirt sehen, wenn sie auch häufiger deutlich zu verfolgen war, als dies bei dem jetzigen Geschlechte der Fall ist[2]).

---

[1]) Fehler machte er freilich, weil er noch im Marmor änderte, oder gar ohne ausgeführtes Modell arbeitete; aber dann pflegte er die Arbeit zu verlassen, wenn er keine Hoffnung hatte, sie in correcter Weise zu beendigen. Hier ist nur von seinen beendigten Werken die Rede, das heißt von denen, die so weit vollendet sind wie Nacht und Morgen. Vasari rechnet freilich auch diese zu den unfertigen, aber er führt sie als solche auf, nicht nur in einer Reihe mit dem Moses, sondern auch mit den Statuen der Herzoge Lorenzo und Juliano zu San Lorenzo.

[2]) Ich habe über diese Linie und ihre richtige Deutung in Bardeleben's „Anatomischem Anzeiger", Jahrgang III, S. 281 (16. April 1888) gehandelt. Ich habe dem dort Gesagten nur noch hinzuzufügen, daß da, wo die beiden absteigenden Aeste dieser Linie sich in einen nach unten convexen Bogen vereinigen, eine in der Natur begründete Unterbrechung zwischen ihnen und der Linie der Schenkelbeuge vorkommt, welche theils auf beiden Seiten, häufig aber nur auf einer Seite deutlich ist, und auf der Seite des Spielbeines vermißt werden kann, während sie auf der Seite des Standbeines sehr auffällig ist. Letzteres rührt daher, daß durch die Schiefstellung des Beckens und dadurch, daß hier das Oberschenkelbein dem unteren Theile des Beckens genähert ist, die Weichtheile zwischen den beiden erwähnten Linien hervorgedrängt werden.

Auch die Verbindung von kleinen, mädchenhaft jugendlichen Brüsten mit starken, bis zu einem gewissen Grade fettreichen Oberarmen, wie sie die Venusstatuen zeigen, gibt schwerlich die Durchschnittsgestalt der griechischen Mädchen wieder.

Wenn es nun ein Recht des Künstlers ist, das, was ihm im Allgemeinen am schönsten erscheint, soweit es überhaupt in der Natur vorkommt, darzustellen, dann muß man ihm auch gestatten, das, was ihm am gegebenen Ort, unter den gegebenen Bedingungen am schönsten oder wirksamsten erscheint, darzustellen, unbekümmert darum, ob es oft oder ob es selten vorkommt, wenn es nur überhaupt vorkommt. Ja, man hat darüber gestritten, ob es dem Künstler nicht erlaubt sei, zur Verstärkung der Wirkung gelegentlich auch an natürlichen Dingen, nicht bloß an Phantasiegebilden, etwas zu machen, wie es in der Natur nicht vorkommt. Da handelt es sich freilich darum, auf was für ein Publicum der Künstler rechnet. Für Den, der die Abweichung von der Natur nicht bemerkt, kann die Wirkung sich steigern, für Den, der sie bemerkt, wird sie immer ein Fehler, ein Makel bleiben.

Doch darum handelt es sich hier nicht. Der Schädel der Nacht hat nur nach rückwärts eine weniger starke Ausladung, als sie bei uns und in Italien gewöhnlich ist. Hätte die Figur ein stärker hervorragendes Hinterhaupt erhalten, so würde die Linie vom Scheitel über den Nacken und zur Schulter weniger schön, weniger harmonisch zu den anderen ausgefallen sein, und das war Grund genug, den Kopf so zu gestalten, wie er gestaltet ist.

Dieselbe Rücksicht oder, wohl richtiger gesagt, dasselbe Gefühl, scheint Michelangelo auch anderswo beeinflußt zu haben. Wenn man beim Lorenzo Medici die wahrscheinliche Dicke der Kopfbedeckung abrechnet, so bleibt nur ein sehr mäßiger Raum für die Ausladung des Hinterhauptes. Man muß übrigens in seinem Urtheile vorsichtig sein. Auch der Giuliano Medici des Michelangelo ist kurzköpfig, und dieselbe Bildung findet sich an einzelnen Figuren des Donatello. Vielleicht kam schwache Entwickelung des Hinterhauptes damals in Florenz häufiger vor als jetzt.

Ueber die Nacht ist tiefer Friede ausgebreitet. Sie schläft. Schläft sie, wie Einige gemeint haben, einen tiefen, todesähnlichen Schlaf? Ich glaube nicht. Sie schlummert. Ich befinde mich hier im Widerspruche mit einem Manne, der als ausgezeichneter Anatom wohl mehr Anspruch auf ein maßgebendes Urtheil hat, als mancher Andere, mit W. Henke. Er sagt[1]): „Kaum eine Figur von Michelangelo zeigt die eigenthümliche Verschränkung der Glieder, von der die Rede gewesen ist, so ausgesprochen, wie die allegorische Darstellung der Nacht unter dem Bilde eines riesigen Weibes in tiefem Schlaf. Auf den ersten Blick freilich fällt es auf, daß sich schwerlich leicht ein Mensch, sei es auch im unwirthlichsten Bivouak, eine solche Lage zum Schlafen aussuchen wird. Aber gerade das macht erst recht den Eindruck des tiefen Schlafes, in den die Gestalt versunken ist, daß er sie in einer solchen nicht darauf berechneten Stellung überwältigt hat. Und denkbar ist es sehr wohl, daß sie fest schläft und dann in dieser Stellung bleibt. Es wäre möglich, eine Leiche so hinzusetzen, und sie würde nicht umfallen." —

[1]) Die Menschen des Michelangelo im Vergleiche mit der Antike. Rostock, 1871. S. 21.

Ist dieser Versuch gemacht worden? Ich meine, er müßte mißlingen, wenn man nicht etwa die Leiche bald nach dem Tode in die Lage bringen und mittels Stützen und Binden in derselben erhalten wollte, bis die Todtenstarre eingetreten ist. Ich kann mir auch nicht denken, daß die Gestalt im tiefen Schlafe, daß sie dann, wenn der Schlaf die Glieder gelöst hat, in ihrer Stellung sich erhalten könnte, ich kann mir die letztere nur als die Stellung einer Schlummernden vorstellen.

Henke's Ansicht hängt zusammen mit einer anderen, die ich gleichfalls nicht theile. Auf Seite 8 der oben citirten Schrift sagt er von den Muskeln: „Sie sind im Leben immer straff, oder wenigstens gerade zwischen festen Punkten der Knochen, wo ihre Enden angewachsen sind, ausgespannt. Werden die Endpunkte von einander entfernt, so werden dadurch die Muskeln in die Länge gezogen; kommen sich die Endpunkte näher, so ziehen sich die Muskeln in sich zusammen. Im ersteren Falle werden sie platter und dünner, im letzteren schwellen sie auf; in beiden bleiben sie doch angespannt. Im Tode hört das auf; sie werden schlaff."

Ich bin nicht der Ansicht, daß im Leben alle Muskeln gespannt sind. Ich will den Leser nicht durch alle Phasen des Streites über den sogenannten Muskeltonus hindurchführen. Es ist bekannt, daß die sogenannten Schließmuskeln während des Lebens mehr oder weniger zusammengezogen sind und bei den Sterbenden erschlaffen. Es ist auch bekannt, daß die Gesichtsmuskeln beim Lebenden stets in einer gewissen Thätigkeit, in einem mittleren Grade von Zusammenziehung sind und erst im Tode vollständig erschlaffen. Dasselbe gilt für manche andere Muskeln. Auch hat man hierher gehörige Versuche an Fröschen gemacht. Nachdem man durch Wegnahme des Gehirns den Einfluß des Willens beseitigt hatte und beide Hinterbeine anscheinend völlig erschlafft gleich weit herabhingen, durchschnitt man die Nerven des einen Beines. Dieses hing nun noch tiefer herab. Die Muskeln waren also doch vorher noch nicht vollständig erschlafft gewesen. Andererseits aber kann man sich durch einen leichten Versuch vom Erschlaffen der außer Action gesetzten Muskeln an den Gliedern des lebenden Menschen überzeugen.

Man stelle vor sich ein fettarmes, aber muskulöses Modell hin. Es beuge den rechten (oder linken) Arm bis etwa 90 Grad, und man unterstütze das Ellenbogengelenk so, daß es fast bis zur Schulterhöhe erhoben ist. Man lasse dann die Hand so wenden, daß der Daumen nach abwärts gerichtet ist, und man wird finden, daß die starken Beugmuskeln, welche an der Beugeseite des Oberarmes liegen, nicht gespannt sind, daß sie ähnlich, wie sie es an der Leiche thun würden, der Schwere folgen und dadurch einen nach unten convexen Bogen bilden. Es ist dies bei verschiedenen Menschen in verschiedenem Grade der Fall, aber man kann es sicher nicht als etwas Krankhaftes bezeichnen. Auf Turnplätzen macht man die Erfahrung, daß Jünglinge, deren Muskeln sehr vollständig erschlaffen, zu denselben Kraftleistungen befähigt sind wie andere, deren Muskulatur sich in der Ruhe straffer anfühlt. Die älteste Beobachtung hierüber rührt, so viel ich weiß, von meinem Freunde Herrn E. du Bois-Reymond her. Er theilte mir in den vierziger Jahren, als ich noch Lehrer der Anatomie an der Akademie der Künste in Berlin war, mit, daß er sie an zweien seiner Mitturner gemacht habe.

Die Thatsache also, daß an der Nacht ein Theil der Muskeln völlig er-

schlafft erscheint, kann keine Veranlassung geben, sie als Tiefschlafende zu deuten, denn das könnte auch im vollen Wachen der Fall sein. Auch der Gesichtsausdruck läßt nicht auf tiefen Schlaf schließen, am allerwenigsten aber die Stellung, in der sich meiner Ansicht nach ein Tiefschlafender gar nicht würde erhalten können.

Camillo Boito meint, Michelangelo's Nacht träume. Er sagt (Leonardo, Michelangelo, Andrea Palladio. Milano 1883, pag. 174—175): „Die Unruhe ist das wahre Zeichen von Michelangelo's Genius: unruhig sind seine Madonnen und unruhig ist auch das Kind, welches sie auf ihren Knieen halten. Unruhig ist sein Moses, der mit der Hand in nervöser Weise die Locken seines langen Bartes streichelt; die Nacht träumt, die Gefangenen winden sich, die Sibylle und die Propheten sind unruhig (si agitano), Gott Vater fliegt hin und her" u. s. w.

Stellt sich Camillo Boito vor, daß sich die Nacht im Traum bewege? Ich sehe dazu keine Veranlassung. Jedenfalls scheint sie aber auch ihm nicht in tiefem, todesähnlichem Schlafe zu liegen.

Die Nacht ist als allegorische Figur charakterisirt durch ihre Attribute Eule, Mohn[1]) und Maske. Auch der Halbmond über ihrer Stirn ist hier das Zeichen der Nacht, nicht das Zeichen der Diana, der jungfräulichen Göttin[2]). Michelangelo hat die Nacht als Mutter dargestellt, aber sie trägt keine schlummernden Kinder im Arm wie Thorwaldsen's Nacht, sie beugt sich nicht über ihre Kinder, Schlaf und Traum, wie die Nacht von Schilling. Der Gewaltige griff zu einem heroischen Mittel, dessen Anwendung ein Anderer nicht hätte wagen dürfen. Er prägte in ihrer Gestalt die Veränderungen aus, welche dem Körper des Weibes verbleiben, nachdem es dem Leben, nachdem es der Menschheit den schuldigen Tribut bezahlt hat. Der Erfolg hat gezeigt, daß er recht gethan, und er hat zugleich, wahrscheinlich ohne es zu wollen, ein Werk von hohem sittlichen Werth geschaffen, eine Apotheose des Weibes, das seine Mutterpflichten erfüllt hat.

Blicken wir auf den Morgen, auf die vielgepriesene Aurora. Man hat dem Vasari die Aeußerung in den Mund gelegt, Michelangelo habe in ihr die Schönheit der Antiken übertroffen. Vasari hat allerdings an anderen Orten der Lebensgeschichte des Michelangelo, so bei der Besprechung des David, gezeigt, daß er bereit ist, seinen Helden auf Kosten Anderer, selbst der Heroen der antiken Bildhauerkunst, zu loben, aber hier müssen wir doch die Art, wie es geschehen ist, näher untersuchen. Er spricht an der Stelle, auf welche ich diese Angabe allein beziehen kann[3]), nicht nur von der Aurora, sondern auch von der Nacht. „Was aber," heißt es in der deutschen Förster'schen Ausgabe von 1847, „sage

[1]) Der Mohn ist nicht deutlich erkennbar, ist aber, wie ich mich zu erinnern glaube, auch von Anderen als solcher gedeutet worden.

[2]) Er gleicht weder dem antiken noch dem türkischen Halbmonde, noch hat er Aehnlichkeit mit einer der wirklichen Mondphasen. Er umklammert mit seinen Hörnern einen Stern und bildet mit diesem das Scheitelstirnstück des Kopfschmuckes.

[3]) Ernst Förster, deutsche Ausgabe von 1847, Bd. V S. 418 heißt es: „Seine Arbeiten mit dem Pinsel und dem Meißel wurden dadurch fast unnachahmlich; er verlieh, wie schon erwähnt wurde, seinen Werken so viel Kunst, Anmuth und Lebendigkeit, daß er, wie ich ohne Kränkung von irgend wem sagen darf (e ciò sia detto con pace di tutti), die Alten übertroffen hat (passato e vinto). Auch wußte er (avendo saputo) die Schwierigkeiten bei der Arbeit so leicht zu überwinden, daß sie nicht mit Mühe geführt zu sein scheint." Aber hier ist weder von der Aurora noch von ihrer Schönheit die Rede.

ich von der Aurora, einer ganz unbekleideten weiblichen Gestalt, ganz geschaffen, höchste Trauer in der Seele zu erwecken und zu bewirken, daß die Bildhauerkunst den Griffel sinken lasse? Ihre Stellung zeigt eiliges Erheben aus tiefem Schlafe und Verlassen des Bettes, weil sie erwachend den großen Herzog, zu dem sie sich theilnehmend wendet, todt erblickte, mit dem Ausdruck der Klage in ihrer unzerstörbaren Schönheit (im Urtext heißt es continovata bellezza) zum Zeichen ihres großen Schmerzes. Was endlich könnte ich von der Nacht sagen, einer nicht seltenen, sondern einzigen Statue. Wer hat zu irgend einer Zeit antike oder neuere mit gleicher Kunst vollendete Gestalten gesehen? Wer erkennt nicht in ihr zugleich die Ruhe der Schlafenden und den Schmerz und die Trauer dessen, der ein hohes und heiliges Gut verliert."

In demselben Abschnitte hat er kurz vorher, indem er die Statuen der Herzöge bespricht, sein Lob bis auf den Panzer und die Fußbekleidung ausgedehnt. Es ist klar, daß er die Kunst des Meisters lobt; die continovata bellezza der Aurora als Person ist dabei Nebensache.

Die Aurora macht, wenigstens in photographischer Reproduction, Einzelnen auf den ersten Anblick einen geradezu befremdenden Eindruck. Es liegt dies an ihrem trübseligen, ja ich möchte fast sagen, verdrossenen Gesichtsausdrucke[1]). In der That, es ist kein frisches, fröhliches Erwachen, mühsam und, wie es scheint, Gram und Kummer im Herzen, windet sich die Gestalt aus den Armen des Schlafes, der ihre Glieder noch halb gefesselt hält. Aber eben hierin ist das Erwachen, das Erwachen aus tiefem, schwerem Schlaf, so wunderbar ausgedrückt, daß Niemand in dem wachen Mädchen die Ebenerwachte verkennen kann.

Von der Schönheit der Aurora kann man auch nicht schlechtweg, wie von der Schönheit einer Venus- oder Dianastatue sprechen. Sie ist eine Schönheit

---

[1]) Ich liebe Untersuchungen nicht, deren Resultate sich nicht beweisen lassen, aber hier scheint mir doch eine bereits anderweitig aufgeworfene Frage berechtigt: Zeigt das Gesicht der Aurora, abgesehen von dem Ausdrucke, welchen ihm das Erwachen gegeben hat, nur den Schmerz um den Verstorbenen, wie man dies bei einer Grabfigur voraussetzen muß, oder spiegelt sich in ihm, vielleicht ohne daß es der Meister beabsichtigte, nicht etwas von den Empfindungen, welche Michelangelo selbst der Nacht zuschrieb, als er sie auf Giov. Batt. Strozzi's Lobgedicht mit den schönen vielcitirten Versen antworten ließ:

Grato mi è il sonno, e più l'esser di sasso:
Mentre che il danno e la vergogna dura,
Non veder, non sentir, m' è gran ventura;
Però non mi destar; deh, parla basso!

Lieb ist der Schlaf mir, lieber Steines Weise,
So lange Schmach und bittrer Jammer währen,
Nichts sehn, nichts hören ist mein ganz Begehren,
So wecke mich nicht auf, o rede leise!

Nacht und Morgen wurden fertig gemacht im September 1531, also nach den politischen Stürmen, welche den Meister so stark in Mitleidenschaft zogen, aber man muß deshalb nicht glauben, daß er widerwillig an denselben thätig gewesen. So stark seine republikanischen Ueberzeugungen gewesen sein mögen, so war er doch vor Allem Künstler. Während er 1529 die Höhe von San Miniato befestigte, arbeitete er nach Vasari's Zeugniß daneben an den Statuen der Medicäergräber. Die Liebe zu seinem Werke war eben größer, als daß es ihm durch politische Antipathien hätte verleidet werden können, und die letzteren erstreckten sich ja keineswegs auf alle Glieder des Hauses Medici.

eigener Art. Sie und die Nacht gehören einem reckenhaften Geschlechte an, das in Florenz nur schwach vertreten ist. Die eigentliche Florentiner Schönheit hat Angelo Bronzino dargestellt, den häufigeren, weniger schönen, aber immer noch lieblichen Typus Bugiardini. Die Urbilder für Nacht und Morgen findet man leichter als in Florenz in Ravenna, wo die Gothen und die nordischen Leibwächter der Exarchen manchen Tropfen barbarischen Blutes zurückgelassen haben.

Denkt man sich die Aurora als lebendes Modell auf ihre Füße gestellt, so würde sie sicher neben den fleischgewordenen Antiken zurücktreten. Ihre Brust kann sich mit der von antiker Form nicht messen. Auch in Rücksicht auf das Ebenmaß der Glieder und den Adel der Formen würden, in Fleisch und Blut übersetzt, die schöneren Antiken den Sieg davontragen. Aber wir haben ja nicht das Modell zu vergleichen, sondern das Bildwerk, wie es ist.

Die Griechen strebten nach der körperlichen Schönheit als solcher; sie suchten ihre Göttinnen und die Mädchengestalten, die man jetzt als Bilder von Göttinnen benennt, so schön wie möglich zu machen, ganz abgesehen von der Stellung, in welcher sie dieselben vorführten. Sie suchten, wenn ich mich so ausdrücken darf, die absolute Schönheit; sie suchten die Gestalten, die in allen Stellungen und Ansichten schöne Formen und Linien gaben, und die Stellung wurde gelegentlich mit der unverkennbaren Absicht gewählt, die weibliche Schönheit recht ins Licht zu setzen.

Ganz anders war es mit Michelangelo. Er arbeitete nicht, um ein schönes Frauenbild darzustellen, er arbeitete für ein Monument, und er mußte die Linien seiner Gestalten dem Plane, den er für dieses Monument entworfen hatte, anpassen. Wie dieselben Gestalten in irgend einer anderen Stellung ausgesehen haben würden, war ihm ziemlich gleichgültig. Indem er so einerseits durch den Plan des Monumentes in gewisse Schranken gewiesen war, ertheilte ihm andererseits wiederum diese Gleichgültigkeit gegen die Wirkung, die seine Gestalten in anderen Stellungen und in anderen Umgebungen hätten haben können, eine Freiheit des Handelns, die er sich mit unerreichter Meisterschaft zu Nutze gemacht hat.

So erklärt es sich, daß seine Abweichungen von den Schönheitsidealen, welche uns vom Alterthume überliefert sind, ihn in dem Urtheile seiner Fachgenossen nie herabgesetzt haben; denn der Künstler beurtheilt das Werk, nicht die Objecte, die dargestellt worden sind. Von den Dingen, die dem Michelangelo zum Theil mit Recht, noch öfter aber mit Unrecht vorgeworfen worden sind, gewaltsame Bewegungen der Glieder, utrirte Muskeln, mangelhafte Beobachtung der Uebergänge, welche durch die Hautbedeckungen vermittelt werden, findet sich an der Aurora nichts. Die durch den aufgestützten Arm stark in die Höhe gedrängte Schulter hat Anstoß erregt. Sie ist aber vollkommen in der Ordnung. Abgesehen von der Verbindung des Schlüsselbeines mit dem Brustbeine hängt die Schulter des Menschen mit dem Rumpfe nur durch Muskeln zusammen, und diese lassen sich im erschlafften Zustande in solchem Maße dehnen, daß der Stand der Schulter an der Aurora keineswegs unnatürlich erscheint. Er trägt wesentlich dazu bei, uns die Biegsamkeit und Plasticität des jugendlichen Körpers zur Anschauung zu bringen und die Art, wie derselbe den Gesetzen der Schwere da noch folgt, wo die Muskeln vom schlaftrunkenen Hirn noch keine Impulse empfangen.

Die Aurora ist, wie die Nacht, bei allem Idealismus in der Führung der Linien, ein durchaus realistisches Werk in der Durchbildung des Einzelnen. Man kann, wenn man von den sogenannten Moiren vom Ostgiebel des Parthenon absieht, wohl sagen, daß der Stein kaum jemals mehr Fleisch geworden ist, als hier. Man sieht, daß dazu die Nachahmung der kleinen, von einem größeren Abstande aus gar nicht sichtbaren Rauhigkeiten, Erhebungen und Vertiefungen der Haut nicht nothwendig ist, daß schon das vollkommene Verständniß des Gesehenen und dessen künstlerisch vollendete Wiedergabe genügt. Die Bearbeitung der Oberfläche ist, entsprechend der Größe der Figur, für den Abstand berechnet. Dies ist, trotz der Sorgfalt in der Ausführung mancher Einzelheiten, nicht zu verkennen. Jene Sorgfalt hat ihren Zweck und dient auch den Bildern, welche das Werk Fernstehenden gibt. Es gilt dies namentlich auch von der Politur, von dem Grade von Glanz, welchen der Meister dem Marmor gegeben hat.

Ist die Aurora fertig? Ich kann diese Frage nicht umgehen, da Vasari die Figur für unfertig erklärt, während gerade in neuerer Zeit hervorgehoben worden ist, daß man hier einem fertigen Werke des großen Meisters gegenüberstehe. Ich würde ihre Beantwortung sonst lieber einem Bildhauer überlassen, der besser beurtheilen kann als ich, was wirklich unfertig ist und was der Künstler absichtlich weniger ausgeführt hat.

Zunächst ist einmal der rechte Fuß entschieden unfertig. Er ist unvollkommen aus dem Tuche herausgearbeitet, das an den Zehen hängt. Dies ist so auffallend, daß es Niemand bestreiten wird, den man darauf aufmerksam macht. Natürlich ist auch die betreffende Partie des Tuches unfertig. Der rechte Fuß der Nacht ist auch weniger ausgeführt als der linke, doch ist dies weniger auffallend und war es wahrscheinlich noch weniger, als das Werk neu war. Es haben sich im Laufe der Zeiten die Furchen der unvollkommen geglätteten Oberfläche gebräunt.

Ferner ist die linke Hand der Aurora unfertig. Die Seitenflächen der Finger sind Ebenen, deren Zusammenhang, sowohl mit den Dorsalflächen als mit den Volarflächen, unvermittelt ist. Wenn der Laie einer solchen Erscheinung gegenübersteht, hat er sich zu fragen: Hat der Meister noch so viel Marmor stehen lassen, um daraus die natürlich gerundeten Finger zu bilden, ohne sie zu dünn zu machen, oder nicht? Nun steht hier allerdings nicht viel Marmor zur Disposition, aber doch eben genug, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Michelangelo es unterlassen haben würde, den Fingern eine der Natur mehr entsprechende Gestalt zu geben, wenn er die letzte Hand an dies Werk gelegt hätte. Auch der Zipfel des Tuches, den die linke Hand hält, ist unfertig.

Das Tuch, da wo es rechts vom Kopfe herunterwallt, ist nicht nur weniger durchgearbeitet als das Fleisch, sondern auch weniger als die Kopfbedeckung; aber dies kann Absicht sein. Aehnliche Unterschiede sieht man auch an der Nacht. Von der Behandlung des Materials im Ganzen kann man sagen: Der Stein ist nicht nur Fleisch geworden, sondern das Fleisch ist noch Marmor, das Werk hat nichts von seinem monumentalen Charakter verloren.

Noch ein anderer Vorzug der Aurora vor vielen anderen Bildwerken muß hier erwähnt werden: Sie ist das hingestreckte Mädchen, welches nicht daran

denkt, daß es von irgend Jemandem gesehen werden könnte. Während der höchste Werth des Ganzen in den Linien liegt, ist nichts von irgend einer Pose, nichts von Absicht wahrnehmbar, aber auch nichts von Furcht, Scheu oder Unsicherheit. Bewegt sich die Gestalt? Die Beine und der rechte Arm lassen auf keine Bewegung schließen. Die linke Hand hat ein Tuch erfaßt, welches, vom Kopfe herunter kommend, einen Theil des Rückens bedeckt. Es hat ihr während des Schlafes als Unterlage gedient. Man könnte glauben, sie ziehe es über die linke Schulter nach vorn, aber, wie die ganze Durchbildung des linken Arms zeigt, erfolgt der Zug mit so geringer Kraft, daß es schwerlich bewegt wird. Die noch müde Hand ist mehr an dem Tuche aufgehängt, als sie dasselbe zieht. Immerhin mag man darin eine Vorbereitung für das Aufstehen oder eine Andeutung der Absicht dazu sehen. Jedenfalls ist die Bewegung des Aufrichtens diejenige, welche man der Stellung nach zunächst zu erwarten hat. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies durchaus im Einklange ist mit der Charakteristik der Figur und offenbar auch mit der Absicht des Meisters. Die Bewegung ist als eine langsame zu betrachten, nicht nur weil eine solche natürlich ist für die Zeit des allmäligen Erwachens aus tiefem Schlaf, sondern auch, weil die Figur keinerlei Anhaltspunkt gibt für die Annahme einer einigermaßen raschen oder gar stürmischen Bewegung.

Hat die Bewegung des Aufrichtens bereits begonnen? Offenbar noch nicht. Die Figur liegt mit nach rückwärts durchgebogener Wirbelsäule. Man beachte nur die Gruben unter den sogenannten falschen Rippen und die quere Einsenkung, welche sie mit einander verbindet. Wer sich aus einer solchen Lage aufrichten will, der richtet zunächst seine Wirbelsäule gerade und steift sie durch Muskelaction. Von dieser Bewegung zeigt die Gestalt noch nichts, und doch würde ein lebender Mensch, erst nachdem er dieselbe ausgeführt hat, den Rumpf so wenden, daß er ihn durch Action der Schulter-, Brust- und Armmuskeln wirksam auf dem rechten Arme aufstemmen könnte.

Indessen sind die Bauchmuskeln nicht ganz erschlafft. Soll man hierin eine Vorbereitung für die Bewegung des Körpers sehen? Vielleicht brauchte das Modell diese Muskelcontractionen, um sich in seiner Lage zu erhalten, und Michelangelo machte nur nach, was er sah. Wir wissen ja nicht, wie das Modell unterstützt war, und man könnte sich nicht darüber wundern, wenn der Meister die bewegteren Bilder, welche ihm vielleicht nur vorübergehend zur Anschauung kamen, vorgezogen hätte.

Vielleicht hatte er aber auch wirklich diese Bewegungen in den Bauchmuskeln als vorbereitend für das Aufstehen erkannt und sie absichtlich zum Ausdruck gebracht.

Sieht man von ihnen ab, so findet Boito's Ansicht von der Signatur der Unruhe auf Michelangelo's Werken in der Aurora so wenig eine Stütze, wie in der Nacht, wenn man ihr auch in Rücksicht auf manche andern Gestalten des Meisters eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann.

Wien am 19. October 1889.

Ernst von Wildenbruch als Dramatiker.

Von

Hermann Conrad.

Es gibt eine Art von ästhetischer Kritik, die, mit einem hohen dichterischen Ideal vor Augen, Alles verwirft, was an dieses Ideal nicht heranreicht. Und es gibt eine andere, freilich meist von unedlen Seelen geübte, welche ihre Freude und Befriedigung darin findet, einseitig alle Schäden eines Kunstwerkes aufzudecken. Beide sind negativer Natur: die eine sagt uns, wie weit der betreffende Dichter hinter dem Ideal zurückgeblieben ist; die andere, was er nicht geleistet hat oder nicht leisten kann. Und beide sind verfehlt, da sie kritische Nebenaufgaben als die Hauptaufgabe betrachten. Kritiker dieser Gattungen gleichen Examinatoren, die von ihrem Prüfling entweder immer nur die höchsten Leistungen verlangen, oder nur bei seinen Lücken und Schwächen verweilen, ihre wahre Pflicht aber nicht erfüllen, welche zweifellos darin besteht, die positive Leistungsfähigkeit des Examinanden festzustellen. Eine ästhetische Kritik, welche den Namen verdient, hat ebenfalls positive Resultate zu erreichen. Sie wird, bevor sie dazu gelangt, nicht umhin können, auch die fehlerhaften Seiten eines Kunstwerkes zu bezeichnen, und, nachdem sie ihre Arbeit verrichtet hat, gut thun, die vorliegende Dichtung an den höchsten Mustern zu messen, ihre Stufe zu bestimmen. Aber klar sein muß sie sich darüber, daß dieses Accessorien ihrer Aufgabe, und nicht ihre Aufgabe selbst ist. Positive Resultate sind jedoch nur zu erreichen auf dem freilich mühseligen Wege der analytischen Zergliederung eines Kunstwerkes, wie ihn ganz kürzlich Bellermann den Schiller'schen Dramen gegenüber mit so ausgezeichnetem Erfolge beschritten hat.

Die Fehler, welche eine falsche kritische Methode begeht, werden im Laufe der Zeit, im fortdauernden Kampfe der Meinungen meist wieder gut gemacht, wenigstens solchen Dichtern gegenüber, die ihren Tod überleben: in Bezug auf diese bildet sich schließlich eine Meinung aus, die man als allgemein gültige, als Definitivum betrachten kann und an der eine verfehlte Kritik vergeblich zu rütteln wagt. Lebende Dichter aber haben die üblen Folgen einer oberflächlichen Kritik an sich zu tragen, und die Aussicht auf eine richtigere und vielleicht günstigere

Beurtheilung nach ihrem Tode dürfte ihnen auf ihrem Lebenswege ein schwacher Trost sein; ihnen gegenüber, die kein abgeschlossenes Lebenswerk uns zu bieten haben, sondern sich mitten im Flusse ihrer Entwickelung befinden, ist ein streng analytisches Verfahren allein berechtigt. Es ist das Wesen der analytischen Kritik, daß sie nicht bei einzelnen Vorzügen und Schwächen eines Kunstwerkes räsonnirend verweilt, daß sie nicht bei der einzelnen Manifestation eines poetischen Talentes stehen bleibt, sondern bis zum Kern der dichterischen Persönlichkeit, bis zu den Wurzeln ihrer Kraft vorzudringen sucht. Sie hat nicht bloß festzustellen, was in einem oder mehreren Fällen von einem Dichter geleistet worden *ist*, sondern was von dieser bestimmten dichterischen Persönlichkeit geleistet werden *kann*. Sie hat mehr als den Werth eines einzelnen Kunstwerkes zu beurtheilen: sie hat den Werth der darin entfalteten Fähigkeiten abzuschätzen. Ein einfaches Verdammungsurtheil über eine Dichtung als Ganzes mag objectiv unanfechtbar sein und allgemeine Zustimmung finden; für die Leistungsfähigkeit des betreffenden Dichters ist damit wenig gesagt. Es könnten sich in dem verfehlten Ganzen unzweifelhafte Anzeichen derselben Gaben finden, die in anderen Fällen zur Schöpfung vollendeter Kunstwerke mitgewirkt haben; und ein Kritiker, der heute mit vollem Rechte über einen Dichter den Stab gebrochen hat, könnte eines schönen Tages in die Lage versetzt sein, den nämlichen Dichter in den Himmel erheben zu müssen, wenn er der allgemeinen Stimme folgen und dem wirklichen Werthe der Dichtung gemäß verfahren will. Und wo ist dann die logische Einheit zwischen zwei so widersprechenden Urtheilen? — Sie wäre vorhanden; der Kritiker würde nicht in der Lage sein, sich selbst Lügen zu strafen, wenn er in seiner ersten Kritik nicht bloß die Leistung, sondern die Fähigkeit des Dichters beurtheilt hätte.

Auch der Dichter, welcher der Gegenstand der folgenden Erörterungen sein soll, hat Grund, mit der an ihm geübten Kritik nicht in jedem Punkte zufrieden zu sein. Wir wollen keineswegs behaupten, daß Alles, was aus seiner Phantasie hervorgegangen ist, vollendet wäre und ungemischtes Lob verdiente. Vielmehr trat nach der Schöpfung seiner drei ersten Dramen, des „Mennonit", des „Harold", der „Karolinger", die eine geradezu begeisterte Aufnahme fanden, eine Zeit ein, nicht des Stillstandes, aber des Suchens auf bisher unbebauten Gebieten, des Ringens mit neuen Stoffen. Und die Versuche waren alle — mit Ausnahme des meiner Ansicht nach wirklich unterschätzten Dramas „Das neue Gebot" — mehr oder weniger verfehlt. Am meisten die Dramen, welche Stoffe aus dem modernen gesellschaftlichen Leben behandelten, „Opfer um Opfer", „Die Herrin ihrer Hand". Das eine war ein mit gewöhnlichen, aber gewaltsam verwendeten Mitteln wirkendes Rührstück, und die Art, wie in dem andern ein im Grunde alltäglicher Conflict behandelt wurde, erinnerte an einen Sturm im Glase Wasser; die Menschen wuchsen weit über ihr natürliches Maß hinaus und traten mit ihrem eigentlichen, dem modernen Charakter, den sie nun doch einmal veranschaulichen sollten, in Widerspruch. Man schien berechtigt, die Muse Wildenbruch's eine ausschließlich heroische zu nennen, die ihre athletischen Glieder in das enge Gewand der heutigen oder irgend welcher Convenienz nimmermehr fügen könne. Man *schien* berechtigt — ist man es heute noch, nach dem Erscheinen der „Quitzow's", in denen der Dichter mit den frischesten Farben das Leben der

kleinen Welt gezeichnet hat? — Niemand konnte den „Marlow" als künstlerisches Ganzes bewundern; aber übersehen durfte man nicht, daß neben den mancherlei Unwahrscheinlichkeiten der Handlung, neben den vielen Uebertreibungen des Gefühlsausdruckes in der Seelenmalerei und besonders in der Darstellung der Leidenschaft eine Kraft thätig war, wie wir sie heute doch nur in Wildenbruch besitzen. Ein unbedeutender Dramatiker konnte ebenso wenig den „Marlow" wie — den „Tamerlan" schaffen. — So ist auch der „Fürst von Verona" voll von lyrischen und dramatischen Schönheiten ersten Ranges; das Ganze freilich kann Niemanden befriedigen. —

Die Kritik nun beschränkte sich im Wesentlichen darauf, die greifbaren Mängel dieser Leistungen hervorzuheben; der Stachel getäuschter Erwartung machte ihr Urtheil schärfer, als es, wären diese Dramen Erstlingsproducte gewesen, hätte ausfallen können; sie gewöhnte sich, einseitig zu tadeln, was von Wildenbruch ausging; und als neben den alten Vorzügen immer die nämlichen Fehler sich geltend machten, warf sie mißmuthig die Feder hin mit den hoffnungslosen Worten: Daraus kann niemals etwas werden. Sie hatte sich dennoch getäuscht: mit den „Quitzow's" zeigt sich der Dichter wieder auf dem Gipfel seines Könnens. Und wenn sie auch diesem Drama gegenüber mehr die Fehler als die Vorzüge betont, wenn sie nach der langen Gewöhnung des Tadelns Abneigung zeigt, in die laute Freude, mit der die „Quitzow's" vom Publicum begrüßt wurden, einzustimmen, so thut sie dem Dichter Unrecht. Seit den „Karolingern" ist kein größeres Drama heimischer Art über die deutsche Bühne geschritten.

Wenn ich in den folgenden Blättern nur die hervorragenden Dramen Wildenbruch's, „Harold", „Der Mennonit", „Die Karolinger", „Die Quitzow's" [1]) einer eingehenden Betrachtung unterziehe, so geschieht das selbstverständlich nicht aus dem parteiischen Bestreben, seine Schwächen möglichst in den Schatten zu stellen, damit seine Vorzüge um so heller leuchten, sondern aus der Erwägung, daß die Bedeutung eines Dichters nur aus seinen besten Leistungen zu erkennen ist.

1. Harold.

Der Zufall wollte, daß der Dramatiker Wildenbruch mir zuerst in seinem „Harold" entgegentrat. Es war ein günstiger Zufall; denn „Harold" ist, wenn auch nicht das formvollendetste, jedenfalls eines der besten Dramen des Dichters, und wo Jugendfrische, kraftvolle Schönheit so belebend und mitreißend aus dem Ganzen spricht, da übersieht man Mängel im Einzelnen leicht. Der Eindruck des Stückes ist ein tiefgehender, nachhaltiger: es ist, wenn wir vom Schlusse absehen, voll von echten dramatischen Effecten, die sich ungesucht, mit Naturnothwendigkeit aus dem Gefüge der Handlung entwickeln; die Charakteristik, wenn auch nicht shakespearisch fein nüancirt, ist jedenfalls eine distincte; die Sprache ist, der Art des Stoffes entsprechend, durchgängig kräftig, ohne, wo es erforderlich ist, der Zartheit zu entbehren, und zeigt ein entschiedenes Streben nach originalem Ausdruck; der Vers, im Einzelnen nicht ohne Härten, ist doch entfernt von dem ängstlichen Jambengeklingel der Anfängertechnik und fügt sich, stellenweise mit

[1]) Das neueste Drama, „Der Generalfeldoberst", war zur Zeit der Abfassung dieses Aufsatzes noch nicht erschienen.

Shakespeare'scher Freiheit, der vom Dichter beabsichtigten lyrischen Wirkung. Kurz: in dem Drama zeigt sich eine dichterische Kraft, die etwas vermag und die etwas leisten will.

Wenn dieses Urtheil sich über die Geltung einer ästhetischen Phrase erheben, wenn dieser allgemeine Eindruck seine vage, luftige Form verlieren soll: so gilt es, seine Grundsteine bloßzulegen, ihn bis in seine greifbaren Elemente zu verfolgen und so die Probe seiner Richtigkeit zu machen.

Der Stoff ist ein echt tragischer: Der letzte Sachsenkönig Harold, ein edler, heldenhafter Mann, unterliegt im Kampfe gegen die stärkere Schicksalsmacht; er wird gezwungen, auf alles Lebensglück zu verzichten und geht unter in der Vertheidigung der Freiheit seines Vaterlandes. In der herannahenden Gefahr der Vergewaltigung Englands durch die mehr und mehr an Boden gewinnenden Normannen ließ sich tragisches Pathos allgemeinerer, politischer Natur entwickeln; und Wildenbruch hat es verstanden, die gegebene Situation für seinen dichterischen Zweck auszunutzen. Auf dem Throne Englands sitzt ein frommer, aber schwacher Mann, Eduard der Bekenner: er verdankt die Herrschaft dem verstorbenen Vater Harold's, dem mächtigen sächsischen Grafen Godwin, der in den angelsächsischen Wirren, wie in den Rosenkriegen Warwick, die Rolle des „Königmachers" spielte. Eduard, der keine Selbstüberwindung kennt, wie er überhaupt nichts von Größe an sich hat, fühlt nicht die übernommenen persönlichen und nationalen Verpflichtungen, er handelt nach selbstsüchtigen Motiven und hat nur sein eigenes Wohlbefinden im Auge. In der Normandie aufgewachsen, an ein Leben verfeinerten Genusses gewöhnt, fühlt er sich von der angelsächsischen Einfachheit und Sittenrauheit abgestoßen, zieht seine normannischen Freunde an seinen Hof, besetzt mit ihnen die einflußreichsten Staats- und Kirchenämter und erregt so die berechtigte Unzufriedenheit seiner Unterthanen, die ihrem besseren Theile nach nicht gesonnen sind, sich unter den und die fremden Herren zu beugen. Die Exposition (I, 1—7) zeigt uns das Unerträgliche dieser Verhältnisse in knapper, eindringlicher Weise. Harold, der in Dover residirende Herzog von Ostanglien, seine Mutter Gytha und der Bischof von Winchester sind tief entrüstete Gegner der normannischen Mißwirthschaft; aber ihre eigene Familie ist getheilt: Harold's Oheime Morcar und Edwin stehen auf des Königs Seite; sie erscheinen, um einen Besuch des letzteren in Begleitung seines Freundes und Neffen, des Herzogs Wilhelm von der Normandie, anzukündigen. Harold will den König, aber nicht den Feind seines Vaterlandes bei sich aufnehmen, und die Thatsachen geben seiner Weigerung recht. Während sie heftig streiten, stürmen Bürger aus Dover, blutend, mit zerrissenen Kleidern, ihrem Herzog ins Gemach, ihn um Schutz gegen die normannischen Eindringlinge anflehend. Die Begleiter Wilhelms haben sich und ihren Pferden gewaltsam bei den Bürgern Quartier gemacht und dreißig von diesen infolge ihres Widerstandes erschlagen[1]). Damit ist die eigentliche Handlung, der Kampf zwischen Sachsen und Normannen, zwischen Harold und Wilhelm, eröffnet.

In der neunten Scene erscheint König Eduard mit normannischem Gefolge

[1]) Der Ueberfall der Normannen ist übrigens historisch.

in Harold's Schloß; er wird von diesem vergeblich um gerechte Sühne der normännischen Frevelthat gebeten; der schwache König glaubt den falschen Berichten der letzteren mehr als den Aussagen der eigenen Landeskinder. Diese offenkundige Ungerechtigkeit, die straflose Frechheit der Franzosen entflammt Harold's Zorn, und, als jetzt Wilhelm von der Normandie Einlaß begehrt, weist er den Gast seines Königs von der Thür. In der nun folgenden heftigen Auseinandersetzung wirft er Eduard den Bruch seines Krönungseides vor und wird von diesem mit seiner Mutter, die lebhaft seine Partei ergreift verbannt. Im zweiten Acte entreißen die normannischen Rathgeber dem halb widerstrebenden Eduard ein Todesurtheil über dreißig Bürger Dover's, die bei dem Ueberfalle mit den Waffen in der Hand Widerstand geleistet haben. Zu spät erfährt Eduard von dem sächsischen Diacon Wilfried, daß die Bürger unschuldig, die Normannen die Angreifer gewesen sind; der gute König ist außer sich, zu dieser grausamen That die Hand geboten zu haben, aber seine Macht reicht bei den Normannen nicht so weit, um jetzt noch die Vollstreckung des Urtheils zu hindern. Da stürzt Bischof Wigand herein mit der Nachricht, daß der vertriebene Harold mit einem Heere vor den Thoren Londons stehe; das einzige Mittel, die Verurtheilten zu retten, sei, ihm die Thore zu öffnen. Der König gibt seine Einwilligung dazu: Harold dringt ein und verjagt die Normannen, deren Wuth Eduard selbst kaum entgeht. Harold hat seinen König mit den Waffen besiegt, er besiegt ihn nun auch durch seinen Edelmuth: anstatt ihn vom Throne zu stoßen, was ihm ein Leichtes wäre, beschützt er sein Leben vor den auf ihn eindringenden Sachsen und beugt sein Knie als Lehnsmann vor dem gerührt Weinenden.

An dieser ersten Etappe auf dem Emporwege des Helden, bei der Vertreibung der Normannen, angelangt, werfen wir einen Blick zurück, fragen wir uns: was hat der Dramatiker aus dem geschichtlichen Stoffe gemacht? — Die Geschichte kennt keine Verbannung, keine Empörung Harold's allein; sie kennt eine Verbannung Godwin's mit seiner gesammten Familie, ein gemeinschaftliches Zusammenwirken Godwin's und seiner Söhne, darunter Harold, das siegreich, mit der Vertreibung der Normannen endet. Wildenbruch hat mit richtigem Griffe die Person Godwin's ausgemerzt und damit erreicht, daß sein Held Harold in dem Bürgerkriege die einzige hervorragende Rolle spielt, daß er so von Anfang an unser ganzes Interesse auf sich allein concentrirt. Wenn er einerseits auf diese Weise die Geschichte für seinen dramatischen Zweck geschickt umgestaltet, so hat er andererseits ein, wie mir scheint, sehr fruchtbares Motiv, das sie bot, nicht benutzt: Eduard ist der Schwager Harold's, aber er behandelt dessen Schwester nicht als Gattin und Königin und schickt sie schließlich in ein Kloster. Die Frage: weshalb ist dieses Motiv aufgegeben? wäre nur dann am Platze, wenn die beiden ersten Acte arm an dramatischen Effecten wären; sie ist müßig, da das Gegentheil der Fall.

In diesem ersten Theile des Dramas ist keine Scene ohne treibende, steigernde Kraft; unser Interesse wächst beide Male dauernd bis zum Actschluß hin. Im ersten Acte: Klagen Gytha's über die Herrschaft der Normannen, Klagen über ihren Sohn Harold, der seit dem Tode des Vaters sich um die Geschicke des Vaterlandes wenig zu kümmern scheint; da tritt er selbst auf und wirft seinen von der nationalen Sache abgefallenen Vettern den Fehdehandschuh hin;

dann die Scene mit den verwundeten Sachsen, denen jene die Gerechtigkeit versagen und die er zu schützen verspricht; mitten hinein in diese erregte Stimmung — also zu guter Stunde im dramatischen Sinne — fällt wie ein Schürbrand das bereits angekündigte Erscheinen Eduard's mit seinen normannischen Lieblingen; Eduard weigert den Sachsen ihr Recht, Harold weist Herzog Wilhelm von seinen Thoren und nennt den König meineidig; er wird mit Gytha verbannt, nachdem Beide von dem als Geisel zurückbleibenden kleinen Wulfnoth rührenden Abschied genommen haben. — Im zweiten Acte läßt Eduard sich von den Normannen das Todesurtheil entreißen, um gleich darauf zu erfahren, daß es ein ungerechtes ist. Er rettet die Bürger, indem er Harold durch Wigand die Thore öffnen läßt, und ist infolge dessen zweimal nahe daran, erschlagen zu werden, einmal von den Normannen, das andere Mal von den empörten Unterthanen; schließlich erfolgt die Versöhnung mit Harold. In beiden Acten also abgeschlossene Handlungen von steigendem Interesse und aus lauter lebendigen Scenen bestehend. — Wäre zu den vorhandenen Conflicten noch der eheliche gekommen, so wäre die Handlung durch das Hinzutreten einer neuen Hauptperson beschwert worden, sie hätte bis zur Verjagung der Normannen vielleicht drei Acte erfordert und damit den Raum für die Hauptaction, die noch kommen soll, beschränkt.

Die Geschichte bietet nun nichts Weiteres, als den Tod Eduard's, die Thronbesteigung Harold's und den unglücklichen Entscheidungskampf mit Wilhelm. Nun ist der Tod für das Vaterland einerseits eine so schöne, andererseits eine so naheliegende und so oft erfüllte Pflicht, daß die tragische Empfindung, die solch ein Untergang erweckte, keine hervorragend tiefe sein kann. Der Dichter sah ein, daß der ungenügende Stoff für tragisches Mitleid vermehrt werden müßte, und so schuf er, zum Theil aus unverbürgten Ueberlieferungen, die neben der Geschichte hergehen, zum Theil durch eigene Erfindung für Harold einen Conflict der Pflichten, in welchem er den Tod für sein Volk als die schwerste erwählt. Es heißt nämlich, Eduard habe Wilhelm bei einem Besuche desselben in London die Nachfolge auf dem englischen Throne versprochen, und — viel weniger wahrscheinlich — Harold habe bei einem Aufenthalte am normännischen Hofe in Rouen[1]) Wilhelm geschworen, ihm zu der englischen Krone zu verhelfen; später aber habe er vorgezogen, den Thron selbst zu besteigen, sei also eidbrüchig geworden. Der erstere Umstand wird nun von Wildenbruch als Thatsache verwerthet; der zweite konnte unverändert nicht aufgenommen werden, ohne den Helden in unseren Augen verächtlich, also untragisch zu machen. So leistet denn Harold im Drama einen Eid von sehr dehnbarer, zweideutiger Form, bei welchem er sich etwas ganz Anderes denkt, als der Normannenherzog. Er schwört, Wilhelm zu dem zu verhelfen, was Eduard ihm versprochen hat: dabei hat er, wie er auch vor dem Schwure förmlich feststellt, die Güter Eduard's in der Normandie im Sinne, Wilhelm das Thronversprechen, von dem Jener nichts weiß. Daß Harold unter diesen Umständen nicht daran denken kann, den Eid in dem

[1]) Eine andere Ueberlieferung lautet, daß er durch einen Sturm an die normännische Küste verschlagen und in die Gefangenschaft Wilhelm's gerathen sei, aus der er sich nur durch den erzwungenen Schwur habe befreien können.

von Wilhelm beabsichtigten Umfange zu halten, ist selbstverständlich; der Conflict solcher Pflichten ist ein leicht überwundener; und es ist nicht recht verständlich, daß Wildenbruch aus dem vermeintlichen „Meineide", der in Wirklichkeit gar nicht vorliegt, tragische Effecte hat entwickeln wollen, zumal er doch bei diesem geringfügigen Conflicte nicht stehen bleibt.

Wir kommen jetzt zu dem Hauptverdienste des Dichters: er hat dem rauhen Körper des historischen Stoffes eine Seele gegeben, eine reine, tief empfindende Seele, die neben dem Strengen der Begeisterung für Hochsinn und Heldenmuth alles Zarte in der unserigen weckt, im Drama dem Starken das Milde paart. Die Seele des Stoffes ist die herrliche Gestalt der Tochter des Normannenherzogs, welche die Geschichte nur dem Namen nach kennt: heller, wärmender, belebender Sonnenschein geht von dieser Gestalt aus und ergießt sich über das Ganze der Handlung und über ihre Führer. Was wäre Wilhelm ohne diesen „Blüthenzweig", diesen „frischen Morgenduft im staub'gen Handwerkstage seines Lebens?" — Der rücksichtslose Egoist, der unbeugsame Tyrann, als den die Geschichte ihn kennt: sie erst bringt Erschütterung und Kampf und Leben in seinen starren Sinn. Was wäre Harold? — Ein starker, willensfester, edler Mann, der als solcher jedoch mit unserer Hochachtung unser Interesse nicht erzwingen kann: zum tragischen Helden wird er erst durch sie. Und das Ganze? — Nun, es ist schwer zu sagen, was ein tüchtiger Dramatiker aus einem Stoffe gemacht haben würde, wenn er nicht gethan hätte, was er als tüchtiger Dramatiker thun mußte: einen klopstock'schen Bardiet voll hallender Heldenreden, voll dröhnenden Kampfgeschreies, voll stolzirender Puppen hätte Wildenbruch doch nie die Unfähigkeit gehabt zu schaffen. Entziehen wir dem Bau der Handlung diese zierliche, aber feste Stütze, so fällt die Tragödie — denn die Liebe zwischen Harold und Adele ist das tragische Motiv —, ja, ich glaube, das Drama selbst. Und während diese Figur dem Stoffe das Eintönige rauh-heroischer Wirkung benimmt, erhöht sie die letztere doch zugleich; sie ist für die Handlung, was ein Sonnenstrahl für den Gewitterhimmel ist: erst in dem Contrast zarter, edler Weiblichkeit erscheint der wilde Frevelmuth, die brutale Gewaltthätigkeit jener barbarischen Zeit, die kein anderes Recht als die rohe Kraft kennt, in der ganzen Tiefe ihrer Finsterniß. Adele steht in diesem Drama wie Ophelia im „Hamlet", Agnes in den „Schroffensteinern", und mit der dichterischen Bestimmung theilt sie auch das Schicksal Jener: die Blume wird zerknickt und spurlos verweht in dem Sturmwind elementarer Leidenschaften.

Wie bahnt der Dichter nun das Verhältniß zwischen Harold und Adele an? Wildenbruch hat zur Begründung der Anwesenheit Harold's in der Normandie die Figur Wulfnoth's erfunden, des kleinen Bruders des Helden, der bei des Letzteren Verbannung als Geisel in Eduard's Händen bleibt und von diesem treuloser Weise an Wilhelm ausgeliefert wird. Als nun die Versöhnung zwischen dem Könige und dem Vasallen erfolgt, muß Wulfnoth den Seinigen zurückgegeben werden. Eduard gibt Harold ein Bildniß, das Wilhelm ihm als Pfand unverbrüchlicher Freundschaft geschenkt hat; von diesem Talisman geschützt, soll Harold sicher durch das Land der Normannen ziehen und seinen Bruder von Wilhelm zurückfordern.

Im Herzen dieses Mannes,
In dem der Ehrgeiz wuchert, ist ein Ort,
In dem ein unberührter Frühling blüht,
Da wohnt Adele, sein geliebtes Kind.
Und er versprach mir, daß, wer jemals käme,
Von mir gesandt, gefeit mit diesem Bilde,
Der sollte heilig wie der Freund ihm sein.

Der Dichter versteht es, die innige Liebe des harten Mannes, der außer ihr nur sich selbst liebt, uns begreiflich zu machen. Wir sehen sie zuerst in fröhlichem Geplauder mit zwei Gespielinnen und finden die unbedingte Herrschaft, die sie über deren Herzen ausübt, berechtigt durch ihr zugleich überlegenes und ungezwungen freundliches Wesen. Nun erscheint der Vater, der von England zurückkehrt,

der hochgestrenge Herzog,
Vor dem die Hohen und die Niedren zittern,

und sie erscheint als die Einzige, die mit unbefangenem Freimuth zu ihm sprechen darf und deren Worte Gewicht bei ihm haben. Dann wird der kleine Wulfnoth, schlafend, weinend, hereingetragen, und sie wird der Schutzengel, die Mutter des armen Kindes und weiß den widerstrebenden Vater mit eindringlich herzlichen Worten zu überreden, daß er den kleinen Gefangenen in ihre Obhut gibt. So, indem er uns das liebevolle Regiment zeigt, das sie vermöge ihrer Körper- und Seelenanmuth nach allen Seiten hin ausübt, bereitet der Dichter uns auf das kommende verhängnißvolle Verhältniß zwischen ihr und Harold vor; wir wundern uns nicht, wenn der stolze Held so bereitwillig seinen Nacken unter solch ein süßes Joch beugt.

Die erste Scene des dritten Actes versetzt uns in einen Wald bei Rouen: normännische Ritter liegen im Hinterhalte, um Harold, dessen Straße hier vorüberführt, zu erschlagen. Dann, mit ihren Freundinnen und Wulfnoth, erscheint Adele, die auf der Jagd von ihrem Gefolge abgekommen ist; sie findet Gelegenheit, Harold durch ihre Anwesenheit vor den Mördern zu schützen; und Wildenbruch hat es auch hier verstanden, die aus der Situation sich ergebenden Effecte packend herauszuarbeiten. Auch hinsichtlich der Composition ist die Scene bedeutungsvoll: Harold wird von vornherein durch eine doppelte Dankesschuld an Adele gebunden; und nahezu selbstverständlich ist es, daß diese Empfindung einer Frau gegenüber, die ihn schon im Bilde durch ihre Schönheit entzückt hat und jetzt in dem ganzen Zauber jugendlicher Frische vor ihm steht, in Liebe übergeht. Da er aber als Eduards Vasall es nicht wagt und als Sachse ein inneres Widerstreben fühlt, seiner Neigung Folge zu geben, so sind wir gespannt darauf, wie sie dennoch zur Aussprache gelangen wird. Der Dichter hat das auf eine einfache und sinnige Art zu Wege gebracht. Harold nimmt nach kurzem Aufenthalte in Rouen schmerzlichen Abschied von Adele, und als er das Gemach verlassen hat, gibt diese Wulfnoth einen Kuß, der ihrem lauten Denken nach für Harold bestimmt ist. Harold aber hat gelauscht; nun bleibt er zu dem Turnier, das — freilich etwas sonderbar — gerade auf den Tag seiner Abreise angesagt ist, zeichnet sich vor allen Rittern aus und empfängt von der Prinzessin mit Kranz und Kuß den Siegespreis; das ist die Gelegenheit der Erklärung, die, so hübsch auch als

solche, doch etwas gezwungen unmittelbar an jene feierliche Handlung geknüpft wird. Dem Glück des Paares scheint nichts im Wege zu stehen; denn auch Wilhelm, der staatskluge Fürst, wünscht die Verbindung; er will den mächtigsten Mann Englands, mit dem er eines Tages wird zu rechnen haben, durch das engste verwandtschaftliche Band an sich fesseln und unschädlich machen. Da er aber fürchtet, daß dessen Vaterlandsgefühl dennoch stärker sein könnte als die Liebe zu seiner Tochter, so gibt er seine Einwilligung zu der Vermählung nur unter der Bedingung, daß jener ihm den oben genannten Eid leistet.

Auf dem Gipfel seines Erdenglückes angelangt, erfährt Harold, daß das von Eduard gegebene Versprechen, auf dessen Erfüllung er hinzuwirken geschworen hat, die Krone Englands ist. Es ist ein Sturz aus dem Himmel, auf der Bühne ein gewaltiger Effect. Keinen Augenblick denkt Harold daran, diesen Eid zu halten; er muß Adele aufgeben und nach England zurückkehren. Aber der Normannenherzog ist auf Alles gerüstet; die Ausgänge des Palastes sind besetzt, der kleine Wulfnoth seiner Beschützerin geraubt und in sicheren Gewahrsam gebracht. So muß Harold, nachdem er in einer kurzen, ergreifenden Scene von Adele Abschied genommen hat, allein fliehen; er entkommt durch einen geheimen Gang, den ihm die Geliebte zeigt.

Der dritte Act mit dem knappen Gefüge seiner äußerst belebten Handlung, ist hinsichtlich der Bühnenwirkung wiederum ein Meisterstück. Der vierte Act ist es nicht: er ist zwar reich an Effecten, aber arm an legitimen Effecten, an solchen, die sich, wie bisher, mit Nothwendigkeit aus der Handlung ergeben. Harold, nach London zurückgekehrt, zeigt sich uns innerlich aufgewühlt von streitenden Empfindungen; die Vaterlandsliebe verbietet ihm, den Schwur zu halten, und die furchtbare Last des Meineides drückt ihn nieder. Thatsächlich aber ist er gar nicht meineidig; nach seinen eigenen Worten hat er nur beschworen, Wilhelm zu dem Besitze der Güter Eduard's in der Normandie zu verhelfen, und Wilhelm hat erklärt, nicht mehr von ihm zu verlangen; die unbestimmte Form des auferlegten Eides kann diesen Sachverhalt nicht verändern, — Gytha erscheint und fragt nach ihrem Jüngstgeborenen; Harold schweigt; die Mutter glaubt den Verlust Wulfnoth's dem Einfluß der schönen Herzogstochter zuschreiben zu müssen; sie greift nach dem Bildniß der „Schlange" an Harold's Halse: Harold faßt die Hand mit rauhem Griffe, was Gytha Veranlassung zu einer höchst pathetischen Rede gibt. Wozu dieser etwas rohe Effect, der unmöglich war, wenn Harold gleich erzählte, was er für die Dauer doch nicht verschweigen kann? — Der sterbende Eduard übergibt mit allgemeiner Zustimmung die Krone an Harold. Die Mutter allein, deren Verdacht noch immer nicht geschwunden ist, huldigt ihm nicht. Was für ein unbesonnenes Verfahren von Seiten der Mutter, die doch erst die Aufklärung des Sachverhaltes abwarten müßte! Und praktisch wie unerheblich ist ihre Weigerung, den Sohn als König anzuerkennen! — Ein Haufe Volks, das merkwürdigerweise eher als der König von dem Einfall der Normannen erfahren hat, drängt sich zur Nachtzeit angstvoll in den königlichen Palast; gleichzeitig erscheint der sächsische Priester Wilfried im Auftrage des Papstes und verkündet den kirchlichen Bann gegen den meineidigen Harold. Das Volk ist entsetzt über den verrätherischen Schwur, den Harold ge-

than haben soll; es will seinen König verlassen. Da läßt Harold in seinem Zorne Wilfried niederstoßen, und sterbend enthüllt der Priester, daß der Eid durch einen abgekarteten Betrug von Harold erschlichen worden ist. Hätte Wilfried einen Augenblick früher erkannt, daß sein hündischer Gehorsam gegen den normannischen Bischof ihn zum Landesverräther macht, so wäre dieser Effect unmöglich gewesen. — Der Act schließt mit heller, schön dargestellter Kampfbegeisterung.

Die erste des letzten Actes ist eine von jenen wunderbaren Scenen, wie sie nur der geborene Dramatiker finden und schaffen kann; eine von jenen Scenen, die mit der Gegenwart, die sie vorführen, zugleich den Schleier von der Vergangenheit lüften und einen Blick in die Zukunft eröffnen. Man denke an die kurze Nachtwandelscene im „Macbeth;" was sagen uns nicht alles die wenigen Worte der Lady, die uns fast aus dem Gesichte geschwunden war! Ihr gegenwärtiger Zustand erzählt uns von vielen schlaflos, in Gewissensqualen verbrachten Nächten, von zerstörtem Familienglück, von ihrem zu erwartenden traurigen Ende, dem Beginn des über den Helden hereinbrechenden Verhängnisses. Einen Act hindurch haben wir von Adele und dem kleinen Wulfnoth nichts gehört: jetzt erscheint sie, von ihren Freundinnen begleitet, im Kerker und fleht den Kerkermeister unter Thränen an, ihren nun doppelt geliebten kleinen Schützling wiedersehen zu dürfen, der ihr so lange Zeit geraubt gewesen ist. Der Mann kann diesem Schmerzesausbruche nicht widerstehen, er öffnet, Wulfnoth liegt, wie es scheint, schlafend auf seinem Bett:

O still — seid leise — weckt ihn nicht, er schläft. —
Sonst wenn er schlief, war seine holde Wange
Roth wie die Rose. — Heute ist sie blaß. —
(Tritt näher an Wulfnoth.)
Blaß — blaß wie Schnee — wie regungslos er liegt —
(sie faßt Alice an der Hand)
Mein Auge nur trägt Schuld — nicht wahr Alice? —
Sonst — könnt' ich glauben — siehst Du, wie er athmet?
Nicht wahr! Du siehst es doch!

Seneschall.

Kommt, kommt hinweg,
Prinzessin, laßt Euch bitten —

Adele.

Dieses Kind —
Ich glaube wirklich — dieses Kind — ist todt!
Wulfnoth!

Die finstere Einsamkeit des Kerkers, wortloser, von keinem Trost gelinderter Gram haben den Knaben getödtet. — Als sie sich vom Lager wieder erhebt, sind ihre Sinne verwirrt. Das in lautem Jammertone ausgestoßene Wort „todt" hallt ihr noch in den Ohren, und die natürliche Association zu „Wulfnoth" ist „Harold" —:

Adele
(richtet sich auf wie geistesabwesend).
Wer von Euch sagte das? —

Alice.
Was, theure Herrin?
Was hörtet Ihr?

Adele.
Es sagt Jemand, Harold —
Harold ist todt.

Leonore.
Kein Einz'ger sagte so.

Adele.
Harold ist todt. —

Nun stellt sich jener Fernblick ein, wie wir ihn in dem Zustande einer übermäßig gesteigerten Nerventhätigkeit für möglich halten müssen. Sie sieht den auf der Bühne nicht darstellbaren historischen Tod Harold's sich vor ihrem Geistesauge abspielen: ein Pfeil durchbohrt sein Auge, sie kniet neben dem Leichnam und wehrt die Rosseshufe von ihm ab, das Pferd des eigenen Vaters tritt auf den Geliebten.

Diese Scene, deren wuchtiger Inhalt in einige fünfzig Verse gepreßt, ist die wirkungsvollste des ganzen wirkungsvollen Stückes, und in der Composition fein erdacht: sie erspart dem Dichter eine jener abgeschmackten Kampfesscenen, die ganz undramatisch sind, da sie nur wildes, urtheilloses Thun, aber weder Geistes- noch Gemüthsthaten zeigen.

Wir erwarten nun, in der Schlußscene die Fortsetzung jenes Gesichtes zu sehen: Harold's Leichnam wird hereingetragen, Gytha hält an ihm die Todtenklage, Wilhelm, versöhnt und voll rücksichtsvollen Mitgefühls, ehrt das Andenken des edlen gefallenen Feindes. Wir erwarten eine ruhige, ernste Schlußscene; denn, wenn das Grab sich über den Kämpfenden schließt, muß endlich Frieden sein. — Der Dichter aber hat uns zum Schlusse mit noch einem Conflict, noch einem Effect beschenken wollen. Gytha erscheint mit Bischof Stigand und einem Abte auf dem Schlachtfelde — nach der Geschichte finden zwei Mönche den fast unkenntlichen Leichnam Harold's auf — sie söhnt sich mit dem Todten aus, mit dem sie sich bei seinen Lebzeiten so unmotivirt erzürnt hat. Dann kommt Wilhelm, nichts weniger als versöhnt, sondern gesinnt, den Kampf bis in jene Welt fortzusetzen: er weigert der Mutter den Leichnam, und dem Leichnam ein christliches Begräbniß, weil — es ist eine sittliche Verirrung, an die wir kaum glauben können — weil Harold ein Meineidiger sei; das ist so, als wollte ein Betrüger für den von ihm ausgeübten Betrug den Betrogenen verantwortlich machen. Zwischen Gytha und Wilhelm erhebt sich ein leidenschaftlicher Wortstreit — wie hat ihr Herz neben der Trauer nur Raum für diese Leidenschaft! — bis der Letztere durch die ihm überbrachte Nachricht von dem Tode Adelens, deren letztes Wort nicht „Wilhelm," sondern „Harold" gewesen ist, milder gestimmt wird. — Das ist die unglücklichste Scene des Stückes: dieser — Zank über der Leiche des Helden. —

Der gewöhnlichste Tadel, den man über ein Drama auszusprechen pflegt, heißt: es ist wirkungslos. Von „Harold" muß man das Gegentheil sagen: es sind zu viel Wirkungen darin, und unter ihnen solche, die der Dichter mit Absicht und nicht ohne Zwang herbeigezogen hat, und die der Zuschauer leicht

und gern entbehrt hätte, da auch ohne sie Alles aus dem Stoffe gemacht worden ist, was dramatisch nur aus ihm zu machen war. Der Fehler dieses Dramas ist also der leichter zu hebende des Zuviel. — Aus der vorausgehenden Entwicklung erhellt, daß die Motivirung im Ganzen — abgesehen also von jenen uns unmotivirt erscheinenden Effecten — ebenso vortrefflich ist wie der Bau, in dem die wesentlichste Vorbedingung der Bühnenwirksamkeit ruht. Die Charakteristik konnte, wenn wir von der Figur des vortrefflich gezeichneten Königs Eduard absehen, schärfer sein; aber die Fähigkeit, welche hier in Betracht kommt, ist eine solche, die, wenn sie auch im Keime vorhanden sein muß, doch bei allen Dramatikern sich mit der Lebens- und Kunsterfahrung entwickelt. Dagegen weist Wildenbruch den Fehler des unvermittelten Willens- und Gesinnungswechsels, den wir in dem jugendlichen Drama Shakespeare's, Schiller's, Grillparzer's finden, nicht auf: bei ihm thut Keiner etwas, was er soeben verschworen hat.

Auch die Form, die sprachliche wie die metrische, gehört zu denjenigen Seiten der dichterischen Thätigkeit, die einer unendlichen Vervollkommnung fähig sind. Es gibt keinen großen Dichter, der in gewissem Sinne nicht von Anfang an Meister der Form gewesen wäre; aber man vergleiche einmal Shakespeare's „Richard II.," sein formvollendetstes jugendliches Drama, mit dem „Wintermärchen": wie frei von den bekannten euphuistischen Modethorheiten, von der italianisierenden Bildersucht ist der Ausdruck, wie ungezwungen allen Forderungen der Charakteristik, allen Schwingungen der Empfindung sich anschmiegend ist der Bau des Verses in diesem, verglichen mit jenem. Wildenbruch hat nun, wie Kleist, auch in seinen jugendlichsten Versen den Fehler zu ängstlicher Regelmäßigkeit, zu peinlicher Glätte nicht — eher den entgegengesetzten; er zeigt hier schon die Abweichungen von dem jambischen Metrum, die durch Shakespeare und unsere großen Dramatiker geheiligt und für die Kraft und die Leidenschaft des germanischen Dramas unbedingt erforderlich sind. Der Gebrauch der Trochäen ist reichlich und nicht bloß dort, wo es nach den Metriken erlaubt zu sein pflegt, d. h. im Beginn und nach der Cäsur der Verse; sondern überall, wo es die Energie des Ausdruckes erfordert:

Ich weiß, der Zorn reißt mir die Zunge fort.

Es war leicht, hier eine Umstellung vorzunehmen, bei welcher der jambische Rhythmus beibehalten wurde; aber die Kraft ging dann verloren. Aehnlich heißt es in dem Bannfluche:

So spricht zu dir der, dem Gott Macht verlieh.

Auch verdoppelt finden sie sich:

Gott . . . Nimm den Donner
Und triff mein Haupt!

Gytha.

Harold, hätt' er's gethan
Am Tage, da Du gingst zu den Normannen.

Oder in der dringlichen Frage Wilhelm's:

Wir waren Feinde,
Harold, wollt Ihr's mit mir als Freund versuchen?

Und selbst am Ende der Verse:

(Die Leiche Harold's soll weggetragen werden, da erscheint Wilhelm)
Hebt auf, wir tragen ihn hinweg —
Wilhelm.
Hält da!

Der Jambus konnte leicht erhalten werden, die Energie des Rufes mit ihm nicht. Und wer möchte die beiden Trochäen am Schlusse wegwünschen, in dem Moment höchster Leidenschaft, als Harold den eigentlichen Inhalt seines Eides erfahren hat:

Komm' Keiner mir zu nah — Läßt mich, läßt mich!

Der Anapäst findet sich selten statt des Jambus; er könnte häufiger sein. Zwei Jamben in einen nachdrücklicheren Versfuß zusammenzuziehen: ∪ ∪ – ´–, ist bei allen germanischen Dramatikern üblich. Bei Shakespeare und bei Kleist findet sich nun öfters Versetzung des Accentes, so daß ein Rhythmus entsteht, der dem jambischen Charakter Hohn zu sprechen scheint: ∪ ∪ ´ –, aber gerade darum sehr ausdrucksvoll ist:

. . . ein Wort . . .
Das ihn áufrüttle aus dem dumpfen Schlaf.

Adele sieht Wulfnoth zum ersten Male:

Und diese Haare — wie gesträhntes Gold —
O das höldsél'ge Kind!

Auch andere Mischungen des Metrums zeigen sich:

Er will von seiner Heldenthat erzählen,
Die er verübte ăn wehrlosen Männern . . . .
Nein, sagt Ihr, und ich sehe Eure Gäste? . . . .
Flúch tréffe ihn! . .

Alexandriner sind selten; wo sie sich aber finden, sind sie irregulär, d. h. sie haben die Cäsur nicht nach der sechsten Silbe — eine Freiheit, die der dramatische Vers gern erträgt. Noch seltener sind die verkürzten Verse: ich habe nur zwei oder drei entdecken können. Shakespeare macht bekanntlich von den Versverkürzungen einen sehr ausgiebigen Gebrauch, vielfach zwar ohne ersichtlichen Grund, meist aber mit ausgezeichneter dramatischer Wirksamkeit; und es ist zu bedauern, daß die deutschen Dramatiker, mit Ausnahme Kleist's, ihm hierin so wenig gefolgt sind: energischer Redeschluß, plötzliches Abbrechen der Rede, Aposiopesen, Sinnen, Staunen oder Schreck bei plötzlichem Eintreten von etwas Unerwartetem, all das kann nicht malerischer wiedergegeben werden, als durch den mitten in seinem Laufe abgebrochenen Vers.

Andererseits zeigt der Vers im „Harold" unleugbare Härten, die einem dichterischen Zwecke nicht dienen können. Der folgende z. B.:

wahre mir mein Kind!
Ich fordr' es einst von Dir — Wúlfnŏth — nein nicht méhr —
Denn geh' ich jetzt nicht, kann ich nie mehr gehn —

hat den Schluß eines trochäischen Trimeters, der außerdem durch das Fehlen tonloser Silben außerordentlich schwerfällig ist. Auch der folgende Versschluß war leicht zu vermeiden:

Ich hab's zuerst gesagt.
Ist mir gleichgültig.

Die allzu häufigen weiblichen Versausgänge enthalten mitunter viel zu schwere Silben:

Des Mannes, mit welchem unser Leben hinsänk ....

Das ist nicht schön, aber man läßt es sich gefallen, weil hier ein Wort am Ende steht, dessen erste Silbe stärker betont ist als die zweite. Zu weit aber geht der Dichter, wenn er in die überzählige Senkung vollbetonte einsilbige Wörter stellt:

Wie lang' soll unser Herr an Eurer Thür' stehn ...
Kennt Ihr das Ziel, nach dem er seine Hand reckt? ...
An alles das, was Menschen fromm und weich macht. —

Es wäre pedantisch, wollte man von jedem Hiatus, der einem Dichter im Eifer der Rede mitunterläuft, groß Aufhebens machen, besonders wenn er zwischen bedeutungslosen und schwachbetonten Wörtchen oder zwischen hellen und dunklen Vokalen stattfindet. Bei wichtigen und starkbetonten Wörtern fällt er dagegen immer unangenehm auf, zumal wenn er sich in wenigen aufeinander folgenden Versen wiederholt:

Seht an die Erde in ihrer Pracht,
Wie sie bergig sich thürmt, wie in Fluren sie lacht;
Versteht Ihr, was lockend ihr Auge Euch spricht?
Die Blüthe ist dem, der die Blüthe bricht.

Das im Uebrigen schöne Lied des Seneschalls scheint mir durch das häufige Aufeinanderprallen der Vokale entstellt. Der erste Act allein enthält etwa ein Viertelhundert solcher Verse, woraus ich schließe, daß Wildenbruch dem Hiatus eine principielle Gleichgültigkeit entgegenbringt. Das ist bei seinem unleugbaren Formgefühl verwunderlich: daß der Hiatus unter allen Umständen unschön ist, steht seit einigen Jahrtausenden — doch wohl unerschütterlich — fest; und daß er meist leicht zu vermeiden, ist nicht zweifelhaft.

Der Ausdruck Wildenbruch's ist echt dramatisch: er weiß das treffende, das fruchtbare Wort zu finden, das Empfindung und Gedanken, Handlung und Widerstand zeugende. Matte, gegenstandlose Gespräche, in denen die Handlung einzuschlafen scheint, oder akademische Disputationen, in denen die Dichter ja öfters einen ihrer beliebten Gedankengänge dialogisch auszuführen pflegen, gibt es bei ihm nicht. Das wesentliche Charakteristikon seiner Sprache ist bewegte Kraft; der Ausdruck jeder Art der Leidenschaft, der Kampfbegierde, ingrimmigen Hasses, verruchter Bosheit, schmachtender Liebe, glühender Sinnlichkeit, gelingt ihm besonders gut; daher denn auch die Geister sich öfter und tiefer erregen, als die Situation mit Nothwendigkeit fordert. Aber auch die Zartheit der Empfindung kommt in allen Verhältnissen, deren Mittelpunkt Adele ist, zu schönster Darstellung.

Man hat gesagt, daß Wildenbruch's Stil an Shakespeare erinnere, daß mancherlei Anklänge direct auf dieses Vorbild hinweisen. Ganz recht: wenn der Ton, in dem ein Name ausgesprochen wird, mit einem Schwerte verglichen wird, so denken wir an „Hamlet," an „Viel Lärm um Nichts," an „Cymbeline," wo die Reden wie Dolche wirken sollen. Wenn wir lesen, wie „das Blut mit

heißen, rothen, vorwurfsvollen Augen durch [die] Tücher blickt," so denken wir an die Wunden, die bei Shakespeare Münder sind und sprechen können. Und auch bei Shakespeare ist das Auge ein Buch, in dem „blut'ge Vorsätze" und alles mögliche Andere geschrieben steht. So könnte ich noch andere Stellen anführen, die an „Macbeth," an „Lear," an die „Sonette" erinnern; aber eine Anlehnung an Shakespeare möchte ich damit nicht zu begründen versuchen. Schiller hat in seinen jugendlichen Dramen, besonders in den Räubern, nicht bloß Wendungen und Bilder, sondern selbst Motive und ihre Ausführung von Shakespeare entlehnt, ohne daß ihm eine bewußte Nachahmung schuld gegeben werden könnte. Das sind vielmehr die selbstverständlichen Einflüsse und Wirkungen des Studiums großer Dichter, die sich unwillkürlich bei den nachlebenden geltend machen. Aus Kleist und Grillparzer könnte man eine stattliche Sammlung von Shakespeare-Parallelismen herausziehen; sind doch so manche Sätze und Wendungen von ihm als geflügelte Worte in die allgemeine Schreib- und Redeweise übergegangen und zum Theil geradezu formelhaft geworden. Eine auffallendere Aehnlichkeit, die, wenn auch nicht gesucht, doch eine innere Verwandtschaft des Dichters zu verrathen scheint, finde ich mit einem noch älteren englischen Dramatiker: mit Marlow. Ich meine nicht den sinnlosen, in Hyperbeln schwelgenden Bombast Marlow's, sondern seine Vorliebe für starken Ausdruck, wie er das plötzlich und oft unvermittelt, ja, unbegründet aufschwellende Gefühl kennzeichnet. „Ich sage Dir," ruft Gytha Eduard scheidend zu:

Der Mensch, durch den ich dieses Kind verliere,
Verbrennen soll er mir in meinem Haß!
Zerbrechen unter meinem Grimm. Vom Throne
Der Gnade soll am jüngsten Tage ihn —
Mein Fluch hinweg ihn geißeln!

Als Harold auf Gytha's Frage nach Wulfnoth schweigt, ruft sie:

Steinerne Lippen, sprecht — wo ist mein Kind?
Schirmer der Menschen, schütze mich vor Wahnsinn. —

Und später, als Harold sie rauh von sich gestoßen hat:

Ich liebte ihn — ja also liebt' ich ihn,
Daß sein Verrath mein Herz zur Wüste macht!
Noch keine Mutter weinte solche Thränen.

Als Wilfried Harold's vermeintlichen Meineid vor seinem Volke enthüllt, schlägt dieser sich vor die Stirn und ruft:

Schling' mich in deinen Rachen, ew'ge Nacht!

Das hätte Marlow geschrieben haben können, und die Flüche, welche Shakespeare Marlow-Pistol in den Mund legt, haben Aehnlichkeit mit der letzten Stelle. Freilich darf hierbei nicht vergessen werden, daß der starke Ausdruck bei Wildenbruch, wie bei Marlow, auf starker Empfindung im einzelnen Falle und auf Kraftbegeisterung als Charaktereigenschaft beruht. Marlow war seiner Zeit einer von vielen gleichartigen Genossen; heute steht Wildenbruch nahezu allein mit dieser Eigenschaft, und wir freuen uns ihrer als einer Seite seiner vollkommenen sittlichen Gesundheit.

Der Schmuck der Rede an Metaphern, Bildern und Vergleichen ist bei Wildenbruch reich und fast immer neu. Zwar passirt es ihm in einzelnen Fällen, daß das Bild nicht streng durchgeführt wird, wie z. B. in den Versen:

Ein jeder Funke still verborg'nen Grolls,
So tausendfach durch dieses Volk verstreut,
Bläst sich, auf Euch vertrau'nd, zur Flamme an.

oder daß die Bilder in einer Weise gemischt werden, die man bei aller Anschaulichkeit nicht als schön empfinden kann — wie wenn es heißt:

Wie grimme Schwerter krachend niederfallen
Und knirschend beißen in des Menschen Haupt. —

Meist aber sind sie glücklich gefunden, treffend und stimmungsvoll, und ohne überflüssiges Wortgepränge, dramatisch knapp ausgeführt:

Pflicht ist ein Edelstein, doch in den Händen
Hartherziger wird sie zum Felsenstein,
Der uns'res Nebenmenschen Haupt zermalmt.

Harold's Auge nennt Adele einen

unverfälschten Quell,
Durch den man sieht auf tiefen, reinen Grund.

Die ganze Tiefe der Mutterverehrung weiß er in zwei Worten wiederzugeben:

Mein irdisch Heiligthum, o meine Mutter!

Wir haben nichts von dem Ausgange der Schlacht von Hastings erfahren; der erste Vers der letzten Scene klärt uns über Alles auf:

Schwarz wie das Schicksal Englands ist die Nacht.

Frühere Kritiker haben, bei aller Anerkennung des darin offenbarten dramatischen Talentes, der Tragödie „Harold" das Urtheil gesprochen: denn die tragische Schuld, um derentwillen der Untergang des Helden erfolge, der Meineid, wäre in Wirklichkeit nicht vorhanden, und der Tod des Helden sei auch keine Folge dieser Schuld, sondern eine That des Zufalls, des Schlachtenglücks. Ich meinerseits kann nicht glauben, daß der Dichter mit dem Meineide eine tragische Schuld des Helden habe begründen wollen: ich sehe in den betreffenden Scenen nur das Streben, einen Effekt zu erzielen, ohne den die Tragödie, selbst wenn sie einen Act kürzer geworden wäre, sehr wohl hätte bestehen können. Es scheint mir, daß jene Verurtheilung veranlaßt ist durch ein ästhetisches Vorurtheil, das lange Zeit die Geltung eines Axioms gehabt hat, in neuesten Poetiken aber mit Recht energisch bekämpft wird: das Vorurtheil, daß jede Tragödie eine tragische Schuld enthalten müsse. Da es nun Hunderte von Dramen gibt, welche nichts von Handlungen aufweisen, die man im gewöhnlichen Wortsinne als Schuld bezeichnen könnte, und welche die größten Dichter, die für die Begründung der ästhetischen Gesetze nicht nur viel maßgebender als die Aesthetiker, sondern allein maßgebend sind, dennoch Tragödie genannt haben: so hat man den Begriff der tragischen Schuld gestreckt und gedehnt, bis er nicht bloß unbedeutende Vergehen, harmlose Versehen — an die sich ja im wüsten Zufall des Alltagslebens mitunter recht verhängnißvolle Folgen knüpfen können — sondern selbst die ungenügende Wahrnehmung der eigenen Interessen, die auf einem Mangel an Eigennutz, auf einem Ueberschuß an Generosität beruht, also sittlich lobenswerthe Handlungen umfaßte. Falsches, abschätziges, ja, geradezu unwürdiges Urtheil über Meisterwerke ist die Folge dieser Verirrung gewesen. Eine Schuld kann in der Poesie, wie im Leben, nur eine schwere Versündigung, z. B.

ein Verbrechen sein, das der poetischen Gerechtigkeit gemäß schlimme Folgen nach sich ziehen muß. Daß eine solche Schuld sich in der Tragödie vorfinde, ist indessen so wenig nothwendig, daß vielmehr Tragödien ohne Verschulden des Helden, in welchen dieser, tapfer kämpfend und sich selbst bis in den Tod getreu, einem furchtbaren Schicksal unterliegt, die weit tiefere Wirkung hervorbringen. Eine solche vertiefte Tragödie hat Wildenbruch aus dem schwach tragischen historischen Stoffe gemacht: darin besteht sein Verdienst, darin liegt die Bedeutung des Stückes. Das tragische Motiv ist hier mit nichten die Schuld, der wesenlose Meineid, sondern der dem Helden vom Schicksal aufgedrungene Kampf, der hier in dem Conflicte der Empfindungen besteht, veranlaßt durch die furchtbare Alternative: höchstes irdisches Glück errungen durch Vaterlandsverrath oder Gewissensreinheit bezahlt mit dem höchsten irdischen Glücke. Das tragische Leiden ist das sehnsuchtsvolle Bedauern, der nie endende Schmerz, den der Sturz aus allen Himmeln nach sich zieht. Der Tod des Helden ist hier nicht, wie in der Schuld-Tragödie, eine Nothwendigkeit, er ist nur ein tragisches Accidenz, die beste Auskunft, das wünschenswertheste Ziel vollkommener Hoffnungslosigkeit. Ob der Tod des Helden in der Schlacht oder auf andere Weise erfolgt, ist Nebensache, wie der Tod selbst Nebensache ist; Harold hätte auch, wenn die historische Wahrheit nicht gar zu sehr damit verletzt worden wäre, leben bleiben können, wie der Held der „Griseldis". — Diese falsche Beurtheilung hat übrigens Wildenbruch durch den gesuchten Meineids-Effect zum Theil selbst verschuldet.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Zum Gedächtniß Döllinger's.

Soeben, am die Mittagsstunde des 11. Januars, fliegt die Kunde durch die Welt, daß Stiftsprobst Ignaz Döllinger, Reichsrath der Krone Bayern, gestern Abend um 9 Uhr sanft verschieden ist. „Dahin ist der Wagenlenker und Wagen Israels," klagte einst Melanchthon bei der Botschaft von Luther's Tode. Aehnlich empfinden heute Millionen christlicher Herzen auf dem Erdenrunde; das Maß unserer Trauer abzuschätzen, scheint in dieser Stunde nicht möglich. Mir aber, dem Döllinger auf eine im Sommer 1887 an ihn gerichtete Anfrage freundlichst Bescheid gab und den er sogar aus freiem Antriebe zu einem Besuche einzuladen gütig genug war, sei es gestattet, den Bericht über meine einstündige Unterhaltung mit ihm, die am 3. October 1887 stattfand, hier mitzutheilen. Ich bemerke nur, daß die nachfolgenden Zeilen alsbald nach dem Gespräch niedergeschrieben sind und daß die Unterredung streng wahrheitsgetreu mitgetheilt wird, Niemandem zu Liebe, Niemandem zu Leide, lediglich zu Döllinger's Gedächtniß.

Ich wurde von der Dienerin in das Vorzimmer geführt, in dem ein Bücherständer und eine Anzahl von Bildern sich befanden, unter welchen eines die Hauptpersönlichkeiten der Frankfurter Nationalversammlung darstellte und so an einen der bedeutsamsten Momente in Döllinger's Leben erinnerte. Aber welcher Contrast von 1848 und 1887: der damals gleich den meisten katholischen Abgeordneten gegen das Erbkaiserthum der Hohenzollern gewesen war, stand nunmehr seit zwei Jahrzehnten in dem Lager, über dem die schwarz-weiß-rothe Fahne weht, und vertheidigte denselben Grundsatz ungebrochener deutsch-nationaler Entwicklung, von dem die Stiftung des Reiches ideell ihren Ausgang genommen hat.

Nach kurzer Pause erschien Döllinger selbst unter der Thüre seines Studirzimmers und lud mich freundlich ein, ihm in dasselbe, das behaglich erwärmt war, zu folgen; er that es nicht anders, ich mußte trotz meines Sträubens auf dem Sopha Platz nehmen, während er sich so setzte, daß er mir das linke Ohr darbot; das rechte war schon längere Zeit taub. Ich werde den Augenblick, da er vor mir erschien, niemals vergessen. Eine hagere, etwa mittelgroße Gestalt, mit feinen Zügen, nur die Nase vielleicht etwas kräftiger, als den Verhältnissen entsprach. Das Auge blau, mit jenem Anflug der Verbrauchtheit, welchen das hohe Alter von achtundachtzig Jahren mit sich bringt, aber doch noch der Spiegel eines scharfen, klaren Geistes. Alle Bewegungen noch vollkommen sicher, die Stimme hell und klar, die Lebhaftigkeit in der Unterhaltung so groß, daß er öfters mit der einen Hand in die andere schlug und mehrmals fast vom Stuhle zu rutschen drohte, worauf er alsbald selbst, ohne Hülfe, wieder zurückschnellte und den Rücken an die Lehne des Stuhles legte. Die Sicherheit seines Gedächtnisses war einzig: er entsann sich sofort jedes Namens, und so oft er vom Thema abschweifte, stets fand er sich selbst ohne Mühe zu ihm zurück. Der Anzug Döllinger's war schwarz, etwas getragen; die Füße steckten in schwarzen Wollschuhen. Ich sah, daß er es darauf anlegte, mich ohne Förmlichkeit, in geradezu herzlicher Weise zu empfangen. Es galt eine Unterredung im Hausrock, im Plauderton,

wobei man sich gehen läßt, frisch von der Leber weg spricht, bald diesen, bald jenen Accord anschlägt. Es war die feinste Art, mit welcher der große und edle Mann seinem bescheidenen und im Gefühl des Abstandes doppelt befangenen Gaste die denkwürdige Stunde vertraulich gestalten konnte.

Ich begann selbstverständlich mit dem Ausdrucke des Dankes, daß er mich so freundlich zu sich eingeladen und mir die Möglichkeit, ihn zu sprechen, gewährt hatte. Er erwiderte mit der Wiederholung des schriftlich schon abgestatteten Dankes für das ihm nach der Einladung von mir übersandte Buch — meine Preisschrift über die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation — das in Tegernsee zu lesen er eine, wenn auch knappe Zeit gefunden habe. Von der Unermüdlichkeit seiner Arbeit und von ihrer Vielseitigkeit legte ein Blick auf seinen Studiertisch Zeugniß ab; er war erst vorgestern aus Tegernsee zurückgekommen, und bereits waren wieder Schriften in Menge vor ihm ausgebreitet; vor ihm hatte ein Heft der „Revue des deux mondes“ gelegen, eine ganze Menge solcher Hefte lag zur Linken: es schien mir, als ob er die während seines Sommeraufenthaltes eingegangenen Hefte der Zeitschrift nachholend durchgehe. Als Zeichen von Döllinger's rastloser Arbeitsamkeit und Pünktlichkeit wurde mir damals erzählt, daß er seit bald zwanzig Jahren eine neunzig Bogen starke Ketzergeschichte des Mittelalters fertig habe, aber stets noch an ihr feile und nachbessere. Hinten über dem Schreibtisch befand sich ein anderes Zeichen von der Vielseitigkeit seiner Beziehungen; man fühlte, wie dieser Mann in Mitten einer Welt vornehmer Geister stand. Es war ein, wie der erste Blick zeigte, vortrefflich gemaltes Oelbild eines Mannes mit kraftvollen Zügen und großem, schwarzen Barte. Auf meine Frage, wen das Bild darstelle, gab Döllinger zur Antwort: „Es ist Lord Acton, vielleicht der weitaus erste Geschichtskenner des heutigen Englands; ich bin ihm in Freundschaft verbunden. Lenbach hat ihn gemalt und mir das Bild gegeben.“

Unsere Unterhaltung drehte sich begreiflicher Weise zunächst um die reformationsgeschichtlichen Studien, welche mir den Anlaß geboten hatten, mich an Döllinger anfragend zu wenden. Döllinger pflichtete mir darin bei, daß Johannes Janssen, was auch das Endergebniß der von ihm hervorgerufenen Bewegung sein mag, zunächst mehr Haß und Verbitterung erzeugt, als einer ruhigen, mittleren Auffassung der Reformationszeit Bahn gebrochen hat. „Daß es ihm nicht um die Wahrheit als solche zu thun ist, das stand vom ersten Bande an fest; was ist das für eine Kunst des Vertuschens! Ich habe ihn früher einmal kennen gelernt; wie er sich allmälig zu einem so schroffen Ultramontanen ausgebildet hat, weiß ich nicht zu sagen; aber der Keim lag schon darin, daß er ein Schüler Böhmer's war. Böhmer war wie Gfrörer Protestant; aber so unähnlich sich Beide sein mochten, darin trafen sie zusammen, daß sie sich von dem mittelalterlichen Papstthum, vor Allem von Männern wie Gregor VII., imponiren ließen. Beide Gelehrte hatten kein religiöses Interesse; es war die Klugheit, die Macht, was ihnen an dem Papstthum bewundernswerth erschien; so kamen sie in eine Richtung, welche sie vom Protestantismus weit abführte.“

Von Janssen aus war der Weg zur Frage, welche Stellung Leo XIII. zu den historischen Studien einnehme, nicht weit. „Ist der Eifer für geschichtliche Wissenschaft, den dieser Papst bekundet, wirklich echtem wissenschaftlichem Streben entsprungen?“ Döllinger verneinte dies. „Leo XIII. ist allerdings in kirchengeschichtlichen Dingen nicht dermaßen unwissend wie sein Vorgänger Pius IX., der freilich in diesem Punkt kaum einen Seinesgleichen gehabt hat. Bekanntlich hat dieser Papst 1870, als Bischof Hefele von Rottenburg seine für die Unfehlbarkeitslehre so verhängnißvolle Schrift über den Papst Honorius veröffentlicht hatte, den Befehl gegeben, den Bischof „aus dem vaticanischen Archiv“ zu widerlegen: so wenig hatte er vom Inhalt eines ihm seit vierundzwanzig Jahren unterstellten Archivs einen Begriff! Leo XIII. nun hat einfach den Wunsch gehabt, den alle Päpste naturgemäß haben, sein Pontificat durch irgend Etwas ausgezeichnet zu machen. Nun hat man ihm gesagt, daß schon lange der Umstand gegen das Papstthum ausgebeutet werde, daß dieses seine Archive verschließe. Daraus entstehe der Schein, als ob die Päpste Anlaß

hätten, die Wahrheit nicht an den Tag kommen zu lassen. Es werde besser sein, das Archiv zu öffnen und dessen Urkunden ans Licht zu geben. Zu diesem Grund kam ein zweiter. Man hatte bereits angefangen, auf Empfehlungen der englischen Regierung hin, auf deren Wohlwollen die Kurie Gewicht legte, einzelnen englischen Gelehrten den Zutritt zum Archiv zu gestatten; nun kam die preußische Regierung mit ähnlichen Wünschen, und man wollte sie hinter England nicht zurücksetzen. Was man dem Einen gewährt hatte, das wollte man dem Andern nicht abschlagen. So kam Leo XIII. dazu, Veröffentlichungen aus seinen Archiven zu gestatten; aber die entscheidenden Männer sind der Cardinal Hergenröther und Ihr Landsmann Denifle. Die Römer selbst verstehen alle nichts von Geschichte; sie wissen gar nicht, was sie drucken lassen. So hat man die Regesten Clemens' V. herausgegeben: ich war erstaunt zu sehen, wie sehr die schweren Anklagen der Zeitgenossen über die Kurie begründet waren; ich hatte von dem Maß dieser Begründung vorher keine Ahnung gehabt. Da dreht sich Alles ums Geld; wer ausgiebig bezahlt, der kann vom Papst sechs, ja acht Pfründen auf einmal erhalten; eine Cumulation hat statt, die ohne Gleichen ist. Man hat in Rom offenbar gar nicht gewußt, welche Waffen man da gegen sich selbst herausgab." „Würden wohl protestantische Historiker ohne Beschränkung im Vatican arbeiten dürfen?" „Das wird nicht der Fall sein. Brieger aus Leipzig hat zwar Acten vorgelegt bekommen, worüber ich mich wundern mußte; aber das ist eine Ausnahme. Die eigentliche Absicht geht natürlich auf Verherrlichung des Papstthums. Denifle kennt das Archiv am besten; es ist nur natürlich, daß er nicht sehr geneigt ist, solche Stücke herauszugeben, welche dem Ansehen der Kurie schaden könnten. Ueberdem wird die Benutzung des Archivs durchaus nicht leicht gemacht. Man hat Gebühren, wenn ich mich recht erinnere, bis zu fünf Lire zu entrichten, wenn man ein Convolut Akten fordert, und die Gebühren werden nicht zurückerstattet, wenn man etwa das Gesuchte gar nicht gefunden hat."

Ich bemerkte an dieser Stelle, daß im Jahre 1887 ein ultramontaner Redner in einem öffentlichen Vortrag zu Stuttgart es unternommen habe, die Mitschuld der Curie an der Bartholomäusnacht zu leugnen. Dabei ging ein Zug des Unwillens über Döllinger's Antlitz. In die Hände schlagend rief er: „Das sollte doch einer Ihrer zahlreichen Geschichtskenner in Württemberg sofort öffentlich richtig gestellt haben. Es läßt sich ja jetzt Zug für Zug beweisen, daß die Römer an der That mitschuldig gewesen sind; es geht das ja aus den Berichten des Nuntius ganz unwiderlegbar hervor."

An dieser Stelle erlaubte ich mir die Anfrage, was Döllinger von der Berechtigung des im August 1887 gestifteten Deutschen evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen und zur Abwehr der ultramontanen Uebergriffe denke. Ich gestattete mir zu erwähnen, daß ich bisher die Aufforderung zum bloßen Beitritt und vollends zur Mitarbeiterschaft abgelehnt habe, weil ich schwere Bedenken gegen den Bund hege. Es erscheine mir nicht richtig, in dem Augenblick, wo Bismarck mit dem Papst sich aussöhne, eine Haltung anzunehmen, welche von der Caplanspresse als willkommener Vorwand aufgegriffen werde, die verglimmenden Flammen des katholischen Fanatismus neu zu schüren. Bismarck, habe ein schwäbisches Blatt ausgerufen, legt die Waffen weg; aber die Pastoren machen mobil! Nach meiner Ansicht hätte man mindestens noch einige Jahre warten sollen, bis man Gewißheit erlangt hätte, ob nicht innerhalb des Katholicismus eine Friedenspartei erstehe, welche der hochherzigen Absichten des Kaisers mit erwidernder Hochherzigkeit entgegenkomme und uns helfe, die politisch geeinte Nation von der traurigen Zerklüftung durch confessionellen Hader zu erlösen. Auf dies antwortete Döllinger: „Eine solche Friedenspartei gibt es schon; Sie dürfen nicht glauben, daß innerhalb des Katholicismus Alles ultramontan sei. Blicken Sie auf diese Stadt hier; sie ist katholisch und hat doch die Macht des Ultramontanismus abgeschüttelt. Was man hier zu Lande liberal nennt, das ist nichts anders als antiultramontan. Aber der eigentliche Ultramontanismus ist und bleibt unversöhnlich; er hat zwei Forderungen aufgestellt, welche er stets verfechten wird:

Rückführung der Jesuiten und Auslieferung der Schule an die Kirche; was in letzterem Programmpunkt Alles enthalten ist, davon macht man sich nur schwer eine zutreffende Vorstellung. Diese Dinge würde der Ultramontanismus gerade so fordern, auch wenn niemals ein evangelischer Bund sich gebildet hätte; dessen Stiftung ist dafür ohne allen Belang. Der Ultramontanismus wird aber auch der Feind des deutschen Reiches bleiben, und deshalb muß er von allen Freunden dieses Reiches bekämpft werden. Im deutschen Reich hat der Protestantismus unabänderlich das Uebergewicht; geistig sowohl als materiell sind die Protestanten den Katholiken überlegen, und" — hier zeigte sich um Döllinger's Mund ein feines und vielsagendes Lächeln — „sie würden es noch viel mehr sein, wenn sie unter sich selbst weniger gespalten wären."

Es lag nahe, an dieser Stelle die Frage aufzuwerfen, welche Rolle dem Altkatholicismus in der weiteren Entwicklung der Dinge zufallen werde. Es war mir hierbei auffallend und doch wieder sehr begreiflich, daß Döllinger des Bischofs Hefele mit außerordentlicher Schonung gedachte; ich hatte den Eindruck, daß er die Nachgiebigkeit desselben gegenüber dem Vatican (welche von Döllinger's eigener Haltung so sehr abstach), mit größter Objectivität beurtheilte und den alten Genossen nicht hart verdammen mochte. Meine Mittheilung, daß Hefele auf die Ultramontanen Württembergs ohne den geringsten Einfluß sei, und seine Versuche, die letzten Wahlen zum Reichstag in gemäßigtem, einigermaßen nationalem Sinne zu beeinflussen, ihm nichts als kränkenden Mißerfolg gebracht hätten, nahm er mit sichtlicher Antheilnahme entgegen. „Hefele hat nach Verkündigung des Lehrsatzes von der Unfehlbarkeit, wie mir glaubhaft versichert worden ist, längere Zeit sich mit dem Gedanken getragen, nach Amerika auszuwandern. Wenn er sich am Ende unterworfen hat, so trug daran Ihr damaliges Ministerium einen Theil der Schuld, weil es ihm sagen ließ: er möge sein Verhalten so einrichten, daß er der Regierung keine Schwierigkeiten bereite. Aber das war nicht allein maßgebend. Es kam die Erwägung hinzu, ob, wenn der Clerus sich widersetzte, die Gemeinden sich für den Clerus gegen den Papst entscheiden würden. Diese Frage hat Hefele sich mit Nein beantwortet. Im Uebrigen steht die Sache des Altkatholicismus insofern auf schwachen Füßen, als es an Nachwuchs unter den Priestern fehlt. Die paar Studenten, welche sich in Bonn befinden, genügen dem Bedürfniß nicht von ferne. So kann es vielleicht geschehen, daß der Altkatholicismus in Deutschland zunächst verschwindet, ohne, dem Anscheine nach, etwas erreicht zu haben, ohne eine Spur zu hinterlassen. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß bei der altkatholischen Bewegung Fehler gemacht worden sind, welche sich gerächt haben. Vor Allem war ein Fehler die auffallend demonstrative Art, mit welcher man die Ehelosigkeit der Priester abschaffte. Ich habe, als die Sache im Werke war, eine ausführliche Denkschrift dagegen ausgearbeitet; aber man hat sie auf der Synode nicht einmal verlesen lassen. Es handelt sich hier um eine Frage, welche Sie auf der protestantischen Seite meist ganz unrichtig beurtheilen. So weit ich die Sache verstehe, ist die protestantische Pfarrfrau im Allgemeinen ohne Bedeutung und ohne großes Ansehen in der Gemeinde. (Hiergegen erhob ich selbstverständlich Einwendungen.) In England ist es anders; dort ist z. B. die Schule nicht in dem Maße Staatssache wie bei uns in Deutschland, und die Gattin des Reverend steht meist ebenso an der Spitze des weiblichen Unterrichtswesens, wie ihr Mann die Erziehung der Knaben leitet. Darauf beruht der Einfluß der englischen Pfarrerin. Mir scheint, daß die Protestanten in Deutschland auf ähnliche Dinge Bedacht nehmen sollten; die Pfarrfrau sollte nicht bloß für ihr Haus, sondern auch für die Gemeinde etwas sein. Bleibt ein Pfarrer bei Ihnen Hagestolz, so läuft er Gefahr, sich alsbald Mißdeutungen auszusetzen. Die Sache liegt bei dem katholischen Pfarrer anders. Die Uebertretungen, welche stets sich ereignen, in dem einen Lande öfter, im andern seltener, vermögen die Grundauffassung nicht zu erschüttern, daß nur der ehelose Priester wirklich ein Priester sei. Die Gemeinden fassen die Sache unter dem Gesichtspunkt des Opfers; daß der Pfarrer sich nicht verheirathet, das thut er ihnen zu Liebe; er verzichtet auf die Freuden des eigenen Familienlebens, um ganz der Gemeinde, die ihm anvertraut

ist, angehören zu können; und so sagen sich die Leute in der That: der Pfarrer gehört uns. Die Männer sehen die Sache vielleicht anders an; denn wie sich die Männer — in beiden Confessionen — zur Religion zu verhalten pflegen, das wissen Sie so gut als ich. Aber die Frauen sind der feste Hort der Religion, und die katholischen Frauen wollen keine verheiratheten Priester. Indem der Altkatholicismus die Priesterehe gestattete, hat er es mit den Frauen verdorben."

„Sie glauben also, daß seine Sache verloren ist?" „Es mag sein, wie ich sagte, daß er scheinbar untergeht; aber" — und hier blitzte etwas von unerschütterlichem, gottgefestetem Trotz in den blauen Augen auf — „dann wird es gehen wie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Damals hat auch das Papstthum über die Reformconcilien gesiegt, und die Zeitgenossen waren wohl der Ansicht, die Sache sei zu Ende. Aber dann kam die Reformation. So wird auch der Widerspruch gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit sich immer wieder erneuern; es wird den Päpsten ergehen wie dem Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern."

Also trotz des Vaticanums, trotz der Unterwerfung aller Bischöfe, trotz der achtundachtzig Jahre kein Pessimismus, vielmehr die Ueberzeugung, daß Recht doch Recht und Wahrheit Wahrheit bleiben muß. Ich kann sagen, daß ich überwältigt von dieser Heldenhaftigkeit des Patriarchen der christkatholischen Bewegung schied. Von einem Freunde desselben aber erfuhr ich, daß man römischerseits schon wiederholt hatte erfahren müssen, hier stehe eine Mannesüberzeugung, an welcher nichts zu drehen noch zu deuteln sei. Sowohl Pius IX. als Leo XIII. hätten Versuche gemacht, des lebendigen Protestes gegen das Vaticanum Meister zu werden und Döllinger zur Umkehr zu bewegen. Kaum war Leo XIII. Papst geworden, so ließ er durch einen Breslauer Domherrn, wie man sagt, dem Gebannten mittheilen: er möge kommen; es seien nicht mehr die Zeiten Pio Nono's. „Aber sie kannten den alten Döllinger schlecht; er antwortete, so lange man in Rom am vaticanischen Dogma festhalte, habe ein Personenwechsel nichts zu bedeuten und seien die Zeiten dieselben." Später kam eine Verwandte Döllinger's im Gefolge einer französischen Marquise nach Rom; die Marquise erbat sich die Gnade, das Abendmahl aus der Hand Leo's XIII. selbst empfangen zu dürfen. Es wurde ihr gewährt; auf irgend eine Art erfuhr aber der Papst, daß eine Verwandte Döllinger's bei der Marquise sei. Sofort wurde diesem Fräulein noch am späten Abend bedeutet, sie solle auch beim Abendmahl erscheinen; daß sie mit dem Excommunicirten verwandt sei, mache nichts aus; sie solle schleunigst noch Nachts beichten und kommen. So geschah es; während der Papst mit der Marquise nur wenige Worte wechselte, sprach er, zum großen Verdruß der Edeldame, mit deren Gesellschafterin eine volle Viertelstunde und trug ihr am Ende einen Gruß an ihren Verwandten auf. Aber auch dieses Mittel hat nichts gefruchtet."

„Wie steht dann aber," fragte ich darauf, „Döllinger zur Idee des Papstthums?" „Es ist ihm," war die Antwort, „ein historisch Gewordenes." Ich aber gedenke heute, indem ich diese Zeilen überlese, der ergreifenden Worte, mit welchen Döllinger im ersten Bande seiner akademischen Vorträge (S. 77) die deutsche Nation um deswillen, weil sie im achtzehnten Jahrhundert die Reformation durchführte, als ein „Werkzeug, ein Gefäß im Hause Gottes, und kein unedles" gepriesen hat.

G. Egelhaaf.

Die Berliner Theater.

Berlin, 9. Januar 1890.

An bunter Mannigfaltigkeit der theatralischen Unterhaltungen hat es Berlin in den verflossenen drei Monaten, vom Ausgang des Septembers bis zum Sylvesterabend des vergangenen Jahres, nicht gefehlt. Wenn es nur auf die Menge der täglich geöffneten Theater, den raschen Wechsel immer neuer Stücke, die Lerneifrigkeit der Schauspieler und die Beweglichkeit der Directoren, die Lust und das Vergnügen des Publicums an diesen Vergnügungen ankäme, verdiente Berlin mit Recht den Namen der ersten Theaterstadt. Wien hat es längst überflügelt und nimmt jetzt auch den Wettkampf in dieser Hinsicht mit Paris auf. Allein es will mir scheinen, als ob nicht die Fülle, sondern die Güte des Gebotenen den Ruhm einer Theaterstadt ausmachte; daß ein Originales und Schöpferisches in der dramatischen Dichtung, in der schauspielerischen Kunst von ihr ausginge, ist zuletzt doch entscheidender, als noch so viele wohlgelungene Vorstellungen von Stücken, die in den alten Geleisen sich bewegen. Und hierin steht Berlin noch immer hinter Paris zurück. Wir leben auf unseren Bühnen noch immer von Anleihen aus der Fremde. In der Sache ändert es nichts, daß diese Anleihen seit einiger Zeit aus Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, ein und ein anderes Mal aus Spanien bezogen worden sind. Sie beweisen unwiderleglich, daß unsere eigene dramatische Production nicht entfernt für unseren Bedarf ausreicht. Was nun gar die neue naturalistische Kunstrichtung betrifft, die sich so gern die Bühne erobern möchte, so beziehen wir ihre Schöpfungen beinahe ausschließlich aus dem Auslande.

Dem Niedergang des Schauspielhauses, den ich in meinen letzten Berichten beklagen mußte, hat auch der neu ernannte Director der Bühne, Herr Otto Devrient, noch nicht Stillstand gebieten können. Er waltet freilich erst seit dem September des vergangenen Jahres seines schwierigen Amtes. Ein Sohn Eduard Devrient's, ist er in den classischen Traditionen des deutschen Theaters aufgewachsen, seine Bildung wurzelt in ihnen. Durch die Einrichtung der Faust-Dichtung zur Aufführung an zwei Abenden, die zum ersten Male am 6. und 7. Mai 1876 auf der Weimarer Hofbühne versucht wurde, hat er sich weithin Ruf und Ansehen eines geschickten und geistreichen Regisseurs erworben. Was man auch in manchen Einzelheiten der Bearbeitung vorwerfen, welche Einwände man auch gegen das Gerüst der alten Mysterienbühne in seiner Anwendung auf das Faust-Drama erheben mochte: im Großen und Ganzen war hier ein kühner Gedanke sinnvoll und anschaulich verkörpert worden. Die Frage, ob die gesammte Faust-Dichtung nicht dem Theater gewonnen werden könne, ist dadurch in lebendigsten Fluß gekommen und hat die verschiedensten Lösungen hervorgerufen. Der deutschen Bühnenkunst ward auch dadurch ein anregendes Problem gestellt, daß Devrient auf die Formen der Mysterienbühne hinwies. Zweifellos paßten sie nicht für alle Scenen des Faust, einzelne aber, wie der Spaziergang der Bürger am Ostertage und der Tod Valentin's, das Fest am Kaiserhofe und das Erscheinen der Helena vor dem Palaste des Menelaus, gelangten gerade durch sie zu einer überaus malerischen Wirkung.

Merkwürdiger Weise sind diese Neuerungen noch nie auf ein Shakspeare'sches Schauspiel angewandt worden, dessen Verwandlungen doch bei so vielen Bewunderern des Dichters einen solchen Anstoß erregen, daß sie am liebsten die Decorationen wieder durch Zettel mit der Ortsangabe ersetzt sähen: die Dreitheilung der Bühne würde z. B. im „Coriolan" und im „Lear" die störenden Verwandlungen auf ein sehr geringes Maß beschränken. Seit dem Luther-Jubiläum ist Otto Devrient durch sein Lutherspiel und seine Darstellung des Reformators überall hin bekannt, der Dichter wie der Schauspieler gleich geehrt. In glücklicherer Weise, als Herr Anno, der aus einem ganz anderen Wirkungskreise kam, erfüllt er so die Vorbedingungen, die Publicum und Kritik an den Director des Schauspielhauses stellen. Auch haben die Neueinrichtungen des „Tell", der „Räuber" und der „Turandot" alle billigen Erwartungen, innerhalb des Rahmens und der Kräfte der Hofbühne, erfüllt. Ein etwas hastiges Tempo in der Vorführung der Neuigkeiten verzeiht man leicht dem Eifer eines neuen Mannes, der in einer so hervorragenden und verantwortlichen Stellung Proben seiner Leistungsfähigkeit geben möchte und zugleich die Empfindung hat, daß viele Unterlassungssünden der Vergangenheit gut gemacht werden müssen, um dem Theater seinen Ruf und seinen Einfluß auf die Entwickelung der Kunst wie auf die Geschmacksbildung des Publicums zu sichern.

Seit einer Reihe von Jahren leidet das Schauspielhaus, wie ich schon wiederholt ausgeführt, an dem Mangel künstlerischer Initiative bei seinen leitenden Männern; es hat der Reform, welche die Meininger in dem Bühnenbild herbeigeführt haben, anfänglich eigensinnig widerstanden, um sich schließlich doch, nach den Erfolgen des Deutschen Theaters in dieser Richtung, von ihr ins Schlepptau nehmen zu lassen. Die Rücksichten, die das Haus als ein königliches in der Auswahl der neuen Stücke beachten muß, haben sich, seitdem die Fragen der Zeit auch von den dramatischen Dichtern lebhafter als in den sechziger und siebziger Jahren ergriffen werden, verstärkt und dem erstarkenden Realismus ist eine immer ängstlichere Sorge entgegengetreten. Ein dritter Uebelstand hat endlich das Maß gefüllt. Es ist bei Zeiten versäumt worden, der Schauspielgesellschaft des Hoftheaters frisches Blut zuzuführen, und überall klaffen nun Lücken und Risse. Der Gegensatz der älteren Mitglieder zu der neuen Leitung hat sich von Jahr zu Jahr verschärft, und eine Reihe von Verlusten steht der Bühne bevor, für die ich wenigstens keinen Ersatz gewahre. Vor Allem nicht in der Meinung des Publicums. Und wie entscheidend diese Gunst gerade bei einem conservativen, akademischen Theater, wie es unser Schauspielhaus, das Burgtheater in Wien und das Théâtre français in Paris nun einmal sind, auch einem großen Talent gegenüber in das Gewicht fällt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Der Rücktritt des Herrn Theodor Liedtke, der am Sonnabend den 12. October als Conrad Bolz in Gustav Freytag's Lustspiel „Die Journalisten" von der Bühne Abschied nahm, ist einer von diesen unersetzlichen Verlusten. Vierzig Jahre, seit 1850, hat Theodor Liedtke dem Verbande des Schauspielhauses angehört. Es hat Jahre gegeben, wo kein anderer Künstler mit seiner Beliebtheit wetteifern konnte. Ihm war es gegeben, den Zuschauern in seiner ungezwungenen, beinahe nachlässigen Anmuth, mit seinem trocknen, immer schlagfertigen Humor das Ideal eines norddeutschen Gentleman zu verwirklichen. Die heroischen Jünglingsgestalten, Franz in „Götz von Berlichingen", Mortimer und Ferdinand, die er in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit spielte, lagen ihm nicht, so sehr ihn auch die Natur mit seiner schlanken, biegsamen Gestalt und seinem ausdrucksvollen Gesicht dafür befähigt zu haben schien. Uneingeschränkt entwickelte sich sein Talent erst im Lustspiel und im bürgerlichen Schauspiel. Für die sogenannten Bonvivant-Rollen gab es neben Karl Fichtner, dem Unvergeßlichen, keinen liebenswürdigeren und bei aller Einseitigkeit keinen wandlungsreicheren Darsteller als Theodor Liedtke. Fand Fichtner für den Ausdruck des warmen Gefühls einen weicheren Ton, wußte er im Salon noch geschmeidigere Formen hervorzukehren, so übertraf ihn Liedtke, wenigstens für unser norddeutsches Empfinden, in der Mischung von Gutmüthigkeit und Schalkhaftigkeit, in der Ironie, mit der er alle seine Rollen

unaufdringlich würzte. Vor dem Fehler, fade zu werden, war er gefeit; unmerklich stand er immer über seinen Rollen. Es war drollig, als er einmal, vielleicht um sich in einem anderen Rollenfach zu versuchen, in Benedix' bekanntem Lustspiel den Doctor Wespe spielte und der geckenhafte Narr sich allmälig in eine Art Jean Paul'scher Figur verwandelte, die sich lustig selbst ironisirte. Liedtcke's Persönlichkeit war zugleich seine Schranke und seine Bedeutung. Alles, was ritterlich und witzig, treuherzig und geistvoll war, durfte man von ihr fordern. Wie sie sich schmiegsam den classischen Gestalten, bald Shakspeare's Mercutio und Petruchio, dem Narren Lear's und Benedict, bald Schiller's schwedischem Hauptmann, Lessing's Tellheim oder Moreto's Perin fügte, hob sie die oft so schwächlichen und verwaschenen Figuren moderner Komödien und Schwänke zu individueller Lebendigkeit empor. Bauernfeld und Benedix aus früheren, Paul Lindau und Hugo Lubliner aus dem letzten Jahrzehnt verdanken ihm einen nicht geringen Theil ihrer Erfolge. Mit Theodor Döring und George Hiltl, mit der Frieb-Blumauer, mit Gustav Berndal und Oberlaender, mit Clara Meyer und Marie Keßler-Kahle bildete Theodor Liedtcke, gleichsam als Chorführer, jenes eigenartige Ensemble, das dem Schauspielhause in den Jahren von 1868—1880, nachdem die Blüthe seiner tragischen Darstellungen abgewelkt war, eine Nachblüthe und einen festlichen Spätsommer in der Wiedergabe des modernen Lebens verschaffte. Manche Aufführungen bürgerlicher Schauspiele und Lustspiele durften sich damals in der Feinheit und Beseelung der einzelnen Figuren, in der wohl abgetönten Färbung des Ganzen mit den gerühmtesten Vorstellungen Augier'scher Stücke in der Comédie française vergleichen. Es war ein in sich so vollkommen durchgebildetes, so ineinander eingespieltes Orchester, wie wir es nicht wieder hören werden. Seine Fähigkeit, neue Kräfte in seinen Kreis zu ziehen, auf seinen Ton zu stimmen, erwies sich in glücklichster Weise für die Herren Krause und Vollmer und das ursprüngliche, humoristische Talent Paula Conrad's. Nach dem Tode Döring's, Berndal's, der Frieb-Blumauer hielt Theodor Liedtcke noch allein die Tradition, und wenn man will, die alte Schule, bei allem Streben nach Naturwahrheit doch die Rücksicht auf die künstlerische Form, eine gewisse vornehme Würde und akademische Geschlossenheit aufrecht. Bis zu seinem Scheiden von der Bühne blieb er der Liebling des Publicums, auch darum von Allen hochgeschätzt, weil er sich nie dieser Gunst übermüthig berühmte, nie darauf trotzte und sich nie von ihr zu einer Nachlässigkeit in seiner Kunst verleiten ließ. Von seinem ersten zu seinem letzten Tage war er auf den Brettern der gewissenhafte Künstler, der nichts dem Zufall, nichts dem blinden Beifall der Menge, sondern Alles seinem Talente und seinem Fleiße verdanken wollte.

Die Reihe der Neuigkeiten im Schauspielhause eröffnete am Freitag den 20. September ein literarisch interessantes Schauspiel in 4 Acten von Iwan Turgenjew „Natalie", das Eugen Zabel geschickt und angemessen für die deutsche Bühne bearbeitet hat: schon vor einem Jahre hatte es auf dem Wiener Burgtheater die Feuerprobe glücklich bestanden. Turgenjew's Eigenart wurzelt so ausschließlich in der Novelle, seine feine, oft an das Pastell erinnernde Malerei widerspricht so sehr der Alfrescomalerei der Bühne, daß er in dem Schauspiel „Natalie" eben nur eine Novelle in dramatischer Form schaffen konnte. Der Werth der Arbeit besteht in der sorgfältig ausgeführten Charakterschilderung der Figuren, die sich mehr in Reden ausleben, als zu Handlungen entschließen; den Reiz gewährt das russische Costüm. Es handelt sich um eine junge unverstandene kokette Frau Natalie Petrowna, die sich auf dem Gutshofe ihres Mannes während eines heißen Sommers langweilt. Trotz ihres Gatten, des wackeren Paul Isslajew, der mit Leib und Seele ein Landwirth ist und ihren romantischen Gedankenflügen nicht immer folgen kann, trotz des Hausfreundes, des weitgereisten, geistreich plaudernden und in die schöne Frau mehr mit dem Kopfe als mit den Sinnen verliebten Rakitin, dem die Versorgung des Hauses mit geistiger Nahrung obliegt; trotz ihres munteren Knaben Kolja und ihrer siebzehnjährigen Pflegetochter Wera. In die allgemeine Verdrießlichkeit und Langeweile bringt der junge Lorin, der Hauslehrer Kolja's, als eine neue Erscheinung Unruhe und

Bewegung hinein. Die Mädchen und Frauen des Hauses, von der Dienerin bis zur Herrin, sind in ihn verliebt. Er selber am leidenschaftlichsten in die schöne Natalie. Nun gibt es eine Reihe kleiner Zwischenfälle, Eifersuchtsscenen zwischen Natalie und Wera, Herzenskämpfe der Heldin, die gegen die immer mächtiger in ihrem unbeschäftigten Herzen sich regende Liebe Vernunft und Pflicht zur Hülfe ruft, Auseinandersetzungen zwischen Isslajew, dem endlich die Augen aufgehen, und Rakitin, Warnungen des erfahrenen und halbwegs blasirten Weltmannes an den schwärmenden Jüngling, nicht mit dem Feuer zu spielen — Alles sinnreich, fein beobachtet, mit jenem Naturlaut der Empfindung, den wir aus Turgenjew's Novellen kennen, aber doch ohne stärkere dramatische Verwicklung und Schwungkraft. Auch die beiden humoristischen Figuren, eines Landarztes und eines behäbigen reichen Gutsbesitzers, bringen kein eigentlich belebendes Element in die Handlung und dienen nur als erheiternde Staffage, zur Ausfüllung des Bildes. Um der Sache wenigstens einen dramatischen Schluß zu geben, läßt Zabel den schwärmerischen Lorin sich erschießen, um so der Versuchung aus dem Wege zu gehen: bei Turgenjew verläßt er den Gutshof, um seine Studien in Moskau fortzusetzen. Ein Ausgang, der wohl der Wirklichkeit besser entspricht, als der von dem Bearbeiter gewählte, aber für ein Bühnenstück ungenügend ist. In lebendiger Darstellung, die nach Möglichkeit der Schwäche der Handlung aufzuhelfen suchte, erfreute das Schauspiel durch den fein gesponnenen, nie abreißenden Faden des Dialogs und die Reize Turgenjew'scher Herzensdialektik; es interessirt und regt zum Streit über die Charaktere Nataliens, Rakitin's und Lorin's an, eine fortreißende oder festhaltende Kraft besitzt es nicht. Aber Niemand hatte sie auch von ihm erwartet.

Daran hat viel gefehlt, daß die andern Neuigkeiten des Schauspielhauses den freundlichen Erfolg dieses Stückes gehabt, in jeder Hinsicht sind sie hinter den bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben. Mit der Aufführung des Trauerspiels in 5 Akten von Richard Voß „Brigitta" erfüllte das Haus wahrscheinlich eine früher eingegangene Verpflichtung. Die Dichtung, die schon vor einiger Zeit auf einem Vorstadttheater einige Male aufgeführt worden war, hatte damit den Reiz der Neuheit verloren. Dem Stoffe nach lehnt sie sich völlig an die bekannte Erzählung Hans Hoffmann's „Brigitta von Wisby" an. Ich habe ihrer, bei jener ersten Aufführung, ausführlicher an dieser Stelle gedacht: Richard Voß verschlingt in ihr zwei Handlungen, die einander schaden und durch die Aufstellung zweier Heldinnen, der sanftmüthigen, unbesonnenen Botildis und der stolzen und leidenschaftlichen Brigitta, die Aufmerksamkeit und Stimmung des Zuschauers auf das Empfindlichste zerreißen. In den drei ersten Acten steht Brigitta auf dem zweiten Plan: der verkleidete König Waldemar, die gotländischen Bauern, Svend Estrit und seine beiden Kinder Thjelvar und Botildis füllen den ersten. Die Verbindung der beiden letzten Akte mit ihnen ist eine lose und der Kampf in Brigitta's Brust zwischen Haß und Liebe, Weibesgefühl und Vaterlandsliebe mehr eine gemalte, als eine wirkliche Flamme. Zur Charakteristik des Dichters trägt das Trauerspiel wenig bei; man fühlt, daß er das fremde Gut, die Novelle Hans Hoffmann's, wohl äußerlich aufnehmen und in die ihm geläufige dramatische Form pressen, aber nicht mit seinem Wesen verschmelzen konnte. Nicht glücklicher als Voß war Hugo Lubliner, dessen neues Schauspiel in 4 Acten „Der Name" am Donnerstag den 31. October zur ersten Aufführung gelangte. Lubliner ist ein fleißiger, nicht unbegabter, aus der französischen Schule hervorgegangener Theaterschriftsteller, dem eine Fülle von Einfällen und Verwicklungen immer zu Gebote steht, der nur zu sehr aus dem Handgelenk, ohne schärfere und tiefere Beobachtung der Wirklichkeit arbeitet. Ueber ein mittleres Maß hinaus konnte sein Talent nicht vorwärts dringen; die Sphäre des Poetischen war ihm von vornherein verschlossen; ob er indessen nicht durch eine stärkere Spannung seiner Kräfte und durch eine sorgfältigere Arbeit Besseres leisten würde, als ihm in den letzten Jahren mit den „Armen Reichen", der „Gräfin Lambach" und jetzt mit dem „Namen" gelungen, ist mir zweifelhaft. Eins ist anzuerkennen: er greift immer in seinen Stücken nach einem modernen Gedanken und bemüht sich, ihn in seinen verschiedenen

Spiegelungen zu offenbaren. In dem Schauspiel „Der Name" will er uns die Macht des guten oder schlechten Namens in der modernen Gesellschaft zeigen. „Machen Sie Reclame für meine Tochter," sagt der närrische Fischbach zu einem Reporter, „Reclame um jeden Preis, und sie ist eine berühmte Bühnenkünstlerin." Eine gefeierte Sängerin will ihre Freunde auf die Probe stellen und singt bei einem Gastspiel halb absichtlich, halb aus Unruhe so schlecht, daß sie Fiasco macht, und in der That verlassen die Freunde, bis auf den einen, den echten, die gefallene Größe. Dieser, ein Professor Karl Olfers, ist der Träger eines berühmten Namens, er hat mit einer naturwissenschaftlichen Reise durch Indien eine Art Weltruf erworben. Ich vermuthe, daß Lubliner dabei an den Entdecker des Cholera-Bacillus gedacht hat. Neben diesen Namen erscheinen nun die hocharistokratischen: Fürsten, Grafen, Barone, verheirathete Baronessen und verwittwete Marquisinnen. Die schöne Sabine von Nespola steht im Mittelpunkt der Fabel, eine vielverleumdete Frau, die, obgleich sie die Tugend und die Güte selber ist, beständig von den giftigen Nattern des Klatsches verfolgt wird. Während aber der französische Dramatiker seinem „öffentlichen Scandal" immer eine greifbare Gestalt gibt, faßt Lubliner in die leere Luft. Vergebens sucht man nach einem Grunde für die Mißachtung, mit der die Einen, für die Zurückhaltung, mit der die Andern die unschuldige Marquise behandeln. Einer ihrer Verächter ist der junge Graf Erich Waltersdorf. Dennoch rettet sie ihn und ihre Freundin, die Baronin Constanze von Langenberg, aus arger Verlegenheit, indem sie die allzu häufigen Besuche, die der Graf der Baronin gemacht hat, dem eifersüchtigen Gatten gegenüber auf ihre Rechnung nimmt. Natürlich verwandelt sie dadurch Erich's Geringschätzung in Bewunderung, Huldigung und Liebe und kommt so aus dem Regen in die Traufe. Erich's abendliche Promenaden vor ihrem Fenster fallen den Badegästen — die Geschichte spielt nämlich in einem Badeorte — und endlich auch einem Geheimpolizisten auf. Der Scandal ist da. Entrüstet weist die Marquise die Hand, die ihr Erich mit seinem Herzen bietet, zurück; mit Recht klagt sie seine Unbesonnenheit an, die sie dem öffentlichen Gerede, daß sie seine Geliebte sei, ausgesetzt hat, und läßt sich erst erweichen, als seine ahnenstolze und sittenstrenge Mutter zu seiner Freiwerberin bei ihr wird. Die Mängel der Handlung sind auch in diesem ihrem Umriß kenntlich: es sind nicht geschaute Wirklichkeiten, keine Selbstbeobachtungen, sondern an einander gereihte Lesefrüchte, Figuren, Conflicte und Verwicklungen von der Bühne her, die Lubliner in einer neuen Gruppirung auf die Bretter zurückführt. Nicht einen Act, kaum eine Scene hindurch weiß er uns über das Marionettenhafte des Ganzen zu täuschen. Man braucht keineswegs dem Naturalismus auf der Bühne zu huldigen, um diesen hohlen Schatten gegenüber den Ruf nach Wahrheit und Natur zu erheben. Noch dürftiger als Lubliner's Stück erwies sich am Sonnabend den 30. November ein Lustspiel in 4 Acten „Gaudeamus" von Otto Bischer. Ein Schauspielerstück ohne Saft und Kraft, mit starker Anlehnung an Freytag's „Journalisten". Wider seinen Willen wird der außerordentliche Professor der Medicin, Horst, der alles Streberthum und jede Protection haßt und darum den Grobianus in vollkommenster Weise spielt, zum ordentlichen Professor gemacht und seine Kinder-Klinik, die er mit Darangabe seines Vermögens gegründet und bis jetzt erhalten hat, durch eine Subscription auf eine sichere Grundlage gestellt. Sein Assistenzarzt, Fritz Adelung, ein Vetter Conrad Bolzen's, vollführt im Vereine mit den studentischen Zuhörern des Professors und einer alten Tante vom Lande, der das Geld leicht im Beutel sitzt, diese glückliche Wandlung und läßt sich, da der Zweck die Mittel heiligt, gelassenen Sinnes von dem spartanischen Professor und seinem Töchterchen Käthe, die eine spitzige Zunge zugleich mit dem sanftmüthigsten Herzen besitzt, mit den unhöflichsten und unartigsten Redensarten überschütten, bis seine Uneigennützigkeit erkannt und mit Käthchen's Hand belohnt wird. Das Frostige dieser Späße und die Unwahrscheinlichkeit der Erfindung wird nur von ihrer Langweiligkeit übertroffen. Diese drei Stücke sind nach einander nicht an dem Urtheil der Kritik, sondern an der Mißbilligung des Publicums gestorben. Von den kleinen einactigen Lustspielen, die im

Schauspielhaus zur Aufführung kamen, sei als das liebenswürdigste, natürlichste und wirksamste Ernst Wichert's „Post festum" erwähnt, das ebenso lustig wie anschaulich die Irrungen und Wirrungen schildert, die sich nach einem Festabend in der Wohnung und der Stimmung der Gastgeber einzustellen pflegen, bis Alles wieder zur alten Ordnung zurückkehrt.

Auch das Deutsche Theater hat wie das Schauspielhaus seine Anziehungskraft in der Belebung und Verwerthung des classischen Schatzes gesucht. Zwei seiner Aufführungen nach dieser Richtung hin haben ein besonderes Glück gehabt. Der wohlgelungenen Darstellung des ersten Theils des Faust hat es eine von „Faust's Tod" folgen lassen. Die Schwierigkeit, den zweiten Theil des Faust für einen Theaterabend zusammenzuziehen, ist auch dem Laien ersichtlich; demjenigen, der sich ernsthaft an einen Versuch wagt, dürfte sie leicht als unüberwindlich erscheinen. Adolph L'Arronge hat einen Ausweg gefunden, indem er den dramatisch bedeutsamsten und bewegtesten Theil der Dichtung, Faust's Tod, zu dem Mittelpunkt der Aufführung machte. Die Scenen am Hofe des Kaisers mit der Erfindung des Papiergeldes und der Erscheinung der Helena eröffnen das Stück; die Schlacht, in der Faust mit Hülfe der drei gewaltigen Gesellen Raufebold, Habebald und Haltefest dem Kaiser über die Aufständischen den Sieg gewinnt, und die Belehnung mit der Meeresküste schließen sich daran. Die Auftritte, die in Goethe's Dichtung den fünften Act bilden, geben dann den eigentlichen Kern der Aufführung. Hier setzt besonders auch die Kunst des Decorationsmalers und des Maschinenmeisters ein, bei dem Auftreten der vier grauen Weiber, dem Grabschaufeln der Lemuren, dem Herabschweben der Heiligen- und der Engelchöre. Das Ganze gestaltet sich überaus feierlich und ergreifend, nicht ohne einen mystischen Schauer, und bringt nach meinem Gefühl das innerste Wesen der Faustdichtung wenn nicht zu einem vollgültigen, doch zu einem für die Masse des Publicums verständlich lebendigen Ausdruck. Die Möglichkeit, einmal die gesammte Faust-Dichtung in einer mustergültigen Einrichtung dem Repertoire unserer vaterländischen Bühne einverleibt zu sehen, kann einzig durch die Wiederholung solcher Versuche gewonnen werden. Die Hauptsache ist, daß die Lösung der Aufgabe in Fluß bleibt. Mit Recht beklagt man, daß die Bearbeitung L'Arronge's die Helena-Scenen aufgibt. Vielleicht ließe sich zwischen dem ersten Theil und Faust's Tod ein dritter Abend „Faust und Helena" einschieben, der mit dem Auftreten des Faust an dem Hofe des Kaisers begönne und mit dem Tode des Euphorion und dem Verschwinden der Helena schlösse. Der erste Act würde einige Scenen aus der kaiserlichen Pfalz, die Beschwörung der Helena und des Paris und Faust's Ohnmacht enthalten; der zweite Einiges aus der classischen Walpurgisnacht; der dritte die Auftritte vor dem Palaste des Menelas zu Sparta; der vierte Euphorion's Tod und den Ausgang des classisch-romantischen Schattenspiels. Freilich gehörte ein dichterisches Feingefühl und eine in der Theatertechnik geschickte Hand zu einer solchen Bearbeitung. Ließen sich dann noch für die vier Hauptpersonen, Faust und Mephistopheles, Helena und Euphorion, geeignete schauspielerische Kräfte finden, würde ich an dem Gelingen nicht zweifeln. Kam es in „Faust's Tod" mehr auf eine wirksame Gestaltung des Grandiosen und Phantastischen, als auf die schauspielerische Darstellung im Einzelnen an, so beruhte der heitere und liebenswürdige Eindruck, den eine Aufführung des Schauspiels von Friedrich Halm „Der Sohn der Wildniß" hervorrief, ausschließlich auf der letzteren. Schon Tommaso Salvini hatte bei seinem Gastspiel im Jahre 1877 auf dem damaligen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, aus dem jetzt das Deutsche Theater geworden ist, den rauhen Tektosagen Ingomar aus der sentimentalen Romantik des Dichters „zur Wahrheit und Natur zurückgeführt". Diese Umsetzung der Dichtung aus dem Moll der Halm'schen Empfindsamkeit in das Dur der Wirklichkeit — wie wir uns wenigstens diese Wirklichkeit, die griechische Bürgerschaft in Massilia, die in den Wäldern an der Grenze des Stadtgebietes hausenden Barbarenstämme, ihre Gegensätze, Zusammenstöße und friedlichen Berührungen vorstellen mögen — war vorzüglich durchgeführt und verhalf dem Schauspiel, das sich so zu einem Lustspiel ver-

wandelt hatte, zu einem unerwarteten und dauernden Erfolg. Gerade wie im Anfange des Jahres 1889 eine gleich frische und realistische Darstellung Grillparzer's Comödie „Weh dem, der lügt!" wieder zu Ehren gebracht hatte. Auf der Bühne des Deutschen Theaters leben die drei hervorragenden Dramatiker Oesterreich's, Grillparzer, Halm und Anzengruber, den der Tod so plötzlich dahingerafft hat, ein fröhlicheres Leben, als auf denen der Wiener Theater. Unwillkürlich stellt sich da der Wunsch ein, daß nun auch einem der Zaubermärchen Raimund's hier eine freundliche Stätte bereitet werden möge.

Von den zwei Neuigkeiten des Deutschen Theaters: „Der Schatten", Schauspiel in 4 Aufzügen von Paul Lindau, das am Donnerstag den 17. October und „Nächstenliebe", Lustspiel in 3 Aufzügen von Julius Rosen, das am Sonnabend den 2. November zum ersten Male aufgeführt wurde, hat das letztere Rosen's Talent einmal wieder von seiner besseren Seite gezeigt. Seine letzten Arbeiten waren so bedenklich in das Possenfabrikat mit der Marke „billig und schlecht" gerathen, daß man sein neues Lustspiel als einen ersten Schritt aus dieser breiten Alltäglichkeit heraus gern begrüßt. Wir haben es hier nicht mit einem leeren Verwechselungsspiel und einem albernen Wirrwarr um nichts zu thun, sondern mit einem ernsthaften Inhalt, einer Krankheit der Zeit, nicht mit Gliederpuppen, sondern mit Menschen, denen wir auch außerhalb der Bühne begegnen. Ein junges Mädchen erfährt an dem Tage, wo sie in die Gesellschaft eingeführt wird, was es in dem Kreise, der sie umgibt, mit der vielgerühmten „Nächstenliebe" für eine Bewandtniß hat. Ihr Vater, der reiche Banquier Strecker, steht auf jeder Sammelliste obenan; ihre Tante ist die stellvertretende Vorsteherin einer großen Wohlthätigkeitsgesellschaft; der Schwager ihres Vaters schreibt von Nächstenliebe überfließende Artikel in einer hoch conservativen Zeitung — die Atmosphäre, in der Ella aufgewachsen, ist mit Nächstenliebe und Humanität erfüllt. Und nun lernt sie zum Entsetzen ihres unerfahrenen, idealischen Herzens die Kehrseite der Medaille kennen: wie die Nächstenliebe nur der schöne Schleier ist, hinter dem sich gegenseitige Eifersucht, Neid und habsüchtige Selbstsucht verbergen. Ein blasirter Weltmann, der darüber natürlich sein Herz an sie verliert, wie sie das ihrige an ihn, dient ihr dabei halb bewußt, halb unbewußt als Lehrer. Ein tragisch angehauchter Zug kommt in die Handlung, als in Ella's Erzieherin die Jugendgeliebte dieses Freiherrn von Lembach entdeckt wird. Indessen beruhigt das kluge und verständige Fräulein Willers die erregte Ella, die ihrer Nächstenliebe ihre eigene Liebe zum Opfer bringen möchte, und den großmüthigen Lembach, der ihr sein einst gegebenes Wort, sie zu heirathen, halten will. Bewegt sich Rosen in dieser Sphäre hoher Empfindungen ein wenig unsicher und gespreizt, so steht er um so sichrer in dem schwankartigen Theil seiner Handlung; der ernsten Liebesgeschichte läuft eine heitere zur Seite. Ein junger Maler auf dem Wege zum Ruhme sucht durch ein großes Bild „Nächstenliebe" Geld, Ehre und die Hand seiner Angebeteten zu erringen. Nach einander werden nun die Figuren des Stückes durch die Sorge und Freude, Furcht und Hoffnung, daß die allegorische Gestalt der „Nächstenliebe" ihre Züge tragen könne, in die ergötzlichste Verwirrung gesetzt. So ist der gefälligen Harmlosigkeit des Lustspiels ein Korn satirischen Salzes beigemischt, das es auch für den feineren Gaumen schmackhaft macht. Bedeutsamer tritt Paul Lindau's Schauspiel „Der Schatten" auf. Es ist im Grunde ein richtiges Trauerspiel, das mit dem Tode der wenn nicht unschuldigen, doch schuldlosen Heldin herbe genug schließt. In den drei ersten Acten wird die Frage der ungleichen Ehe lebendig und anregend, mit jener Kenntniß und klugen Beobachtung unserer modernen gesellschaftlichen Verhältnisse behandelt, in der ein Theil der dramatischen Schlagkraft Paul Lindau's beruht. Ein hochgestellter Beamter Heinrich von Brück lebt in einer zärtlich-freundschaftlichen Verbindung mit einer gefeierten Operettensängerin Edith Mühlberg. Ihr Umgang ist der feinige, er erhält ihr Haus, er führt seine Freunde dort ein. Zur unglücklichen Stunde mahnt ihn sein Freund und Vorgesetzter, das wunderliche Verhältniß, das bei seiner Stadtkundigkeit doch seinem Emporsteigen auf der Leiter

des Beamtenthums hinderlich sei, zu lösen: der Ministerialdirector ist dabei nicht ganz uneigennützig; er hofft auf diese Weise seiner Nichte zu einem angesehenen und wohlhabenden Gatten zu verhelfen. Heinrich indessen bei seiner Liebesbethörtheit versteht ihn falsch und bietet Edith seine Hand an. Vergebens schützt sie ihre Liebe zur Bühne, die Umgebung, in der sie sich wohl fühlt, vor; vergebens offenbart sie ihm den Schatten aus ihrer Vergangenheit, daß sie in ihrer ersten Jugend das Opfer der Verführung eines reichen, gewissenlosen jungen Mannes geworden sei. Trotz ihrer Furcht muß sie dem stürmischen Drängen Heinrich's nachgeben und willigt ein, sein Weib zu werden. Im zweiten Act, nach einem halben Jahre, sehen wir Beide als Vermählte wieder. Die Sorge und den Schatten an ihrer Seite. Die Ehe mit der Operettensängerin macht Heinrich die Fortsetzung seiner Laufbahn unmöglich, er nimmt seinen Abschied. Die Gesellschaft behandelt ihn mit einer Kälte, die seine Empfindlichkeit auf das Aeußerste reizt. Den alten Freunden und Freundinnen seiner Gattin weist er halbwegs die Thür. Er wird ein verdrießlicher, nörgelnder Ehemann, der seine mißmuthige Laune an seiner Gattin ausläßt. Der Commerzienrath Nehringen, der seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn schätzt, bietet ihm in einem neuen Unternehmen eine hervorragende Stellung an. Aber der Sohn dieses Mannes ist gerade der gewissenlose Verführer Edith's und trifft jetzt, um das Unheil zu vollenden, unerwartet in der Hauptstadt ein, als der heimliche Verlobte der verwittweten Frau von Loesnitz, der Schwester Heinrich's. Die Weltdame will Alles geschickt und listig verschweigen und ausgleichen, Edith's Leidenschaft und Wahrheitsdrang duldet jedoch weder Aufschub noch Verheimlichung. Sie gesteht ihrem Manne Alles. Den Zweikampf zwischen den beiden Männern verhindert der alte Nehringen, und Edith in dem Gefühl, daß sie die Liebe ihres Gatten verloren hat, stürzt sich in das Wasser. Als Leiche wird sie in das Haus zurückgetragen, und der Zuschauer hat die Ueberzeugung, daß der schwächliche Heinrich sich bald durch eine Heirath mit der Nichte seines Ministerialdirectors über den Verlust seiner ersten Frau trösten wird. Figuren und Verhältnisse sind mit der Findigkeit, die Paul Lindau auszeichnet, aus der Unmittelbarkeit des Lebens ergriffen und mit der Treue und Sicherheit der photographischen Abbildung wiedergegeben; der Aufbau des Stückes in den ersten Acten ist vortrefflich, Fortgang und Verwicklung nicht gerade stark und spannend, aber doch in einem mäßigen Tempo anziehend. Wenn nun das Ganze schließlich das Publicum trotzdem nicht ergreift, so liegt der Fehler einmal in der wenig sympathischen Gestalt Heinrich's, und dann in der Rührseligkeit des Ausgangs, wo wir die Bitterkeit der Tragödie erwarten. Die schuldlose Edith opfert sich einem Manne, der dieses Opfers gar nicht werth ist, und dieser Mann begeht mit seiner Heirath einen Thorenstreich, den man kaum einem Jünglinge verzeihen würde und dessen seine selbstsüchtige Strebernatur gar nicht fähig ist. So ist es denn nicht die ungleiche Ehe an sich, sondern der schwankende, seinem Schöpfer selber problematisch bleibende Charakter Heinrich's, der das Unglück heraufbeschwört. Nicht in Rührung, in einer unbehaglichen Stimmung scheiden wir. Aber das Stück beweist jedenfalls mit der wieder erwachten Theaterlust Paul Lindau's auch seine ungeschwächte Kraft der dramatischen Gestaltung. Er wende sich nur von Neuem der satirischen und ironischen Comödie zu; er steht jetzt in dem Alter, wo sich mit der Schärfe des Blickes ein gelassenerer Sinn verbindet und er Dinge und Menschen von einem beherrschenderen Standpunkt aus betrachtet, als in der Hitze der Jugend; er überlasse die ganze und die halbe Tragödie Andern; seine Aufgabe ist es, den Schwächen und Unsitten der Zeit den Spiegel vorzuhalten. Welche Gegenstände für die dramatische Satire bieten heute nicht das Streberthum, die parlamentarische Eitelkeit und Verbissenheit, die Genießucht der neuen Stürmer und Dränger in der Malerei wie in der Literatur, der Einfluß der Börse auf der einen, die Macht der Presse auf der andern Seite! Welche grandiosen Possen ein neuer Aristophanes der Socialdemokratie abgewinnen könnte, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren; das wäre jedoch nicht Paul Lindau's Sache und Amt und gehörte auch nicht auf das Deutsche Theater, sondern auf die Freie Bühne.

Die beiden theatralischen Neu-Schöpfungen, das Berliner Theater unter Ludwig Barnay's und das Lessing-Theater unter Oscar Blumenthal's Leitung, haben sich rüstigen Schritts neben ihren Vorgängern gehalten und in der Gunst des Berliner Publicums Wurzel geschlagen. Für das Berliner Theater hat sich in Folge der zahlreich vorhandenen guten Dreimark-Plätze im Parquet und im Balkon des ersten Rangs allmälig ein Stammpublicum gebildet, das der Bühne eine dauernde Zukunft verspricht. In der Aufführung der classischen Dramen setzt der ebenso umsichtige wie energische Director, der in seltener Weise mit dem großen Schauspieler den geistreichen Regisseur vereint, den eigentlichen Ruhm seines Theaters. Er hat in den vergangenen Monaten nach einander „Lear" und „Hamlet" mit glänzendem Erfolge zur Darstellung gebracht. Das Schwierigste ist für ihn noch immer die Bildung eines ausreichend geschulten und gut abgetönten Ensemble's. Zunächst muß darum Ludwig Barnay selbst den größten Theil auch der schauspielerischen Last auf sich nehmen, seine Scharen um seine imponirende Erscheinung ordnen, bald als Lear, bald als Hamlet oder als Montjoye in Octave Feuillet's bekanntem Schauspiel, und ihnen Richtung und Ansporn geben: zur Genugthuung und Freude der Zuschauer natürlich, denen der Künstler noch mehr gilt als der Regisseur. Dabei kommt die moderne Production nicht völlig zu kurz. Außer den beiden genannten Dramen von Shakspeare und Calderon's „Dame Kobold", die in der Wilbrandt'schen Bearbeitung und Zusammenziehung am Sylvesterabend gespielt wurde, hat das Berliner Theater drei größere Neuigkeiten gebracht: am 15. October ein historisches Trauerspiel von Adolf Wilbrandt „Markgraf Waldemar"; am Donnerstag den 14. November ein modernes Schauspiel von Heinrich Stobitzer in 3 Aufzügen „Thyra" und am 30. November ein Drama in 3 Acten von José Echegaray, in einer Bearbeitung von Emil Granichstädten „Schlechte Rasse". Keine von den Neuigkeiten hat festen Fuß im Repertoire gefaßt, keine verdient eine eingehendere Würdigung. Heinrich Stobitzer's „Thyra" will den Conflict zwischen der Liebe zu dem Vater und dem Vaterlande und der Liebe zu dem Verlobten in der Brust einer jungen Polin schildern und würde, besonders bei der trefflichen Darstellung des Charakters durch eine gute und gewandte Schauspielerin, Nuscha Butze, das Publicum wenigstens für die Heldin erwärmt haben, wenn die Handlung sich nicht in lauter Unmöglichkeiten verlöre. Ein polnischer Oberst Sieminski, der in dem Aufstand des Jahres 1863 eine zweideutige Rolle gespielt hat, soll im Jahre 1887 in Petersburg unangefochten leben, für fremde Zeitungen correspondiren und militärische Geheimnisse den auswärtigen Mächten verrathen. Um hinter ein wichtigstes zu kommen, spiegelt er dem Kammerherrn Litwinoff, der im Kriegsministerium arbeitet, eine Verlobung mit seiner Tochter Thyra vor. Thyra aber liebt den Mann, den sie betrügen soll, und bringt ihm die Abschrift, die ihr Vater von dem entwendeten Document genommen hat, zurück. Das Abenteuerliche und Geschraubte in diesen Vorgängen und Reden wirkt um so störender, je größere Mühe sich der Verfasser gibt, in der Schilderung einiger Nebenfiguren der Wirklichkeit treu zu bleiben. — Den Erfolg, den Echegaray's Drama „Galeotto" in der Bearbeitung von Paul Lindau auf den deutschen Bühnen errungen hat — ein Erfolg, den das Stück meiner bescheidenen Meinung nach keineswegs gehabt hätte, wenn man es „getreu nach dem Original" gespielt — hat die Uebersetzer und Bearbeiter gleichsam herausgefordert, die vermuthete Goldmine des spanischen Dramatikers auszubeuten. An zwei Schauspielen „Wahnsinn oder Heiligkeit" und „Schlechte Rasse" haben sie sich nun gründlich die Finger verbrannt. Der Spanier wurzelt eben im spanischen Boden, und seine Stoffe können nicht ohne Weiteres, wie etwa die Schöpfungen Sardou's und Ibsen's, auf unsere Bühne übertragen werden. Munter und witzig setzt der erste Act über das Thema der Vererbung ein: um ein junges Mädchen Adelina, die Tochter einer leichtfertigen Mutter, die ihren bisherigen Pflegeeltern bei der bevorstehenden Ankunft der eigenen Tochter zur Last fällt, da sie die „schlechte Rasse" in ihr fürchten, wirbt in feuriger Leidenschaft Don Carlos, der Sohn des Generals

Anselmo. Anfänglich hat sich der brave General über das Vorurtheil der Vererbung lustig gemacht, jetzt stutzt er doch bei der Erklärung seines Sohnes, bis die Liebe der beiden jungen Leute seinen Widerstand besiegt. Man erwartet für die folgenden Acte eine Handlung, in der das Thema weiter und zu einem schicklichen Schluß geführt wird: statt dessen dreht sich Alles um den neuesten Scandal. Ein Mann ist in der Morgenfrühe von Adelina's Balkon gesprungen. Umsonst betheuert sie ihre Unschuld, die Verwandten, der Schwiegervater, der eigene Mann fallen mit Vorwürfen, Drohungen und Thätlichkeiten über sie her, die spanisch sein mögen, uns aber ebenso roh wie albern erscheinen. Denn die Frage, ob der Mann nicht ebenso gut bei Donna Paquita gewesen sein könne, wird von allen diesen Narren gar nicht aufgeworfen. Donna Paquita ist die zweite Frau des Generals, sie hat Thür an Thür mit ihrer Schwiegertochter gewohnt. Nach einer qualvollen Folterung der Zuschauer kommt denn auch durch das Bekenntniß des zum Glück hinter der Scene im Duell sterbenden Galans das Geheimniß ans Licht: Paquita hat einem ehemaligen Liebhaber eine letzte heimliche Unterredung gewährt, weil sie gefürchtet hat, durch ein offenes Aussprechen mit ihm die Eifersucht ihres Mannes zu reizen. Echt spanisch wird die Arme von dem wüthenden Anselmo verstoßen, um entweder in den Fluß oder ins Kloster zu gehen. Das Alles entfernt sich denkbar weit von unsern Sitten, aber auch von den spanischen gibt es uns eine irrige Vorstellung. Solche Aerzte ihrer Ehre spuken nur noch in Echegaray's Phantasie; die lockeren Sitten der vornehmen Madrider Gesellschaft sind allbekannt; nicht umsonst haben Donna Christina und Donna Isabella Spanien regiert. — Adolf Wilbrandt's Trauerspiel „Markgraf Waldemar" sucht in einer romantischen Handlung, die mehr an Tromlitz und Spindler, als an Willibald Alexis gemahnt, unsere Sympathie für jenen merkwürdigen Mann zu erwecken, der 1348 als Markgraf Waldemar, der längst verstorbene letzte Fürst der Mark Brandenburg aus dem Ascanischen Geschlecht, auftrat. Die mystische Vorstellung, durch die er den Betrug des Müllergesellen adeln und die Möglichkeit seines Erfolges erklären will, daß nämlich die Seele, das Wesen des auf einer Wallfahrt gestorbenen Fürsten auf seinen treuesten Diener und Genossen Jacob Rehbock übergegangen sei, entbehrt zu sehr jeder dramatischen Kraft und Faßbarkeit, um uns über das moralisch Mißliche und phantastisch Verworrene einer Handlung, die sich auf einer solchen Grundlage aufbaut, hinwegzuhelfen.

Am weitesten, wie billig, hat das Lessing-Theater, das Theater der Lebenden, seine Pforten der modernen Production geöffnet. Durch keine Rücksichten auf die classischen Dichtungen ist es in seiner Bewegung eingeschränkt. Mit großem Geschick hat der Director Oscar Blumenthal, der jetzt die fachkundige Hülfe und den energischen Eifer des Herrn Anno für seine Bühne gewonnen hat, nicht nur ein vortreffliches, wechselvolles Repertoire, sondern auch ein musterhaftes Zusammenspiel hergestellt. Die Damen Lilli Petri, Jenny Groß, Marie Barkany, Ida Stägemann, und die Herren Adolf Klein, Oscar Blencke, Oscar Höcker, Hugo Ranzenberg, Eugen Stägemann haben sich so musterhaft in einander eingespielt, Vorzüge und Schwächen so gut auszugleichen und harmonisch gegen einander abzustimmen gelernt, daß die Vorstellungen der Schauspiele „Der Fall Clemenceau" — „Der Zaungast" — „Die Ehre" zu den abgerundetsten gehören, die man auf einer Berliner Bühne sehen kann. Nicht weniger als fünf Neuigkeiten hat uns das Theater geboten. „Die Vermählten", ein dreiactiges Lustspiel von Adolf Wilbrandt, das schon von seiner dreimaligen Aufführung im Schauspielhause, aus dem Jahre 1871 bekannt war, und Hugo Lubliner's Lustspiel in 4 Acten „Der Jourfix", das früher im Wallner-Theater ein kurzes Dasein gefristet, sollten wohl nur die Namen der beiden Dichter an das Lessing-Theater knüpfen, da eine stärkere Wirkung beider Stücke auf das Publicum ausgeschlossen ist: Lubliner's „Jourfix" ist ohne jene ironische Schärfe, die dem harmlosen Stoffe erst die Würze verleihen könnte, und Wilbrandt's Lustspiel ist eine wunderliche Schrulle, die dadurch nicht lebendiger wird, daß die Handlung in England spielt und der Held und die Heldin sich maskiren. Um so erfolgreicher

haben sich die drei andern Stücke erwiesen: „Das letzte Wort", ein Schauspiel in 4 Aufzügen von Franz von Schönthan, das am Sonnabend den 28. September — „Der Zaungast", ein Lustspiel in 4 Acten von Oscar Blumenthal, das am Sonnabend den 2. November — und „Die Ehre", Schauspiel in 4 Acten von Hermann Sudermann, das am Mittwoch den 27. November zum ersten Male aufgeführt wurde. „Das letzte Wort" in dem Schönthan'schen Schauspiel spricht die Liebe. Ein harter Vater, der aus Standesrücksichten seiner Tochter den Geliebten verweigert und sie grausam aus dem Hause stößt, wird durch die Liebe bekehrt; eine junge Russin bringt durch die Liebe einen gelehrten Weiberfeind zu demüthiger Abbitte und Huldigung auf den Knieen; ein allerliebstes kluges Mädchen erzieht durch die Schule der Liebe einen Allerweltsgecken zu einem verständigen Manne. Das entwickelt sich in drei neben einander laufenden Handlungen, die sich aber in bestimmten Hauptscenen trefflich und wirksam zusammenschließen. Weitaus die anziehendste und geistreichste ist die Bekehrung des jungen Privatdocenten Hartwig Mantius von seiner Verachtung der Frauen, in der die Bekehrerin Vera von Bagoleff eine Fülle schlagfertigen Witzes und liebenswürdigen Humors entwickelt; ein echter Schönthan ist das halb ernsthafte, halb neckische Spiel, das Elly Mantius mit dem in jede Dame sich kopfüber verliebenden, immer mit Blumensträußen bewaffneten reichen Nichtsthuer Alexander Jordan treibt. Mißlicher steht dem lustigen Comödienschreiber die Sentimentalität und die Romantik zu Gesicht, wenn es gilt, den selbstsüchtigen und hartnäckigen Sinn des Geheimraths Mantius zu beugen und die abenteuerliche Liebe seiner schwärmerischen Tochter Gertrud zu dem russischen Journalisten Boris Boranoff, über dessen eigentliches Wesen der Verfasser uns die Aufklärung schuldig bleibt, in die bürgerliche Ordnung zu bringen. Das Stück ist nicht aus einem Guß und Stil, es ist Mosaikarbeit, die noch deutlich die Nähte und Sprünge erkennen läßt; aber es ist immerhin ein anerkennenswerther Versuch Schönthan's, die Gesellschaft ernsthaft zu betrachten und zu schildern, der er bisher nur die groteske und die spaßige Seite, in der Betonung der Schwächen, Grillen und Absonderlichkeiten aus dem Kleinleben, abgelauscht hatte. — Oscar Blumenthal's Lustspiel „Der Zaungast" ist die feinste und zierlichste seiner Schöpfungen, eine Comödie ganz in Silberfiligranarbeit. Ein feingeschliffener, schimmernder Stil, lauter Brillanten, möchte man sagen, in goldener Fassung. Diese Wirkung des Dialogs wird noch dadurch unterstützt, daß er sich den wenigen Personen des Stücks anmuthig und natürlich anpaßt, daß diese geistvollen Scherze, diese sinnreichen Bemerkungen und Einfälle in dem Munde dieser gebildeten Männer, Frauen und Mädchen als die ihnen angeborene, als die Sprache der guten Gesellschaft erscheinen. Der Charakter des Helden, des Doctors Johannes, der die Freuden der Welt als Zuschauer, als Gast, der über den Zaun dem Tanz der Glücklichen zusieht, humoristisch betrachtet, ist darin besonders glücklich getroffen, daß er durch seine eigene Unentschlossenheit und Unfähigkeit, die Gelegenheit frisch festzuhalten, durch das Problematische seiner Neigungen, weil er es im letzten Grunde vorzieht, die Dinge wie die Sterne des Himmels still anzuschauen, statt sie zu erobern, die Wittwe wie die Jungfrau verliert, die er zu lieben glaubt. Der Mangel des Lustspiels liegt in dem zu weich und dünn gesponnenen Faden der Handlung: der Held, der zwei Mal um Hand und Herz seiner Erkorenen von glücklicheren Nebenbuhlern gebracht wird, sinkt dadurch unmerklich in der Werthschätzung des Publicums; je besser er den Begriff des Zaungastes verwirklicht, desto weniger ernsthaft nehmen wir ihn. Der dramatische Held darf sich eben nicht wie der Held der Novelle aus dem Kampf, und wenn er auch nur im Salon geführt wird, durch eine Reise nach Italien retten. So munter und angenehm die geistreiche Unterhaltung der Blumenthal'schen Comödie sich uns einschmeichelt, so wenig ergreift sie uns innerlichst. Das glänzendste Feuerwerk vermag auf die Dauer das bescheidene Kaminfeuer, das nicht nur leuchtet und knistert, sondern auch wärmt, zu ersetzen. Oscar Blumenthal's bestes und heute noch wie am ersten Abend wirkungsvollstes Stück „Die große Glocke" hat eben diesen Vorzug; alle Leuchtkugeln und Ra-

keten steigen von dem wärmenden Feuer einer anziehenden, lebhaft verwickelten und gut durchgeführten Handlung, aus der Unmittelbarkeit des hauptstädtischen Gesellschaftslebens, auf: möge es ihm bald gelingen, einen ähnlichen kernigen Stoff für sein wesentlich stilistisches Talent zu finden, das sich allzuleicht in die Arabeske verliert, wenn die derbe Masse des Stoffes es nicht zwingt, sich zu bescheiden.

Das eigentliche theatralische Ereigniß dieser drei Monate war die Aufführung des Schauspiels von Hermann Sudermann, „Die Ehre". Zugleich ein Triumph der realistischen Richtung und die Entdeckung eines hervorragenden dramatischen Talents. Hermann Sudermann gehört noch zu den jüngeren Männern, er ist 1857 geboren, und sein Schauspiel ist auf der Bühne eine Erstlingsarbeit. Bisher hatte er sich durch eine Reihe Erzählungen bekannt gemacht, voll starker Effecte, im grellen Farbenton, in dem die Uebergänge zu sehr fehlten, um einen harmonischen Eindruck hervorzubringen; mit der trefflichen und originellen Charakteristik einzelner Figuren stand die Fabel mit ihren Verwickelungen und Lösungen, die zuweilen bedenklich in das Gebiet des Colportageromans abirrten, in einem ungelösten Widerspruch. An diesen Mängeln krankt auch noch die Handlung seines Stückes; wie es im zweiten und vierten Act in dem prächtigen Salon des Vorderhauses und im ersten und dritten in der ärmlichen Stube des Hinterhauses spielt, verquickt es Alltägliches und Romanhaftes, Gestalten aus der Wirklichkeit mit Figuren, die nur in der Welt des Grafen von Montechristo und der Prinzessin von Bagdad existiren; so natürlich die eine, so abenteuerlich ist die andere Seite der Fabel. In dem Erdgeschoß des Hinterhauses, neben der Fabrik, ißt der alte Heinecke mit seiner Frau das Gnadenbrod des Commerzienraths Mühlingk. Den Sohn hat der reiche Mann erziehen lassen, in sein Contor aufgenommen und ihn zur Verwaltung seiner Zucker-, Thee- und Kaffeeplantagen nach dem holländischen Ostindien geschickt. Nach jahrelanger Abwesenheit ist Robert von dort zurückgekehrt, er hat dem Geschäft bedeutende Summen erworben, und wenn er sich dem Commerzienrath zu Dank verpflichtet fühlt, glaubt er sich doch auch von ihm einer würdigeren Behandlung, als der eines bloßen Bediensteten, versehen zu dürfen. Denn Robert hat ein stolzes, hochgemuthes Herz. Wie wird er in seinem tiefsten Ehrgefühl verletzt, als er nun allmälig erfährt, daß seine jüngste hübsche Schwester Alma die Geliebte des jungen Herrn Mühlingk ist; daß seine Eltern über das Verhältniß hinwegsehen, als wäre es die harmlose Grille eines reichen Mannes, der ein armes Mädchen in aller Uneigennützigkeit zur Sängerin ausbilden läßt; daß die ältere, an einen Trunkenbold verheirathete Schwester dem Liebespaar in ihrer Wohnung ein behagliches Nest bereitet hat! In einer Fülle charakteristischer Züge stößt sein Ehrbegriff hart und unvereinbar mit den Anschauungen der Armuth, der Leichtfertigkeit, die in dem Ausnutzen ihrer Jugend und Schönheit, in dem Genuß des Lebens nun einmal, selbst wenn sie, in einem Augenblick nervöser Aufregung, nicht seelischer Ergriffenheit, Reuethränen vergießt, nichts Unehrenhaftes erblicken kann, der gemeinen Geldgier zusammen. In einem abenteuerlichen Entschluß will Robert Vater, Mutter und Schwester dem Sündenpfuhl entreißen und sie mit sich nach Indien nehmen. Seine leidenschaftlichen Reden machen auch scheinbar einen Eindruck auf die Seinen. Aber mitten in ihrer Rührung fragt ihn Alma: „Den nächsten Maskenball werde ich doch noch besuchen dürfen?" Und als der Commerzienrath dem alten Heinecke eine Anweisung auf 40 000 Mark einhändigt, damit er das Haus verlasse und die Schande der Tochter ohne weiteren Lärm einstecke, ist heller Jubel in der Familie und Alma wird als Prinzeßchen geliebkost und auf Händen getragen. Diese lebenswahren Schilderungen sind das Verdienst und die Eigenart des Stückes; sie zeigen, was ein kühnes, scharf beobachtendes, rücksichtslos das Geschaute wiedergebendes Talent auf der Bühne wagen darf; sie knüpfen an Wagner's „Kindesmörderin", an Schiller's „Kabale und Liebe" an und sind poetisch betrachtet weitaus die bedeutendste Leistung der naturalistischen deutschen Schule. Hier ist nicht mehr Programmdichtung, sondern poetisches Leben; nicht mehr eine durch die Programmbrille betrachtete Natur, sondern die Einfachheit der Natur selbst. Auch unter den Nebenfiguren im Vorderhause ist der reiche Kaufmannssohn und schneidige

Reservelieutenant Lothar Brandt energisch und lebendig gezeichnet; allein die Hauptpersonen, der Commerzienrath, sein nichtsnutziger Sohn, die überspannte Tochter, die in schwärmerischer Liebe an dem Jugendgespielen Robert hängt, haben kein rechtes Relief und der Macher des Ganzen, der Graf von Trast-Saarberg, der vor einigen Jahren wegen unbezahlter Schulden aus dem Heere entlassen wurde und jetzt wohl der reichste Kaffeebaron, aber, wie ihm der Reservelieutenant nachweist, nicht mehr „satisfactionsfähig" ist, gehört vollends zu den Unmöglichkeiten. Da er über Millionen verfügt, kostet es ihn natürlich nur ein Wort, um seinen Freund und Compagnon mit der schönen Lenore zu verloben. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt!" ruft der Commerzienrath aus, der eben noch geneigt war, Robert wegen des Verdachts einer Unterschlagung verhaften zu lassen, und Curt, der kaum dem Revolver des empörten Robert entgangen ist, macht dem neuen Schwager eine höfliche Verneigung. Der Nothbehelf dieses unwahrscheinlichen Schlusses zeigt die Schwäche der Fabel und lehrt den Verfasser, nach welcher Richtung er seinen Fleiß, sein Studium, die Schulung seines Talentes am eifrigsten lenken muß, will er auf der Bühne dauernde Erfolge erringen. Denn das Erste und Letzte jedes Drama's ist die Handlung. Auch wird er künftig den Grundgedanken seiner Stücke kräftiger und anschaulicher herausarbeiten müssen, als es in der „Ehre" geschehen ist. Was im letzten Grunde „Ehre" ist oder auch nur, welchen Begriff der Verfasser dem Worte beilegt, welchen Werth er ihm zuerkennt, wird trotz aller Reden, Aphorismen und Fabeln des Grafen nicht deutlich. Man sieht nur, daß der Ehrbegriff nach den verschiedenen Ständen und Bildungsgraden hin verschieden schillert; aber sollte es über diese Strahlenbrechungen hinaus nicht etwas Allgemeingültiges geben, was das echte Wesen der Ehre ausmacht? Welche Einwände sich indessen gegen die Fabel des Schauspiels und die Durchführung der Idee einwenden lassen, die realistischen Schilderungen der kleinen Leute, die Freude, einem neuen originalen Talente zu begegnen, schlagen sie zunächst nieder. Hermann Sudermann's Begabung verspricht so viel, daß ihm die Kritik nicht durch Nörgelei seinen ersten Erfolg verkümmern soll.

Auch die eigentliche Pflanz- und Brutstätte des realistischen Drama's, die Freie Bühne, hat ihren Schauplatz im Lessing-Theater aufgeschlagen. Einem in Paris gegebenen Beispiele folgend, ist eine Anzahl jüngerer Schriftsteller: Otto Brahm, Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann, Heinrich und Julius Hart, Fritz Mauthner, Paul Schlenther, und ein älterer, Julius Stettenheim, zu einer Vereinigung zusammengetreten, um Dramen, die sich schwer oder gar nicht zu einer der bestehenden Bühnen, den Luxustheatern, wie sie Hans Herrig genannt hat, den Zugang verschaffen können, in einem geschlossenen Kreise aufzuführen. Schriftsteller, Künstler, die Presse, die überall dabei sein muß, und jenes Premièrenpublicum, das überall dabei sein will, haben schnell mit dreißig Mark ihre Mitgliedschaft erworben; den Studenten und Polytechnikern, den Jüngern und Jüngerinnen der Hochschule für Musik sind billigere Karten zu fünfzehn Mark bewilligt worden, und so haben sich 8—900 Herren und Damen ein neues Luxustheater geschaffen. Acht Schauspiele sollen im ersten Vereinsjahre zur Aufführung kommen, je an einem Sonntag, in den Mittagsstunden. Eine Art Mysterienfeier für die Naturalisten. Vier Stücke von den versprochenen acht sind so unter den lärmendsten Vorgängen, unter Beifall und Zischen, wie sie in dieser Stärke nur selten in den Theatersälen zu widerhallen pflegen, am 29. September, am 20. October, am 17. November und am 15. December gespielt worden: Henrik Ibsen's Familiendrama in drei Aufzügen: „Gespenster" — Gerhart Hauptmann's sociales Drama in fünf Aufzügen: „Vor Sonnenaufgang" — Edmond und Jules de Goncourt's Schauspiel in drei Acten: „Henriette Maréchal" und Björnstjerne Björnson's Schauspiel in drei Aufzügen: „Ein Handschuh". Diese Aufzählung zeigt schon, daß wir es mehr mit einer Acclimatisation fremder Gewächse, als mit der Pflege der einheimischen Kunst zu thun haben. Wie mich dünkt, aus einem einfachen Grunde. Wie soll die deutsche dramatische Production, die nicht ausreicht, um das Bedürfniß

der bestehenden Bühnen zu decken, noch für eine neu geschaffene Bühne mit bestimmten, ausschließlichen Principien das Material herbeischaffen?

Ab und zu wird ein Stück wegen seiner politischen und socialen Kühnheiten durch eine engherzige Polizeiwillkür von der Bühne verbannt, aber was in Berlin verboten ist, wird um so eifriger in Leipzig und Hamburg begehrt. Kaum ein halbes Dutzend deutscher Stücke wüßte ich aus dem ganzen letzten Jahrzehnt namhaft zu machen, deren Aufführung die Schaffung der Freien Bühne verlohnt hätte. Gewiß kann es unter Umständen einem noch unbekannten und unerfahrenen Talente förderlich sein, zuerst auf einem Versuchsfelde seine Kraft zu erproben, aber diese Fälle sind bei dem Wetteifer der Theater nach Neuigkeiten viel seltener, als die Gründer der Freien Bühne es annehmen. Ein wahrhaft bedeutendes Schauspiel bleibt jetzt nicht mehr unter dem Scheffel stecken; irgendwo tritt es immer in das hellste Licht der Oeffentlichkeit. Und man behaupte nicht, gewisse Dinge könnten nur von einer Freien Bühne mit halber Oeffentlichkeit herab geäußert werden. Ohne die thörichten Polizeiverbote gegen Ibsen's „Gespenster" wäre man gar nicht auf einen solchen Gedanken verfallen. „Henriette Maréchal", ein altes Stück aus dem Jahre 1865, das im Théâtre français durchgefallen, würde jetzt nirgends Anstoß erregen, höchstens wegen seiner Oede und Langweiligkeit, und Björnson's Schauspiel „Ein Handschuh" verdiente beinahe einen Tugend- und Keuschheitspreis. Ja, selbst dem unsaubersten und verwegensten dieser Stücke, Gerhart Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang", öffneten sich ohne jeden Anstand die Pforten des Belle-Alliance-Theaters. Denn so, wie der Verfasser es niedergeschrieben, konnte es auch die Freie Bühne nicht aufführen, auch sie mußte den ärgsten Schmutz fortkehren.

Es wäre ebenso nutzlos wie kindisch, dem vorgeschrittenen Realismus die Bühne verschließen zu wollen, nachdem er sich den Roman erobert hat. Nicht die Richtung, das einzelne Werk verfällt der Beurtheilung. Man kann dem Realismus Sudermann's zustimmen und den Realismus Hauptmann's verwerfen, obgleich der Erste vom Standpunkte der Moral aus Stärkeres wagt als der Zweite, denn Sudermann ist ein Künstler, der seinen Stoff beherrscht, und Hauptmann ein unreifes Talent, das in dem Sumpf, den es malen will, erstickt. Die Vererbungstheorie ist auch für ihn ein Dogma: er führt uns in die Familie des Bauerngutsbesitzers Krause ein, deren Mitglieder sämmtlich mehr oder minder an der Trunksucht leiden und nothwendig dem Säuferwahnsinn verfallen müssen. Noch ist die jüngste Tochter, die eine Zeit lang bei den Herrnhutern erzogen worden ist, frei von dem Uebel. Um aus dem Elend ihres Hauses zu fliehen, bietet sie einem socialistischen Schriftsteller Alfred Loth, der die Gegend bereist, um die Zustände in den schlesischen Kohlenbergwerken kennen zu lernen, Hand und Herz an. Loth liebt das Mädchen, wenigstens spielt sich eine frische und natürliche Liebesscene zwischen ihnen ab; als er aber von dem Dorfarzt erfährt, an welcher Krankheit die Krause's leiden, verläßt er die Arme, die sich in ihrer Verzweiflung mit einem Hirschfänger ersticht. Um diesen dürftigen Kern, der ebenso widerlich wie unwahrscheinlich und undramatisch ist, da die Handlung grad an dem Punkte abbricht, wo das Drama beginnt: nämlich der Kampf zwischen der Liebe und dem Vererbungsdogma in den Herzen der beiden Verlobten, ist eine breite Schilderung der nichtswürdigsten und schmutzigsten Zustände gelegt. Aus allen Poren riecht man den Unrath und den Fusel. Eine gewisse Virtuosität in dieser Schmutzmalerei ist unverkennbar: es ist die grelle und satte Pinselführung Zola's, in der sich ein Nachahmer schülerhaft, aber mit kecker Energie versucht. Björnson's Schauspiel „Der Handschuh" steht ethisch auf dem entgegengesetzten Standpunkt; es vertheidigt die makellose Reinheit, allein es ist ein Thesenstück, wie das Drama Hauptmann's und leidet wie dies an überlangen Reden, die sich in einem Vereine gegen die Unmoralität der Männer trefflich verwerthen ließen, wie die Hauptmann's in einem Vereine gegen die Trunksucht. Björnson's Stück ist aus der Polemik hervorgegangen, die er mit einer die freie Liebe vertheidigenden Zeitschrift geführt. Einen Vortrag zu Gunsten der Monogamie gegen die Polygamie hat er vielmals in Volksversammlungen in

Stadt und Dorf in Norwegen gehalten. So fehlt uns, zur richtigen Beurtheilung des Schauspiels, der Untergrund der erregten Stimmung, in der es wurzelt. Daß ein junges, kluges Mädchen, das ein Kinder-Asyl gegründet hat, außer sich gerathen soll, weil ihr Verlobter nicht mehr so rein und jungfräulich ist, wie sie, sondern, ehe er sie kannte, ein Verhältniß mit der Gesellschafterin seiner Mutter gehabt hat, verfällt der Komik, nicht der Tragik. Und wenn sie ihm nun gar, durch die Offenbarung, daß ihr Vater ebenfalls eine Geliebte gehabt, gegen das ganze Männergeschlecht auf das Aeußerste gereizt, statt seine Entschuldigung anzuhören, den Handschuh in das Gesicht schleudert, hat die Narrheit den Gipfel erreicht. Ebenso gut könnte sie mit der Natur hadern, daß dieselbe zwei Geschlechter geschaffen hat. Ueberdies hindert sie ja Niemand, eine alte Jungfer zu werden. Der Geschmack ist eben verschieden; es gibt viele Männer, die Wittwen und Kameliendamen lieben und heirathen, und noch viel mehr Frauen und Mädchen, die einen Don Juan einem Heiligen vorziehen. Warum Björnson seinem Stücke noch einen dritten Akt hinzugefügt hat, in dem er uns auf eine Versöhnung der Liebenden, nachdem Alf der Sünder seine Prüfungen und Bußübungen nach dem Willen der stolzen Svava überstanden haben wird, in der Zukunft hinweist, vermag ich nicht zu sagen; es ist eine so demüthige Verbeugung gegen die Forderungen eines Alltagspublicums, wie ich sie dem Dichter nicht zugetraut. Denn von zwei Dingen eins: entweder hat Svava Recht, und dann bleibt es bei dem Handschuh, den sie ihrem „unreinen" Verlobten ins Gesicht schleudert, oder sie hat von Natur wegen Unrecht, und dann ist das Ganze ein Lärm um Nichts. In dem ewigen Kampfe zwischen Mann und Weib, um einmal im Sinne Björnson's zu reden, kommt es niemals auf ethische Grundsätze, auf körperliche oder seelische Reinheit oder Unreinheit, sondern immer und ausschließlich auf den unbewußten Zug der Natur, auf die Stärke der Neigung und die Unergründlichkeit des Geschmackes an. Das Drama der Gebrüder Goncourt ist ein Durchschnittsehebruchsdrama, in dem die Tochter sich für die Mutter opfert. Der beleidigte Gatte glaubt die Ehebrecherin zu tödten und erschießt statt ihrer die eigene Tochter, die mit den Worten stirbt: „Es war mein Geliebter." Vermuthlich hätte das Stück auf dem Residenz-Theater einen größeren Erfolg gehabt, als auf der „Freien Bühne". Hier mundete es nach den Verwegenheiten des Hauptmann'schen Drama's wie eine Milchsuppe, in die man nicht einen Tropfen Cognac gemischt. Die Ironie, welche die Welt regiert, ließ die Freie Bühne mit dem Anspruch auftreten, dem realistischen Drama zum Siege zu verhelfen, das auf den Luxustheatern keine Stätte fände, damit ein Luxustheater mit Hermann Sudermann's „Ehre" den größten Erfolg der Saison erränge.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Das gesammte deutsche Volk ist durch das Hinscheiden der verwittweten Kaiserin Augusta in tiefe Trauer versetzt worden. Als am 7. Januar im Laufe des Vormittags in der Hauptstadt die Nachricht sich verbreitete, die erste Kaiserin des wiedergeeinten Deutschen Reiches, die Gemahlin des Kaisers Wilhelm I. ringe mit dem Tode, als dann in der fünften Nachmittagsstunde die Meldung vom Hinscheiden der hohen Frau übermittelt wurde, herrschte allgemein die Empfindung, daß nicht bloß eine mit Vorzügen des Herzens und des Geistes ausgestattete fürstliche Persönlichkeit, sondern auch ein dem Dienste der Menschheit gewidmetes edles Leben erloschen ist. Am 30. September 1811 zu Weimar als Tochter des Erbprinzen Karl Friedrich und der russischen Großfürstin Maria Paulowna geboren, war die nunmehr ihrem Volke entrissene verwittwete Kaiserin Augusta noch eine Zeugin der classischen Zeit Weimars. So oft sich eine Gelegenheit bietet, feiert Goethe die Prinzessin, welche für die Entwicklung der Literatur und Kunst ein nie versagendes Interesse bekundete. Auch dann noch, als die Enkelin seines Freundes Karl August am 11. Juni 1829 mit dem Prinzen Wilhelm, dem zweiten Sohne des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen und der Königin Luise, sich vermählt hatte, gedenkt Goethe, dem damals nur noch wenige Lebensjahre beschieden waren, stets von Neuem der von ihm verehrten Prinzessin. Wie aufrichtig diese Verehrung war, erhellt unter Anderem daraus, daß Goethe am 30. September 1830 am Schlusse eines einfachen Geschäftsbriefes an Soret schreibt: „Am heutigen Festtage uns Allen das Beste wünschend." Ein Festtag war aber der 30. September für den größten deutschen Dichter, weil an diesem Tage die Prinzessin Augusta Maria Luise Katharina von Weimar das Licht der Welt erblickt hatte.

Daß die Kaiserin Augusta ein hohes Lebensalter erreicht, daß sie bis zuletzt in werkthätiger Liebe für die Menschheit gewirkt hat, daß sie das Muster edelster Weiblichkeit, das Vorbild einer deutschen Gattin, Mutter und Frau gewesen ist, kann die Trauer über den Verlust nur erhöhen. Wiederum darf an einen Ausspruch Goethe's nach dem am 14. Februar 1830 erfolgten Tode der Großherzogin Luise erinnert werden. Am folgenden Tage berichtet Eckermann in dieser Beziehung: „Ich war diesen Vormittag einen Augenblick bei Goethe, um mich im Namen der Frau Großherzogin nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihn betrübt und gedankenvoll und von der gestrigen etwas gewaltsamen Aufgeregtheit keine Spur. Er schien die Lücke, die der Tod in ein fünfzigjähriges, freundschaftliches Verhältniß gerissen, heute tief zu empfinden. „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns theueren Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieser Uebergang aus einer uns bekannten Existenz in eine andere, von der wir auch gar

nichts wissen, ist etwas so Gewaltsames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Erschütterung abgeht."

Wie Goethe damals die langjährige Freundin beklagte und vermißte, wird nunmehr die gesammte deutsche Nation ebenso wie Kaiser Wilhelm II. und die kaiserliche Familie die durch den Tod gerissene Lücke empfinden, und die hohe Frau, die am 11. Januar im Mausoleum zu Charlottenburg neben Kaiser Wilhelm I. bestattet wurde, zurücksehnen, die, selbst eine Dulderin, für die Leiden aller Mühseligen und Beladenen ein offenes Herz bewahrte. Mit welchem Heldenmuthe ertrug sie das eigene Leiden und das schwere Mißgeschick, von dem sie in kurzer Frist durch das Hinscheiden des kaiserlichen Gemahls, durch das Martyrium des Sohnes, des unvergeßlichen Kaisers Friedrich III., betroffen wurde. Konnte der Ausspruch: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein", mit Fug als der Wahlspruch des Kaisers Wilhelm I. gelten, erhält das Martyrium Kaiser Friedrich's III. durch die Mahnung: „Lerne leiden, ohne zu klagen", einen besonders ergreifenden Zug aufgeprägt, so erscheinen die von der verwittweten Kaiserin Augusta kurze Zeit vor ihrem Tode an ihren Cabinetsrath gerichteten Worte: „Glauben Sie, daß ich morgen wieder mit Ihnen arbeiten kann?" um so rührender, als diese Arbeit vor Allem in Werken der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit bestand. Die vaterländischen Frauenvereine, Hospitäler und Erziehungsanstalten, Stiftungen aller Art legen vollgültiges Zeugniß für den edlen Sinn der nunmehr hingeschiedenen Kaiserin ab, der ohne Einschränkung der Name einer Landesmutter gebührt. Mit welchem Interesse begleitete sie die Einrichtung und Fortentwicklung aller den unteren Volksclassen dienenden Anstalten: der Volksküchen, der Asyle für Obdachlose! Wo es galt, Thränen zu trocknen, ließ sie, die zugleich für alles Schöne auf dem Gebiete der Kunst und Literatur begeistert war, niemals es an sich fehlen. So findet Kaiser Wilhelm II. nebst seiner Familie bei dem schweren Verluste, der ihn getroffen hat, den Trost, daß die ganze Nation an der tiefen Trauer innigsten Antheil nimmt. Diesen Gefühlen lieh auch der deutsche Reichstag unmittelbar nach der Wiederaufnahme seiner durch die parlamentarischen Ferien unterbrochenen Arbeiten Ausdruck, indem der Präsident von Levetzow, ehe er zum Zeichen der Trauer unter allgemeiner Zustimmung die Sitzung vertagte, der hingeschiedenen Kaiserin Augusta einen Nachruf widmete. Mit Recht hob er hervor, wie nicht körperliche Leiden, nicht kummervolle Tage, nicht sorgenvolle Zeiten, selbst nicht das Greisenalter die nunmehr ihrem Volke Entrissene verhindern konnten, zu helfen und Hülfe anzuregen, wo Wunden zu verbinden, Kranke zu pflegen, Noth zu lindern, sowie ideale Werke zu fördern waren. Präsident von Levetzow betonte, daß das zum Gemeingute fast aller Nationen gewordene rothe Kreuz, die Zusammenfassung der Thätigkeit der Frauen zu Werken gemeinnütziger Liebe der hohen Frau bis zur letzten Stunde am Herzen lagen, so daß, wie ihr Name mit einer für unser Vaterland großen und gewaltigen Zeit eng verknüpft ist, auch die dankbare Erinnerung an die Kaiserin Augusta und ihr Wirken im Andenken des deutschen Volkes fortleben wird.

Der deutsche Reichstag erledigte dann am 10. Januar in zweiter Berathung den Marineetat, indem er nach den Vorschlägen der Budgetcommission die für Schiffsbauten geforderten Credite genehmigte. Auch von den Vertretern der Regierung wurde hervorgehoben, daß keineswegs die Schaffung einer Marine ersten Ranges beabsichtigt, daß vielmehr nur eine solche zweiten Ranges geplant werde. Der Abgeordnete von Bennigsen wies zugleich darauf hin, daß, wenn die anderen Kriegsflotten, nicht bloß die von Frankreich und England, sondern auch die der übrigen Staaten in Bezug auf den Bau großer Panzerschiffe in jüngster Zeit wieder vorangegangen sind, auch Deutschland in dieser Hinsicht nicht zurückbleiben könnte, und zwar um so weniger, als die großen Panzer und anderen Schiffe, die es von früher her besaß, nach ihrer ursprünglichen Construction und in Folge ihrer langjährigen Ausnutzung den Zwecken, für die sie bestimmt waren, nicht mehr entsprechen. Da Herr von Bennigsen insbesondere auch der fortschreitenden Entwicklung der übrigen Marinen gedachte, darf an einen Vorgang erinnert werden, der sich unlängst im französischen Parlamente abspielte,

weil er unter Anderem dafür bezeichnend ist, wie militärische Forderungen daselbst, gleichviel ob es der Erhöhung der Streitkräfte zu Lande oder zu Wasser gilt, behandelt werden. Nachdem der französische Marineminister eine beträchtliche Anzahl von Millionen Francs für den Bau neuer Kriegsschiffe verlangt hatte, beantragte die mit der Prüfung dieser Vorlage betraute Commission des Senates ohne Weiteres die unverkürzte Genehmigung dieser Credite, die dann auch ohne Widerspruch erfolgte. Die Deputirtenkammer brauchte ebenfalls für Debatte und Annahme weniger Zeit, als etwa die Discussion behufs Prüfung der Wahl eines boulangistischen Abgeordneten erforderte. Der Streit in den Blättern bezog sich, wie ebenfalls als ein charakteristisches Symptom hervorgehoben werden muß, vor Allem darauf, ob die Staats- oder die Privatwerften mit dem Bau der neuen Kriegsschiffe beauftragt werden sollten. Unter den Argumenten, welche zu Gunsten der Privatwerften ins Treffen geführt wurden, war auch dasjenige durchgreifend, daß die Staatswerften im Hinblick auf ihr gegenwärtiges Arbeiterpersonal die Fertigstellung nicht so schleunig erledigen könnten wie die Privatwerften, während es andererseits bedenklich wäre, die Zahl der Arbeiter, die doch auf den Staatswerften in einem dauernden Verhältnisse zu dem Arbeitgeber zu stehen pflegen, zu erhöhen. Die Privatwerften haben denn auch den Sieg davongetragen, weil sie in beschleunigterem Tempo zu arbeiten im Stande sind; ja, es wurde sogar in der Presse ausdrücklich ermahnt, die mit der Aufsicht betrauten Vertreter der Regierung möchten nicht durch fortwährende Einmischung dieses Tempo wieder verzögern. Alle diese Vorgänge sind aber deshalb typisch, weil sie von Neuem erhärten, wie in Frankreich nur ein gewisser Ton angeschlagen zu werden braucht, um jeden Widerspruch der im Uebrigen so kampflustigen Opposition zum Schweigen zu bringen.

Um so größere Anerkennung verdient die Besonnenheit, mit welcher im deutschen Reichstage selbst von den Anhängern der Verstärkung unserer Marine ihr Standpunkt vertheidigt wurde. Wie der Staatssecretär des Reichs-Marineamts, sowie der Abgeordnete von Bennigsen hervorhoben, daß Deutschland keineswegs den Ehrgeiz besitze, eine Marine ersten Ranges zu schaffen, führte der Abgeordnete für Hamburg, Woermann, aus, welche Bedeutung die Kriegsmarine für die Entwicklung des deutschen Handels habe. Er betonte, daß, wenn Deutschland Werth darauf lege, das deutsche Capital und die deutsche Unternehmungslust die Handelsflotte ausdehnen zu sehen, es auch dafür sorgen müsse, das Eigenthum zur See in kräftiger und energischer Weise zu schützen. In diesem Zusammenhange äußerte der Abgeordnete für Hamburg die Zuversicht, daß der Bau neuer Kriegsschiffe fortgesetzt werden würde, wenn anders die deutsche Marine auf dem erforderlichen Standpunkte erhalten werden solle, damit sie ihren Aufgaben Genüge leisten könne. Daß die deutsche Kriegsflotte nicht bloß berufen ist, die deutschen Küsten zu vertheidigen, sondern auch den deutschen Außenhandel zu schützen, wird allgemein anerkannt. Es muß denn auch darauf hingewiesen werden, daß die Opposition sich zumeist gegen die Beschleunigung der Schiffsbauten richtete, ein Widerspruch, dem die Budgetcommission selbst, zum Theil wenigstens, insofern Rechnung trug, als verschiedene Forderungen der Regierung sogleich abgelehnt wurden. Im Hinblick auf die gegenwärtige friedliche Constellation wurde eben von einem allzu beschleunigten Tempo Abstand genommen.

Diese friedlichen Aussichten gelangten ebenso wie beim Empfange des Vorstandes des deutschen Reichstages durch den Kaiser und in der am 15. Januar bei der Eröffnung des preußischen Landtages gehaltenen Thronrede unter Anderem auch in der Ansprache zum Ausdruck, welche der Präsident der französischen Republik, Carnot, am Neujahrstage an das diplomatische Corps in Erwiderung der von diesem dargebrachten Glückwünsche richtete. Durfte Carnot mit Genugthuung auf den glänzenden Verlauf der vorjährigen Pariser Weltausstellung hinweisen, so bürgt die bisherige Wirksamkeit des Präsidenten der französischen Republik dafür, daß er in der That, wie er dem diplomatischen Corps versicherte, das „große Werk des Friedens und des Fortschrittes“ weiterzuführen gewillt ist. Durchaus berechtigt war auch die von Carnot geäußerte Zuversicht, daß die Regierungen und Nationen, deren Vertreter er empfing, gleichfalls bemüht sein

würden, wie bisher die auf die Aufrechterhaltung des Friedens abzielenden Bestrebungen zu unterstützen.

Ein Friedenswerk im edelsten Sinne des Wortes bezweckt auch der gegenwärtig in Brüssel tagende, die Beseitigung des Sklavenhandels anstrebende Congreß. Dem Könige der Belgier, der zugleich Souverän des vor einigen Jahren begründeten Congostaates ist, gebührt das große Verdienst, durch seine Initiative eine der bedeutsamsten Fragen der Humanität der Lösung näher gebracht zu haben. Deshalb darf man aus vollem Herzen den Worten zustimmen, welche der Vertreter der belgischen Académie royale des lettres, sciences et arts beim Neujahrsempfange an den König Leopold II. richtete, nachdem er hervorgehoben hatte, daß dieser gewissermaßen die lebendige Verkörperung der civilisatorischen Bestrebungen unserer Epoche wäre. „Von welchen Gefühlen der Bewunderung, der Dankbarkeit und der Ergebenheit," führte der Repräsentant der königlichen Akademie nach dem vorliegenden authentischen Berichte der „Indépendance belge" aus, „müssen unsere Gelehrten, unsere Schriftsteller und Künstler durchdrungen sein im Hinblicke auf unseren König, der unserem jungen Staatswesen ein vielleicht glanzvolles Blatt in der Universalgeschichte der Menschheit sichert, indem er Belgien an einem der großartigsten Werke des neunzehnten Jahrhunderts theilnehmen läßt, einem staunenswerthen umfassenden Werke, durch welches den Wissenschaften: der Naturwissenschaft sowie der Anthropologie neue Gebiete der Thätigkeit erschlossen werden, einem Werke, welches zur Folge haben wird, daß bisher isolirt gebliebene unbekannte Rassen in die Gemeinschaft der Civilisation eintreten. Hinzugefügt darf noch werden, wie dieses Werk durch das Gefühl, von welchem es durchaus beseelt erscheint, im Voraus gesegnet ist: „durch das heilige Mitleid für die Enterbten der großen menschlichen Familie".

Sollte es noch eines Beweises bedürfen, wie Bestrebungen nach der Art der auf dem Brüsseler Antisklaverei-Congresse geltend gemachten sogleich die wohlthätigste Wirkung ausüben, so wird dieser Beweis in vollem Maße durch die am 30. December 1889 veröffentlichte Verfügung des Sultans gegen den Sklavenhandel erbracht, eine Reform, die mit Recht als der bedeutsamste politische Erfolg gilt, welchen die auf der Grundlage der Civilisationsbestrebungen in Afrika eingeleitete Bewegung gegen die Sklaverei verzeichnen darf. Das im vollen Wortlaute vorliegende, zehn Artikel umfassende Gesetz bestimmte im ersten Artikel ohne Umschweife: „Der Handel, die Ein- und Durchfuhr schwarzer Sklaven sind im osmanischen Reiche und den ihm zugehörigen Ländern verboten." Zugleich wird auf den zwischen der Türkei und Großbritannien abgeschlossenen Vertrag hingewiesen, nach welchem die Kriegsschiffe der beiden Staaten berechtigt sind, jedes die türkische oder englische Flagge tragende Schiff anzuhalten und mit seiner ganzen Ladung zu confisciren, falls es in unerlaubter Weise Sklaven an Bord führt. Das türkische Gesetz, dessen mittelbarer Zusammenhang mit den gegenwärtigen Colonisationsbestrebungen der europäischen Großmächte und Staaten ohne Weiteres einleuchtet, erhält dadurch seine volle Bedeutung, daß in Zukunft auch die Sklavenmärkte an der arabischen Küste und in Tripolis beseitigt erscheinen, welches letztere als Wilajet des türkischen Reiches unter einem von der Pforte eingesetzten Generalgouverneur besonders in Betracht kommt.

Nicht überraschen kann andererseits, daß in einer Zeit, in welcher die afrikanischen Verhältnisse das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, zahlreiche Gegensätze der europäischen Staaten in dem gewissermaßen jetzt erst dem großen Völkerverkehre erschlossenen Erdtheile ihrer Ausgleichung harren. Die französische Republik muß es ihrer eigenen Zauberpolitik zuschreiben, wenn Englands Einfluß in Aegypten weit überwiegt, ein Zustand der Verhältnisse, der auch dadurch kaum verändert werden wird, daß Frankreich gewissen finanziellen Maßregeln so lange nicht zustimmen will, als die englische Regierung nicht in Bezug auf die Räumung Aegyptens bindende Verpflichtungen übernommen hat. Die Position Italiens in Massowah sowie in der Umgebung dieses wichtigen Punktes hat sich seit dem Tode des Negus von Abessinien wesentlich gebessert, da König Menelik von Schoa, der nunmehr als Negus gekrönt

werden soll, die besten Beziehungen zur italienischen Regierung angeknüpft hat und pflegt, so daß diese hoffen darf, ihre afrikanische Kolonie durch Ausnutzung der Handelsbeziehungen zu Abessinien werthvoll zu gestalten.

Minder erfreulich ist der englisch-portugiesische Streitfall im südöstlichen Afrika. Daß der portugiesische Afrikareisende Serpa Pinto, der bereits im Jahre 1877 als Major zum Chef einer von Portugal ausgerüsteten Expedition ernannt wurde und durch sein Werk: „Wanderung quer durch Afrika" auch in Deutschland einen klangvollen Namen erlangt hat, nicht ganz correct handelte, indem er angeblichen Uebergriffen des englischen Consuls Johnston in Mozambique ebenfalls durch Eingriffe in die englische Machtsphäre anwortete, steht in dem von der portugiesischen und der englischen Presse viel erörterten Streitfalle außer Zweifel. Andererseits verhehlt man sich auch in England selbst keineswegs, wie bedenklich es ist, daß eine in Südafrika concessionirte, Souveränetätsrechte ausübende englische Gesellschaft in der Lage ist, durch eigene Uebergriffe und deren Folgen das Mutterland zu engagiren. Obgleich dem portugiesischen Major Serpa Pinto insbesondere auch zum Vorwurf gemacht wird, daß er jüngst noch die englische Flagge verletzt hat, darf doch gehofft werden, daß es den Bemühungen der beiden Regierungen schließlich gelingen wird, einen Ausgleich zu finden. Dieser wird allem Anscheine nach trotz des englischen Ultimatums in der friedlichen Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären bestehen.

In Bezug auf die neueste Phase der bulgarischen Angelegenheit kann gleichfalls angenommen werden, daß trotz der Circularnote der russischen Regierung über die bulgarische Anleihe, eine Wiederanfachung der Streitigkeiten auf der Balkanhalbinsel ausgeschlossen erscheint. Von russischer Seite selbst wird denn auch nur hervorgehoben, das Petersburger Cabinet habe sich darauf beschränkt, seinen Standpunkt gegenüber einer Maßregel zu betonen, welche von einer als gesetzmäßig nicht anerkannten Regierung ausgehe, die höchstens als geduldet angesehen werden könne. Hinzugefügt wird, diese bulgarische Regierung habe, weit entfernt, die ihr durch die Verhältnisse zur Pflicht gemachte Zurückhaltung zu bewahren, bulgarische und ostrumelische Eisenbahnen anderweitig verpfändet und auf diese Weise ein Pfandrecht, auf welches Rußland in Gemäßheit des Berliner Vertrages und späterer Vereinbarungen eine Priorität besitze, in empfindlicher Weise beeinträchtigt. Da russische Organe in diesem Zusammenhange auch Vorwürfe an die österreichische Adresse richten, empfiehlt es sich, darauf hinzuweisen, daß die österreichische Regierung eine durchaus correcte Haltung bekundet, mag immerhin die bulgarische Anleihe an der Wiener und Pester Börse zugelassen worden sein. Als dagegen in der ungarischen Delegation von verschiedenen Mitgliedern verlangt wurde, daß Oesterreich-Ungarn mit der Anerkennung des Prinzen Ferdinand von Coburg vorangehen sollte, stimmte der Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, Graf Kalnoky, einer solchen Lösung nicht zu. Rußland kann also in dieser Hinsicht durchaus nicht über Mangel an Loyalität von Seiten Oesterreich-Ungarns klagen. Mit Zuversicht wird denn auch gehofft, daß der jüngste bulgarisch-russische Zwischenfall keineswegs ernstere Folgen haben wird. Vielmehr könnte es geschehen, daß die russische Regierung, nachdem sie erst aus ihrer früheren Zurückhaltung gegenüber den bulgarischen Verhältnissen herausgetreten ist, sich in Zukunft mehr geneigt zeigt, auf Verhandlungen behufs Lösung von Schwierigkeiten einzugehen, die mehr als alle übrigen auf der Balkanhalbinsel die Aufmerksamkeit und die Fürsorge der europäischen Staatsmänner beanspruchen.

Literarische Rundschau.

Die neueste deutsche Dichtung und der Realismus.

Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Dritte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky. 1889.

Wir haben dieses Schriftchen in seiner ersten Auflage (Deutsche Rundschau, 1888, Bd. LIV, 476) besprochen und würden dem Lobe, das wir ihm damals gezollt, hier nichts hinzuzufügen haben, wenn es sich nur um einen Wiederabdruck oder eine bloße Revision der Bücherlisten handelte, bei welcher auch einige der von uns gemachten Bemerkungen benutzt worden sind, wie wir mit Vergnügen wahrnehmen. In der That aber ist die ursprüngliche Arbeit wesentlich erweitert und um zwei Abschnitte vermehrt worden, in deren einem der Verf. den gegenwärtigen Stand der deutschen Literatur untersucht, während er im andren die Bestrebungen des Realismus erörtert, seine Berechtigung prüft, seine Aussichten auf Erfolg abwägt. Wir dürfen dem Verf. dankbar sein für eine solche Betrachtung. Angesehener Gelehrter auf seinem speciellen Gebiete (dem der Germanistik), steht er den Vorgängen, welche die literarische Welt immer leidenschaftlicher zu erregen scheinen, mit der Unbefangenheit eines Mannes der Wissenschaft gegenüber und hat, unterstützt durch eine ganz außergewöhnliche Belesenheit in der eigenen sowohl als in den fremden Literaturen, den weiten und sicheren Blick, der das Kennzeichen des modern Gebildeten ist. Ein solcher wird sich auch von den unwillkommenen Erscheinungen des politischen und geistigen Lebens nicht theilnahmlos abwenden; er wird sich sagen, daß, wenn Socialdemokratie, Pessimismus, Anti-Humanismus und Realismus zu einer Macht heranwachsen konnten, in ihnen etwas Wahres, das durch bloße Negation nicht zu beseitigen, und in den allgemeinen Verhältnissen etwas Unwahres sein müsse, das durch bloßes Verharren nicht zu corrigieren ist. Die Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß die realistische Bewegung in Kunst und Literatur ausgedehnte Kreise, namentlich der Jugend ergriffen, einige nicht talentlose Vertreter unter Malern und Schriftstellern gefunden und mehrere der besten unter unsren kritischen Köpfen gewonnen hat. Wir räumen selbst ein, daß der Realismus — was man von seinen Wegen und Zielen sonst auch halten mag — dadurch der Literatur förderlich werden kann, daß er das fast schon erstorbene Interesse des größeren Publicums für sie wieder weckt. Denn gestehen wir es uns ein, die Literatur hat in diesen letzteren Zeiten in der öffentlichen Werthschätzung nur ein untergeordnetes Dasein geführt. Neben der Politik, der Wissenschaft, der Musik, ja der bildenden Kunst war sie und ist sie noch heute eine Angelegenheit, um die nicht Viele sich ernstlich kümmern. Sie lebt gleichsam abgetrennt von allem Andern ein Leben für sich, das nur die zunächst Betheiligten angeht; für die Mehrzahl ist sie kein Bedürfniß, kaum ein Luxusartikel. Ihr hat bis jetzt der Resonanzboden gefehlt. Hier, wenn man verschiedenen Symptomen und Aeußerungen der hauptstädtischen Ge-

sellschaft trauen darf, bereitet sich ein Wandel vor. Die Heftigkeit, mit welcher der Realismus neuerdings, zunächst auf der Bühne, sich zur Geltung zu bringen trachtet, hat den Widerspruch der Einen, den Beifall der Andren zur Folge gehabt, und der Streit, wenn nicht die Sache selbst, hat wiederum in ausgedehnterem Umfang den Antheil oder die Parteinahme Derjenigen hervorgerufen, welche sich Dingen dieser Art gegenüber bisher indifferent verhalten haben. Man scheint wieder Geschmack an der ästhetischen Debatte zu finden, seitdem ihr ein greifbares Object gegeben worden; das politische Gespräch beherrscht nicht ausschließlich und allein mehr die geselligen Zusammenkünfte; neben Wissenschaft, Musik und bildender Kunst nimmt auch die Literatur wieder ihr Recht in Anspruch, als ein Factor des intellectuellen Lebens angesehen zu werden, und welcher auch der Ausgang sein möge: der Kampf an sich wird von läuterndem Einfluß sein. Wir stimmen darin mit dem Verfasser obiger Schrift überein, daß wir dem Realismus bereitwillig den Raum und die Gelegenheit geben, zu zeigen, was er kann und was er ist; daß wir seiner Entwicklung nicht grade mit dem Enthusiasmus der Adepten, aber doch völlig ohne Voreingenommenheit gegen die einzelne Leistung folgen, und uns nichts vorbehalten, als die Freiheit unsrer Meinung. Diese unsre ehrliche Meinung aber ist — und der Verf. von „Lesen und Bildung" scheint sie zu theilen — daß wir im Realismus nur einen Durchgangs- oder Uebergangsproceß zu sehen haben. Es kann nicht die letzte Aufgabe der Kunst sein, ein Lazareth oder einen Düngerhaufen darzustellen; oder wenigstens, es kann nicht ihre einzige Aufgabe sein. Wenn eine solche Stätte des Elends und des Jammers, solch' ein Anblick der gemeinen Wirklichkeit abgebildet werden soll — gut, wir haben nichts dagegen einzuwenden, wenn es den Herrschaften Vergnügen macht; und wollen, wo nicht den Gegenstand, so doch auch hier die Kunst der Darstellung bewundern, wenn sie vorhanden ist. Aber damit ist die Summe der Realitäten doch noch so wenig erschöpft, als man darum von einem Künstler, der eine sonnige Landschaft malt, oder von einem Dichter, der einen glücklichen Menschen schildert, zu sagen braucht, daß er idealisire, d. h. in der Sprache der Realisten, daß er die Natur verschönere.

Sehr richtig, nach unsrer Ansicht, findet der Verf. von „Lesen und Bildung" die neueste deutsche Dichtung durch zwei Merkmale charakterisirt: erstens durch das erhöhte Nationalgefühl und zweitens, im Zusammenhange damit, durch das Streben, die Poesie zum vollkommneren Ausdruck des realen Lebens zu bringen. Wenn dem aber so ist, was bleibt alsdann dem Realismus noch zu thun übrig? Uns erscheint als fundamentaler Irrthum, daß man Realismus und Idealismus in Gegensatz zu einander stellt. So lange es eine Dichtung gibt, werden Ideen ihren Inhalt bilden, und um diese zu verkörpern, wird man sich immer der Mittel des Realismus zu bedienen haben; oder, wie der Verf. es ausdrückt: das Wesen des Realismus liegt in der Technik, seine ganze Angelegenheit ist eine technische. „Die Ziele der Poesie," so resümirt diese schöne und maßvolle Studie, „wird der Realismus nicht ändern, wie dieser und jener Führer voll kühnen Selbstvertrauens meinen"; und ihnen gegenüber wird immer das Wort Jakob Grimm's gelten, welches der Verf. zum Schluß citirt: „Die Poesie ist das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache."

J. R.

Zu meinem Schutze.

Hätte Herr Garbe in seinem jüngst veröffentlichten Artikel „Zum Schutze eines indischen Schriftstellers“ [1]) mich einen unwissenden oder einen mittelmäßigen Schriftsteller genannt, so hätte ich ihm sicherlich nicht geantwortet. Jeder Sterbliche ist mehr oder weniger unwissend, und Jeder beurtheilt nach eigener Begabung den Grad von Unwissenheit oder Mittelmäßigkeit seiner Mitmenschen. Nun sagt er mir aber, daß ich ein Plagiarius von Bose sei, und diese Beschuldigung klingt mir so neu, so eigenthümlich, daß ich darüber lächle, keineswegs aber mich ereifere.

Während meiner langjährigen wissenschaftlichen und literarischen Laufbahn hat mich wohl Niemand auf der Welt je des Plagiates geziehen, wohl aber eines übermäßigen Hanges zur Originalität. Die Eigenthümlichkeit meiner Gedanken ist für mich das heiligste Besitzthum, das ich um so eifersüchtiger wahre, als ich mir auch nicht den leisesten Vorwurf zu machen habe, je einem Autor einen Gedanken, geschweige ein Wort geraubt zu haben. Wie kommt nur ein, in indischen Dingen so unterrichteter Mann, wie Garbe, auf die Vermuthung, ich könnte nach fünfmonatlichem Aufenthalte in Indien das intime und verborgene Leben und Treiben der Indier studirt und kennen gelernt haben, und hoffen, das Publicum glauben zu machen, daß es mir eher durch die Macht eines Hexenmeisters als die eines Schriftstellers gelungen sei, den Augen der Europäer eine bisher verborgene Welt zu enthüllen und vorzuführen? Hätte ich eine solch' thörichte Ansicht gehabt, so würde mir wohl Niemand etwas Ernstes zugetraut haben.

In meinem Buche über Indien habe ich alle meine persönlichen Eindrücke niedergelegt, von mir sind die darin enthaltenen ethnologischen Studien, von mir die Kritik der falschen dravidischen Rassentheorie, mein ist der Stil und die Palette, mit welcher ich versuchte, eines der malerischsten, eigenthümlichsten Länder der Welt abzubilden. Alles jedoch, was die intimen Gebräuche der Indier betrifft, ist aus dem Buche von Bose (The Hindoos as they are, Calcutta 1881), und in meinem Werke habe ich es mehrere Male wiederholt gesagt und augenscheinlich klar gelegt, welch' großes Verdienst dieser geistreiche Beobachter habe, indem er als Erster den Muth gezeigt, unerschrocken die Wahrheit über seine Landsleute zu sagen. Völlig unnütz ist daher jener Luxus von Citaten, mit welchem Garbe beweisen will, daß ich nachgeschrieben, was vor mir Bose gesagt hat.

Vollständig nichtig ist die andere Beschuldigung, daß ich Unwahrheiten gesagt, indem ich mittheilte, daß aus nachträglichem Skrupel des Autors und wegen Unwillens des indischen Volkes das Werk aus dem Handel zurückgezogen worden. Daß dem wirklich so sei, habe ich in meiner Darstellung nicht behauptet, wohl aber sagte ich, daß man mich dessen wiederholt versichert. Und es muß sich so verhalten, da es mir in Calcutta, in Bombay und auch in Europa bestätigt wurde. Desto besser, wenn dem nicht so ist; aber ich bin sehr zu glauben geneigt, daß die Sachen wenigstens für einen gewissen Zeitraum so standen: hatte doch mein Freund und College, Professor Giglioli zur selben Zeit, zu welcher ich die Zurückziehung aus dem Buchhandel angebe, Bose's Werk sich aus England bestellt, und man bedeutete ihm dort, seinem Wunsche, aus dem von mir angeführten Grunde, nicht willfahren zu können. Bose bedarf wirklich der so warmen Vertheidigung des Herrn Garbe nicht, und wenn er mein Buch über Indien gelesen hat oder lesen wird, kann er nur anerkennen, in welcher Weise ich von ihm und von der Popularität seiner Studien in Italien und Deutschland gesprochen habe.

Und vielleicht hätte nicht einmal ich nöthig gehabt, mich vor dem Herrn Garbe zu vertheidigen, welcher in seinem Artikel mehr den Advocaten als den Kritiker zeigt; denn schon vor ihm gelangte mein Buch vor einen, ihm und mir überlegenen Richter, nämlich vor das gelehrte Deutschland, welches obwohl reich an Werken über Indien, meine bescheidene Schrift doch ins Deutsche übersetzt haben wollte. In Deutschland wurde mein Buch als Original aufgenommen und nicht als Plagiat, und so wurde es auch mehrmals von der Feder der besten Kritiker in den gelesensten Zeitschriften beurtheilt.

Florenz. P. Mantegazza.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LX, S. 302—305.

Entgegnung.

Als ich (S. 303 des citirten Bandes dieser Zeitschrift) bemerkte, „daß Mantegazza nahezu ein Viertel seines Buches aus demjenigen Bose's abgeschrieben," hegte ich nicht die Hoffnung, daß der Verfasser mir dies in unumwundener Weise bestätigen werde. Seine jetzige Erklärung, daß „Alles, was die intimen Gebräuche der Indier betrifft, aus dem Buche von Bose sei," übertrifft meine kühnsten Erwartungen. Hätte Mantegazza in seinem Werke über Indien diese Erklärung gegeben, und Alles, was er wörtlich aus Bose übersetzt, mit Anführungsstrichen versehen oder sonst irgendwie gekennzeichnet, dann wäre die Sache in schönster Ordnung. Aber nichts der Art ist geschehen. Wenn der Thatbestand von Mantegazza in seinem Werke festgestellt wäre, so hätte er sich jetzt durch Anführung der betreffenden Worte mit Angabe der Seite rechtfertigen können und sicher gerechtfertigt.

Was ferner die Anerkennungen der Verdienste Bose's betrifft, welche Mantegazza jetzt behauptet, wiederholt ausgesprochen zu haben, so erkläre ich, nachdem ich Mantegazza's Werk noch einmal gelesen, daß sich von den oben angeführten rühmenden Worten nicht eine Silbe in jenem Buche befindet. Die einzige ehrende Erwähnung steht S. 329 oben: „Bose widmet dem ersten Schulgange des Hindu-Kindes ein ganzes Capitel seines äußerst interessanten Buches," eine Anerkennung, welche durch die bei Mantegazza S. 255 abgedruckte und in unserer Anzeige S. 305 reproducirte Schmähung aufgehoben wird.

Wenn Mantegazza annimmt, daß ich je auf die Vermuthung gekommen sei, er könnte das intime Leben und Treiben der Indier studirt und kennen gelernt haben, so darf ich ihn darüber beruhigen: ich habe nie etwas der Art vermuthet, sondern nur behauptet, daß er bei seinen Lesern diese Vorstellung erwecken wollte. Ich sehe nicht ein, weshalb das große Publicum, dem nichts von den die Blicke des Fremden abschließenden socialen Einrichtungen der heutigen Hindus bekannt ist, für diese Vorstellung unzugänglich sein sollte.

Wie ist die Bemerkung zu verstehen: „In Deutschland wurde mein Buch als Original aufgenommen und nicht als Plagiat," nachdem Mantegazza vorher selbst zugegeben, daß die Abschnitte seines Buches, von denen ich oben auf S. 303 bis 305 gesprochen, nicht Original sind? Die Selbständigkeit der ersten drei Viertel von Mantegazza's Werk, der darin enthaltenen ethnologischen Studien, der Kritik der dravidischen Rassentheorie, sammt Stil und Palette, habe ich nicht in Frage gestellt; die Berufung darauf gehört also nicht hierher.

Dem Schlußpassus der obigen Vertheidigung stelle ich folgende Frage entgegen: Wer in Deutschland kennt Bose's Buch und wer ist im Stande, den Sachverhalt richtig zu beurtheilen? Und bei wem, außer einem Indologen, darf man eine Bekanntschaft mit jener entlegenen Publication voraussetzen?

Die übrigen bezeichnenden Ausführungen Mantegazza's bedürfen keiner Entgegnung.

Königsberg i. Pr. R. Garbe.

Berichtigung.

Mit Beziehung auf eine, Band LXI, S. 470 der „Rundschau" von 1889 gemachte Bemerkung wird uns von betheiligter Seite mitgetheilt, daß die deutschen Studenten, die Pfingsten 1888 in Belfort Unannehmlichkeiten mit der Bevölkerung hatten, keine Farben trugen. Eine Provocation von ihrer Seite lag also nicht vor. Ob freilich eine Grenzfestung wie Belfort gerade ein geeignetes Ziel für deutsche Studentenausflüge ist, wird man trotzdem bezweifeln dürfen.

Heidelberg. A. Hausrath.

αβ. **Arabella Stuart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1888.

Heinrich Kruse, der in vergangenen Tagen so lange als Chefredacteur und Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in unserer Mitte weilte und in Kenntniß, Begabung und Charakter ein Stolz der Berliner Publicistik war, hat schon während seiner politischen Thätigkeit als erfolgreicher Dramatiker gewirkt und seit seinem Rückzug in sein Bückeburger Tusculum mehrere neue Trauerspiele veröffentlicht.

Wie viel Gunst sie im Publikum gefunden, zeigen die erneuten Auflagen, die auf diesem Gebiet zu den Seltenheiten gehören. Von seinen zwölf Tragödien sind nicht weniger als sechs zwei-, drei- und viermal erschienen; ebenso viele wurden aufgeführt, einige mit großem Erfolg. Der Dichter und seine Verehrer können sich mit gleichem Recht dazu beglückwünschen: sind seine Werke gesund, so gehört andererseits ein unverdorbener Geschmack dazu, sie zu genießen.

Arabella Stuart wird von denselben Eigenschaften charakterisirt, die wir an seinen früheren Dramen schätzen gelernt haben. Eine einfache, aber stetige Handlung durch klar gezeichnete Charaktere leitet in wirksam gesteigerten Situationen zur sicheren Katastrophe. Was überrascht, sind, wie im Leben, weniger die Ereignisse, als die Daten und Details derselben; was sich gleich bleibt, sind, wie ebenfalls um uns herum, die Personen, welche die Ereignisse machen, ihre Natur berechenbar lassen und nur in dem Wann und Wie jene unendlichen Möglichkeiten offenhalten, welche theils von der Bethätigung anderer, ebenfalls unwillkürlich consequenter Charactere angeregt werden, theils ihrerseits sie hervorrufen. In der Beobachtung dieser Grundbeziehungen alles Handelns ist der Werth der Kruse'schen Dramen immer am meisten gewürdigt worden. Die künstlich verkürzte Natur des dramatischen Genres wird nicht häufig zu einer so künstlerischen Verkürzung gestaltet, wie in ihnen; die Nothwendigkeit der beschleunigten und wirksamen Handlung, welche die Bühne fordert, nicht allzu oft von unmotivirten Ein- und Zufällen so frei gehalten, wie in ihr. Die Entwickelung ist wie eine Allee, in welcher die richtige Perspective nach allen Windungen wieder hervortritt, gelegentlich allerdings auch durch längere gerade Linien festgelegt wird. Eine rasche Umreißung der Individualitäten und eine natürliche Sprache, in deren naivem Ton sich große Züge desto stärker geltend machen können, stimmen gut zu den Grundlagen dieser Kunst und führen uns den Zielen des Verfassers schlicht und anmuthig entgegen.

Eine Vergleichung von Kruse's Arabella Stuart mit der kürzlich hier gespielten Gottschall'schen zeigt die ganze Eigenthümlichkeit des Verfassers. Kruse geht dem delicaten Problem einer gegen ein allgemeines Eheverbot sich erst principiell, und danach im gegebenen Fall sehr speciell erhebenden jungen Dame geradewegs auf den Leib, läßt die Charaktere in den directen Linien der Sache sich halten und die Sache nur allzu natürlich verlaufen: Gottschall verwickelt Sache und Charaktere, gewinnt dadurch manche anziehenden und geistreichen Wendungen und kann es doch kaum verhindern, daß der Eindruck des Spiels neben und gelegentlich über dem der Wirklichkeit fühlbar wird. Zwischen beiden Dichtern schwebt die alte Frage, wie weit das Drama über den Tag und seinen Durchschnitt hinausgehen solle, um sich zu bereichern, wie weit es hinausgehen dürfe, um real zu bleiben.

γ. **Deutsche Volkslieder aus Böhmen.** Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt von Alois Hruschka und Wendelin Toischer (erscheint in 3—4 Lieferungen). Prag, Verlag des obigen Vereins. 1888.

Vor nun siebzig Jahren wurden die Freunde der Volkspoesie wahrhaft überrascht durch eine Sammlung alter deutscher Volkslieder aus dem mährischen Kuhländchen: aus den Briefen der Brüder Grimm und ihrer Genossen tritt uns noch der freudige Eindruck entgegen, der die aus einem halbvergessenen Winkel des Deutschthums aufgetauchten Schätze hervorriefen. Unwillkürlich gedenkt man jenes literarischen Ereignisses — denn ein solches war es — beim Durchblättern des vorliegenden Heftes, das gleichfalls einen überraschenden Reichthum bringt und für seine Nachfolgerinnen verheißt. Wir erhalten zunächst eine Fülle geistlicher Lieder, zum Theil von entzückender Einfalt und hoher Alterthümlichkeit, und dann in langer Kette die Lieder- und Spruchdichtung, wie sie das festliche Jahr des deutschböhmischen Bauern begleitet. Eine kleinere Gruppe historischer Gedichte weist Reminiscenzen von den Schweden des dreißigjährigen Krieges bis zu den Preußen des Jahres 1866 auf. Und dann kommen „allgemeine weltliche Lieder", Balladenartiges und rein Lyrisches, der Kern der Sammlung. Daß diese Abtheilung eröffnet wird durch nicht weniger als vier verschiedene Fassungen von „Es steht eine Linde im tiefen Thal", das mag einen Begriff davon geben, wie treu und reich man hier das alte Gut gepflegt hat. Aber auch an unbekannten, originellen Stücken ist kein Mangel: nicht jedes ist für einen verfeinerten Geschmack, aber alle sind sie lehrreich für das Wesen und die Geschichte dieser Dichtungsart. Die Mehrzahl der Lieder scheint in Nordböhmen und dem Egerland gesammelt: der Böhmerwald, in dessen deutschen Volksthum uns Josef Rank so anziehende Blicke eröffnet hat, tritt wenigstens vorläufig noch zurück. Vielleicht finden wir ihn in der IV. Abtheilung, „Vierzeilige" („Schnadrhüpfle"), reicher vertreten, der wir mit besonderem Interesse entgegensehen. Jedenfalls aber bringen wir den Herausgebern und dem Verein, der sie unterstützt hat, unsern Dank, allen Stammesgenossen in Böhmen unseren herzlichen Glückwunsch zu diesem echten Quickborn des Deutschthums dar.

γα. **Briefwechsel Landgraf Philipp's des Großmüthigen von Hessen mit Bucer.** Herausgegeben von M. Lenz. 2 Bde. Leipzig, S. Hirzel. 1880. 1887.

Das vorliegende Quellenwerk, das den 5. und 28. Band der „Publicationen aus den königl. preußischen Staatsarchiven" bildet, gehört zu den wichtigsten Beiträgen zur Reformationsgeschichte,

welche im laufenden Jahrzehnt erschienen sind. Landgraf Philipp war bekanntlich einer der thätigsten Vorkämpfer der Reformation; er kann sogar als der leitende staatsmännische Kopf der Evangelischen bezeichnet werden, welchem das Zustandekommen des schmalkaldischen Bundes vor Allem zu verdanken war; mit welcher Kühnheit er Württemberg 1534 für die Reformation gewonnen hat, ist allgemein bekannt. In die Pläne dieses Fürsten genauer eindringen zu können, als dies uns das Werk Rommel's ermöglichte, das war längst ein Wunsch aller Kenner der Reformationsgeschichte. Nun ist dieser Wunsch erfüllt. Es ist Max Lenz, Professor der Geschichte in Breslau, früher in Marburg, gelungen, den Briefwechsel Philipp's mit dem Manne zu entdecken, welcher das volle Vertrauen des Landgrafen lange Jahre hindurch genossen hat. Dieser Mann ist der Straßburger Prediger Martin Bucer. Sein Verhältniß zum Landgrafen beginnt im Jahre 1529, mit dem bekannten Marburger Gespräch, auf welchem eine Vereinbarung zwischen Luther und Zwingli herbeigeführt werden sollte. Die Beziehungen setzten sich fort, indem Bucer von dem Landgrafen zur Organisation der hessischen Kirche und zur Bekehrung der Wiedertäufer verwendet ward. Geradezu erstaunlich im vollsten Sinne des Worts gestaltete sich aber das Verhältniß mit dem Augenblick, wo Philipp den Plan jener berüchtigten Nebenehe faßte: es war im Jahre 1539. Bucer hat sich von dem Landgrafen für diesen Plan gewinnen lassen und dann auch die sächsischen Reformatoren und den Kurfürsten Johann Friedrich zur Zustimmung vermocht. Von da ab genoß Bucer das Vertrauen des Fürsten in einem höheren Grade sogar als selbst der landgräfliche Kanzler. Die Correspondenz dauert fort bis zum April 1547: kurz nachher ist bekanntlich die Gefangennahme des Landgrafen durch Kaiser Karl V. erfolgt. Man kann nun ermessen, welche reichen Aufschlüsse über die inneren Triebfedern der Reformationsgeschichte wir aus dem Briefwechsel beider Männer gewinnen: am Hofe des Landgrafen laufen alle Fäden zusammen, und Bucer ist in den Stand gesetzt, das ganze Gewirre dieser Fäden zu überschauen. Nichts tritt deutlicher ans Licht, als der verhängnißvolle Einfluß jener Nebenehe: sie zwang den Landgrafen, auf die Gnade und Gunst des Kaisers bedacht zu sein, und sie lähmte dadurch seine Energie gerade in der Zeit, wo Karl V. am meisten in Gefahr schwebte, von seinen vielen Feinden erdrückt zu werden: am Anfang des fünften Jahrzehnts des Jahrhunderts. Weiterhin werden die Versuche, zu einer „religiösen Concordia" aller deutschen Stände zu gelangen, und die Katastrophe Heinrich's von Braunschweig vielfach ganz neu beleuchtet. Die Art der Ausgabe ist eine meisterhafte; Lenz hat auch zahlreiche andere Schriftstücke veröffentlicht, welche zur Erläuterung der gesammten Sachlage förderlich sind, und durch zahlreiche Excurse und Anmerkungen das Verständniß des mitgetheilten Stoffs ungemein erleichtert. Bedauerlich ist nur der Mangel einer — allerdings sehr schwer zu entwerfenden — Uebersicht über den Inhalt vor jedem Bande.

γα. **Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation.** Nach den Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Keller, königl. Archivrath in Münster. Leipzig, S. Hirzel. 1888.

Dr. Ludwig Keller hat sich durch den fast allgemeinen Widerspruch, welchen seine bisherigen Schriften über die älteren Reformparteien in der christlichen Kirche gefunden haben, nicht abschrecken lassen. In dem vorliegenden Werke verficht er aufs Neue seine Ansicht, daß auch innerhalb der evangelischen Kirche ein ununterbrochener Entwicklungsgang und eine geschichtliche Continuität von einer das 16. Jahrhundert weit übersteigenden Dauer vorhanden sei; selbst der Parteiname der „Evangelischen" ist nicht erst durch die Reformation geschaffen worden, sondern besteht schon lange vor ihr und bezeichnet eine geschlossene Gruppe unter denjenigen, welche die kirchliche Opposition bildeten. Zu den vornehmsten Trägern jenes geschichtlichen Zusammenhangs gehört nun nach Keller Johann von Staupitz, der bekannte Generalvicar des Ordens der Augustiner Eremiten, welcher aus Luther's Leben so bekannt ist. Luther war sein Schüler; Staupitz hat, ehe Luther seine fünfundneunzig Thesen anschlug, 1516 in Nürnberg gepredigt und den Weg gewiesen, den Luther später ging, als er das Verdienst und die Leistungen, welche die kirchliche Praxis forderte, verwarf und an ihre Stelle das Leiden Christi und die Gnade Gottes setzte. Staupitz galt lange Zeit als das eigentliche Haupt der Reformbewegung, er stand geistig an der Spitze jener „altevangelischen" Gemeinden, welche vor Luther ein christliches Leben angestrebt hatten, und welche man ganz fälschlicher Weise ohne alles Weitere mit den Anabaptisten oder Wiedertäufern zusammenwirft. Die altevangelische Bewegung, welche im Laufe der Zeit in einen entschiedenen Gegensatz zu Luther gerieth, ist der Anfeindung von lutherischer und römischer Seite am Ende erlegen; aber es ist nothwendig, ihr Vorhandensein vor und nach 1517 zu betonen und zu erweisen, wenn die wahre Geschichte und die wirklichen Parteiverhältnisse der Reformationszeit nicht gänzlich verkannt werden sollen. Es ist in der That bewundernswerth, mit welchem Fleiß und welcher Ausdauer Keller den Spuren dieser altevangelischen Bewegung seit fünfzehn Jahren nachgeht, wie er nicht müde wird, ihr Dasein und ihr gutes Recht, auch Luther gegenüber, zu erweisen, dem selbst Hans Sachs 1524 die Thatsache nicht vorenthalten konnte, daß lutherisch und evangelisch nicht mehr dasselbe sei und der ärgerliche Wandel vieler „Lutherischen" brüderlich gestraft werden müsse; es sei nicht löblich, bloß „aus Frevel, Fürwitz und Wollust" Fleisch am Freitag zu essen und das zum Prüfstein des rechten Glaubens zu machen: das Richtige sei, zu thun, was Christus that, und zu lassen, was er verbot: das sei evangelisch. Keller's Meinung, daß Staupitz ein Altevangelischer war, wird von den Theologen sehr ernstlich geprüft werden müssen, ernstlicher, als dies bisher wohl geschehen ist; daß aber Staupitz' letzte Jahre, sein Aufenthalt in Salzburg am Hofe eines Erzbischofs Lang, eine sehr schwer-

wiegende Instanz gegen Keller's Ansicht bilden, können wir auch nach Keller's Darlegungen auf S. 169 ff. nicht verhehlen.

γερ. **Jahresberichte der Geschichtswissenschaft** i. A. der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow. VII., VIII., IX. und X. Jahrgang. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1888 u. 1889.

Bei einem so allseitig anerkannten und in Fachkreisen völlig unentbehrlich gewordenen literarischen Unternehmen, wie es die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft sind, genügte sonst an dieser Stelle der bloße Hinweis auf das Erscheinen eines neuen Bandes. Diesmal aber dürfte noch eine kurze Bemerkung am Platze sein. Der erste Jahrgang dieser Berichterstattung, welcher die historischen Arbeiten des Jahres 1878 besprach, war im Januar 1880 erschienen. Mit jedem weiteren Bande erweiterte sich in der Folge der Abstand zwischen dem Jahre der Berichterstattung und dem Zeitpunkt der Veröffentlichung: bei dem Bericht für 1882 hatte sich die Fertigstellung des Druckes bis zum October 1886 verzögert. Erst mit dem Bericht für das Jahr 1883 trat eine Wandlung zum Besseren ein. Es ist bereits an dieser Stelle hervorgehoben worden, daß diese freudig begrüßte Thatsache nicht zum Wenigsten dem Uebergang des Unternehmens in den derzeitigen Verlag und der gesteigerten Antheilnahme Jastrow's an den Redactionsgeschäften zu danken war. Die Hoffnungen, welche wir damals für den Fortgang des Werkes aussprachen, haben sich in vollstem Maße erfüllt. Mit dem VII. Jahrgang ist die Redaction ausschließlich in die Hände des jetzigen Herausgebers gelegt worden. Wir brauchen den Kopftitel dieser Notiz nur dahin zu ergänzen, daß die Berichte für 1884, 1885, 1886 und 1887, welche in vier stattlichen Bänden einander auf dem Fuße gefolgt, genau innerhalb Jahr und Tag erschienen sind. Jastrow's regem Eifer und seiner glücklichen Hand ist obendrein mehr als eine Verbesserung in Bezug auf Ausdehnung der Berichterstattung und Uebersichtlichkeit der Anordnung zu danken. Damit soll das Verdienst der früheren Herausgeber in keiner Weise geschmälert werden. Sie haben in vollstem Maße zu dem Gedeihen des Wertes beigetragen. Gut Ding will Weile haben, und ein so umfassend angelegtes Unternehmen kann nur langsam vervollkommnet und weiterentwickelt werden. Zuletzt tritt eben auch hier von Neuem zu Tage, daß für die sichere Ausführung eines Planes gedeihlicher als mehrköpfige Leitung ein klarer Wille sich erweist. Es verdient auch an dieser Stelle Erwähnung, daß die verständnißvolle Mitwirkung der Verlagsbuchhandlung die Thätigkeit der Redaction in jeder Beziehung erfolgreich unterstützt hat.

γερ. **Manuel d'histoire de généalogie et de chronologie** de tous les états du globe, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, par A. M. H. J. Stokvis. Bd. I u. II. Leyden, E. J. Brill. 1888 und 1889.

Ein genealogisch-chronikalisches Nachschlagebuch, welches die Weltgeschichte im weitesten Sinne umfaßt. Der erste Band enthält eine vergleichende Tafel der verschiedenen Zeitrechnungen, sowie die Genealogie zur Geschichte der fremden Erdtheile. Der zweite Band bringt die chronologischen Tabellen zur Geschichte Europas, sowie die genealogischen Tabellen der europäischen Länder mit Ausnahme Deutschlands, Italiens und der Schweiz, die für einen dritten Band vorbehalten sind. Mit der gleichen Sorgfalt wie die Familienreihen der regierenden Geschlechter sind die Listen republikanischer Präsidenten oder selbständiger Gouverneure, die Verzeichnisse der Bischöfe und Ordensmeister u. dgl. zusammengestellt. Es ist ein ungeheures Material, das mit großem Geschick auf knappstem Raume übersichtlich zur Darstellung gebracht ist. Eine genaue Controle dieser Riesenarbeit in allen ihren Theilen ist dem Referenten unmöglich. Jedenfalls stützt sich der Verfasser durchweg auf die besten Quellen, und sein Werk füllt eine zweifellos vorhandene Lücke in der Reihe der Hülfsbücher für geschichtliche Forschung aus. Aber auch für den praktischen Politiker, ja für jeden gebildeten Zeitungsleser bietet das mit seinen Tabellen und Personalverzeichnissen bis zur Gegenwart reichende Werk bequeme und vielfach sehr willkommene Orientirungsmittel.

εγ. **Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwicklung der Naturwissenschaften.** Geschildert von Ernst Hallier. Mit 180 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1889.

In einem mächtigen Band von 847 Seiten versucht Professor Ernst Hallier die Culturgeschichte unseres Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, daß dieselbe wesentlich durch die Entwicklung der Naturwissenschaften bedingt sei. Er ist im Besitz von vielen Kenntnissen, wodurch das Buch sehr interessant geworden ist; doch will es uns manchmal bedünken, daß etwas mehr Sparsamkeit in dieser Hinsicht dazu beigetragen haben würde, die Hauptgesichtspunkte deutlicher hervortreten zu lassen. So wird S. 2 ff. der Einfluß der Buchdruckerkunst auf die Entwicklung der Menschheit besprochen und zwar recht treffend; aber mit einem Male wird ein Abschnitt über die Entstehung und Bedeutung der Caffeehäuser in England nach Macaulay eingeschoben, über welchem man das angeregte Thema fast ganz vergißt. Die Gesinnungen des Verfassers sind vortrefflich; er ist ein Patriot; er ist zwar aufgeklärt, aber kein Materialist; er betrachtet die Deutschen als das Salz der Erde; er wünscht, daß sie aus der Abstammungslehre keine falschen materialistischen Schlüsse ziehen, daß sie in der Natur sich über die Natur erheben, daß sie in dem Geheimnißvollen, Schönen und Erhabenen der Natur das Walten einer höheren Macht anerkennen und sowohl den Romanismus im Westen besiegen als das Eindringen asiatischer Barbarei von Osten her abwenden. In drei Abtheilungen und vierzehn Büchern behandelt der Verfasser: Verbreitung der neueren Weltanschauung; Immanuel Kant; Entwicklung der Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert; Fortschritte und Rückschritte der Philosophie nach Kant; Entwicklung der empirischen Naturfor-

schung; die Abstammungslehre; Wirkung derselben auf die Naturforschung; Einfluß der Naturforschung auf die übrigen Wissenschaften; auf die Künste; auf Gewerbe, Handel, Verkehr, Ackerbau; auf das häusliche und öffentliche Leben; auf das Volksleben. Wie man sieht, fehlt es dem Buche an Vielseitigkeit nicht, und der Verfasser hat redlich mit einer ungeheuren Aufgabe gerungen.

μλ. **Zur Biographie Pestalozzi's**: Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Von H. Morf, Seminardirector und Waisenvater in Winterthur. Vierter Theil. Blüthe und Verfall des Instituts zu Yverdun. Pestalozzi's letzte Lebenstage. Winterthur, Geschwister Ziegler. 1889.

Das breit angelegte, vor sechsundzwanzig Jahren begonnene Werk Morf's über Pestalozzi findet in dem vorliegenden vierten Bande von 617 Seiten seinen Abschluß. Der Verfasser verwahrt sich dagegen, „eine erschöpfende Lebensgeschichte" haben liefern zu wollen; ein künstlerisch vollendetes, ästhetisch befriedigendes Werk hat er jedenfalls nicht geliefert, ebenso wenig eine Darstellung, die geeignet wäre, über den Kreis der Fachgelehrten hinaus das Interesse für den Reformator der Erziehung, den großen Menschen Pestalozzi neu zu beleben. Dagegen übertrifft seine Arbeit an Reichhaltigkeit des gesammelten Stoffes alle vorhandenen Pestalozzibiographien; auch dürfte schwerlich einer unter den älteren Biographen sein, der sich mit größerer Wärme und Begeisterung seiner Aufgabe gewidmet hätte. Die Fehler, auch die Charakterfehler Pestalozzi's, werden von ihm nicht verschwiegen oder bemäntelt; aber sie erscheinen in der Morf'schen Auffassung als etwas ein für allemal Gegebenes, Unabänderliches, während die Fehler der Mitarbeiter, an denen doch das Bestehen der Pestalozzi'schen Anstalten nicht mehr scheiterte als an denjenigen des verantwortlichen Leiters, eine mitunter sehr herbe Beurtheilung erfahren. Pestalozzi's Bedeutung für die Erziehungsgeschichte der Menschheit wird dadurch nicht verringert, daß er keine Anstalt zu leiten verstand und in manchen äußerlichen Dingen der gewöhnlichsten Selbstzucht ermangelte. Sie besteht einerseits darin, daß er dem Elementar-Unterricht die heilsame Richtung auf die Entwicklung der Anlagen des Kindes gegeben hat, wie sie in den Schulen deutschen Volksthums seitdem unentwegt eingehalten worden ist; andererseits in der fortwirkenden Macht einer unüberwindlichen Menschenliebe, die sich in den Anfängen seiner Wirksamkeit am rührendsten und erhebendsten zeigt. Der vorliegende Band des Morf'schen Werkes, welcher die Zeit von Ende 1805 bis 1827 behandelt, hat es hauptsächlich mit den dunklen Schatten zu thun, welche seit der Errichtung der Erziehungsanstalt von Yverdun auf Pestalozzi's Lebensabend fallen. Wie die früheren Bände fußt auch er auf sorgfältigstem Studium erster Hand, und gewiß verdient die Bitte, mit welcher die Vorrede schließt, beachtet zu werden: daß nämlich diejenigen, welche das Gebotene weiter verarbeiten wollen, nicht unterlassen mögen, die Quelle namhaft zu machen, aus welcher sie geschöpft haben.

β. **Der Ursprung der Sittlichkeit.** Von Hugo Münsterberg. Freiburg i. B. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. B. Mohr. 1889.

Gelehrte Verkehrtheiten haben unter Umständen ein zähes Leben. Es ist viel über die „rigoristische Grille" des großen Königsberger Philosophen gespöttelt worden, der es unternommen hatte, sich eine besondere, mit strengster Ausschließung aller gemüthlichen Neigung einzig und allein auf die innerlich widerwillige Unterwerfung unter das autoritäre Pflichtgebot der Vernunft gegründete Ethik und Sittlichkeit zu construiren. Bekannt ist das hierauf bezügliche, von Schiller herrührende Epigramm:

„Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin . . ."

und die ebenso classische Abfertigung dieses Gewissenskrupels:

„Da ist kein anderer Rath, Du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun wie die Pflicht Dir gebeut!"

Es ist gewiß psychologisch merkwürdig, daß noch heute nach hundert Jahren ein Mann von Kopf den Versuch macht, die alte Kant'sche Grille neu zu begründen. Das geschieht in der vorliegenden Schrift. Das Ergebniß derselben läßt sich mit des Verfassers eigenen Worten kurz dahin resümiren: Kant hat mit seiner Behauptung durchaus Recht. „Wenn Du Deinen Freunden nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus Neigung hilfst, so ist, wie er sehr richtig betont hat, Deine helfende Handlung in der That sittlich völlig indifferent, Du bist also (in sofern) nicht tugendhaft. . . — Würdest Du dagegen wirklich die Freunde verachten und ihnen mit Abscheu helfen, so würde Deine That allerdings in das Gebiet des Sittlichen gehören, aber — sie würde bei Weitem nicht so werthvoll sein als Deine Hülfe aus neigungsfrohem Lustgefühl"; denn — „es ist allerdings schöner, das Gute aus Liebe statt aus Pflichtgefühl zu thun; es ist werthvoller, wenn Handlungen aus Neigung erfolgen, als wenn sie dem Pflichtgefühl abgerungen werden." Trotz alledem ist Schiller's Spott nicht berechtigt. Er wäre es nur dann, wenn sittliche Handlungen als solche einen besonderen Werth besäßen, aber — „weshalb in aller Welt soll denn eine sittliche Handlung werthvoller sein als eine sittlich indifferente?!" Gewiß ein erstaunliches Resultat. Wie der Verf. zu demselben gekommen ist, mag der Leser bei ihm selbst nachlesen; er wird dabei merkwürdige Dinge erfahren, u. A. daß es einen übersittlichen Standpunkt gibt, von dem aus betrachtet der gewöhnliche sittliche als ein untergeordneter, beschränkter, als ein bloßer Durchgangsstandpunkt erscheint und seinen ihm irrthümlicherweise bisher zuerkannten absoluten Werth durchaus verliert.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 13. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alldeutschland hie. Patriotisches Liederbuch für jeden Deutschen, der sein Vaterland und vaterländischen Gesang liebt, insbesondere Deutschlands Kriegervereine und das ruhmreiche deutsche Heer und für das gesammte deutsche Volk und seine heranwachsende Jugend bestimmt. Herausgegeben von Carl Appel und Oscar Mauck. Zweite vielf. verb. u. verm. Aufl. Weilburg a. d. Lahn, Carl Appel. 1889.

Bertin. — La Société du Consulat et de l'Empire. Par Ernest Bertin. Paris, Hachette & Cie. 1890.

Bianco. — Maternità. Del Pietro Bianco. Messina, Giuseppe Principato. 1888.

Böhm. — Das Glück der Erde. Novellen von Gottfried Böhm. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung (Oscar Beck). 1890.

Eckart. — Niedersächsisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung der hervorragendsten niedersächsischen Lyriker herausgegeben von Rudolf Eckart. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger. 1890.

Elbe. — Ein Sohn. Roman von A. von der Elbe. 2 Bde. Freiburg, Adolf Kiepert. 1889.

Ernst II. — Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. 3. Bd. Erste bis sechste Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Eucken. — Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Veit & Comp. 1890.

Fichte. — The popular works of Johann Gottlieb Fichte. Translated from the German by William Smith. 2 vols. London, Trübner & Co. 1889.

Frenzel. — Gesammelte Werke von Karl Frenzel. 1. Lfg. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Glaser. — Gesammelte Schriften von Adolf Glaser. Bd. 1: Ein Seelenfreund. Roman von Adolf Glaser. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Goethe. — Ermanno e Dorotea. Di Wolfgang von Goethe. Versione metrica di Luigi Virbio. Genova, Tipografia del R. Istituto Sordo-Muti. 1889.

Goetze. — Am Waldesrand. Märchen und Träume von Anna Goetze. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandl. 1890.

Gonzenbach. — Nilfahrt. Von F. von Gonzenbach. Mit Illustrationen von Rafaello Mainella. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890.

Grasberger. — Auf heimatlichem Boden. Erzählungen von Hans Grasberger. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Gubernatis. — Dictionnaire international des écrivains du jour. A à Jal. Par A. de Gubernatis. Florence, Louis Niccolai.

Janitschek. — Irdische und unirdische Träume von Maria Janitschek. Stuttgart, W. Spemann.

Janssen. — Zeit- und Lebensbilder von Johannes Janssen. Vierte vermehrte Auflage. 2 Bde. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 1889.

Kaerger. — Brasilianische Wirthschaftsbilder. Erlebnisse und Forschungen von Karl Kaerger. Berlin, Gergonne & Cie., vormals George & Fiebler.

Kapff. — Deutsche Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen sprachlich erläutert von Dr. Reinold Kapff. Nürtingen, Dr. Reinold Kapff. 1889.

Kohut. — Mosaikbilder und Arabesken. Literarische Spaziergänge, Plaudereien und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart von Dr. Adolph Kohut. Dresden. Ferd. Oehlmann's Verlag.

Koopmann. — Raffael-Studien mit besonderer Berücksichtigung der Handzeichnungen des Meisters. Von Dr. W. Koopmann. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Kürschner's Taschen-Konversations-Lexikon. Siebente gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Lahmann. — Gesänge und Balladen von Johann Friedrich Lahmann. Bremen, M. Heinsius' Nachfolger. 1890.

Ten Kate. — Die Schöpfung. Ein Gedicht von J. J. L. Ten Kate. Aus dem Holländischen von Victor Zimmermann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1890.

Tennyson. — Demeter and other poems. By Alfred Lord Tennyson. London, Macmillan and Co. 1889.

Trabert. — Deutsche Gedichte aus Oesterreich von A. Trabert. III. Band: Tröst' Einsamkeit. Frankfurt a. M., G. Wendel. 1889.

Uebersetzungen des Bibliographischen Instituts zu Berlin. — Bd. I: Madame de Sevigné von Gaston Boissier. Aus dem Französ. übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Carl Seefeld. Bd. II: Vier Novellen von Emile Zola. Aus dem Französ. übersetzt von Wilhelm Lilienthal. Berlin, Commissionsverlag F. Fontane. 1890.

Bely. — Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft. I. Adam's Söhne — Eva's Töchter. Von E. Bely. Breslau, S. Schottlaender. 1890.

Verga. — Mastro — Don Gesualdo. Romanzo di G. Verga. Seconda edizione. Milano, Fratelli Treves. 1890.

Villinger. — Aus dem Kleinleben. Erzählungen von Hermine Villinger. Zweite vermehrte Auflage. Lahr, Moritz Schauenburg.

Volger. — Die Wogenbraut. Episches Gedicht in vier Gesängen von Adolf Volger. Zweite Auflage. Altenburg, Oscar Bonde.

Volger. — Ginevra. Ein erzählendes Gedicht von Adolf Volger. Altenburg, Oscar Bonde.

Ward. — Robert Elsmere. Roman von Humphry Ward, Verfasserin von „Miß Bretherton". Deutsch von Therese Leo. Zwei Bände. Berlin, J. H. Schorer.

Weber. — Fünf Novellen von Mathilde Weber. Zürich, Schröter & Meyer. 1890.

Weill. — Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands an Alexander Weill. Mit einem Nachwort: Eine Revolution in der Geschichte der Religion. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1889.

Werder. — Vorlesungen über Schiller's „Wallenstein" gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Whitman. — Psychologie der deutschen Armee von Sidney Whitman. Erweiterter Abdruck aus: „Das Kaiserliche Deutschland" (Imperial Germany). Berlin, Carl Ulrich & Comp. 1889.

Wie machen wir unsere Schutzgebiete am besten nutzbar? Ein Wort für die Zeit. Von dem Verfasser von „Koloniales". Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1890.

Wilbrandt. — Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.

Wilbrandt. — Neue Gedichte von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlung, Nachf. 1889.

Willatzen. — Nordlandsharfe. Ein Ueberblick über die neuere Lyrik des Nordens. Uebersetzungen von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius. 1889.

Windelband. — Geschichte der Philosophie von Dr. W. Windelband. 1. Lfg. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1890.

Wolff. — Lieder der Treue. Balladen und Gesänge von Emil Wolff. Altona, A. C. Reyer. 1890.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Begründet von Franz von Holtzendorff, herausgegeben von Jürgen Bona Meyer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Heft 53: Die Ueberfüllung der höheren Berufsarten. Von H. Keferstein. H. 54: Ueber die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache. Von Friedrich Pietzker. H. 55: Was erwartet Deutschland von dem bürgerlichen Gesetzbuch? Von Landgerichtsrath Pfizer. H. 56: Betrachtungen über die Grundlagen zu behaglicher Einrichtung. Von Carl Henrici. H. 57. Ueber die Einführung der Volkswirthschaftslehre in den öffentlichen Volksschul-Unterricht. Ein ernstes Wort auf Anregung der deutschen Adelsgenossenschaft und der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Von P. Zende. H. 58. Die Entwicklung des modernen Stadtbürgerthums. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Unter dem Katalpenbaum.

Erzählungen

von

Konrad Mähly.

II.

Von dem Augenblicke an, daß Timotheus sich wieder im Austausch mit der Außenwelt wußte, war er viel heiterer. Die erhöhte Lebendigkeit seines Benehmens und die wiederkehrende gesunde Farbe seines Antlitzes zeugten von der frohen Hoffnung, die in ihm lebte. Sein Gefreiter lobte ihn, daß er anfange, alerter zu werden und das Kopfhängen ablege. Das ging etliche Tage, als aber von außen jede Antwort auf seine Briefe ausblieb, trat an die Stelle der frohen Hoffnungen wieder nagender Zweifel. Sollten seine Briefe dennoch nicht bestellt worden sein? Sollten ihn alle Freunde verlassen haben? Darüber nun, daß es nicht an Fränzchen lag, wenn seine Schreiben keine Frucht trugen, sollte er bald Gewißheit erhalten. Eines Morgens in der Frühe erschien zu allgemeiner Ueberraschung der Hauptmann auf der Soldatenstube und ließ sich alle Soldatenschränke und Kisten durch den Sergeanten öffnen. Bei den meisten wurden nur harmlose Dinge gefunden und die Besitzer von etwaiger Contrebande kamen mit etlichen Schimpfworten davon. Aus dem Schreibzeuge des Rekruten Timotheus aber machte der Hauptmann ein großes Wesen.

„Wer hat Euch diese Sachen gegeben?“ fragte er.

„Ich bat ein Mädchen, das vorbeiging, mir Schreibzeug zu verschaffen, damit ich meinen Freunden Nachricht geben könne von meinem Elend,“ erwiderte Timotheus ruhig, „und die Fremde hat mir aus Mitleid mit der Noth eines Mitmenschen und aus christlichem Erbarmen Papier und Tinte besorgt.“

„Und Ihr habt Euch erfrecht, Ihr elender Heuler, Sereniſſimum Höchſtſelbſt zu beunruhigen mit Euerem Gewinsel?“

„An wen soll ein mißhandelter und unterdrückter Fremder sich wenden als an den Landesherrn?“ erwiderte Timotheus kalt.

„Hört, Kerl, reizt mich nicht,“ rief der Hauptmann. „Ihr Winsler, dem noch kein Haar gekrümmt worden ist und der dennoch über Mißhandlung klagt! Wer hat Euch das Geld gegeben, die Briefe zu frankiren?“

„Wenn sie frankirt waren, so hat es das Mädchen aus gutem Herzen gethan. Derselbe Elende, der mir meine Kleider stahl, hat auch mein Geld mitgehen heißen," erwiderte Timotheus mit bitterem Hohn. Aber in demselben Augenblicke, daß er diese Worte gesprochen, fühlte er auch die linke Hand des Hauptmanns an seiner Gurgel, während die rechte unbarmherzig auf sein Gesicht und seinen Kopf losschlug. „Hier, Sergeant, führt den Haselanten ins Loch. Drei Tage Dunkelarrest sollen ihm den Kopf zurechtsetzen, und dann bringt ihn wieder auf die frühere Stube. Der Anblick der Straße macht ihn schwindelig."

Der Mißhandelte wußte noch nicht, wie ihm geschehen, als er bereits neue Püffe im Rücken spürte, die ihn vorwärts trieben. Er sah sich gezwungen, treppauf und treppab dem Sergeanten zu folgen, bis eine Thüre hinter ihm zuschlug, und er sich im Dunkeln befand, was für seinen schmerzenden Kopf zunächst freilich das Beste war. „Gesagt habe ich es ihnen wenigstens," knirschte er mit einer schmerzlichen Befriedigung, indem er sich auf die Bank niederließ, an die er im Dunkeln angestoßen war. „Sie wissen nun, was ich von ihnen halte, und ihr eigen Gewissen muß es ihnen bestätigen, daß sie Schurken sind." Lang freilich hielt diese befriedigte Stimmung nicht an; und nach drei qualvollen Nächten stand er am dritten Tage wieder auf dem Drillplatze, obwohl er vor Erschöpfung das Gewehr kaum in der Hand zu halten vermochte. Wochen vergingen so und in Timotheus' Lage trug sich keine Veränderung mehr zu. Er konnte nicht zweifeln, daß seine Briefe an seine Freunde angekommen seien, daß aber an dem Willen der Officiere, bei ihren Grenadieren einen langen Kerl mehr zu haben, alle Verwendungen, auch vornehmer Gönner, gescheitert seien. Antworten der Freunde gelangten nicht in seine Hände. Sie wurden eben abgefangen, wie er sich selbst sagen konnte. Das einzige Neue, was er erlebte, war, daß er eines Morgens vor dem Wachtlocal der Kaserne als Schildwache aufgestellt ward. Es war das erste Mal, daß er außerhalb des Thores sich befand. So thöricht es war, unter den Augen der Wachtstube desertiren zu wollen, dennoch maß er bei jedem Hin- und Wiedergehen die Breite der Straße bis zu der nächsten Hausthüre. Er betrachtete jeden offenen Kaufladen, in den er flüchten könnte, er sah nach dem Schilderhause, ob er da sein Gewehr in der Stille anlehnen könne. Schließlich aber sah er ein, daß er bei einem solchen Versuche nur in sein sicheres Verderben rennen würde und lehnte sich gramversunken auf sein Gewehr. „So wird Dein Leben dahin gehen, ein Tag wie der andere," dachte er, „bis Du eines Tags mit scharfen Patronen in der Tasche die Wache beziehst. Niemand wird Dir nahe sein, auch Dein Gott nicht. Du wirst laden und mit dem Fuße losdrücken. Der Funke am Feuersteinschloß wird aufblitzen, und Du wirst in dem großen Urlaub drüben sein, von wo kein Fürst und Kriegsherr Dich einberuft." Als er abgelöst war, legte er seine Montur ab und wollte den Mantel vorschriftsmäßig in seinen Schrank hängen. Da sah er an seinem Kleiderhaken einen Bindfaden befestigt, der an einem Ende einen Bleistift, am andern einen Brief umschlang. Neugierig nahm er diese Ueberraschung heraus, und nachdem er seinen Mantel an den Nagel gehängt und den Schrank verschlossen hatte, setzte er sich auf einem Schemel nieder und löste die Schnur von dem Briefe. Zunächst fiel ihm ein weißes Blatt in die Hand. „Die gute Seele," sagte er, denn er dachte,

das Fränzchen des Herrn Baron habe Wege gefunden, ihm neues Schreibmaterial zuzuspielen. Als er aber einen Blick auf das zweite Blatt warf, schlug ihm die helle Lohe ins Angesicht, und sein Herz klopfte stürmisch. Diese Handschrift kannte er. Es war die seiner vielgeliebten Jungfer Sophie. Der Brief lautete:

„Hertzlieber und allezeit werther Herr Candidat."

„Ich habe Euer Schreiben an den Herrn Grafen mit den Grüßen für mich erhalten, und Ihr könnet Euch wohl einbilden, in wie große Trübsal mich diese üble Zeitung gestürzt hat. Nachdem ich viele Tage geweint und mich betrübet habe über Euer so ganz unmaßen trauriges Sort, habe ich aber beschlossen unser beider Schicksal dem höchsten Gott zu übergeben, der wird hierinnen Alles nach seinem heiligen Rath dirigiren, der die Unschuld wohl kann eine Weile leiden lassen, aber am besten weiß, wofür es gut ist. Daß ich niemahlen gesinnt gewesen bin, Euch zu verlassen, wisset Ihr wohl, wiewohlen Ihr es mir in dem Briefe an den Herrn Grafen frei gebt, dessen Protection Ihr Euch ergeben habt. Der Herr Graf hat auch sofort an Se. Durchlaucht geschrieben und hofft, daß des Fürsten gutes Naturell prävaliren wird. Da aber auf die Großen dieser Welt kein Verlaß ist, sondern allein auf den einigen Gott, so habe ich meine Stelle hier gekündigt, damit ich, werthester Herr Candidat, Euch als meinem angelobten dereinstigen Herrn, wie ich auch schuldig bin, mit selbstwärtiger Person nahe zu sein vermöge. So ist also mein Wille, daß ich in die Stadt ziehe, und hat mir der Freund, durch den Ihr diesen Brief erhaltet, bereits für den kommenden Monat ein Stübchen gegen Euere Kaserne über gesichert, da er nicht zweifelt, daß Ihr später wieder in die vordere Stube werdet versetzt werden; nur sollet Ihr im Dienste recht alert sein, damit der Hauptmann aufhöre, an Euch Vengeance zu suchen. Dann werdet Ihr auch bald die Kaserne verlassen dürfen, so daß wir alle Tage uns sehen und sprechen können. Kommt Ihr nicht los, so könnet Ihr doch leicht bei Eueren Kenntnissen zum Corporal oder Feldwaibel aufsteigen. Dann aber wird Se. Durchlaucht uns die Heirath consentiren, da ich mit der Nadel und durch Waschen das Erforderliche wohl beschaffen kann, so gut als Eine. Was ich in solcher niedriger Condition zu Euerem Contentament werde beibringen können, werde ich nicht lassen. Wie dieser Brief Demselbigen bestellt wird, darf ich nicht sagen, da es Euerem guten Freund und besonderen Patron sicherer erscheint, wenn Ihr selbst ihn nicht kennt. Darum so sollt Ihr ihm auch nicht nachforschen. Vielmehr sollt Ihr Euere Antwort an demselben Tage an eben denselbigen Ort thun, wo Ihr diesen Brief gefunden, dann werdet Ihr am ersten Tage der Woche wieder einen Brief von mir erhalten. So lasset mich also bald wissen, was Ihr von meinen Propositionen haltet. Also seid nicht traurig, denn es dient zu nichts, sich zu chagriniren. Gott weiß, wie sehr ich, werther und allerliebster Herr Candidat, Euch von Herzen bin ergeben. Bis zur letzten Stunde werde ich Euch allezeit lieben und sein Euere gehorsame Braut

Sophie."

„P. S. Jeden Morgen bei der Frühglocke und jeden Abend bei dem Vesperläuten werde ich vor Gott Euer gedenken. So thuet auch Ihr, wenn Ihr die Glocken hören könnt. Dann kommen unsere Gedanken doch beisammen."

Wie lang der gute Timotheus in diese Zeilen starrte, wußte er selbst nicht. Erst als das Poltern auf der Treppe ihm anzeigte, daß die Kameraden vom Exerciren zurückkämen, steckte er den Brief und das Schreibmaterial hastig in seinen Koffer und vertauschte die Uniform mit dem Zwillichrock. Stumm, aber mit glänzenden Augen, saß er seinem Partner bei dem Essen aus dem Blechtrog gegenüber. Als dann die Stunde zur Erholung für die Anderen begann, schlich er nach dem Schlafsaal und verfaßte dort einen Brief an seine heißgeliebte Braut, um ihr zu danken und sie zu versichern, daß, wenn nur sie zu ihm zurückkehre, sein Loos ihm leicht und glücklich dünken solle. Aber indem er nun erst sich vergegenwärtigte, welche Opfer auch sie bringe und welcher Zukunft als Weib eines Unterofficiers sie entgegengehe, kam ihm ein großes Weinen, also daß das Papier feucht wurde von seinen Zähren. So tröstete er sie, woran er selbst nicht mehr zu glauben wagte, daß der Brief des Herrn Grafen an den Fürsten diesen doch schließlich noch bestimmen werde, ihn frei zu geben. Dann aber wollte er seine inniggeliebte Sophie heirathen, denn so gut sie glaubte mit einem Feldwebel sich ernähren zu können, ebensowohl konnte sie mit einem Copisten, Privatinformator oder Briefsteller eine glückliche Armuth theilen. Wozu auf ein Pfarramt warten, in dem doch nur die Härte des Patrons und die Bosheit der Bauern ihnen das Leben sauer machen würde? Da wollte er lieber als einer der Kleinen mit seinem geliebten Weibe leben; mochten sie ihn dann auch einen verdorbenen Theologus nennen, ihm war das gleich. Nur in der bunten Jacke konnte er nicht mehr bleiben. Darum bat er seine Jungfrau Braut dringend, sie solle nur ja allen hohen Gönnern und Patronen in den Ohren liegen, sich bei dem Fürsten für ihn zu verwenden, damit dieser, um bösen Leumund zu vermeiden und Ruhe zu bekommen, sein Unrecht wieder gut mache.

Als er den Briefbogen in kleiner zierlicher Schrift eng beschrieben hatte, trug er ihn in den Schrank und heftete ihn an seinen Mantel. Nach einer Weile kam der alte Feldwebel und schickte ihn zum Brunnen hinunter, um ein Glas frisches Wasser zu holen. Als Timotheus es brachte, trank der Alte es aus und verließ die Stube. Sofort stürzte Timotheus nach seinem Schranke. Der Brief war weg. Nun wußte er, wer der Vermittler war, doch schien ihm nach dem Briefe der Braut wahrscheinlich, daß irgend ein großer Herr und Patron hinter dem alten Soldaten stehe, der sonst wohl schwerlich soviel wagen würde. Lieb war es ihm auch, daß der alte Graukopf der Liebesbote war und nicht das Fränzchen aus dem Schlosse, an das er zuerst gedacht hatte. „Gott hat in jedem Stande, die ihm dienen," dachte er, „und trotz des harten heidnischen Kriegsgesetzes sind der Hauptmann von Kapernaum und der fromme Cornelius rechte Gottesknechte gewesen." So ging er an diesem und an den folgenden Tagen wie ein Träumender umher, stets die Aussichten erwägend, die Sophie ihm eröffnet hatte, und des Tages harrend, der ihm neue Nachrichten bringen sollte. Aber nach diesen Stunden des Hoffens folgten dann andere, in denen er nur um so tiefer verzagte. Jetzt erst erfuhr er, was es heißen wolle, sieben Tage auf einen einzigen frohen Moment warten zu müssen. Es war, als ob jeder Tag zu einem Jahre würde und selbst in der Nacht floh ihn der Schlaf, da er immer neue Pläne hin- und herwälzte, wie er Sophien's Anwesenheit werde benützen können,

um seine Bande zu brechen. Ihre Aufopferung hatte ihn tief gerührt, und einen Augenblick hatten ihre Pläne ihn getröstet, aber je länger er über diese Aussicht nachdachte, um so trauriger schien es ihm, auch sie in sein Unglück herabziehen zu sollen. Er kannte solche Ehen der Feldwebel und Wachtmeister, wie aber konnte er sie, die Feingebildete, Zarte in dieses Elend hineinreißen? Täglich wurde es ihm klarer, daß es seine Pflicht sei, zu verzichten und seinen dornigen Pfad nunmehr allein fortzusetzen bis Gott ihn erlösen würde. Ueber diesen Wechsel von Hoffen und Verzagen kam der ersehnte erste Wochentag endlich herbei, aber, wie oft er auch im Schranke, in seinem Koffer, in der ganzen Stube suchte, nirgends fand er den versprochenen Brief. Vielleicht, daß gerade sein auffälliges Benehmen den Boten hinderte, die Botschaft zu bestellen. Entmuthigt und kleinlaut suchte er am Abende sein Lager. Die Enttäuschung machte ihm seine Ketten unerträglicher als je. Er zürnte auf den geheimen Beistand, daß er ihn also auf die Folter spanne. Ja, es gab Augenblicke, in denen er meinte, die frühere Dumpfheit sei den Aufregungen noch vorzuziehen, in die ihn die Botschaft Sophien's gestürzt habe. Am folgenden Morgen wurde er zu seinem Staunen zur Wache commandirt, obwohl er gar nicht an der Reihe war. Die Kameraden steckten darob die Köpfe zusammen, ihm aber war es gleichgültig wie alles Andere. Müde und hoffnungslos trottete er vor seinem Schilderhause hin und her. Seit er das Loos ins Auge gefaßt hatte, das Sophie ihm eröffnet, sein ganzes Leben in diesem traurigen Einerlei hinzubringen, erschien ihm sein Dasein so entsetzlich öde und in allen Wurzeln vergiftet, daß er das Gewehr auf seine eigene Brust würde gerichtet haben, aber er wußte, daß es nicht geladen war. In diesen düsteren Gedanken hatte er seinen Dienst völlig vergessen, als plötzlich ein Soldat an ihm vorüberlief, mit dem Zuruf: „Aufgepaßt, Schildwache, Durchlaucht kommt!" Gleich darauf bog ein breitschultriger, stämmiger Officier in einfachem blauen Rock, mit dreieckigem Hute und dicken Rohrstock um die Ecke und schritt, gefolgt von einem General, auf das Wachtlocal zu. Timotheus präsentirte und schaute dabei fest in das Gesicht des Fürsten. Er sah einen Herrn mit rothen Backen, gewichstem Schnurrbart und harten blauen Augen, der auf ihn zuschritt. Sein Herz schlug ihm hörbar, denn er hoffte, der Fürst werde ihn anreden. Der aber warf ihm nur einen zornigen Blick zu, weil das Gewehr in der Hand des aufgeregten Rekruten zitterte, denn Timotheus war plötzlich der Gedanke durch den Kopf gefahren, daß dieser Moment über sein ganzes Schicksal entscheide. Jetzt stand er ja dem gegenüber, der sein Leben in der Hand hatte. Es war ja sonnenklar, eben dazu hatte der unbekannte Patron, der hinter dem Feldwebel stand, ihn außer der Reihe zur Wache commandirt, damit er sein Anliegen dem Fürsten vortragen könne. „Jetzt oder nie!" dachte er, und als der Fürst bereits halb an ihm vorüber war, setzte er sein Gewehr ab, ließ sich auf ein Knie nieder und rief dem hohen Herrn laut nach: „Durchlaucht, Gerechtigkeit!" Zornig wendete der Fürst sich um. „Kerl! was untersteht Er sich!" rief er, indem er Miene machte, den dicken Rohrstock auf die Schultern der knieenden Schildwache niederfallen zu lassen. Aber in dem Auge des Unglücklichen mochte der kleine Tyrann etwas von der Verzweiflung des gehetzten Hirsches lesen, der im Begriffe ist, sich zur Wehr zu setzen, er trat einen Schritt zurück.

„Wache heraus" — rief in schnarrendem Tone jetzt der begleitende Officier. Die Soldaten stürzten aus der Wachtstube nach ihren Gewehren. „Gerechtigkeit will ich, meine Freiheit," rief Timotheus mit wilder Stimme, indem er sich vom Boden erhob und mit rollenden Augen um sich schaute. „Man hat mich eingefangen und hält mich gegen Recht und Gesetz hier fest. Ich bin kein Landeskind und habe mich dem Fürsten nicht gelobt. Ich verlange meine Freiheit!" Während er so tobte, ward ihm aber bereits von dem Officier, der hinter ihn getreten war, das Gewehr rückwärts aus der Hand gerissen. Jetzt trat auch Sereniſſimus wieder einen Schritt näher und sagte zu dem Hauptmann: „Wie heißt der Kerl?"

„Timotheus, Durchlaucht."

„So, der Querulant, der Eingaben aus der Kaserne schreibt. Legt ihn drei Wochen auf die Latten, dafür, daß er mich hier attaquirt hat. Danke Gott, Canaille, daß ich Dich nicht erschießen lasse." Der Sergeant trat mit zwei Mann vor und führte Timotheus ab, der nun fast ohnmächtig zusammenbrach. Als er aber am Kasernenthor angekommen war, da gellte weit über den Platz der verzweifelte Ruf: „Und dies ist ein christlicher Fürst! Gedenke es ihm, Herr, am jüngsten Tage!"

Timotheus ward in einen Gefangenenwagen gesetzt und in die Frohnfeste verbracht, die, von hohen Mauern umgeben, an dem Stadtgraben lag. Dumpf und willenlos folgte der Gefangene dem Kerkermeister, der ihn am Thore der Strafanstalt in Empfang nahm. Nachdem er durch mehrere Gänge geführt worden war, wurde ein niederes Stübchen aufgeschlossen, in welchem ein Erwachsener nicht aufrecht stehen konnte. Timotheus sah noch, daß zwei Drittel des Raumes von einem Roste aus scharfkantigen Latten eingenommen wurden, dann schlug die Thüre zu, und er befand sich in völliger Finsterniß. Zuerst wollte er stehen. Da er aber den Kopf geneigt halten mußte, ertrug er diese Stellung nicht lange, weil ihm der Nacken steif ward. Nunmehr setzte er sich auf die scharfen Latten, aber nach einer Weile schmerzten ihn nun die Beine. Er wechselte die Lage und streckte sich schließlich auf den Boden zwischen der Wand und den Latten hin, bis ihm auch diese Stellung unerträglich war. Schließlich blieb ihm doch nichts übrig, als sich auf dem dem Gefangenen zugedachten Marterbette auszustrecken, wo ihm Stunde auf Stunde in dumpfer Bewußtlosigkeit verstrich. Gegen den Schmerz stumpften sich allmälig seine Glieder ab, aber die dumpfe Luft benahm ihm je länger, desto mehr die Sinne. Bald fühlte er eisige Kälte, bald brennende Hitze. Wilde Hallucinationen stürmten auf ihn ein. Er sah Lichter und hörte Stimmen. Ein rothes Meer umleuchtete ihn, und das Brausen des Oceans lag ihm im Ohre. Es waren die wilden Wellen des eigenen Blutes, das vom Herzen zum Haupte stürmte und in seinen Schläfen hämmerte. Die Farben wurden mit der Zeit heller, leuchtender, schöner. Das Roth wandelte sich in Blau, das so wunderbar tief sich färbte, wie er es nie gesehen. Das waren keine irdischen Farben mehr, und auch die Stimmen im Ohre wurden immer lieblicher. Ruhig und leicht schwebte er im Abendroth gewiegt von den Wellen des Aethers, während rosenrothe Wolken ihn umflossen, und um ihn erklang Musik, wie er sie nie zuvor gehört. Waren das

die Seligkeiten der Märtyrer, von denen er gelesen, daß ihnen die Flamme kühl war und daß sie, auf scharfe Muscheln gebettet, Paradiesesfreuden kosteten? Jetzt ballten sich auch die Farben zu Gestalten, und die Töne wurden Stimmen. Seine Sophie neigte sich über ihn und tröstete ihn, während in der Ferne süße Chöre der Engel sangen. Dann aber nahmen die milden Züge seiner frommen Braut einen üppigen verlockenden Ausdruck an. Das Fränzchen vom Schlosse hatte ihr plötzlich sein Bild untergeschoben. Da sprang Timotheus auf und stieß sein Haupt so hart an die niedere Decke, daß er zusammenbrach. Sein Kopf blutete. Das aber brachte ihn wieder zu sich. Endlich fand er auch eine Lage, die den Körper am wenigsten anstrengte. Den einen Fuß auf dem Boden, setzte er den andern auf die Latten und stützte dann das Haupt auf den Arm und diesen auf das Knie. Indem er so zwischen der rechten und linken Seite abwechselte, brachte er den Tag vollends hin. Gegen Abend erschien der Wärter und stellte einen Krug mit Wasser und ein Stück Brod an die Erde. Der Gefangene schützte die Augen gegen das schmerzende Licht, aber der frische Hauch, der von außen hereinwehte, that ihm wohl. Gierig schüttete er das Wasser in sich und gab den Krug dem Kerkermeister zurück, der, ohne ein Wort mit dem Gefangenen zu wechseln, ihn alsbald wieder einschloß. Nun verzehrte er sein Brod. Die Gier, mit der er es that, erschreckte ihn schließlich selbst. „Ja, sie bringen uns um alle menschliche Würde," seufzte er. „Gleich dem Pferde verlangen wir uns auszustrecken auf der Streu und die süße Bewußtlosigkeit des Thieres zu empfinden, gierig stürzen wir uns auf unser Futter, und unser höchster Genuß ist der Schlaf. Bis an die Grenze der Thierheit haben sie mich gebracht. Ich stehe am Rande des Abgrunds. Herr, laß mich nicht ganz versinken!"

Mit solchen düstern Gedanken streckte er sich auf seinem Schmerzenslager nieder. Eine Weile schlief er. Als er wieder zu sich kam, stand die Sonne tief und durch einen Spalt der Thüre drang ein Strahl nach der Wand, der er sein Gesicht zukehrte. Da war ihm, als ob auf einem Steine in gekritzelter Schrift etwas geschrieben stehe. Die Langweile trieb ihn an, die wunderlichen Runen zu entziffern. Als das Licht noch etwas tiefer hereinfiel, und sein Auge sich der Nähe der Schriftzüge angepaßt hatte, las er folgende Worte: „Landsmann, ziehe am Kopfende unter dem Rost die Lattnägel aus der kurzen Diele, so kommst Du in die Freiheit. Auch das Gitter unten ist nur angelehnt. — Kehre aber rechtzeitig auf der Leiter hierher zurück, damit unsere Peiniger den Weg nicht entdecken. Mancher wäre todt ohne diesen Ausgang, an dem viele vor Dir gearbeitet haben." Nachdem Timotheus klar begriffen hatte, was er gelesen, fuhr er eilig in die Höhe. Indem er, das Angesicht flach auf der Erde, unter dem Roste hinrutschte, gelang es ihm, die bezeichnete Stelle der Diele zu entdecken. Die Nägel waren in der That locker und ließen sich ohne die geringste Anstrengung herausziehen. Etwas mehr Mühe kostete es dem Gefangenen, in seiner unbequemen Lage die Diele aufzuheben. Nachdem ihm das endlich gelungen war, kam eine viereckige Oeffnung zum Vorschein, durch die ein gedämpftes Licht nach oben heraufdrang. Nachdem Timotheus sich überzeugt hatte, daß der Raum unten leer sei, streckte er zuerst sein eines Bein in die Oeffnung, dann das andere und ließ schließlich seinen ganzen Körper nachgleiten. Als er auch jetzt noch keinen Boden

fand, hängte er sich an die Hände. — Nun erst sah er unten die Erde unter sich und ließ sich hinabfallen. Als er sich umblickte, fand er sich in einem kellerartigen Erdgeschosse, das früher wohl als Gefängniß gedient haben mochte. Mit einem gewissen Behagen reckte er die Glieder und schlürfte die erquickende Abendluft, die durch das offene Gitterfenster wie ein Hauch der Freiheit hereinwehte. Dann ging er in dem halbdunkeln Raume auf und ab, um die Leiter zu suchen, mit der er nach Anweisung des unbekannten Rathgebers wieder zurückzukehren hatte. Aber wie er auch hin und her ging, eine Leiter war nirgends zu finden. Zurück also konnte er nicht, das war klar und erregte ihm großen Schrecken; denn wenn man ihn hier fand, so konnte er der furchtbarsten Strafen gewiß sein. Zugleich fiel ihm schwer aufs Herz, daß er nun die späteren Opfer der Tyrannei dieses Auswegs aus ihrem Elend beraubt habe. Aber der Nächste nach ihm wäre ja auch betrogen gewesen, denn die Leiter fehlte. Sie mußte weggenommen worden sein. Vielleicht, daß sie draußen stand, vor dem Gefängnißhofe. Er untersuchte also das Gitter des schmalen Fensters. Es ließ sich herausnehmen, wie die Schrift gesagt hatte. Timotheus steckte den Kopf hinaus, um nach der Leiter zu spähen. Die Aussicht war beschränkt. Er sah ein paar Schritte gegenüber die hohe Mauer, die das Gefängniß umgab, an der Erde Spuren von Pferden und allerlei Reste, die aus den Fenstern geworfen sein mochten, aber eine Leiter war nirgend zu entdecken. Seine Lage war trostlos, und dennoch war er fest entschlossen, bei einbrechender Dunkelheit hier hinauszusteigen und einen Fluchtversuch zu machen. Was lag an dem Leben hier, das er vielleicht dabei verspielte! Werthvoll war nur das Leben, das er zu gewinnen hoffte. Plötzlich aber hörte er draußen Hufschlag und Knarren von Rädern. „Hüst!“ rief eine Stimme und bereits kamen Pferdeköpfe um die Ecke. Eilig fuhr er zurück. Er hatte nicht einmal mehr Zeit, das Gitter in das Fenster einzusetzen, sondern er warf sich rasch zur Erde, um von außen nicht gesehen zu werden. Der Fuhrmann fuhr an der Mauer drüben hin, hielt an und begann gemächlich seine Pferde auszuspannen. Mit seiner Arbeit beschäftigt, sah er nicht, wie an dem schmalen Fenster das Gitter fehlte. Bald hörte Timotheus den hellen Hufschlag der Pferde, die ihr Herr munter pfeifend hinwegführte. Dann wurde es wieder still. Vorsichtig richtete der Gefangene sich auf. Ein ausgespannter Frachtwagen stand hoch bepackt an der gegenüberliegenden Mauer. Wie ein Blitz schlug dieses Bild in seine Seele. Sofort wußte er, was er zu thun habe, um zu entfliehen. Wenn er den Wagen erstieg, was nicht schwer war, so brauchte er oben nur noch einige der Kisten übereinander zu thürmen, um die Mauer zu erklimmen. Gelang es ihm dann, ein paar Säcke mit Heu, die auf dem Wagen lagen, auf der andern Seite der Mauer hinab zu stürzen, so durfte er bei diesem weichen Grunde das Hinabspringen wagen, und war er nur erst einmal draußen, so mochte Gott weiter sorgen, der sich der unschuldig Verfolgten annimmt. In dieser Hoffnung beschloß Timotheus ans Werk zu gehen, sobald es dunkel geworden. Um zehn Uhr wurde in den Gefängnissen, wie er wußte, nach den Gefangenen gesehen. Wäre die Leiter dagewesen, so würde er sich ruhig wieder in die Latten gelegt haben, bis die Visitation vorüber war; jetzt blieb ihm nichts übrig, als rasch zu handeln. War er nur erst draußen, so hatte er dann die ganze Nacht vor sich,

um tief im Walde sich zu verbergen und auf Umwegen nach Berlin zu wandern, wo er sicher sein würde, und seine Freunde ihm weiter helfen konnten. Inzwischen hatte der Himmel sich umzogen, und es fing an zu regnen. Um so erwünschter! Als der Regen stärker wurde, beschloß Timotheus, diesen günstigen Moment zu nützen. Es war bereits dunkel genug, um im Schatten der Mauer unbemerkt hantieren zu können, und die Dunkelheit nahm mit jedem Augenblicke zu. Rasch stieg er durch das Fenster und war im Nu drüben am Wagen. Von der Deichsel kletterte er mühelos auf die Höhe des Lastwagens, von der er die Deckplatte der Mauer mit den Händen erreichen konnte. Mehr Mühe machte es, einige der Kisten, die mit Stricken festgebunden waren, frei zu bekommen und so aufzuthürmen, daß sie eine feste Unterlage abgaben. Den Versuch aber, die schweren Futtersäcke hinaufzuschaffen, um die Gewalt des Absturzes zu brechen, mußte er aufgeben. „Er wird seinen Engeln befehlen über Dir," sagte er sich zum Troste. Dann bestieg er seinen losen Aufbau und schwang sich mit einem kühnen Ruck hinüber auf die Mauer: Flach lag er auf ihr, um von unten nicht gesehen zu werden, denn die Wolken am Himmel zerstreuten sich, und es wurde eher heller als dunkler. „Warten ist gefährlich," sagte er dann, „und hat keinen Zweck." Vorsichtig hielt er sich mit den Armen und dann mit den Händen an dem Mauerrande fest und ließ sich so in seiner ganzen Länge an der Außenseite herunter. Er wußte, daß er noch immer mindestens zehn Fuß über der Erde schwebe, aber mit einem Stoßgebete ließ er los. Seine Sinne schwanden. Ihm war, als ob er in ungemessene Räume, immer tiefer und tiefer falle. Dann lag er zwar wieder fest, aber jeder Versuch, sich zu bewegen, war ihm unmöglich. Seine Brust arbeitete und keuchte, er wollte rufen, aber selbst die Stimme versagte ihm. Angsttropfen brachen ihm aus allen Poren. Es war wie eine Binde vor seinem Bewußtsein, die er vergeblich zu zerreißen strebte, weder seiner Glieder noch seines Geistes fühlte er sich mächtig. Nach einer Weile hörte er in der Ferne Stimmen. Wenn man ihn hier fand! Es stand ihm klar vor Augen, was dann sein Loos sein werde! Spießruthen mußte er laufen! Er sah, wie er hinter dem Tambour, der mit gedämpfter Trommel seinen Todtenmarsch schlug, hinausgeführt wurde. Die Uniform rissen sie ihm vom Leibe, und halbnackt stießen sie ihn zwischen zwei lebendige Mauern. Hier stand das eine Glied der Compagnie und gegenüber das andere, und jeder Soldat hatte eine Ruthe in der Hand, und nun mußte er zwischen beiden Reihen mit nacktem Oberkörper hindurchlaufen, während die Officiere hinter dem Gliede genau darauf achteten, daß jeder Mann auch tüchtig zuhaue. Am Ende angekommen, mußte er umkehren und wieder hindurch, und das zehn- und zwanzigmal, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Der Angstschweiß brach ihm bei diesem Gedanken aus, und aufs Neue versuchte er sich aufzuraffen, aber die Kräfte versagten ihm, und hülflos mußte er liegen bleiben, wo er lag. Das also war das Ende eines Lebens voll Entsagung und Arbeit! Wozu hatten nun seine armen Eltern sich den Bissen am Munde abgespart, um ihn auf die hohe Schule zu schicken, wozu hatte er selbst sich drücken und treten lassen in den Häusern des Adels, wofür hatte seine treue Sophie die Blüthe ihrer Jugend geopfert? Eine unendliche Bitterkeit erfüllte ihn. Was hatte er denn verschuldet, daß er hier hülflos am Boden lag? Er hatte die Forderung eines

Wüstlings abgewiesen, die gegen Gottes Gesetz war, und er hatte einem kleinen Tyrannen, der nicht einmal sein Landesherr war, gesagt, er wolle bleiben, was ihn Gott hatte werden lassen, Diener am Wort, obwohl er sechs Fuß, zwei Zoll maß. Durfte ein Junker ihn also entwürdigen, ein Fürst ihn vollends zur Erde schlagen, so wollte er einer Welt fluchen, in der der Schwache den Großen zum Spielball geschaffen ist. Da war es ihm, als ob eine dunkle Gestalt sich über ihn neige und ihm ins Ohr flüstere: „Helft Euch selbst, so wird Gott Euch helfen. Ihr seid die Vielen, sie sind Wenige. Rottet Euch zusammen, brecht Euere Ketten!" Da merkte der Candidat, daß es der Böse sei, der also zu ihm rede, und er besann sich auf die Worte, die der selige Vater Luther geredet hatte, daß ein Christenmensch sich solle verhüten vor Rottiren und Aufruhr, aber wie er auch grübelte, er konnte die Worte nicht finden. Und wieder hörte er Stimmen und Gelächter ganz in der Nähe. Jetzt kamen sie, ihn zu greifen, und er vermochte nicht, vom Boden aufzustehen. Da schlug es plötzlich wie ein Blitz durch seinen starren Körper. Ein Kanonenschuß wurde gelöst. Das war das Signal, daß man in der Festung seine Flucht entdeckt hatte und sich anschickte, ihn zu verfolgen. Alle seine Kraft zusammennehmend, fuhr er empor. Er that einen tiefen Odemzug, und ein starker Geruch von Katalpenblüthen stieg ihm in die Nase.

III.

Ein neuer Schuß krachte. Herrn Timotheus war es, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwache. Hatte er sich im Festungsgraben so steif gelegen oder an seinem alten Nußbaume? Aber da schoß es nochmals und wiederum. Das waren ja nicht die Geschütze der Frohnfeste, sondern die Böller des Kammerjägers. Helles Gelächter von dem Platze hinter dem Hause tönte zu ihm herüber. „Hurrah, ein Extrablatt!" hörte er Alexander rufen. „Nun hat doch Knollfink die meisten Stimmen."

„So, jetzt schießen die Knollfinken auch, da wird Papa sich freuen," lachte Lutz. Diese vorwitzige Bemerkung seines Lieblingssohnes rief den Rector endlich aus dem achtzehnten Jahrhundert in das neunzehnte zurück. Verstört erhob er sich. Aber er war steif an allen Gliedern, und sein rechter Fuß war eingeschlafen. Noch völlig abwesend starrte er in das grüne Gebüsch, das ihn umgab. „Mama, Mama", lachte es unten, „die Landorte haben den Ausschlag gegeben. Vivat Knollfink!"

„Victrix causa diis placuit, victa Catoni," erwiderte Alex mit Würde. Der glückliche Vater hätte gern gelächelt, aber er fühlte einen stechenden Schmerz in der Schläfe und einige Uebligkeit. „Wie man nur so lebhaft träumen kann," sagte er. „Nun glaube ich wirklich, daß Alex recht hat und der Geruch der Katalpa das Gehirn belastet. Habe ich doch heller geträumt, als ich jemals auf meinem Katheder gewacht habe, und ich pflegte doch nicht zu schlafen in der Klasse."

„Sieh, wo Papa bleibt," hörte er jetzt seine Frau sagen. „Es wird mir ordentlich ängstlich mit seinem langen Schlafe."

„Ich komme, Sophiechen," rief der alte Mann, indem er seine Glieder zurecht schüttelte. „Gott strafe mich," sagte er ängstlich, „aber ich fürchte noch

immer, der Profoß nimmt mich am Kragen. Das also ist das gepriesene patriarchalische Regiment. Hu, hu, ich habe es noch in Mark und Knochen!" Damit erhob er sich von seinem Sitze und schwankte, auch jetzt noch gebunden an Geist und Körper, hinunter nach dem Hause, wo der Nachmittagskaffee der Frau Rectorin seiner harrte. Schweigend nahm er zwischen den Seinen Platz und ihnen war, als ob der Vater sie zärtlicher als sonst betrachte, gleich als ob er von einer langen Reise zurückgekehrt sei und sich nun glücklich fühle, wieder unter ihnen zu sitzen. Als die Knaben sich erhoben hatten, um an ihre Arbeit zu gehen, sagte die Rectorin lächelnd: „Was ist Dir, Alter, Du siehst mich fortwährend von der Seite an, als ob Du mich zum ersten Mal entdecktest? Du hast gewiß vor, mir eine andere Haube zu schenken und überlegst Dir, wie ich mich in der neuesten Mode ausnehmen werde?"

„Es hat nicht viel gefehlt," sagte lächelnd der alte Herr, „so hätte ich Dich in der Tracht des vorigen Jahrhunderts gesehen, die ich selbst soeben erst abgelegt habe. Leider aber fiel der Vorhang, ehe Du zum Vorschein kamst, meine gute Sophie."

„Du sprichst in Räthseln," erwiderte die Rectorin, indem sie ihren Gemahl fragend ansah.

Der Rector erzählte nun, was er Alles geträumt habe, während Frau Sophie emsig an ihrem Strumpfe vorwärts strickte. „Am meisten," schloß er seine Erzählung, „hat mich während des Träumens im Geheimen immer beunruhigt, daß ich mich selbst so schwach und charakterlos betrug. Indem ich meine Bücklinge vor dem nichtswürdigen Junker machte, sagte mir immer eine Stimme: „aber Timotheus, ich kenne Dich ja gar nicht wieder, woher hast Du diesen marklosen Knechtssinn? Du warst doch sonst nicht servil, auch wenn Du den höchsten Herrschaften gegenüberstandest." Der Timotheus des neunzehnten Jahrhunderts mißbilligte den des achtzehnten. Aber der Traumgott war entschieden ein besserer Historiker als ich. Er hat ganz Recht. Nur die Möglichkeit, auch ohne die Protection der Mächtigen uns eine Stellung zu schaffen, hat uns zu aufrechten Männern gemacht. Es ist eine wohlfeile Sittenrichterei, wenn wir Modernen uns über die Bettelbriefe eines Klopstock an den Markgrafen von Baden oder über die Schmeicheleien eines Leibnitz gegenüber der Königin von Preußen entrüsten. Wie die Dinge heute liegen, brauchten diese Männer freilich Niemanden zu hofiren. Sie könnten bequem von ihrer Feder leben, und wenn sie Schranzendienste übernähmen, wäre es aus dem Drange einer niedrigen Natur. Wie aber hätte damals ein Gelehrter ohne Pensionen und Gnadengeschenke der Großen existiren sollen? Es wäre zu wünschen, daß sich Alle so würdig in diese unwürdige Lage gefunden hätten, wie die beiden Genannten. Kommt nun hinzu, daß jeder Bürger solchen Erfahrungen ausgesetzt war, wie ich sie heute im Traume erlebte, so ist kein Wunder, daß zwischen Stock und Zuckerbrot ein Heer von Speichelleckern aufwuchs, von dem uns erst die französische Revolution befreit hat."

„Gewiß, lieber Schatz," sagte Frau Sophie, „Dir haben sie arg mitgespielt. Aber hat Dein Traumgott nicht stark übertrieben?"

„Nein," erwiderte der Rector mit großer Bestimmtheit. „Ich meine natürlich nicht, daß es allen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts oder auch nur

der Mehrzahl derselben so erging, wie mir heute; aber Tausenden ist es so ergangen, und Viele haben an Hab' und Gut, an ihrer Familienehre, ihrer persönlichen Freiheit noch Schmerzlicheres erdulden müssen. Die Geschichte dieser kleinen Sultane ist mit Thränen und Blut geschrieben. Wenn das Unglück auch nur eine geringe Anzahl ihrer Unterthanen wirklich traf, die Möglichkeit hing doch über allen. Wie aber sollte ein gerade gewachsener Schlag von Leuten sich entfalten, wo ein solcher Druck auf den Kleinen und Schwachen lastete? Frömmer waren die Leute wohl. Wohin sollten sie auch ihre Hoffnungen flüchten, als in den Himmel, da sie auf Erden nichts zu hoffen hatten .... Doch lassen wir das. Die ärgste Hitze hat nachgelassen, und ich bin gesonnen, einen Spaziergang durch den Wald zu machen, damit mir die Waldluft die Dünste aus dem Kopfe scheucht und ich den schweren Traum los werde, der mir noch immer in allen Gliedern liegt."

Am folgenden Tage war in dem kleinen Landhause des Rectors frohes Leben, denn die verheirathete Tochter war zum Besuche eingetroffen, und der alte Herr war entzückt, wie sein schönes Kind in der Ehe aufgeblüht war. Die sonst so zarte Theodora war voller geworden, ihre Wangen glänzten und ihre Augen leuchteten von innerer Befriedigung und Glückseligkeit. Bei Tisch schaute der Vater unausgesetzt nach den lieben, lang entbehrten Zügen und fuhr von Zeit zu Zeit zärtlich mit seiner welken Greisenhand über die vollen blonden Scheitel der jungen Frau. So war heute von Politik gar nicht die Rede, und erst gegen Ende der Mahlzeit erzählte Alexander, daß der ganze Siegeslärm von gestern verfrüht gewesen sei. Außer den beiden Hauptcandidaten habe der Zählcandidat der Demokraten gegen zweitausend Stimmen auf sich vereinigt und dadurch sei eine Stichwahl zwischen Knollfink und Rollmops nöthig geworden. Alex, der für den Agrarier war, sagte dem Kandidaten seines Bruders nach, er wolle sich in den Reichstag nur wählen lassen, um in Berlin Absatzquellen für seine Spinnerei zu suchen und stille Theilhaber zu werben. Alexander dagegen war überzeugt, Knollfink finde den Winter langweilig in seinem Ackerstädtchen und habe es mehr auf die Berliner Theater als auf die Parlamentssitzungen abgesehen. Als der Bruder heftig widersprach, berief sich Lutz für seine Meinung auf die Ansprache, die Herr Pfarrer Marcus in einer Wählerversammlung gehalten, wo namentlich die Herren von Scipio und Mucius ihm ein lautes Bravo zugerufen hätten. Alexander dagegen citirte die Zeitung für seine üble Meinung von dem Agrarier, und die beiden jungen Leute kamen hart aneinander.

„Da haben wir's," sagte der Rector. „Das kommt bei dem Wählen und Wühlen heraus, daß Jeder den Andern herunterreißt und schlecht macht, nur weil er einer verschiedenen politischen Anschauung huldigt. Das sind die Resultate des vielgepriesenen Parlamentarismus."

„Väterchen, Väterchen," drohte die Rectorin mit ihrem Zeigefinger, „denke an Deinen gestrigen Traum! Gestern gabst Du zu, daß es eine öffentliche Meinung geben müsse, um sie anzurufen, wenn die Großen dieser Erde dem Schwachen Unrecht thun."

„Eine öffentliche Meinung," sagte der Rector, „war auch im Mittelalter vorhanden. Diese öffentliche Meinung war die Kirche, und sie hatte eine Autorität,

die weder unsere Versammlungen noch unsere Presse besitzt. Erst aus der Zerbröckelung der Kirche durch die Reformation ist die Tyrannei der kleinen Sultane hervorgegangen, die alle Menschenwürde mit Füßen trat. Hätte die Reformation die Kirche nicht den kleinen Gutsherren ausgeliefert und die Territorialherren aus Beamten des Reichs zu Souveränen gemacht, so brauchte der Pfarrer nicht vor dem Junker zu kriechen, und die Eltern hatten nicht nöthig, für ihre Töchter und Söhne vor Serenissimus zu zittern."

„Aber Väterchen," scherzte Theodora, „glaubst Du wirklich, daß Du im Mittelalter glücklicher gewesen wärest als in der Gegenwart?"

„In der engen, vertraulichen Welt des damaligen Städtewesens hätte ich mich durchaus glücklich gefühlt," versicherte der Rector. „Nur wo feste gute Ordnung mich umgibt, nur da ist mir wohl. Selbst in der Zelle eines Klosters, bei den Handschriften des Livius oder den Schriften des Areopagiten hätte ich mein Leben verträumen mögen. Aber dieser ewige politische Lärm, der heute zu Tage selbst in das stillste Haus durch Thüre und Fenster dringt, ist mir völlig unerträglich."

„Oh," sagte Theodora, „ich würde mir ganz gut gefallen in einer Sammethaube und Puffärmeln, mit der Gretchentasche an der Seite; aber wie Du es ohne Bücher aushieltest, das, Papa, begreife ich nicht."

„Es ist nicht nöthig, mein Kind, daß es viele Bücher gebe," sagte der Rector, „sondern gute. Wohin wird die Menschheit kommen, wenn die Leute fortfahren, statt der alten Autoren nur noch schlechte Zeitungen zu lesen? .... Wird man nicht bald sagen müssen: zur Verdummung der Menschheit hat nichts so sehr beigetragen als die Erfindung der Buchdruckerkunst? Die Mühe des Abschreibens gab man sich im Mittelalter nur bei bewährten und allgemein als gut anerkannten Büchern. Handschriften schlechter Werke gibt es nur wenige. Jetzt wird jede Dummheit gleich in zwölfhundert Exemplaren gedruckt, und die Organisation unseres Zeitungswesens bringt es mit sich, daß da jeder grüne Junge über Gegenstände absprechen darf, die vielleicht siebentausend Fuß über seinem Niveau liegen. — Diese ewige Zeitungslectüre hat bereits eine völlige Verflachung unserer Jugend herbeigeführt. Täglich wird dieses billige Futter in Massen hingeschüttet und in Massen verschlungen. Rasch und gewissenlos geschrieben, wird es oberflächlich und unaufmerksam gelesen. Daher die Flüchtigkeit und Zerstreutheit unserer Schüler, der Mangel an Energie und fester Ueberzeugung bei den Eltern, von dem Verderb der Sprache gar nicht zu reden, der auch auf die Leser übergeht, wenn sie das ganze Jahr nicht mehr markig geprägte Sätze lesen, in denen eine wohlerwogene Ueberzeugung ihren klassischen Ausdruck findet, sondern lüderliche Sudeleien, wie sie irgend ein Horribilischribilifax, um die Spalten seines Blattes zu füllen, hingeworfen hat."

„Du hast ja so Recht, Papa," sagte Alex', indem er sich erhob, „ereifere Dich nur nicht. Nach dem Essen ist das entschieden schädlich."

Auch Lutz stand auf und lachte: „Nur die Reichstagswahl will ich noch abwarten, dann lese ich nichts mehr als Handschriften und will einmal proben, wie man sich dabei steht."

„Unnütze Jungen," antwortete der Rector lächelnd. „Es gibt Zeiten, in denen ich nichts lese, was nicht mindestens zweitausend Jahre alt ist, und nie fühle ich mich wohler als bei diesem vornehmen Umgang." Damit erhob auch er sich, und während Mutter und Tochter ihre Handarbeiten hervorsuchten, ging der alte Herr, um sein gewohntes Ruheplätzchen zwischen den grünen Büschen aufzusuchen. Die Amseln, die um ihn her huschten, legten ihm die Frage vor, ob die Thierwelt denn gar keinen Veränderungen unterworfen sei, während doch die Menschheit in so kurzen Zeiträumen sich immer aufs Neue wieder umgestaltet habe. Wie seine Familie sich wohl darstellen würde, dachte er, indem er sich behaglich an den alten Nußbaum zurücklehnte, wenn sie wirklich in einem Städtewesen des Mittelalters zu leben hätten? Aber hätte er dann überhaupt eine Familie? fragte er sich. Warum nicht?

Eine eigentlich gelehrte Beschäftigung gab es damals freilich nur im Kloster. Aber die Herstellung der Pergamente, die kunstvolle Malerei der Anfangsbuchstaben und Miniaturen rühren nicht alle von Klosterleuten her. Warum hätte er seiner Liebhaberei für die alte Literatur nicht damals eben so gut leben können, wie heute und in der engen Beschränkung auf seinen Kreis wahrscheinlich ungestörter und glücklicher? „Das Gute hatte der mittelalterliche Priesterstaat," dachte er, „die Welt bewegte sich in festen Formen, und in solche findet sich das Menschenherz am leichtesten. Erst mit dem Juristenstaate ist die Unruhe in die Welt gekommen, die alles Behagen aufhebt." Indem er sich in diesen Gedanken vertiefte, sah er eine stille Stadt am Rheine vor sich, mit runden Bogenmauern und festen Thürmen. In den Straßen bewegten sich stattlich gekleidete Bürger und ehrbar verhüllte Frauen. Hier und dort ritt ein gepanzerter Reiter dem Thore zu. Die Glocken riefen zur Messe, und die Arbeiter ließen die Hände eine Weile ruhen und beteten ein Paternoster. Timotheus aber, in einen schlichten braunen Wollrock gekleidet, der inwendig mit Schafspelz gefüttert war, trat in ein schmales Giebelhaus, wo er in niederem, eichengetäfeltem Zimmer seine Familie versammelt fand.

IV.

Obwohl vier Personen in der geräumigen Stube beisammen waren, herrschte in derselben andächtige Stille. An dem einen der schmalen bleiumfaßten Fenster saßen Mutter und Tochter, damit beschäftigt, auf ein kostbares weißes Tuch eine breite Borte von goldenen Fäden zu sticken. Frau Sophia hatte den oberen, die blonde Dora den unteren Saum des Meßrocks vor sich, und unter ihren kunstfertigen Händen rückte die Arbeit rasch voran.

An dem anderen Fenster stand ein großer, eichener Tisch, an dem Alexius und Lutz emsig auf weißes Pergament rothe und goldene Buchstaben malten, nach dem Muster einer großen Rolle, die zwischen ihnen lag. Die Sonne fiel auf das glatte, über der halben Stirne gerade geschnittene Haar der Jünglinge, das golden erglänzte. Sie aber rückten zur Seite, weil der lästige Schein ihnen das Auge blendete. Der Eintretende wendete sich zunächst nach einem Gefäße mit Weihwasser, das unter einem Bilde der Mutter Gottes angebracht war, befeuchtete seine Finger und machte das Zeichen des Kreuzes. Dann erst sagte er,

mit dem Kopfe nickend: „Gottwillkommen!“ und ließ dabei sein treues Vaterauge über alle die lieben Häupter hingehen, bis es schließlich mit Wohlgefallen auf den feinen Zügen seiner Theodora haftete, die, über ihre Arbeit geneigt, eifrig weiter stickte. Ruhig, wie er eingetreten, nahm der Meister auf dem Stuhle zwischen seinen Söhnen Platz, und nachdem er aus der Schublade ein fein geglättetes Blatt hervorgeholt, begann auch er an einem Miniaturbilde zu malen, das unsere liebe Frau mit dem Jesuskinde darstellte. Gar lieblich waren die geschnörkelten Buchstaben mit den bunten Figuren verschlungen. Die Mutter Gottes hatte einen goldenen Rock und wurde von einem rothen Drachen verfolgt, der sich um einen blauen Buchstaben ringelte. In der Stube war es so still wie in der Kirche, und Alle achteten nur darauf, wie stetig die liebe Arbeit vorrückte. Nur wenn drüben auf dem Dome in kurzen Zwischenräumen das helle Glockenspiel ertönte, sprachen die Frauen ihr: „Gelobet seist Du, Maria“ — oder „Unser täglich Brot gib uns heute“ — und die Männer stimmten halblaut in die Gebete mit ein. Als dann aber, um die neunte Stunde, alle Glocken der Stadt feierlich zusammenläuteten, erhob sich der Meister und sagte, indem er Lutz die Hand auf sein von eifriger Arbeitslust glühendes Haupt legte: „Liebes Kind! Willst Du Deine Feier wohl halten, so sollst Du des Tages gern zur Kirche gehen und dort nachholen, was Du an Gebeten versäumet hast. Wenn Du ihrer pflegen kannst, sollst Du die Messe gern hören. Um die Zeit ist es niemalen schade. Du sollst keinen Tag sein ohne Messe. Darum rühre kein Grün mehr ein, Alexius. Du kannst den Paradiesesbaum am Mittag malen. Die Palmenweihe beginnt, und obwohl uns die Zeit knapp ist, würde der viel tugendhafte Christ unsere Arbeit übel segnen, wenn wir die Fasten damit schlössen, daß wir die Kirche versäumen.“ Da erhoben sich auch die Frauen, legten ihren Meßrock zusammen und verwahrten ihn wohl in einer festen Truhe. Die Mutter legte ein Tuch über das graue Haupt, nach Weise der Matronen, und schlug es um Schulter und Kinn, also daß sie einer Nonne oder Beguine glich, Theodora aber setzte eine rothe Kappe auf, unter der ihre schönen blonden Haare in zwei langen Flechten auf den Rücken hinabfielen. Nachdem auch die Brüder ihre Mützen mit den bunten Federn über die Lockenköpfe gestülpt hatten, schloß der Vater sorglich die Läden an den Fenstern und legte eiserne Stangen vor zum Schutze gegen schlechte Nachbarn. Dann verließ die Familie das Haus, in dem nur Sabine, die alte Magd, zur Aufsicht zurückblieb, was aber Timotheus nicht abhielt, auch das Hausthor wohl zu verwahren.

Durch die schmale Gasse, die durch hervorspringende Erker und in die Straße hinausgebaute Stockwerke noch mehr eingeengt war, zog sich ein langer Menschenstrom, dem die Familie des Malers sich anschloß. Je weiter sie kamen, um so dichter ward das Gewühl, und als der Domplatz sich hell und weit vor ihnen aufthat, fanden sie die Kirche des heiligen Alban umlagert von einem festlichen Gedränge. Da waren adelige Frauen mit hohen trichterartigen Mützen, von deren Spitze ein Schleier herabwehte, und junge Fräulein in schön geschwungenen Fischerhüten, ausgeschlagen mit rothem und blauem Sammet, aus dem die frischen Gesichter lieblich hervorglänzten. Gar schmal flossen die engen Gewänder am schönen Leibe der Frauen hin, während die offenen Aermel weit und faltig bis

zum Knöchel des Fußes herabfielen. Die Aermeren aber trugen überhaupt nur ein einzig Gewand, aus dessen runden Armlöchern die von der Kälte gerötheten Arme herausschauten. Noch bunter fast als die Frauen waren die Männer gekleidet. Hochgemuthe Ritter und ehrbare Knappen sah man in Menge, denn wiewohl sie nicht gelüstete, den guten Pfaffen zu beichten, so wollten sie doch der Messe nicht vorbeigehen, auf daß es Gott löblich und allen Frommen tröstlich sei, zu sehen, wie sie die Kirche in Ehren hielten. Sittig trat ihr Ingesinde, Herolde und Pagen, hinter ihnen einher, hinten und vorne mit Wappen benäht. Manchem schönen Knaben lief der Wappenstreifen quer über die Brust auf gelbem oder rothem Rock. Anderer Gewänder waren längs des Leibes gespalten, auf der einen Seite einfarbig braun oder grau, und auf der anderen gestreift oder gewürfelt in allerlei grellen Farben. Nur Harnisch und Helm fehlten heute, da es verboten war, das Haus des Herrn gewappnet zu betreten. Als Timotheus sich mit seiner Familie durch dieses bunte Gewühl hindurchgearbeitet hatte, fanden sie den Dom des heiligen Alban bereits mit einer dichten Menge gefüllt, die unter den lichten Rundbogen des Gewölbes sich in dem weiten Raume stieß und drängte. Frau Sophia schlug sich mit ihrer Tochter Theodora nach einer Seitencapelle hindurch, wo auch andere Weiber knieten. Timotheus mit seinen beiden Söhnen fand ganz vorn im Schiffe noch einen Raum, um sich mit anderen Andächtigen vor dem Allerheiligsten zur Erde zu werfen. Die Aussicht auf den Chor war halb verdeckt durch eine rothe Wand, vor der der Stuhl des Erzbischofs aufgestellt war, und mit Andacht lauschte Timotheus dem „Hosiannah dem Sohne David's", das ein unsichtbarer Chor schöner Frauenstimmen von oben erschallen ließ. Als die himmlische Weise verklungen, sah sich der fromme Maler einem jungen Diaconen gegenüber, der mit heller silberner Stimme die Geschichte vom Auszuge der Kinder Israel las, die auf ihrem Zuge durch die Wüste an die zwölf Wasserbrunnen und die siebzig Palmbäume von Elim kamen, als an ein Wahrzeichen, daß Gott sie erlösen wolle. Ein Chor von Männerstimmen fiel dann ein und erzählte in ernsten Weisen von der Verschwörung der jüdischen Priesterschaft gegen Jesus. Alsbald aber nahm der Diacon wieder das Wort und sang in langgezogenen melodischen Tönen das Evangelium vom Einzuge des Herrn in Jerusalem. Während die Orgel dazu die Sequenzen spielte und ihre brausenden Töne den Dom erfüllten, sah Timotheus zu seiner großen Freude den gnädigen Erzbischof in eigener Person aus dem Chor hervortreten und auf seinem Throne Platz nehmen. „So muß ich klagen," dachte der Maler, „Theodora nicht hierher geführt zu haben, daß sie des Anblicks Seiner Gnaden auch sich könnte ersättigen, wie sie so oft schon gewünscht hat." Bald aber traten Knaben mit Weihrauchfässern vor den hohen Herrn, und nur noch durch blaue Rauchwirbel konnte die fromme Christenheit sich überzeugen, wie Seine erzbischöfliche Gnaden selbst die Palmen weihte, die weither aus fremden Landen gekommen waren, vermischt mit immergrünen Stechpalmen vom Niederwalde und etlichen frischen Maien und Zweigen der gelben Cornelkirsche, wie sie der nahende Frühling in sonnigen Gärten hatte erblühen lassen. Die Nonnen aber sangen oben vom Gewölbe her wie unsichtbare Engelsstimmen von den Kindern der Hebräer, die ihre Kleider auf den Weg ausbreiteten und riefen: „Hosiannah dem

Sohne David's, gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn, und sie nahmen Oelzweige und Maien und gingen dem Herrn entgegen, schrieen und sagten: Hosiannah in der Höhe." War wieder ein Palmzweig geweiht, so brachte ihn ein Chorknabe einem der in der Nähe des Erzbischofs thronenden Domherrn oder den im Schiffe knieenden Fürsten und Rittern. Die Rathsherren aber empfingen Stechpalmen und die Bürger knospende Zweige, so weit der Vorrath reichte. Auch Timotheus und seine Söhne, da sie nahe standen, erhaschten Jeder sein Reislein. Als Timotheus zur Seite schaute, welcherlei Maien sein Nachbar, ein alter Mann, erhalten habe, sah er, wie dieser einen halb entfalteten Ulmentrieb langsam verzehrte, um das Jahr über gegen Krankheit gefeit zu sein. Da nahm auch er die Stunde wahr und wendete sein Stechpalmenzweiglein und rührte mit dem Stile emsig im Ohre, damit der böse Fluß nicht wiederkehre, den er sich auf der Reise von dem heiligen Köln nach dem goldenen Mainz im kalten Rheinnebel zugezogen hatte. Sobald so die Gaben vertheilt waren, steckten vier stämmige Kleriker Tragstangen durch die Ringe an dem erzbischöflichen Throne, um ihn in Procession umherzutragen. An die Spitze derselben trat ein Subdiacon mit großem goldenen Kreuze. Als Timotheus ihn erblickte, sah er nach der Capelle, in der er seine Frau und Tochter vermuthete; denn sie Alle kannten diesen hohen, bleichen Priester. Er aber war ihnen gram, und als er an Timotheus vorüberkam, blickte er mit den dunkeln, tiefliegenden Augen nach der anderen Seite. Hinter ihm kamen weißgekleidete Chorknaben mit qualmenden Weihrauchfässern und ihnen folgten andere mit fliegenden Kirchenfahnen. Die Diacone aber hatten inzwischen Seiner erzbischöflichen Gnaden ein neues violettes Meßgewand übergeworfen und ihm eine noch herrlichere, glänzendere Krone aufgesetzt, und als der hohe Kirchenfürst sich fest in seinem Throne zurechtgerückt, faßten die Träger an den vier Enden ihrer Tragstangen und hoben den heiligen Stuhl sammt seinem Inhaber auf ihre Schultern. Der schöne majestätische Greis ragte so eine volle Manneshöhe über seine Gemeinde empor, also daß selbst der lange Maler ihm nur bis an die Füße reichte, und während die Procession sich in Bewegung setzte, spendete der würdige Metropolit nach allen Seiten seinen Segen. So ging es mit wehenden Fahnen durch die Pforten der Kirche, die hinter den letzten Chorknaben sich schlossen, und unter dem blauen Frühlingshimmel wehten die Paniere gar lustig, die Weihrauchwirbel stiegen fröhlich empor, und die Monstranz glänzte gleich einer Sonne. Rings um den Albansplatz zog die Klerisei und spendete der knieenden Menge den Segen; auf dem Rückwege aber ward der Erzbischof unter der Vorhalle des Domes niedergesetzt, und nun erhielt auch die Menge, die keinen Platz in der Kirche gefunden, Zweige von Stechpalmen und grüne Maien, wie sie die Meßknaben in weißen Gewändern den Priestern aus ihren gefüllten Körben zureichten. Während dessen stimmten die in der Kirche zurückgebliebenen Sänger das Gloria an. Gerührt hörte der Maler die Weisen, die einst Abt Theodulph von Orleans aus seinem Kerker gesungen hatte, während die Palmsonntagsprocession Ludwig's des Frommen an seinem Gefängnisse vorüberzog. Der draußen stehende Chor aber antwortete mit dem Antiphon, und immer andächtiger lauschte die Gemeinde im Dom auf die frohen Töne draußen und die außenstehende Menge auf die klagenden

Stimmen, die von innen herausdrangen. Als dann die Töne verklungen, klopfte der bleiche Subdiacon, der die Processsion anführte, mit seinem goldenen Kreuze an dem geschlossenen Thore zum Zeichen, daß es das Kreuz sei, das die Himmelspforten öffne, und das Thor wurde aufgethan. Die Chorknaben hatten sich inzwischen draußen mit Körben voll Blumen versehen. Weiße Schneeglöckchen, duftende Hyacinthen, gelbe Crocusblüthen, blaue Veilchen hatten sie in ihren Körben und blumenstreuend kehrte der Zug in die Kirche zurück. Während die Frauen die Blumen vom Boden aufrafften und sorglich in ihrem Busen bargen, wurde der Erzbischof an seinem alten Platze vor der rothen Wand, wo er zu Anfang gethront, niedergestellt, und die Träger wischten sich erhitzt ihre glühenden Gesichter. Der hohe Herr aber erhob sich und trat zum Altar, um in Person das Meßopfer für seine Gemeinde darzubringen, wobei ihm zwei Weihbischöfe ministrirten. So, dachte Timotheus, wolle er den schönen Greis demnächst in dem Evangelienbuche abconterfeien; denn gar zu herrlich sah er aus in der neuen Stola, mit der ihn die Diacone bekleidet hatten. Da ertönte das Glöcklein, und nun warf sich die ganze Schar der Gläubigen in frommem Schauer zur Erde, bis ihr der würdige Herr mit schwacher, zitternder Stimme seinen Segen ertheilte. Mächtige brausende Tonwellen schüttete die Orgel über die weiten Hallen aus. „Halleluja, halleluja," schallte es von oben, und die Menge drängte durch den Ausgang nach der Straße, wo inzwischen der schönste Frühlingstag aufgegangen war. Timotheus, der mit brünstiger Andacht dieser Reihe ergreifender Handlungen gefolgt war, sah sich, als Alles zur Thüre drängte, fast ohne sein Zuthun durch die wogende Menge vorwärts gezogen und geschoben. Auch draußen war er noch immer nicht Herr seiner selbst. Erst an der Ecke, an der seine Straße abbog, entstrickte er sich mit Gewalt dem bunten Gewühle, und auf die Vortreppe eines Giebelhauses flüchtend, spähte er in die Bahn, durch die die Menge hervorquoll. Aber lange mußte er warten, bis hinter einer Schar geputzter Gecken mit Hahnenfedern und klingenden Schnabelschuhen, die bereits wieder von Ritterspiel und Sangespreis sprachen, endlich die schlichten Röcke seiner Söhne und nach einer Weile auch das nonnenhaft vermummte Haupt Sophiens und das rothe Käppchen Theodora's aufleuchteten. Nur langsam gab die Schar der gefreundeten Frauen sie los, denn die schöne Theodora konnte gar minniglich grüßen, und es gab hier und dort noch Rede und Widerrede. Mit freundlichem Kopfnicken begrüßte der Maler die Seinen, die ihre geweihten Zweiglein in den Händen, schweigsam hinter ihm hergingen. Nach einer Weile hörte er seine Frau fragen: „Er war wieder da?"

„Ja, Mutter," erwiderte Theodora.

„Hat er Dich wieder angeredet?"

„Nein," sagte Dora. „Aber aus seinem geschnitzten eichenen Stuhle heraus schaute er mich ständig an, so daß ich mich nach einer ganz anderen Seite schicken mußte als Die, die neben mir knieeten, ehe der Schimpf ein Ende nahm. Auch als er dann das Kreuz tragen mußte, sah er sich zweimal nach mir um." Der Vater runzelte die Stirne. Er wußte, von wem die Rede war.

Nachdem die kleine Familie ihr Haus wieder erreicht hatte, begab sie sich nach dem von der Straße abgelegenen geplatteten Gemache, wo über der Feuer-

stelle ein gewaltiger Rauchfang sich öffnete. Dort hatten die Frauen schon vor dem Kirchgange die mageren Fastenspeisen gerüstet, um welche Eltern und Kinder sich nunmehr niederließen. Der Hausvater sprach das Gebet, und schweigsam, wie es ihre Sitte war, wurde die Mahlzeit eingenommen. Als dann die Söhne sich entfernt hatten, fragte Timotheus seine Tochter: „Der Subdiaconus ist Dir wieder lästig geworden mit seinen Blicken, so hörte ich Dich sagen?"

„Ja, Vater," erwiderte die Tochter erröthend: „So oft ich zur Kirche komme, fügt er sich in meine Nähe; bald schaut er so, daß ich große Schmach trage, wenn es die Gespielinnen sehen, oder sind wir allein, so rückt er baß herzu und will zu mir reden. Damit hat er mir gar viel zu leid gethan, und ich wollte, die Brüder gäben ihm den Lohn. Ich mochte ihn schon damals nicht leiden, als er in Köln unser Hausgenosse war. Er war ein hastig unleidsamer Knabe, damit man nicht wohl mochte auskommen. Niemand wollte mit ihm zu schicken haben, und er pflegte böse zu sprechen hinter der Leute Rücken. Du aber hatteſt mich gelehrt, wo Du sieheſt einen Menschen, der gern Achtersprach spricht, den sollst Du fliehen. Ich gedachte nicht, ihn wieder zu sehen, und nun, daß er ein Pfaffe geworden ist, dünkt es mir schimpflich, daß er mich also verfolgt."

Timotheus' Antlitz verfinsterte sich, und er schaute gramvoll auf den Holzteller, der vor ihm stand. „Meine Ehr' ist worden klein," dachte er, „seit ich von Köllen hierher gekommen bin. Es steht mir lästerlich, wo man von meinem Kinde Solches redet. Wäre ich jung, wollt' ich ihm Eines geben zum Ohre, daß man ihn müßte vergraben. Aber ich bin abgekommen der Jahre, da man das Schwert schwingt, und er ist ein Pfaffe, da ihre Brüder nicht wohl mit mögen kämpfen. So klag' ich Dir's, Herr Domine, daß Du mir mein Kind in Deine Obhut nehmeſt." Dann wandte er sich mild zu seiner Tochter und sagte: „Geringen Dank habe ich gehabt von der Gutthat, die ich Herrn Marcus erwies. Du weißt, er ist eines Ritters Sohn, aber Vater und Mutter hat er nie gekannt. Sein Vater war ein gar freudig' Mann und hatte ein froh und gut Gemüth. Darum war er mein guter Geselle. Aber keines guten Rathes belud er sich, als er des reichen Schultheißen Tochter, die eine Waise war, freite, denn sie hatte einen harten und stolzen Sinn. Da kam, ehe der Sohn geboren war, die Fehde mit dem Herzog von Burgund. Wir entboten der Stadt unseren willigen Dienst, und mein Freund nahm eine Rotte und ritt an den Graben. Mit scharfen Helleparten und Spießen wollte der Herzog in die Stadt dringen. Wir aber warfen ihn zurück. Mit Hauen und mit Stechen durchbrachen wir seine Reihen und verfolgten ihn noch weit ins freie Feld. Da sagte ich meinem Freunde: „Zieh' wieder heim zu Deiner schönen Frauen; sie wird sich ängsten." Er aber wollte nicht, sondern blieb an meiner Seite. So fanden wir einen Knecht, der war ab der Schlacht gekommen, und Marcus wollte ihn zum Gefangenen machen. Der senkte auch seinen Spieß, als aber Marcus näher trat, stieß der Knecht ihm das Eisen in die Brust, also daß Marcus vom Pferde fiel, der Knecht aber lief von dannen. Da sah ich mit Schreck, wie die grüne Heide sich färbte von dem Blute meines guten Gesellen. Damit die Pferde nicht über ihn hingingen, trug ich ihn aus dem Felde nach einem nahen Tann; aber es war aus mit ihm.

Hastig winkte er mir, daß ich seine letzten Worte vernähme. In solch' unglückhaftiger Stunde that ich dem todtwunden Mann das Gelöbniß, daß ich seinem Weibe, das geringe Freundschaft hatte, und dem ungeborenen Kinde wolle Beistand thun. Gleich darauf sank mir sein Haupt in den Schoß. Gott walte seiner Seele! Ach, reicher Christ vom Himmel, was war das für ein Jammern und Klagen, als ich der Frau den Tod ihres Liebsten mußte anzeigen. Gar jämmerlich konnte sie weinen, also daß einem das Herz mußte weh' thun. Deine Mutter, damals noch eine wonnesame Jungfrau, war der jungen Wittib vertraut. Ich sage Dir bei der Treue mein, tröstlicher konnte kein Pfaffe der armen Seele zureden, als sie es that. Damals lernten wir uns kennen. So kam es, daß sie Gothe des Knabe wurde und ich Pathe, als er geboren war. Bei seiner Taufe, bei der viele fromme Gäste waren, machten wir unser eigen Bündniß richtig. Kaum aber war mir Deine Mutter in das Haus meines Geschlechtes am Zwinger gefolgt, da erkrankte die Mutter des kleinen Marcus, die den Gram um den Gatten nicht hatte verwinden können. Wir sahen gleich, daß es aus mit ihr sei, und nachdem sie ihr Gebet gesprochen hatte, ließ sie die Seele von sich. Der Knabe aber hatte Niemanden, denn der Vater war aus den Niederlanden gewesen, und die reiche Mutter war die Letzte ihres Geschlechts. Unsere sondern guten Freunde, die Meister, Schultheißen und Räthe redeten uns nun zu, daß wir den Knaben, auf den ein großes Erbe wartete, als Ziehkind zu uns nehmen sollten, denn die Stadt wollte den zergänglichen Reichthum nicht an Fremde kommen lassen. So begannen wir zusammenzutreten und griffen's fröhlich an. War er doch der Sohn meines liebsten Gesellen. Wir haben ihn auch freundlich und tugendlich erzogen, aber viele Freude ist uns nicht geworden aus unserer Gutthat. Keiner Stunde ward der Knabe froh. Er hatte ein bitter Gemüth, das mehr Galle als Honig in allen Dingen fand. Es war allerwegen, als wäre er durch das schwere Geschick der Mutter schon vor der Geburt verdüstert, und als habe der rothe Mars, der den Vater erschlagen, über seiner Wiege geleuchtet. In allen Sachen war er hinderisch und wollte sich nicht schicken schon in seiner kindlichen Jugend, und mit unseren eigenen Knaben hielt er geringe Freundschaft. Hättest nicht Du seinen Part gegen Deine Brüder genommen, so hätte ich ihn schon viel früher von mir thun müssen, denn das Haus war stets voll Zank und Geschrei, sobald ich nur den Rücken wendete. Als Marcus erwachsen war, schien eine Weile sein Sinn freundlicher und sein Herz offener gegen uns zu werden. Doch eilte ich, den Rath zu ersuchen, ihn mündig zu sprechen. Du wuchsest heran, und mir war lieber, wenn er schied, denn er hatte Augen, denen ich nicht traute. Der Rath that nach meinem Willen und erklärte ihn für reif, sein Eigenthum selbst zu verwalten. Vor dem Aldermann legte ich ihm Rechnung. Er nahm das Seine, dankte, und zu meinem Erstaunen bat er mich, ihn dennoch zum Sohne anzunehmen, da Du sein Herz gewonnen hättest, und er Dich zu seiner Hausfrau zu machen begehre."

Theodora fuhr bei diesen Worten des Vaters auf, als ob sie noch nachträglich jeden Verdacht abwehren wolle, den Knaben ermuthigt zu haben. Der Meister aber winkte ihr mild mit der Hand und setzte seine Erzählung fort.

„Mir war das unlieb, denn ich mochte den nicht zum Eidam, der mir als Mündel so wenig Freude gemacht hatte. Auch sorgte ich, er werde sich mit Deinen Brüdern um nichts besser vertragen, wenn er ihr Schwager sein würde. Leicht konnte ich sagen, Du seiest zu jung. Aber er hätte geantwortet, dann wolle er warten. Da bot sich zum Glück ein anderes Hinderniß, das ich ihm entgegenhalten durfte. Ihr seid geistliche Geschwister. Die Kirche verbietet, das Kind des Pathen zu heirathen, da dasselbe als geistliches Geschwister zu gelten habe. Nun war sowohl ich sein Pathe als die Mutter seine Gothe; das war nach geistlichem Recht ein zwiefaches Hinderniß seiner Wünsche. Das sagte ich ihm; aber der junge Lecker lachte mir ins Angesicht und wollte einen solchen Grund nicht gelten lassen. Da wies ich ihn an den Bischof. Leichten Herzens ging er nach der Gereonskirche, um sich mit den Pfaffen zu berathen. Mehrere Tage hörte ich dann nichts von ihm. Endlich kam er verstört und verwildert zurück. Die Haare hingen ihm ins Gesicht, seine Kleidung war zerfetzt. Ob er im Walde gelegen oder in schlechten Häusern, weiß ich nicht; aber er sah aus, als ob er gegen sich selbst gewüthet hätte. Jetzt aber war Windstille eingetreten, der Sturm hatte ausgetobt. Wie ein Trunkener trat er in das Haus und streifte an den Wänden. Ich wollte ihn anreden, aber ohne Gruß schritt er an mir vorüber. Auf seiner Kammer packte er seine Habseligkeiten zusammen. Dann hörte ich ihn die Treppe herabkommen. Aber er trat nicht ein, um Abschied zu nehmen, wie ich erwartet hatte. Durch das Fenster sah ich, wie er, seinen Pack auf dem Rücken, die Straße nach dem Rheine einschlug. „Ist das Dein Dank für Alles, was ich zwanzig Jahre an Dir gethan habe," dachte ich für mich, „so fahre hin. Gott behüte mich, solchem herzlosen Gauch mein Kind zur Ehe zu geben." Ja, ich schämte mich so in seine Seele hinein, daß ich Deiner Mutter verbot, Euch Kindern von seinem schnöden Abschiede zu sagen. Das also war der Grund, warum er sein Haupt scheren ließ. Damals wollten wir es Dir nicht melden, um Dir den Frieden der Seele nicht zu verstören. Auch sahen wir bald, daß Du den launischen Knaben nicht vermißtest und so froh warst wie die Anderen, daß er den Platz geräumt hatte. Er aber hatte in Köln einen alten Pfaffen gekannt, der war ein Schüler von Albertus Magnus, dem großen Zauberer. Der kannte alle Kraft der Elemente, den Umschweif der Sonne und den Zirkel und Reif des Mondes. Er berechnete den Oryzon und Zodiacus und den Polus Arcticus, den Umlauf des Firmaments und der Planeten Wiederkunft. Bei dem war er viel gelegen, denn solche grübleriſche Kunst war seinem Gemüthe lieb. Sein Meister aber war in bösen Leumund gerathen, als ob er Geister beschwöre und ein Zauberer sei und den redenden Topf seines Lehrers Albertus im Geheimen noch besitze. Darum hatte er Köln verlassen und war gen Mainz gezogen. Ihm folgte nun auch Marcus nach. Durch einen seiner Gespielen erfuhr ich dann, sein Gut habe er bei seiner Abreise einem Kaufherrn in sein Geschäft gegeben, damit er es ihm mehre, er selbst aber sei mit kleiner Zehrung gen Mainz gefahren, um in der berühmten Priesterschule des heiligen Rhabanus Maurus, wo sein Lehrer jetzt die Mathematicam lehrte, Schüler zu werden. Dort hat er sich dann auch zum Pfaffen scheren lassen. Als nach Jahr und Tag der Ruf kam, ich solle gen Mainz kommen und für die Bücherei

des Stiftes die Bilder und Initialen malen, dachte ich bei mir, ob sie etwa von ihm meine Kunstfertigkeit hätten rühmen hören, und er so habe gut machen wollen, was er in seiner trüben Verstörung gegen mich vergangen; aber als ich ihm hier in dem Kreuzgange des Stiftes zum ersten Male begegnete, schaute er zur Seite, als kenne er mich nicht. Da sah ich wohl, daß sein Herz noch immer voll Gift und Galle ist."

Der Vater schwieg, um die Antwort der Tochter zu erwarten. Sie aber senkte die Augen und blieb stumm.

„Ich sage Dir das Alles jetzt," fuhr Timotheus fort, „damit Du Dich vor ihm hüteſt. Es war mir unlieb, von der Mutter zu hören, daß er Dir nachstellt. Ich weiß, daß ich mich auf Dich verlassen kann und Deine Tugend kein Pressen hat. Aber hüte Dich vor Gewalt. Schon mehr als eine brave Magd ist durch List ins Kloster oder die Caplanei gelockt worden, um nie mehr zum Vorschein zu kommen, oder man fand sie wieder als fahrendes Weib, wenn nicht gar die Fischer sie als Leiche aus dem Strome zogen."

Theodora erbleichte, und sagte dann leise: „Ich habe der Mutter nicht Alles gesagt."

Die Mutter, die mit bekümmertem Antlitz am Herde gesessen hatte, schaute erschrocken auf und ließ vor Entsetzen die Hände in den Schoß sinken. Auch Timotheus erbleichte, und der Athem stand ihm still, was er wohl weiter noch hören werde?

„Mir ist groß Weh geschehen," sagte die Jungfrau mit einer Stimme, in der eine Thräne zitterte. „Habe ich es verschuldet, so gib mir harte Buße oder sagt mir, was ich an mir habe, daß er so geringe Furcht vor mir hat, das will ich fernen. Zu Lichtmeß, als ich in der Frühkirche war, knieete ich allein in der Capelle der Gottesmutter. Da hörte ich Schritte hinter mir, und ein langer Schatten fiel über mich. Ich wußte gleich, daß er es sei. Hinter mir ließ er sich auf dem Betschemel nieder und beugte den Kopf nach mir vor. „Dora," sagte er, „warum willst Du mich nicht mehr kennen, da wir doch Gespielen gewesen sind? Ohne Dich wäre ich nicht in diesem schwarzen Kleide. Daß Dein Vater mich von sich stieß, das hat mich zum Priester gemacht, aber ich tauge dazu nicht. Und weißt Du, warum ich nicht tauge? Weil ich Dein Bild nicht los werden kann. Eine Weile war ich glücklich hier. Ich saß ruhig über meinen Büchern, und es machte mir Freude, den Menschen zu befehlen. Dann aber stieg Deine Zierde und Schönheit wieder in meinen Träumen auf. Dein Bild, das viel schöne, tanzte mir vor meinem Brevier; es begleitete mich auf meinen Gängen, es besuchte mich im Schlafe. Nachtwachen, Studien, Fasten und Beten halfen nichts gegen diese Anfechtung. Ich fühlte, daß ich Dich besitzen müsse oder untergehen. Schon dachte ich daran, wie ich den schwarzen Rock abwerfen könne, um nach Köln zurückzukehren. Du weißt, ich bin reich und in meinen schlaflosen Nächten habe ich ein Mittel ergrübelt, wie ich Deinen Vater kirre machen kann. Er wird nicht mehr nein sagen. Auch Deine Mutter nicht. Wir können in ein Land gehen, wo sie nach geistlicher Verwandtschaft nicht fragen und uns zu Mann und Frau machen." Als ich ihm nicht antwortete, fuhr er fort: „Du weißt noch nicht, daß ich es war, der Euch hierher brachte. Mucius,

der alte Dompropst, hatte neue Schreiber angestellt für die Bücherei; aber Initialen und Bilder konnten sie nicht malen. Da sagte ich ihm, Herr, laßt meinen Pathen Timotheus aus Köln kommen. Er und seine Söhne sind die Geschicktesten in diesem Fache und seine Frauen löblich wissen Seide zu wirken und Sammet zu sticken, daß sie die Nonnen im Kloster lehren könnten. So kam es, daß Dein Vater das stattliche Angebot erhielt, und durch mich seid Ihr hier. Ich aber wollte nicht den Pinsel Deines Vaters und Deiner Brüder. Dich wollte ich. Ich bin nicht mehr ein träumerischer, grilliger Knabe, ein Mann bin ich, der seinen Antheil am Glück des Lebens verlangt und sich sein Recht weder von Eltern noch von Pfaffen vorenthalten läßt." Indem er so flüsterte, war er mir immer näher gerückt. Sein heißer Odem schlug wie eine Flamme in mein Ohr. Und fast herrisch rief er schließlich: „Antworte! Willst Du oder willst Du nicht?" Bis dahin war ich wie gelähmt auf meiner Bank gelegen. Meine Füße waren schwach vor Erregung und Angst, jetzt aber fuhr ich auf und sagte: „Nein, nein," so laut, daß ich selbst mich vor dem Echo entsetzte, das von allen Seiten des Domes mir zurückschallte. Aber auch sein böses Gewissen schien zu erschrecken vor diesem Widerhall. Die Leute im Kirchenschiffe schauten herüber, und er zog sich eilig von mir zurück. Seitdem habe ich die Kirche nur an der Seite der Mutter besucht. Aber jedesmal taucht er hinter einem Pfeiler hervor mit seinen düsteren, Unglück verkündenden Zügen und richtet die todten Augen auf mich, vor denen ich mich fürchte. Gern will ich mich in heimlicher Bescheidenheit halten, nur daß ich ihn nicht mehr sehen möge."

Das Mädchen schwieg.

„Ist das Alles, Dora," fragte Timotheus, indem er seine Augen forschend auf seine Tochter richtete.

„Alles, Vater," antwortete die Jungfrau, „so wahr mir die Heiligen beistehen sollen in Leben und Sterben."

Es hätte des Schwures nicht bedurft. Ihre klaren, blauen Augen waren dem Meister Bürgschaft genug. Nachdenklich wiegte er eine Weile das ergraute Haupt. Dann sagte er: „Wenn ich meine Stellung hier den wüsten Begierden eines verderbten Pfaffen verdanke, ist sie mir leid, und ich weiß jetzt, warum ich ihrer in allen diesen Tagen nicht froh ward. Es war mein Schutzpatron, der mich warnte. Noch gestern Nacht sah ich ihn im Traume, und er schaute mich traurig an; als ich ihn aber fragen wollte, ertönte das Glockenspiel von St. Alban, also daß ich erwachte. Daß Marcus ein verkehrtes Gemüth hatte von Jugend auf, wußte ich wohl, aber für so schlecht hätte ich ihn nicht gehalten. Darum also sagte der Dompropst, der Subdiacon habe gemeint, ich solle mit meinen Söhnen ins Stiftshaus ziehen, und die Frauen könnten im Kloster die Nonnen lehren. Ich mußte mit meiner Abreise drohen und das freie Geleit meiner gnädigsten Herren von Köln anrufen, ehe sie mir dieses Häuschen einräumten, wie sie mir bei der Berufung versprochen hatten. Die Arbeit ist gethan, die mir Herr Mucius fürs Erste anvertraute. Morgen wollte ich neue holen. Nun verlange ich Urlaub, und noch vor dem Feste kehren wir heim nach Köln. Der Fürsprache meines Pathen Marcus will ich mein Brot nicht danken."

„Aber bedenke, Herr," fiel Frau Sophia ihrem Gatten ins Wort. Er aber schüttelte das Haupt. „Es ist Alles bedacht. Einen gehetzten Menschen muß man fliehen. Thut er Dora ein Leides, wem sollen wir es klagen? Wir sind hier im Solde des Stiftes. Sie können mit uns verfahren nach Gefallen. Wer bürgt mir dafür, daß sie meine Tochter nicht dennoch ins Kloster schleppen? Sie wäre die Erste nicht. Also rüstet Alles. Morgen Nacht reisen wir heimwärts."

Der Maler selbst war der Erste, der damit begann, seine Pergamente, Farben und Pinsel zum Erstaunen seiner Knaben zusammenzupacken. „Schweigt vor Jedermann," sagte er ihnen, „aber beendet rasch die angefangenen Blätter, daß ich noch diesen Mittag Alles dem Propste bringe. Wir kehren mit Nächstem heim nach Köln."

„Juhu, nach Köln," jauchzte Lutz fröhlich. „Heim zu den lieben Gesellen, mein Vater! Vater, das hat Dir unser viel getreuer Schutzpatron ins Herz gegeben. Schönere Ostern sah ich nie!"

Der Meister winkte dem Knaben, das laute Wesen zu lassen. „Setze Dich an die Arbeit, daß Dein Bildchen in einer Stunde fertig sei. Ehe die Sonne sinkt, bringe ich ihnen alle ihre Rollen zurück. Jetzt bestelle ich das Schiff, damit wir morgen bei einbrechender Dunkelheit verschwinden können, denn ich sehe voraus, daß sie mich gutwillig nicht ziehen lassen."

Ein Schiffer am Staden war bald geworben. Daß er bei Nacht an eine einsame Treppe bestellt ward, fiel ihm nicht auf. Die meisten Kaufleute reisten heimlich ab, da stets irgend ein Schnapphahn auf ihre Güter lauerte. Nur wer sich selbst mit Gewappneten umgeben konnte, oder in mächtigem Geleit stand, stieß stolz bei hellem Tage vom Ufer ab und ließ die Farben seines Patrons vom Maste wehen.

Der Maler aber ging nach seinem Hause. Ohne die Arbeit seiner Knaben zu loben oder zu tadeln, rollte er ihre Blätter zu den seinen und machte sich auf den Weg nach dem Capitelshause. Durch eine lange düstere Vorhalle gelangte er in einen getäfelten Saal, der ihm heute groß und finster schien, da er ihn sonst nur belebt von dem bunten Gedränge einer wartenden Menge gesehen hatte. Der Tag neigte sich eben, und durch die breiten Bogenfenster sah man draußen den goldenen Schimmer des Abendhimmels. Der Küster öffnete ihm, als er nach dem Propste Mucius fragte, eine Seitenthüre, und nachdem der Meister seine Mütze auf die Bank geworfen, die neben derselben stand, betrat er ein Erkerzimmer, das von drei Seiten helle Fenster zeigte, während in der Tiefe, den Rücken an einen steinernen Ofen gelehnt, der Dompropst Mucius saß. Der geistliche Herr hatte in seinem langen Leben dem guten Weine, den zwischen Worms und Mainz die liebe Sonne wachsen läßt, viele Beachtung geschenkt; denn er hatte eine gute Pfründe und wenig Arbeit. Auch war er aus einem edeln Geschlechte, das sich berühmte, schon seit der Römerzeit am Rheine zu sitzen. Jetzt war er alt und gichtbrüchig, und sein ins Blaue spielendes Antlitz sah etwas schlagflüssig aus. Neben ihm stand die lange schattenhafte Gestalt des Subdiacons. Was der alte Mucius an geistlicher Würde vermissen ließ, davon hatte der bleiche Marcus mit seinen dunkeln, stechenden Augen fast zu viel. Als der

asketisch aussehende junge Priester sich aber so unvermuthet seinem Pathen und einstigen Ziehvater gegenüber sah, und das hier in Gegenwart des Propstes, schrak er zusammen, denn er glaubte, der löbliche Meister komme, um wider ihn zu klagen. Aber Timotheus beachtete ihn nicht, sondern zu Herrn Mucius gewendet, sprach er: „Ich bringe die Arbeit, hochwürdige Herren, die Ihr mir aufgetragen. Sie ist vollendet und wird Eueres Lobes werth sein. Allen Fleiß habe ich aufgewendet. Es ist hier gerade noch hell genug, daß Ihr prüft, ob sie gerathen?" Damit legte er seine Rollen auf einen geschnitzten Eichentisch, der inmitten des hellen Erkers stand. Schwerfällig erhob sich der Propst. Er verließ offenbar ungern den warmen Platz an seinem grünen Kachelofen und nahm ein Blatt nach dem anderen entgegen. „Tugendvolle und viel schöne Blätter bringet Ihr, Meister," sagte er dann begeistert, indem er das lautere Gold, das leuchtende Blau, das tiefe Roth der Buchstaben pries und sich die Bedeutung der kleinen Bilder erklären ließ. „So kommt doch, Marcus," winkte er dem Subdiacon, „und betrachtet diese minniglichen Jungfrauen, diese gebenedeiten Engelsköpfchen! Habt Ihr solche Zierde je gesehen?"

Aber der Diacon blieb ruhig im Hintergrunde. „Ich kenne des Meisters hohe Kunst," sagte er, „und freue mich, daß ich meinem hochwürdigsten Herrn nicht zu viel von ihr gerühmt habe."

Noch eine Weile erging sich der Propst in Lobeserhebungen der einzelnen Bildlein, an denen er sich nicht satt sehen konnte, bis die zunehmende Dämmerung seinem Beschauen ein Ziel setzte. Sorgfältig verschloß er dann die kostbaren Blätter in einem hohen Schranke und sagte freundlich: „Ihr habt Euern Sold reichlich verdient, Meister Timotheus. Nun soll Euere nächste Arbeit sein, einen Vergilius mit Bildern zu schmücken, den meine Knaben nach einer geliehenen Handschrift mir fertig geschrieben haben."

„Entschuldigt, hochwürdiger Herr," erwiderte Timotheus in bescheidenem, aber festem Tone, „wenn ich keine Arbeit mehr annehme. Die Meinen verlangen nach Köln zurück. Dort haben sie ihre Freundschaft und ich meine Kunstgenossen. Ich begehre einen ehrlichen Abschied, Herr."

Der Propst schaute ihn verwundert und enttäuscht an. „Was redet Ihr, Meister Timotheus," sagte er endlich unwillig. „Dazu haben wir Euch ja berufen, daß Ihr hier uns Schüler erzieht, die Handschriften schmücken, Altarschreine und Reliquienkästen malen und alle die Künste üben, durch die unsere Brüder in Köln unsere Mainzer Kirche übertreffen. Das würden Ritter und Frauen klagen, wolltet Ihr Euch von uns wenden, noch ehe Ihr recht begonnen habt. Das hat Euch der vielheilige Geist nicht eingeblasen, sondern der Arge." Timotheus wendete bei diesen Worten des Propstes seine Augen hinüber zu dem Subdiacon, der aber hielt seinen Blick aus, und dem Maler war, als ob er gar ein dünnes Lachen von der Ofenecke her vernehme. Der Propst aber fuhr wehleidig fort: „Ihr werdet einem alten Manne wie mir nicht die letzte Freude nehmen wollen, die er noch hat. Den Wein hat mir der Arzt verboten wegen des Zipperleins. Der Jagd kann ich nicht mehr pflegen. Die minniglichen Frauen schielen nach jüngeren Pfaffen als ich bin. Da ist mir's viel edle Freude, neue Bildlein zu schauen und schöne Geschriften zu lesen. Was soll ich denn

thun, wenn Eure Schule in die Brüche geht?" Timotheus setzte diesem Ausbruch naiver Selbstsucht nur Schweigen entgegen; kaum, daß er unmerklich mit den Achseln zuckte bei den Klagen des alten Prassers.

Nun aber wurde der Domherr zornig und sagte in barschem Tone: „Glaubt nur ja nicht, daß mein gnädiger Herr, der Erzbischof, Euch ohne Weiteres wird ziehen lassen. Eher setzt er Euch gefangen, als daß er Eure kunstfertige Hand wieder frei gibt."

„Ich habe meinen Leib zu eigen," sagte Timotheus stolz, „und bin Bürger zu Köln. Mein Rath wird mich zurückfordern, und der gestrenge Erzbischof von Köln wird die Forderung unterstützen. Ihr werdet nicht einen Krieg am Rheine entzünden wollen durch solche Unbill."

Der Propst schwieg, denn er konnte die Worte des Meisters nicht widerlegen. Dieser aber fuhr begütigend fort: „Laßt mir mein Recht, so soll Euch das Eure werden. Ich will Euch Euern Vergilius malen, und als Pfand für Euer Buch mögt Ihr den Rest meines Gehaltes einbehalten, den mir das Stift noch schuldet. Den Lohn für meine Arbeit bemesse ich nach dem Preis, den Ihr mir hier bezahlt habt, obwohl ich in Köln auf meine Kosten lebe und das Stift mich weder zu hausen noch zu atzen hat."

Der Propst schwankte. Die Forderung war billig, aber seine Hoffnung, in Mainz eine Kunstgenossenschaft zu gründen, die seinem Stifte zu hoher Zierde gereichen würde, sah er ungern zerrinnen. Da bemerkte Timotheus, wie der Subdiacon leise an den Propst herantrat und ihm heimlich einen Pergamentstreifen in die Hand drückte, den er im Dunkel der Stube beschrieben haben mochte. Der Propst warf einen Blick hinein, aber in der Dämmerung des Abends vermochte er ihn nicht sofort zu entziffern. Er mußte, um das Licht von Westen zu gewinnen, sich so wenden, daß auch Timotheus mit hineinsah, und der Meister, der die schlechte Schrift seines ehemaligen Zöglings von Jugend auf kannte, las mit seinem scharfen Auge die Worte: „Laßt ihn morgen kommen. Ich habe ein Mittel, ihn zu zwingen." Timotheus wandte sich um und schaute Marcus fest in die Augen. Der aber zog sich in den Schatten der Stube zurück und lehnte dann scheinbar gleichgültig am Ofen. Das waren fast dieselben Worte, die der Schurke seiner Tochter an heiliger Stätte in die Ohren geraunt hatte. Einen Augenblick war er geneigt, dem Heuchler die Maske abzureißen und ihm vor seinem Obern die Frage zu stellen, was er mit seiner Drohung meine? Dann dachte er, wozu noch weiteren Lärm? Soll ich meiner zarten Jungfrau Namen in der Pfaffen Mund bringen? Statt morgen Abend reisen wir heute. Dann mögen sie ihr Mittel, mich zu zwingen, erproben. Eine Pause war eingetreten, indem alle Anwesenden rasch ihre Pläne überdachten. Es war so still, daß man das Arbeiten des Holzwurms in dem eichenen Getäfel hörte.

„Ich will mir Euer Erbieten überlegen," sagte der Propst endlich. „Guter Rath kommt über Nacht. Kommt morgen und holt meinen Vergilius. Vielleicht habt Ihr Euch bis dahin eines Besseren besonnen!" Der Meister erwiderte nichts. Er verneigte sich nur und verließ mit ehrerbietigem Gruße das Zimmer. Draußen setzte er seine helmförmige Pelzkappe auf und ging raschen Schrittes nach seinem Häuschen, um den Frauen zu sagen, schon heute müßten

sie ihre Flucht bewerkstelligen. Aber als er nach Hause kam, fand er nur seine Gattin. Dora war gegangen, ausgeliehene Bilder zurückzufordern. Die Söhne wollten den Abend noch mit ihren Gesellen feiern und hatten gesagt, sie kämen spät erst wieder. Timotheus machte sich selbst auf, sie zu suchen. Aber an keinem der Orte, wo er sie vermuthete, ward er ihrer habhaft. Auch den Fischer, mit dem er seine Abrede auf morgen getroffen, fand er weder am Staden noch in seinem Hause. Als er in seiner eigenen Wohnung fragen wollte, ob die Knaben inzwischen heimgekehrt, sah er an der Ecke der Straße schon den Subdiaconus in der gleichen Richtung gehen in Gesellschaft eines alten Mannes, der sonst an der Kirchenthüre zu betteln pflegte. Als der Meister sein Haus erreichte, war zwar die lange Gestalt des Subdiaconen nicht mehr zu sehen, aber der Bettler hatte seinem Hause gegenüber Aufstellung genommen, und Timotheus wußte jetzt, daß er bewacht werde. Nicht ohne Sorge hörte er dann von Dora, die er vorfand, daß die Brüder schwerlich vor Mitternacht wieder kommen würden. „Wenn ihnen nur nichts zustößt," sagte er bekümmert. „Ich träumte jüngst von einem Geier, der zwei Lämmer in den Klauen trug. Die lieben Heiligen mögen ihn verscheuchen."

Mit der Abreise war es nun für heute nichts. Timotheus ließ also die Frauen ruhig sich niederlegen. Auch er streckte sich auf sein Lager, und als er nach elf Uhr seine Söhne leise eintreten hörte, gab er sich dem Schlafe hin, überzeugt, daß er mit gutem Gewissen die Anschläge der Bösen nicht zu scheuen habe.

Als die Nacht verstrichen war, sah der Maler ein, daß es nun wohl das Beste sein werde, ganz offen vorzugehen, da der günstige Moment zu heimlicher Flucht doch einmal versäumt war. Als er durchs Fenster schaute, saß noch immer seiner Thüre gegenüber der alte Bettler, der ihn überwachen sollte. Mit einem Anflug von Spott beschloß der Maler, sich dieses armen Gauchs zu bedienen, um dem Propste den Vorsatz seiner Abreise zu eröffnen. So begab er sich über die Straße und redete den Alten lustig an. „Guter Freund," sagte er, „ich weiß, daß der Subdiacon Dich hierher gestellt hat, um es ihm zu melden, wenn ich Anstalten mache, das Haus zu verlassen. Der Augenblick ist jetzt gekommen. Ehe ich aber gehe, muß ich ein Buch haben, das der hochwürdige Propst mir auf meine Reise mitgeben will. Das sollst Du mir holen. Gehe also in das Stift und bitte Dir die Rollen aus; Du wirst beide Herren beisammen finden." Der sichere Ton, in dem der Meister sprach, machte den alten Kirchenbettler völlig verwirrt, und als Timotheus noch ein Geldstück in seine Hand drückte, griff er an die Mütze und humpelte die Straße hinunter, um seinen Auftrag auszurichten. Timotheus aber begab sich wieder in das Haus zurück und befahl seinen Söhnen, eilig nach dem Schiffer zu laufen. Der Mann solle an der nächsten Rheintreppe mit seinem Boote Stellung nehmen und warten, bis sie sich einfinden würden. Er selbst ordnete inzwischen das Gepäck und suchte es mit Hülfe seiner Hausfrau und seiner Tochter so zu vertheilen, daß sie mit einem einzigen Gange ihre ganze Habe nach dem Schiffe bringen könnten. Während sie mit dieser Arbeit beschäftigt waren, hörte der Meister Schritte auf dem Flur. In der Meinung, es seien die Söhne, die nach Vollzug ihres Auf-

trages wiederkehrten, achtete er nicht weiter darauf, bis ein leiser Aufschrei Theodora's ihn veranlaßte, sich umzuwenden. Vor ihm stand die lange dräuende Gestalt des Subdiaconus und hinter demselben, in weißer Kutte, einer der Mönche, die der Herr Papst in jüngster Zeit mit der Visitation der Kirchen beauftragt hatte. Gleich einem Cäsarenkopf erhob sich das dunkle Haupt des Italieners mit den grell hervorglänzenden schwarzen Augen und der kühn geschwungenen Römernase über der weißen Kapuze. Timotheus verneigte sich demüthig und wartete, was die geistlichen Herren ihm würden zu sagen haben.

„Der Herr sei gepriesen mit allen seinen Heiligen," begann der Subdiacon.

„Amen," erwiderte der Meister, indem er die Hände faltete. Auch Frau Sophia und ihre Tochter, die sich in die entfernteste Ecke des Zimmers zurückgezogen hatten, stimmten leise in dieses Amen ein.

„Die kirchliche Sende," begann der Subdiacon, „wie sie unser Herr und Vater in Rom auf dem letzten Concil neu eingeschärft hat, ist auch in dieses Haus gekommen zu Anfang des Passahfestes, wie es die neue Ordnung vorschreibt, damit der Sauerteig der Sünde aus ihm entfernt werde und es Ostern feiere in unsträflicher Reinheit und Gottseligkeit."

Timotheus schlug das Kreuz; ob aus Ehrfurcht vor dem Heiligen oder aus Grauen vor dem Teufel, dessen Diener er vor sich sah, wußte er selbst nicht. „Dieser ehrwürdige Bruder Scipio von der Gesellschaft der Predigermönche und ich selbst," fuhr Marcus fort, „sind von dem Domcapitel beauftragt, Alles in kanonischen Stand zu setzen. In manchem Hause muß die Sende lange forschen und fragen, hier aber," und ein teuflischer Spott leuchtete in seinem dunkeln Auge auf, „weiß ich genau, was in diesem Hause zu ordnen ist." Der Meister schaute bei dieser befremdlichen Rede dem bleichen Schwarzrocke fest ins Auge; der aber blickte vor sich und fuhr ruhig fort in seiner Rede. „Ich will zunächst von mir selbst sprechen. Ihr entsinnt Euch, Meister, daß vor drei Jahren ein thörichter, irrender Knabe Eure Tochter zur Ehe begehrte. Unkund war er der Kanones und thöricht war, was er begehrte. Ihr aber gabt ihm die Antwort, daß eine solche Ehe wider die heiligen Satzungen der Kirche sei, weil der Knabe und das Mägdlein geistliche Geschwister waren durch die Pathenpflicht, die Ihr für Jenen übernommen hattet. Trotz alles Stürmens und Drängens des Werbers bliebet Ihr fest. Ich lobe das, denn ein solches Bündniß, das gegen die Kanones der heiligen Kirche anging, konnte nun und nimmer den Beiden zum Segen gereichen."

Aus der Ecke, wo die beiden Frauen standen, ward ein Laut der Entrüstung vernehmlich, der Subdiacon aber wendete kalt seine bohrenden Blicke nach jener Seite und fuhr fort: „Ihr selbst aber, Meister, habt Euch durch diese Entscheidung Euer eigen Urtheil gesprochen. Was jenem Knaben recht war, ist Euch billig, und der ewige Richter dürfte zu Euch sprechen: „Nach Deinen Worten richte ich Dich, Du Schalk." Dieselben Kanones, die ihr damals anrieft, verbieten auch Eure Ehe als geistliche Blutschande, eine Schande, die nun bald fünfundzwanzig Jahre auf Euch und Eurem Weibe liegt."

Timotheus ließ bei diesen Worten seine gefalteten Hände sinken, seine Faust ballte sich und seine Augen sprühten. „Herr," rief er zornig, „hütet Euch!

Ich könnte Euer geistlich Gewand vergessen, wenn Ihr lästert, was Gott und Menschen heilig ist."

„Nur Ruhe, lieber Meister," antwortete der Subdiacon mit seinem dünnen Lachen. „Ich zweifle nicht, daß Ihr anders denkt, sobald Ihr die Kanones gehört habt. Dieselbe Ordnung, die verbietet, daß ein aus der Taufe Gehobener das Kind seines Pathen oder seiner Gothe heirathe, dieselbe verbietet nicht minder streng, daß Zweie, die gemeinsam Pathen gestanden, und damit geistig ein Kind gezeugt haben, sich im Fleische verbinden, denn das Fleisch gelüstet wieder den Geist, der Geist gelüstet wieder das Fleisch. Dieselbigen sind wider einander, auf daß Ihr nicht thut, was Ihr wollt. So steht es geschrieben, so hat die Kirche, die unfehlbare Richterin, das Wort ausgelegt, Ihr aber habt dennoch gethan, was Ihr wolltet."

„Das sind Possen," sagte jetzt der Maler, indem er die Hände, auf dem Rücken kreuzend, vor den beiden Geistlichen in der Stube auf- und abging. „Dein Beispiel paßt nicht, Marcus! Wenn ein Knabe mit der Tochter seines Pathen aufgezogen wurde, so sind sie Geschwister geworden, und der gleiche Grund, der die Kirche bestimmte, die Geschwisterehe zu verbieten, gilt auch hier. Wohin sollte es kommen mit der Zucht in den Familien, wenn Bruder und Schwestern anfangen wollten, sich als Bräutigam und Braut zu herzen und zu halsen. Das war Dein Fall. Warum aber Zwei, die die Pflicht vor Gott übernommen haben, für eine arme Waise zu sorgen, nicht Mann und Frau werden sollen, weil sie Pathe und Gothe desselben Kindes sind, dafür gibt es keinen Grund. Gerade indem wir uns heiratheten, konnten wir jene Pflicht um so besser erfüllen. Ob wir es gethan, mag Dir Dein eigen Gewissen sagen. Ein Verbot, wie Du es hier verkündest, kann Gottes Wille nicht sein."

„Welch' eine Frechheit bei diesen Deutschen herrscht," nahm jetzt der Predigermönch das Wort. „So wahr ich Scipio heiße, in den untersten Klosterkerker würden wir in Rom den Laien werfen, der der kirchlichen Sende also begegnen wollte wie dieser Schelm! Ihr unberathener Mann, was möget Ihr, gleich einem übeln Ketzer, sagen, diese kirchliche Satzung könne Gottes Wille nicht sein?"

„Das ist die alte Sprache der Schlange," sagte der Subdiacon salbungsvoll. „‚Sollte Gott gesagt haben?' Die Kanones der Kirche sprechen klar und deutlich. Eine solche Ehe ist verboten."

„Wenn Ihr meint," erwiderte der Maler trotzig, „mir eine Buße abzupressen, irrt Ihr Euch. Ich weiß, daß Ihr ein Geizhals seid. Schon als Kind hinget Ihr an Euern Groschen. Um das Geld wäre es mir nicht, aber ich lasse keinen Makel auf meine Ehe werfen."

„Eure Ehe ist keine," erwiderte der Priester.

„Herr," rief der Maler außer sich und wollte sich auf den tückischen Pfaffen stürzen; aber die beiden Frauen warfen sich auf ihn und hielten ihn an den Armen. „Ruhig, Vater, ruhig," flehte die dunkle Stimme der schönen Theodora.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte nun der Maler ruhig, als er die Frauen abgeschüttelt hatte. „Was soll's noch weiter?"

„Das Capitel hat gestern beschlossen, Euch und den Euern den Besuch der Messe zu verbieten. Ihr Alle seid excommunicirt, bis Ihr Eure lästerliche

Verbindung gelöst habt." Der Maler hörte hinter sich einen Aufschrei, und sah, wie Frau Sophia halb ohnmächtig ihrer Tochter in die Arme sank.

„Thut, wie Euch gefällt," erwiderte der Maler kalt. „Ich verlasse in dieser Stunde Eure Stadt, und in Köln, wo man meine Ehe zuließ, trotz Eurer neuen Kanones, wird der Erzbischof seine Entscheidung auch zu schützen wissen."

„Nicht also," erwiderte der Subdiacon. „Das Domcapitel ist nicht gemeint, das böse Beispiel, das Ihr gabt, länger bestehen zu lassen. Wo solche ärgerliche Verbindungen wie die Euren geschieden werden müssen, ist es der Brauch der Kirche, die Geschiedenen dem Kloster zu übergeben. Eure Frau und Tochter werden zu den Clarissinnen gebracht werden, wo sie die Novizen im Sticken der Altardecken unterrichten sollen. Euch will das Capitel gestatten, damit Ihr Eure Kunst zur Ehre Gottes ungehemmt ausüben könnt, als Tertiarier des neuen Bettelordens in größerer Freiheit zu leben, unter Aufsicht des Bruders Scipio, der Eure Bußübungen leiten wird."

Jetzt erst übersah der Maler die ganze Gefahr, in der er schwebte. Das aber gab ihm auch seine volle Selbstbeherrschung wieder. Vor Allem galt es, Zeit zu gewinnen. „Kann ich von dieser Sentenz an den Papst appelliren?" fragte er den Predigermönch.

„Der heilige Vater hat stets die Macht, Dispens zu ertheilen," entgegnete dieser, indem sein Auge stolz blitzte; „aber Rom ist weit und Dispense sind theuer. Bis die Antwort eintrifft, müßten wir Euch dann in strenger Klosterhaft halten. Größere Freiheit habt Ihr, wenn Ihr Euch unterwerft."

„Gebt mir Bedenkzeit," erwiderte Timotheus, „drei Tage nur! Ihr seht doch ein, daß man eine fünfundzwanzigjährige Ehe nicht in einer Stunde aufgibt! Ihr kennt sie ja, Marcus, diese Ehe, die Ihr jetzt ein Aergerniß scheltet." Seine Stimme brach vor plötzlicher Bewegung, und die Frauen begannen laut zu schluchzen.

„Habt Ihr etwas Aergerliches in unserem Hause gesehen," rief jetzt unter Thränen Frau Sophia, „als Ihr zwanzig Jahre lang sein pflegtet? O heilige Ursula, das also ist sein Dank! So klag' ich Gott, daß ich ihm gedienet habe in seiner kindlichen Jugend, und muß mich reuen bis an den Tod!"

In den bleichen Zügen des Priesters zeigte sich doch eine Spur von innerer Bestürzung bei diesem leidenschaftlichen Ausbruche der unglücklichen Frau, und etwas zögernd erwiderte er: „Wenn Ihr gelobet, das Haus nicht zu verlassen, so will ich Euch die erbetene Frist nicht weigern." Timotheus schwieg eine Weile, als ob er den Vorschlag erwäge; dann sprach er mit einem festen Blick auf die beiden Priester: „Ich kann jetzt mich nicht entscheiden. Kommt in drei Tagen wieder. Das Haus werde ich nicht verlassen, wenn es nicht einfällt." Der Diacon nickte beifällig. Dann aber fügte er mit einem Blicke auf Dora hinzu: „Vorerst mögen Eure Frauen bei Euch bleiben. Das Fest aber werden sie bei den Clarissinnen feiern; denn über die heiligen Tage duldeten die Juden nicht einmal den Gekreuzigten am Holze, wie könnte die Kirche ein Aergerniß dulden, das das Land unrein macht vor den Augen Gottes." Damit tauchte er seine Hand in den Weihkessel über dem Madonnenbilde, schlug ein Kreuz und verließ mit seinem Begleiter, so rasch er konnte, die Stube. „Er wird sein

Wort halten, ich kenne ihn," hörte Timotheus ihn draußen zu seinem Begleiter sagen. Die Worte schienen gesprochen, um gehört zu werden und des Meisters Ehrgefühl zu schärfen. „Er darf das Haus nicht verlassen," wiederholte der Predigermönch in drohendem Tone.

„Wenn es nicht einfällt," sagte Timotheus dumpf vor sich hin. „Was steht fest, wenn eine Ehe wie unsere morsch ist?" Dann wendete er sich zu den Frauen: „Laßt das Weinen! Es dient zu nichts," und er öffnete weit die Fenster nach der Straße. „Belauert und bewacht," sagte er zu seiner Frau, „sind wir von allen Seiten. Also thue jetzt ohne Widerspruch und Frage Alles, was ich Dir sage. Du richtest die Wohnung hier vor den Augen aller Späher wieder ein, wie sie war. Nur das Geld und die kostbarsten Dinge, die sich in kleinen Bündeln unterbringen lassen, trägst Du in die Küche."

„Wie, Vater," rief Theodora, „Du willst nicht halten, was Du gelobt?"

„Ich bleibe," sagte der Meister unwillig, „aber Euch ist es unverboten; es möcht' Dir werden schad', falls Du bleiben wolltest. Dir ziemt, Deine Ehre zu retten, die bei den lüderlichen Nonnen aus Welschland schlecht geborgen wäre. Das ist das erste Gelübde, das Du zu halten hast. Und nun schweigt und thut, was ich sage. Heute Nacht müßt Ihr aufs Schiff. Jetzt sorgt, daß es so aussehe, als ob wir nicht ans Reisen dächten." Während die Frauen ihre Päcke wieder auseinanderkramten und vor den Augen aller Nachbarinnen, die spähend durch die offenen Fenster schauten, Alles in den alten Stand setzten, kehrten die Brüder zurück mit der Botschaft, das Schiff sei bereit. Um so verwunderter waren sie, als sie sahen, daß die Frauen ihre ganze Habe wieder ausgepackt hatten und von der Reise nicht mehr die Rede sei. Aber der Meister hieß sie schweigen, und indem er scheinbar in fröhlichem Gespräche mit ihnen in der Stube auf- und abschritt, sagte er ihnen, sie sollten sofort zum Staden zurückkehren, und dort so laut als möglich, so daß viele Menschen es hörten, dem Schiffer sagen, die Reise sei abbestellt. Das Reugeld sollten sie ihm zahlen, dann aber ohne Aufsehen sich zu dem berüchtigten Schmuggelschiffer am Krahnen begeben. Mit dem sollten sie abmachen, daß vier Personen nach Anbruch der Nacht am Krahnen mit ihm zusammentreffen wollten. Er solle sein Schiff rüsten, um sie in der Stille nach St. Goar zu fahren. „Dort, wo Ihr außer Gewalt der Mainzer seid, wartet Ihr, bis ihr Nachricht von mir erhaltet. Ich verlasse das Haus nicht, wie ich gelobt habe. Ihr aber bleibt zu St. Goar, bis Ihr von mir gehört habt."

Die Söhne gingen und brachten nach einer Stunde Botschaft, daß Alles gut verlaufen sei. Manche Freunde hätten sie gefragt, warum denn der Vater nach Köln zurück wolle, sie aber hätten geantwortet: „Es ist nichts, wir bleiben."

„Aber die alten Betschwestern," schloß Lutz seinen Bericht, „sitzen drüben an ihrem Fenster und verwenden keinen Blick von unserer Thüre. Offenbar sind sie beauftragt, uns zu hüten, und es wird schwer sein, alte Weiber zu täuschen, die nichts zu thun haben als anderen Menschen in die Fenster zu sehen. Schau' nur hinüber, Theodora, sitzen sie nicht da wie zwei Käuzlein, die in das Sonnenlicht blinzen?"

„Die Eulen lauern auf die Mäuse," erwiderte Timotheus. „Darum lasset die Fenster weit offen, damit sie keinen Argwohn schöpfen; denn von ihren Berichten an den Graumönch hängt Alles ab. Nun aber kommt zum Imbiß und sperrt mir die Thüre der Küche weit auf, daß sie sehen, was sie sehen sollen." Damit setzte sich die Familie bei dem Herde nieder, und Jeder griff zu, wie die innere Unruhe und Angst es ihm erlaubte. Der Maler hatte bald geendet und erhob sich. Aus einer Truhe nahm er dann einen der Röcke seiner Tochter und trat mit demselben hinter die schützende Wand zur Seite der Thüre, so daß er von der Straße aus nicht beobachtet werden konnte. Die Kinder aber schauten nach ihm und wunderten sich, daß der Vater in der Stimmung sei, solche Schwänke zu treiben; denn er nahm alte Leinwand und Tücher und stopfte das Aermelkleid der Tochter so reichlich aus, daß die Formen üppig sich blähten und die langen Schleppärmel züchtig an der Gestalt herabhingen. Dann ging er und holte eine alte Haube seiner Tochter und füllte auch sie mit einem Laken, so daß die weißen Tücher wie ein Gesicht hervorglänzten, band dann die Haube an das gestopfte Kleid, und als er das Ganze auf einen Stuhl gesetzt und dort mit Schnüren an einem Stocke festgebunden hatte, sah die Docke aus wie eine stattliche Frau, die den Kopf schläfrig hat sinken lassen, um ein wenig zu nicken. Nachdem der Meister seine Arbeit vollendet, setzte er sich nieder an den Herd, aß und trank und schaute zuweilen wohlgefällig nach seinem Kunstwerke hinüber. Die Mutter aber ahnte, was ihr Gatte beabsichtigte und sagte: „Nun wirst Du wohl auch mich darstellen, damit die drüben diese Puppen vor Augen haben, während wir entweichen?"

„Ich habe Euch nun gezeigt, wie man es macht," sagte Timotheus; „damit aber die alten Weiber drüben keinen Verdacht schöpfen, ist es sicherer, wir Anderen gehen in die vordere Stube und nur Einer ist immer hier und fertigt sein Abbild. Ist er damit zu Stande, so stellt er es vorerst hinter die Thüre. Wir aber wollen vorn am Fenster arbeiten, damit sie glauben, Niemand denke an einen Abzug."

So saßen die drei Maler und Theodora am Fenster, Jedes bei seiner Hantirung, während das Mütterchen mit vieler Noth ihre Kleider füllte und ausstopfte, so daß ein recht pumpeliges altes Weiblein endlich auf dem zweiten Stuhle saß. Dann ging einer der Söhne nach dem anderen hinaus und kam nach kurzer Weile lachend wieder, denn die gestrickten Langstrümpfe füllten sich leicht und auch die engen Jacken machten wenig Noth. „Nun bist Du an der Reihe, Vater," sagte Alexius. Der Meister aber schüttelte den Kopf und antwortete: „Was ich gelobt, das werde ich halten. Nicht mehr und nicht weniger."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Zufall.

Akademische Rede

von

G. Rümelin.

Ausgearbeitet für den 6. November 1889*).

Es gibt keine unbestreitbarere und auch keine unbestrittenere Wahrheit, als daß der Lebensgang eines Menschen nicht allein von ihm selbst und seinen Eigenschaften, sondern auch von äußeren Umständen, über die er keine Gewalt hat, abhängt, und zwar niemals in kleinem, sehr oft aber im allergrößten Umfang. Unsere Sprache ist reich an Ausdrücken für diesen Einfluß, wenn wir vom Schicksal eines Menschen, von Fügungen und Schickungen, von Glück und Unglück, Heil und Unheil, Verhängniß, Unfall, Unstern reden. Einen Begriff aber pflegen wir nicht in die Reihe solcher Wörter mit aufzunehmen, weil ihm die Andeutung seiner Einwirkung auf menschliches Wohl und Wehe fehlt, obgleich ihm unter der Hand der Hauptantheil an jenen äußeren Umständen zukommt, bald in hochernster und trauriger, bald auch in erfreulicher, neckischer und lustiger Gestalt, als Wohl- oder Uebelthäter. Es ist das Wort Zufall. Mit diesem Begriff, für welchen ich mir Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen erlaube, hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Er spielt in der Wirklichkeit, in der Deutung des Weltlaufs, in unserem alltäglichen Denken und Reden eine überaus große und von Niemand beanstandete Rolle; die Wissenschaft aber verhält sich spröde, zweifelnd, ablehnend zu ihm und weiß nicht recht, was sie mit ihm anfangen soll. Es ist schon gar nicht recht zu ersehen, in welcher unter den verschiedenen Wissenschaften er sein Unterkommen und ein Heimathrecht finden soll. Die Logik, die Metaphysik, die Natur- und Geschichtswissenschaften, die Theologie, das Recht, die Kunst haben Anlaß, sich mit ihm zu befassen, aber überall gibt er nur Gastrollen und keine der Disciplinen weist ihm ein festes Obdach auf ihrem Bereiche an. Am ehesten sollte man denken, würde dies der Metaphysik obliegen, sofern sie nach den letzten Elementen aller Wirklichkeit fragt und auch wohl zu prüfen hätte, ob in dem Plan des Weltbaus dem

*) Der Verfasser ist am 28. October 1889 gestorben.

Zufall ein Plätzchen offen gelassen ist, aber dieser steht noch immer vor dem Eingangsthore und wartet auf seine Einlaßkarte, über deren Zulässigkeit und Fassung sehr getheilte Meinungen bestehen.

Aus zwei sonst oft unter sich in Fehde begriffenen Lagern tönt uns der übereinstimmende Ruf entgegen: es gibt keinen Zufall, einem philosophischen und einem theologischen.

Die philosophische Beanstandung stützt sich auf den Causalitätsbegriff. Jede Veränderung, die in der Welt vor sich geht, ist eine Wirkung von Ursachen, und zwar nicht von beliebig wechselnden und willkürlichen Ursachen, sondern von ganz bestimmten, so daß, wenn nur irgend eine der Bedingungen gefehlt hätte oder eine andere gewesen wäre, auch der Erfolg anders hätte ausfallen müssen. Denn das Causalgesetz sagt: aus gleichen Ursachen gehen gleiche Wirkungen hervor, aus ungleichen ungleiche. Daraus ergibt sich, daß jeder Vorgang in der Welt die unausbleibliche Folge aus dem Complex der vorausgegangenen Bedingungen sein muß und gar nicht anders hat ausfallen können. Was aber nicht anders ausfallen konnte, war nothwendig; das Nothwendige aber ist der ausgesprochenste Gegensatz des Zufälligen. Es gibt also keinen Zufall, weil nichts Ursachloses geschieht, die Ursachen selbst aber in unendlicher Verkettung immer wieder rückwärts auf ihre Ursachen weisen. Wenn wir somit von Zufall reden, so ist dies nur ein subjectiver Begriff ohne Geltung für die Wirklichkeit. Wir nennen zufällig Dasjenige, wovon die Ursachen uns unbekannt sind; sobald sie uns bekannt wären oder würden, müßte dieser Schein verschwinden. Zufall ist hiernach nur ein Grenzbegriff für die menschliche Erkenntniß oder wie er genannt wurde, das Asyl unserer Unwissenheit.

Mit dieser oder einer ähnlichen Begründung gelangten schon viele Denker alter und neuer Zeit zu einer völligen Verwerfung des Zufallbegriffs. Spinoza sagt geradezu: es gibt nichts Zufälliges in der Welt. Hegel sagt: die Zufälligkeit muß man mit dem Eintritt in die Philosophie aufgeben. Trendelenburg meint: Das Zufällige ist in der Wissenschaft immer nur ein Uebergang und der Impuls zu einer weiteren Forschung.

Die zweite, theologische Bekämpfung des Zufalls geht von den göttlichen Eigenschaften der Allmacht und Allgegenwart aus und versteht unter der Allmacht nicht bloß, daß die Gottheit Alles machen kann, sondern auch wirklich macht und gemacht hat, daß also Alles, was in dem weiten Weltall vor sich geht, mit und nach ihrem Willen geschieht, was von selbst den Zufall ausschließt. Wir hören und lesen dies nicht bloß in religiösen Betrachtungen, sondern auch von weltlichen Stimmen. Zufall ist Gotteslästerung; Nichts unter der Sonne ist Zufall, läßt Lessing die Gräfin Orsina in Emilia Galotti sagen. Marquis Posa sagt: den Zufall gibt die Vorsehung; Wallenstein: es gibt keinen Zufall und was uns blindes Ungefähr nur dünkt, gerade das steigt aus den tiefsten Quellen. Bei Goethe finden sich keine Stellen dieser Art; er läßt den Zufall Zufall sein. Für alle pantheistischen Vorstellungskreise vollends, die Gott und Welt in Eins zusammenfallen lassen, versteht es sich von selbst, daß es nur ein göttliches Geschehen geben kann und für Zufall kein Platz übrig bleibt. Daß aber auch der christliche Theismus wenigstens diejenigen Vorgänge, welche in menschliches

Lebensglück tiefer eingreifen, nicht als Zufälle anerkennt, sondern wo nicht auf den göttlichen Willen, doch auf eine besondere göttliche Zulassung, wenn auch unter dem Vorbehalt ihrer Unbegreiflichkeit für menschliche Erkenntniß zurückführt, wird eines näheren Nachweises nicht bedürftig sein.

Es werden so von zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus scheinbar erhebliche Gründe dafür ins Feld gestellt, daß der Begriff des Zufalls keine objective Berechtigung hat, sondern nur zu den vielleicht unvermeidlichen Schwächen des menschlichen Denkens zu rechnen ist. Wenn dem Allem nur nicht die unleugbare Thatsache gegenüber stände, daß kein Mensch mit dieser Leugnung des Zufalls wirklichen Ernst macht, daß kein Philosoph oder Theolog, kein Natur- oder Geschichtsforscher jemals in der That Alles, was in der Welt vorgeht, als nothwendig oder als Willen der Gottheit angesehen hat, daß es geradezu unmöglich ist, sich im Verlauf der irdischen Dinge ohne den Hülfsbegriff des Zufalls zurechtzufinden.

Allein auch abgesehen von dieser praktischen Undurchführbarkeit halten jene Argumente einer eindringenderen Prüfung nicht Stand, zunächst dasjenige nicht, welches sich in den Philosophenmantel hüllte. Wer sollte wider das Causalitätsgesetz streiten wollen, wenn es nichts Weiteres besagt, als daß jede Veränderung eines Dinges eine Ursache oder deren mehrere erfordere, daß gleiche Ursachen gleiche Folgen haben und ungleiche ungleiche, daß, wenn in einem gegebenen Fall alle Bedingungen genau so vorlagen, wie es geschehen ist, auch der Erfolg genau so eintreten mußte und in diesem Sinn ein nothwendiger genannt werden kann. Diese Sätze braucht man gar nicht zu bestreiten, ohne darum die Frage, ob es Zufälliges geben kann, von ihnen abhängig zu machen. Hinterdrein freilich, wenn ein Ereigniß abgeschlossen ist, und alle Factoren desselben gerade so beisammen waren, ist nichts mehr daran zu ändern, aber ob sie sich so zusammenfinden mußten, war bis zum letzten Augenblick zweifelhaft und unentschieden. Jene dem Geschehenen nachhinkende Nothwendigkeit will uns gar nicht imponiren und hindert uns nicht, ihr den auf allseitig übereinstimmender Auffassung aller Denkenden beruhenden direct widersprechenden Satz entgegenzustellen: Gar nichts von Allem, was wir thun und erleben, ist nothwendig; gar kein Ereigniß begleiten wir mit dem Gedanken, daß es nicht auch hätte ausbleiben oder anders ausfallen oder wenigstens nicht gerade jetzt hätte eintreten können; Niemand wird beim Rückblick auf seine Vergangenheit leugnen oder verkennen, daß von jedem Punkt aus die Dinge auch anders, günstiger oder ungünstiger, hätten verlaufen können. Oder ja, es gibt eine Nothwendigkeit, die es uns nicht einfällt zu bestreiten; es ist die, daß, wenn alle Bedingungen eines Erfolgs vorliegen, dieser Erfolg selbst nicht ausbleiben kann. Wenn ich im Freien einen Stein in die Luft werfe, ist es nothwendig, daß er wieder zur Erde fällt, aber daß ich ihn werfe, war gar nicht nothwendig; wenn ich von einem Regenguß überfallen werde, muß ich durchnäßt werden, aber daß es gerade jetzt regnete, als ich unterwegs und ohne Schirm war, das bin ich weit entfernt, als etwas Unausbleibliches anzusehen. Daß die Naturgesetze in Kraft treten, wo ihre Bedingungen vorliegen, ist selbstverständlich, aber ob sich diese Bedingungen zusammenfinden, hängt nicht wieder von ihnen ab. Es ist nothwendig, daß jeder Mensch sterben wird,

aber nur für den Türkenglauben an ein Kismet ist Zeit, Ort, Ursache voraus-bestimmt. So finden wir uns veranlaßt, in Allem, was geschieht, ein Doppeltes zu unterscheiden, etwas Nothwendiges und etwas, was auch anders sein könnte. Jenes setzen wir in die Folge aus einem gegebenen Thatbestand; daß sich aber im einzelnen Fall gerade dieser Complex von Thatbeständen zusammenfindet und kein anderer, darin sehen wir zwar nichts Ursachloses, aber doch nur eine gegebene Thatsache, die als solche hinzunehmen ist und nicht voraus festzustellen war, und die wir als etwas Zufälliges bezeichnen. Nun ist aber nur Dasjenige nothwendig zu nennen, was alle Bedingungen seiner Existenz in sich vereinigt. Eine getheilte, eine halbe oder Drittelsnothwendigkeit ist gar keine. Nur der abgeschlossene Vorgang ist daher nothwendig, d. h. erscheint als solcher; der noch im Werden begriffene ist es niemals. Und in diesem Sinn kann man mit Recht sagen: Nichts, was in der Welt geschieht, ist nothwendig in dem Sinne, daß es nicht hätte auch anders ausfallen können. Alles führt ein Moment der Zufälligkeit mit sich.

Der Begriff des Zufalls ist hier freilich nur in einer abgeleiteten Bedeutung gebraucht, nicht in der ursprünglichen, von welcher auch Kenntniß zu nehmen ist. Den einzelnen isolirten Vorgang für sich nennen wir niemals Zufall; es muß eine Berührung mit einem zweiten Vorgang, ein Zusammentreffen Statt finden. Dies sagt die Etymologie des Worts aufs deutlichste; der griechische Aus-druck (τὸ συμβεβηκός) bedeutet Nebenvorgang, ein begleitendes Geschehen; unser deutscher Zufall ist die wörtliche Uebersetzung des lateinischen accidens, des französischen accident und bedeutet das Hinzufallende, das von außen Herein-greifende. Nun dürfen aber die beiden Vorgänge nicht schon zum voraus in einem Causalzusammenhang und Rapport zu einander stehen; sie müssen einander fremd und beziehungslos gegenüberstehen, aber doch muß ein Zusammenstoß ausnahmsweise möglich und von Wirkung sein. Ein geläufiges Beispiel dafür bietet der herabfallende Dachziegel, der den Vorübergehenden, der Blitzstrahl, der den Wanderer trifft und tödtet; die Wolken, die in den Lüften über uns hin-schweben, sind völlig gleichgültig und beziehungslos zu demjenigen, was auf der Erdrinde unter ihnen vorgeht; sie entladen sich da, wo der Sättigungspunkt ihrer Elemente es mit sich bringt, und schütten Blitz und Donner, Regengüsse, Hagel, Sturm rücksichtslos, ob nützend oder schadend, herab. Hiebei hat sowohl der Weg und Moment des niederzuckenden Blitzstrahls als der Gang des Wanderers seine natürliche Ursache, aber dafür, daß diese beiden Bewegungen um dieselbe Bruchsekunde und auf dem gleichen Quadratmeter zusammentrafen, was doch die Hauptsache, können wir keine Ursache angeben, nicht bloß nicht in Folge menschlicher Unwissenheit, sondern überhaupt nicht und in Jahrtausenden gerade so wenig als jetzt. Wir können uns eine Ursache nicht einmal irgendwie vorstellen. Der blind fatalistische Wahn, daß dieser Erfolg schon in dem ewigen Welt- und Schöpfungsplan mit vorgesehen und eingeschlossen sei, ist ebenso un-befriedigend und unannehmbar als die andere Erklärung, welche einen bewußten überirdischen Willen dafür verantwortlich machen will und nur ein Räthsel mit einem noch dunkleren vertauscht. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, und ich sehe keinen Widerspruch darin zu sagen, daß hier der Zufall selbst zur Ursache

werde. Die unermeßliche Vielheit gesonderter Elemente und Dinge, deren Bewegungen zusammen den Weltlauf bilden, schießt in zahllosen Fäden bald sich ausweichend, bald verschlungen, bald sich kreuzend durch einander, ohne daß es möglich oder auch nur aufklärend und werthvoll wäre, dies überall ins Einzelne zu verfolgen. Im Grunde weist jede irdische Bewegung in unendlicher Verkettung schließlich bis auf den Anfang aller Dinge zurück. Wir müssen hier einen objectiven (oder absoluten) Zufall, der die Rolle einer Ursache spielt, gelten lassen.

Dieses unerklärte Aufeinanderstoßen unter sich beziehungsloser Causalreihen, das die Grundbedeutung und das Wesen des Zufalls ausmacht, kommt nun aber in allen möglichen und höchst mannigfaltigen Formen überall und alltäglich, in kleinen und großen Dingen, im Natur- und Menschenleben vor. Wenn ich auf dem Spaziergang unvermuthet einem Bekannten begegne, so haben sowohl sein als mein Gang um diese Zeit und an diesen Ort ihre Ursache, aber unser Zusammentreffen hat keine, und wir werden darin ebensowenig ein Stück unabwendbaren Schicksals als eine göttliche Fügung zu erblicken geneigt sein.

Wie aber die Sprache auch sonst den ursprünglichen Begriff eines Wortes spielend erweitert, indem sie eines der Merkmale ausdehnt, einschränkt oder fallen läßt, so ist es auch mit dem Zufall geschehen. Jener zweite Vorgang, der überall mitzuspielen hat, ist nicht immer etwas räumlich und zeitlich Zusammentreffendes. Wenn ich in einem Garten bei einer Grabarbeit einen Schatz finde, so ist nur der räumliche, aber nicht der zeitliche Zusammenhang der beiden Vorgänge gegeben. Aller Zufall in Lotterie, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Karten- und Würfelspiel läuft darauf hinaus, daß unseren Bewegungen und Combinationen ein unzugängliches Element gegenübersteht. Schließlich gelangen wir in der Ausdehnung des Zufallbegriffs soweit, daß wir jenen zweiten Vorgang, der zu einem äußeren Geschehen hinzuzutreten hat, ganz in unsere subjective Vorstellung und Erwartung verlegen und nun auch alles Unvermuthete, Unbeabsichtigte, Alles, was sich unserem Handeln und Denken fremdartig in den Weg stellt, noch Zufall nennen. So war es nun Zufall, wenn Columbus Amerika entdeckte, da er den Weg nach Indien suchte, wenn Berthold Schwarz wider Vermuthen das Pulver erfand. Wer die festen und bleibenden Merkmale eines Begriffs aufsucht, der mag die wechselnden, wie z. B. beim Pferd die Farbe und Größe, um welche es ihm nicht zu thun ist, zufällig nennen, und so heißt schließlich Alles, was sich zu dem von uns Gesuchten, Gemeinten, Gewollten als nebensächlich verhält, Zufall. Diese Formen müssen wir den subjectiven oder auch relativen Zufall nennen; er wechselt nach Personen und Zwecken und ist etwas von jenem objectiven Zufall wesentlich Verschiedenes.

Wenn sich uns nun aber als der eigentliche Grundbegriff des Zufalls ergeben hat, daß er den räumlichen und zeitlichen Zusammenstoß von zwei unter sich beziehungslosen Causalreihen bedeutet, für welchen zwar eine entfernte Möglichkeit, aber keinerlei Grund vorliegt, daß sich diese Möglichkeit jemals verwirklicht, so liegt schon darin eine sehr wichtige Unterbrechung der sonstigen causalen Verkettung des Weltlaufs. Denn es schiebt sich etwas völlig Unberechenbares und doch wie jede andere Thatsache bleibend Fortwirkendes in die normalen Reihen

des Geschehens ein, was von der größten Tragweite werden kann. Wir lesen, daß der junge Luther durch den Blitzstrahl, der seinen Freund Alexis von seiner Seite riß, oder wenn dies sagenhaft sein sollte, jedenfalls durch dessen raschen und unerwarteten Tod bestimmt worden sei, sein Rechtsstudium aufzugeben und in ein Kloster zu gehen. Wäre er aber nicht Mönch gewesen, so wäre er auch kein Theolog und kein Reformator geworden und sehr Vieles nach allen Richtungen anders gegangen. So lange ein objectiver, der menschlichen Erkenntniß und Wissenschaft völlig unzugänglicher Zufall anerkannt werden muß, ist auch jener oft gehörte Satz, daß, wer alle Elemente der Gegenwart durchschaute, auch die Zukunft voraussagen könnte und im Besitz einer Art von Weltformel wäre, nur als völlig illusorisches Hirngespinst anzusehen, das schon der nächste Morgen Lügen strafen würde.

Es hat sich uns nun, wie ich denke, jene so vielfach nachgesprochene Meinung, daß es keinen Zufall geben könne, weil Alles, was geschieht, in Folge des Causalgesetzes nothwendig und darum nicht zufällig sei, als ein unhaltbares Trugbild erwiesen.

Aber auch die vorhin erwähnte Verwerfung des Zufalls aus religiösen Gründen vermag ich nicht als stichhaltig anzuerkennen. Es ist kein Interesse der Frömmigkeit, alles irdische Geschehen auf ein unmittelbares göttliches Wirken zurückzuführen, und wenigstens das Christenthum hat sich stets von allen pantheistischen Anschauungen, auf welche jener Standpunkt immer hinausläuft, ferngehalten und erscheint in diesem Punkt, wie auch schon das Judenthum, gegenüber von den anderen Religionen als ein Nüchterner unter Trunkenen. Die Natur nicht als natürlich anzusehen, in ihren Vorgängen verborgene Beziehungen und Andeutungen, Wahrheiten und Winke der Gottheit ahnen und errathen zu wollen, ist zu allen Zeiten Merkmal nicht des Glaubens, sondern des Aberglaubens gewesen, das charakteristische Unterscheidungszeichen der monotheistischen und vielgötterischen Religionen. Wenn die glanzvolle Phantasie der Hellenen die Natur mit Göttergestalten belebte, Blitz, Donner und Regen dem Vater Zeus, die Stürme des Meeres, das Erbeben des Festlandes dem erderschütternden Dreizack des Poseidon zuwies, Flüsse und Bäche, Wald und Flur, Berge, Pflanzen und Thiere als Sitz und Herrschaftsgebiete von Nymphen und Najaden, Faunen und Satyrn, Dryaden und Oreaden oder verwandelten Menschen und Heroen ansah, so waren alle Naturerscheinungen Thätigkeiten von belebten Wesen und für den Zufall kein Platz übrig. Wenn das verständigste und thatkräftigste der Völker den Willen der Götter aus dem Naturleben errathen zu können glaubte, ob die Vögel auf dem Beschauungsfeld von der rechten oder linken Seite herflogen, in gerader oder ungerader Anzahl, in hohem oder niedrigem Flug, ob die Eingeweide der Opferthiere keine Abweichungen von ihren normalen Eigenschaften zeigten, die heiligen Hühner das vorgeschüttete Futter begierig oder lässig oder gar nicht fraßen, so war die ganze Natur zu einer Sammlung geheimnißvoller Winke der Gottheit erhoben, welche dem Menschen als Lohn seiner Opfergaben und ängstlichen Beobachtung aller Formen zu errathen, damit die Ungunst der Zufälligkeiten fernzuhalten und Alles der Klugheit und Thatkraft zu überlassen möglich sei. Mit einer minder sonnenhellen und herzerfreuenden,

aber ebenso tiefsinnigen Phantasie als die Hellenen verlegten auch unsere germanischen Vorfahren ihre ganze Götterwelt in das Naturleben. Keine Religion schließt so entschieden jede Macht des blinden Zufalls aus, als der Fatalismus des Islam, der ausnahmslos in Allem, was geschieht, den unabänderlichen und jeder menschlichen Einwirkung verschlossenen Willen Allah's erblickt. Erst der Christenglaube, so viel Aberglauben er neben sich stehen und wuchern lassen mußte und so verschiedene Auffassungen sich auch in diesem Punkte neben einander behaupten und bestreiten, hat den Geschöpfen, Natur und Menschheit, neben dem Schöpfer einen gewissen Spielraum freier Bethätigung ihrer Kräfte und Triebe zugestanden. Dies zeigt aufs Deutlichste der allen Naturreligionen fremde jüdisch-christliche Wunderbegriff, indem er ein selbständiges Walten alles Geschaffenen als feste Regel voraussetzt, in welche die Hand Gottes nur ausnahmsweise und für außerordentliche Zwecke eingreift. Das Bestreben, von der Gottheit die Verantwortung auch für Sünde und Elend fernzuhalten, ging so weit, daß man ihr nicht das volle und ausschließliche Weltregiment zuwies, sondern ihr, wenn auch in untergeordneter Stellung, ein Reich des Satans und der Finsterniß an die Seite setzte. Wenn dieser Theil überlieferter Meinungen vielleicht mehr als irgend ein anderer der modernen Weltanschauung entschwunden sein mag, so folgt daraus nicht, daß nicht doch dem Menschen und aller Kreatur ein Bereich nicht vorausbestimmter, unberechenbarer Beweglichkeit gelassen sei. Wenn die Christenheit der Meinung wäre, daß schon ohnehin nichts in der Welt ohne den göttlichen Willen geschehen könne, würde sie nicht in alltäglichem Gebet die Bitte stellen, daß doch der Wille Gottes geschehen möge wie im Himmel also auch auf Erden. Man darf sagen, das Christenthum, indem es die Naturvergottung, den Pantheismus und Fatalismus ausschließt, habe dem Begriff des Zufalls das zuvor verschlossene Thor erst aufgemacht.

Ich habe mich bemüht, sowohl die philosophischen als die religiösen Gründe für den Ruf: es gibt keinen Zufall, zurückzuweisen. Ich vermesse mich nun nicht, tiefer vorzudringen und Räthsel des Weltplans deuten zu wollen, möchte aber zur Ergänzung des Gesagten an der nicht unlösbaren und nicht unnützen Frage nicht vorübergehen: was nennen wir nach dem üblichen Sprachgebrauch thatsächlich Zufall und was nicht?

Um mit der verneinenden Seite zu beginnen: was wir niemals Zufall nennen, das sind vor allem Anderen unsere eigenen Handlungen, soweit sie mit Bewußtsein und Ueberlegung ausgeführt, ein freies Werk unseres Charakters und unserer Persönlichkeit sind. Sie können zufälligen Anlaß haben und haben ihn unzählige Male, es können sich in die Ausführung unserer Zwecke unvermuthete Nebenumstände fördernd oder störend eindrängen, aber der freie Willensact eines denkenden und zwecksetzenden Lebewesens erscheint uns als der ausgesprochenste Gegensatz alles Zufalls. Wenn unsere Handlungen zufällig wären, gäbe es keine Zurechnung, keine Reue, kein Gewissen. Es ist von hoher Bedeutung, daß sich so als das Gegentheil des Zufalls nicht, wie gelehrt zu werden pflegt, die Nothwendigkeit, sondern die Freiheit eines bewußten und vernünftigen Willens erweist, und daß uns überhaupt neben dieser keine andere und höhere Beglaubigung wahrhafter Wirklichkeit denkbar erscheint.

Die zweite Art von Vorgängen, auf welche wir den Begriff des Zufalls nicht anzuwenden pflegen, sind die festen und unwandelbaren Ordnungen der Wirklichkeit, die uns umfängt, und wir verstehen darunter nicht bloß die Naturgesetze mit ihrer ausnahmslosen Geltung, sondern auch die beharrenden typischen Grundformen und Elemente der planetarischen Erscheinungen. Es fällt uns nicht ein, Zufall zu nennen, daß die Sonne auf- und untergeht, daß uns eine in Raum und Zeit ausgebreitete Fülle von unbeseelten und lebendigen Dingen umgibt, daß die organischen Wesen entstehen, wachsen und vergehen, je nach Gattungen und Arten verschieden, daß der Unterschied von zwei Geschlechtern mit Allem, was daran hängt, die animalische Welt beherrscht und was wir sonst noch Unaufzählbares zum festen Grundbestand unserer planetarischen Daseinsformen rechnen. Wir halten alles dies nicht in dem Sinne für nothwendig, daß der Gedanke, die Welt hätte auch anders ausfallen können, uns gar nicht zugänglich wäre, aber unser ganzes Sinnen und Denken bildet so sehr selbst mit einen Theil dieser gegebenen Wirklichkeit, daß darüber hinaus etwas vorzustellen die Einbildungskraft uns jeden Dienst versagt. Die Bürgschaft aber dafür, daß nicht eines Tages die Naturgesetze selbst ihre Functionen einstellen oder umgestalten, liegt nicht in einer ihnen an sich zukommenden, völlig unverständlichen blinden Nothwendigkeit, sondern auch wieder nur darin, daß wir sie als den ewigen Willen eines schöpferischen Weltgeistes deuten müssen.

Ich weiß nun in der That neben diesen beiden Gebieten der freien Willensacte und der constanten Weltformen nichts Drittes zu nennen, worin der Zufall nicht auch seine Rolle mitspielen dürfte, sowohl in der Natur als in der Menschenwelt.

Es gibt zwei Weltbilder, die sich zu widersprechen scheinen und doch nebeneinander ihre Geltung haben. Das eine zeigt uns jene festen und unwandelbaren Formen des Daseins, das andere das allezeit Bewegliche, in stetiger Umbildung Begriffene, den ewigen Fluß aller Dinge. Dort gilt der Spruch: Alles wiederholt sich nur im Leben; es geschieht nichts Neues unter der Sonne; hier heißt es: Nichts ist schon gerade so dagewesen, es gibt keine zwei ununterscheidbare Dinge, Vorgänge und Lebewesen in der Welt und hat sie niemals gegeben. Das ganze Firmament mit Sonne und Planeten, Kometen, Fixsternen, Nebelflecken ist in ununterbrochener Bewegung und Veränderung begriffen.

Dies Doppelbild mit dem Schein einer Doppelwahrheit erklärt sich aus einem richtigen Verständniß des Begriffs von Naturgesetzen. Diese haben keine schöpferische Kraft; sie haben nur den hypothetischen Sinn, daß, wenn bestimmte Bedingungen eintreten, auch bestimmte Folgen nicht ausbleiben können; sie begleiten alle Wirklichkeit und zwingen sie in ihren Dienst, aber es hängt nicht von ihnen ab, ob die Fälle ihrer Anwendung wirklich eintreten und in Begleitung welcher Nebenbedingungen des gegebenen Falls dies geschieht. Sie setzen eine gegebene Schöpfung voraus und entstehen erst mit ihr und durch sie. Die Wirklichkeit, in der wir leben, ist eine Offenbarung, etwas rein Thatsächliches, aus keinerlei Gesetzen oder Denkprämissen Ableitbares; ihre Betrachtung weist uns stets rückwärts auf das früher schon Vorhandene bis in dunkle, dem Menschengeist verschlossene Anfänge und wieder vorwärts in noch größeres Dunkel. Das

Weltall erscheint als ein Ganzes von unübersehbar vielen, unter sich verschiedenen, in allen möglichen friedlichen oder neutralen oder auch feindlichen Beziehungen durcheinander laufenden Dingen und Vorgängen. Dies bewegliche Element des Weltganges ist es nun, in welchem wir unbeschadet des Causalprincips dem Unberechenbaren, Irrationalen, dem Spiel des Zufalls ein weites Feld der Einwirkung zugestehen zu müssen glauben.

Die Geologie weist uns eine normale Aufeinanderfolge der verschiedenen Schichten unserer Erdrinde nach, aber die Wirklichkeit bietet zahllose Abweichungen davon, durch Verschiebung, Hebung, Faltung, Abschwemmung u. A., bald durch gewaltsame, bald durch langsam und stetig wirkende Kräfte, lauter Vorgänge, die uns nichts Planmäßiges, nichts, was nicht auch anders hätte sein können, erkennen lassen. Jede Pflanzengattung hat ihre ursprünglichen Standorte und typischen Merkmale, aber Wasser und Luft, Insecten, Vögel, Thiere, der Mensch, bewußt und unbewußt, tragen die Samen auf fremden Boden; dort können sie verkümmern oder gedeihen, alte Merkmale verlieren, neue hinzufügen. Die Möglichkeit der Variationen hat keine angebbaren Grenzen; sie können mit menschlicher Berechnung und Kunst erfolgen, lassen aber auch dem Zufall ein offenes Feld. Die Thierwelt ist für Nahrung und Paarung auf Gelegenheit angewiesen, lebt stets von der Hand in den Mund und kann jede Stunde ihre Speise finden oder selbst zur Speise werden. Die Kreuzung der Racen, locale und individuelle Besonderheiten hängen fast ganz vom Zufall ab.

Noch ganz unvergleichbar reicher, intensiver, mannigfaltiger als in die Naturerscheinungen greift der Zufall in das Menschenleben ein für den Einzelnen wie für die Gemeinschaften. Allerdings schließt, wie ich erwähnt habe, die freie aus dem individuellen Charakter fließende That allen Zufall aus, aber doch nur für den Handelnden selbst; nach außen und für den Dritten trifft dies nicht zu; es stehen sich zahllose Urheber solcher freien Handlungen gleichberechtigt im engeren oder weiteren Verkehr gegenüber. Mit welchen derselben ich in Berührung stehe, welcher Art diese Berührung ist, wie weit mich ihre Handlungen und Schicksale mit betreffen, darüber hat der Zufall überall mitzusprechen. In alle unsere Pläne, unser Thun und Lassen greifen störend oder fördernd Nebenumstände ein, die wir nicht vorhersehen und nicht abwenden können. Alles könnte stets auch anders verlaufen. Alle Familienereignisse, das Heirathen und Nichtheirathen, die Fruchtbarkeit der Ehen, das Geschlecht, die Eigenschaften, Schicksale der Kinder, Krankheiten, das Leben und Sterben der Angehörigen und Freunde, Gunst oder Ungunst der Besitz- und Erwerbsverhältnisse wie der Berufslaufbahn sind lauter Dinge, welche der Einwirkung von Personen und äußeren Umständen ausgesetzt sind. Gerade weil unser Wollen den directesten Gegensatz alles Zufalls bildet, drängen sich die Einflüsse von außen um so fremdartiger auf. Hier zeigt sich auch der nahe Zusammenhang, in welchem der Begriff des Zufalls mit dem des Schicksals steht. Beides fällt nicht zusammen, da wir zum Schicksal auch unsern eigenen Antheil einrechnen und in diesem Sinne von verschuldetem oder unverschuldetem Schicksal sprechen. Wir rechnen es nicht dem Zufall zu, daß wir in dieses Volk und Zeitalter herein geboren sind, von diesen Eltern, als Knaben oder Mädchen, mit bestimmten angeborenen und ererbten

Eigenschaften physischer und geistiger Art, weil wir unser Ich nicht hinter unsre Entstehung zurückdatiren können und den Zufall zu den Erfahrungsbegriffen rechnen. Nehmen wir noch hinzu, wie ungleich schon diese ersten, unzerstörbaren, so Vieles entscheidenden Grundlagen des Einzelndaseins vertheilt sind, für den Einen günstig, den Andern ungünstig, wie dann der Zufall gleich jener Fortuna mit verbundenen Augen nach dem Dichterwort unter die Menge tappt, bald des Knaben lockige Unschuld, bald auch den kahlen, schuldigen Scheitel faßt, mit vollen Händen Jammer und Elend, nur spärlicher Glück und Freude vertheilt, so haben wir den Stoff der ältesten, durch alle Jahrhunderte ertönenden, nicht grundlos zu scheltenden Seufzer und Klagen über das Loos der Menschheit. Diese tausendfältige Erfahrung von unverdientem Glück und unverschuldetem Unglück, das unstillbare Verlangen nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit ist es vielleicht mehr als alles Andere, was die in jeder Menschenseele schlummernde religiöse Anlage, das Bestreben, seine Persönlichkeit in den Zusammenhang des Weltganzen mit einzufügen, geweckt und nach einer Lösung dieses Zwiespalts zu suchen veranlaßt hat. Ein geistvoller Denker sagt: der natürliche Zustand der Menschheit ist das Schwanken zwischen dem Bewußtsein eines ewigen Weltberufs und der immer wieder aufquellenden Angst, gleichgültige und aussichtslose Erzeugnisse des allgemeinen Naturlaufes zu sein, Beides gemildert durch den Leichtsinn der Gedankenlosigkeit.

Ich muß noch ein kurzes Wort über den Zufall in der Geschichte beifügen. Daß er auch hier eine große Rolle spielt, kann nicht zweifelhaft sein. Der Ablauf der großen Ereignisse macht uns ebenso bestimmt, wie der des Privatlebens, den Eindruck, daß Alles im Einzelnen auch hätte anders gehen können. Die Zeitungen melden uns alltäglich völlig unvorhersehbare Dinge. Neben den Schicksalen der Personen gibt es auch Völkerschicksale. Auch hier gibt es neben einem festen Kern von Nichtzufälligem, neben einem ausgeprägten Volkscharakter, einer überlieferten und angetretenen Vergangenheit, neben gegenwärtigen Massenwirkungen gleichartiger Triebe und Strebungen noch bewegliche, fließende, unberechenbare Thatsachen. Wie für den Einzelnen Vieles darauf ankommt, in welche Umgebung er sich gestellt findet, so ist es für ein Volk von höchster Wichtigkeit, welche Völker es zu Nachbarn hat, ob mächtigere und vorgeschrittenere oder das Gegentheil. Alle Veränderungen von geschichtlichem Charakter knüpfen sich immer an die Wirksamkeit hervorragender Persönlichkeiten. Diese sind zwar immer Söhne ihres Zeitalters und Volkes, aber daraus allein niemals abzuleiten. Es gilt der Spruch individuum ineffabile semper; eine Persönlichkeit läßt sich niemals völlig erkennen und beschreiben oder gar construiren. Daß die deutsche Nation im Drang und der Verwirrung der Zeiten die rechten Männer fand und an die rechten Plätze gestellt sah, von welchen sich die Herrlichkeit des neuen Reiches schaffen ließ, war abgesehen von der Tapferkeit der Heere nur zum kleinen Theil ein Werk und Verdienst des Volkes; man kann es unter der Gestalt von Glück und Zufall eine gnädige Fügung des Allwaltenden nennen, aber niemals eine Nothwendigkeit.

Nach allem Bisherigen muß man sagen: Niemand ist im Stande, sich ein verständliches Weltbild zu entwerfen, wenn er nicht auch dem Zufall einen Platz

darin einräumt. Welches Menschen Phantasie wollte es fertig bringen, aus dem Weltlauf nur den Zufall wegzudenken und alles Uebrige stehen zu lassen? Wer wollte in den Millionen kleiner und größerer alltäglicher Vorgänge, die wir zufällig nennen zu müssen glauben, den Finger der Gottheit oder das unabwendbare Werk einer fatalistisch causalen Verkettung sehen? Wie wäre es zu ertragen, wenn nichts Unerwartetes und Unerklärbares mehr geschehen könnte, wenn wir das Unglück, das uns droht, voraussehen müßten, ohne es ändern zu können, wenn jede Freude den Reiz der Ueberraschung verlöre. Es gäbe keine Vorsicht und Klugheit, keine Tapferkeit und Geistesgegenwart, ja keine Moral und Religion mehr. Der Zufall stellt uns große sittliche Aufgaben, den Kampf gegen die allezeit drohenden Gefahren, die kluge und dankbare Ausnützung seiner günstigen Gaben. Ich will nur eine einzige Seite der Sache erwähnen, die der Gegenwart und dem deutschen Volke angehört. Den Schutz und die Hülfe für die unglücklichen Zufälle, die den Einzelnen bedrohen und treffen, haben die früheren Jahrhunderte, soweit sie sich überhaupt darum kümmerten, nur in der unzulänglichen freiwilligen Milde und Wohlthätigkeit der Besitzenden gefunden. Es war erst den neuesten Zeiten vorbehalten, diesen Schutz auf die organisirte Selbsthülfe durch das Mittel der Vereine und Genossenschaften unter rechtlichen Formen mit staatlicher Aufsicht und Beihülfe zu übertragen. Nicht nur gegen die wirthschaftlichen Nachtheile von Feuer, Hagel, vorzeitiger Todesfälle ist dieses Mittel vielfach angewendet, sondern dem deutschen Reiche ist es neben seinen anderen Ruhmeskränzen gelungen, als Vorbild anderer Staaten die gesellschaftlichen Classen, die unglücklichen Zufällen am meisten ausgesetzt und am wenigsten widerstandsfähig sind, nicht bloß vorübergehend gegen Krankheit und Unfälle, sondern auf Lebenszeit gegen die Folgen von Arbeitsunfähigkeit und hohem Alter zu schützen.

In dieser Richtung kann noch Vieles geschehen, aber es wird immer genug übrig bleiben, wogegen es keine Assecuranz gibt. Was ich den subjectiven oder relativen Zufall nannte, mag sich mit fortschreitender Erkenntniß und Bildung einschränken lassen. Jener objective Zufall aber, das räumliche und zeitliche Aufeinanderstoßen von einander unabhängiger Causalreihen wird nach Jahrhunderten gerade so unerklärt bleiben, wie heute und nur wie etwas rein thatsächlich Gegebenes anzusehen sein. Alles Unglück in der Welt, auch das unverschuldete, alles Glück, auch das unverdiente, wird stets in der äußeren Gestalt des Zufalls an uns herantreten, jenes als ernster Zuchtmeister und Erzieher, dieses als willkommener Freund und Wohlthäter. Jenem haben wir tapferen Widerstand oder demüthige Ergebung, diesem Dank und Bescheidenheit, Beiden Klugheit und Selbstbeherrschung entgegenzubringen.

Ernst von Wildenbruch als Dramatiker.

Von

Hermann Conrad.

2. Der Mennonit.

Dieses erste Drama Wildenbruch's, das die Bretter beschritten hat[1]), mußte die höchsten Erwartungen in Betreff seiner dramatischen Leistungsfähigkeit erregen. Es macht nicht den Eindruck einer Anfänger-Arbeit und gehört trotz gewisser Schwächen in der Motivirung und Charakteristik ebenfalls zu den besten Dichtungen, die wir bisher von ihm erhalten haben. Die Composition ist geradezu meisterhaft.

Um mit den Schattenseiten zu beginnen, so leidet das Stück zunächst darunter, daß es in Kreisen spielt, die wegen der Schwäche und Bestimmbarkeit ihres Willens, der Unklarheit des Denkens, der mangelnden Tiefe und Veränderlichkeit der Empfindungen, oder, falls ihr inneres Leben ausnahmsweise entwickelt ist, doch mindestens immer wegen der Unfähigkeit, dem inneren Gehalt äußere Form, angemessenen Ausdruck zu geben, ein dramatisches Interesse im strengeren Sinne nicht erregen können. Der Prosa-Epiker hat ein weiteres Stoffgebiet, eine größere Freiheit der Lebensnachahmung: er kann die unteren Volksclassen denken, reden, handeln lassen, wie sie es in Wirklichkeit thun, und dennoch ein interessantes, packendes Lebensbild aus diesen Kreisen herausgestalten; für eine solche Volksepik — wenn man das Wort in diesem Sinne brauchen darf — bietet George Eliot's ergreifende Erzählung von dem armen Weber Silas Marner ein klassisches Muster. Ein Drama „Silas Marner" ist undenkbar; der Held könnte auf der Bühne nur eine komische Figur vorstellen. Wir verlangen eben von einem Menschen, der von der Bühne herab durch sein Wort eine ernste, tiefgehende Wirkung auf uns ausüben will, unter allen Umständen Redegewandtheit, und, soll sie nicht leer und uninteressant sein, einen gewissen inneren Gehalt, eine gewisse Höhe der geistigen Entwickelung. Sollen nun Menschen der

[1]) Es wurde im April 1879 als Dilettantenvorstellung zu wohlthätigen Zwecken auf dem Nationaltheater in Berlin aufgeführt.

unteren Kreise tragische Helden spielen, so muß der Dichter ihnen Empfindungen, Gedanken, Worte leihen, die sie in Wirklichkeit nicht zur Verfügung haben; er muß sie über ihre eigentliche Natur so maßlos erhöhen, daß der störende Eindruck der Unwahrscheinlichkeit, der Unwahrheit uns auf Schritt und Tritt verfolgt. Das ist auch in dieser Tragödie der Fall: mennonitische Bauern sind nicht besser als andere; sie haben niemals in so schönen und wundervoll ausgedrückten Gefühlen geschwelgt; sie haben nie die Ethik zum Gegenstande ihres discursiven Denkens gemacht, sondern mechanisch ihre Pflichten geübt, so wie sie es an ihren Vätern sahen. Vollkommen moderne Menschen von solcher Bildung und so zartem Gemüth wie Waldemar und Reinhold können in den patriarchalischen Verhältnissen eines Bauerndorfes ebenso wenig leben, wie sie in diesem Element entstehen können. Und wären sie durch die Umstände dazu gezwungen, so würden die beschränkten Anschauungen dieser Leute in ihren Augen niemals ein Ansehen, über ihre Geister nie eine Macht gewinnen, vermöge deren Zwiespalt in ihrem Innern, ein tragischer Conflict entstehen könnte. Ein Mann wie Waldemar hätte niemals die gleichgeartete Tochter einem Reinhold vorenthalten können, um sie dem rohen und verschmitzten Matthias preiszugeben — er hätte denn so ein dummschlauer Materialist wie Justus sein müssen; er hätte sich vielmehr gefreut, einen Schwiegersohn von so männlicher Gesinnung zu erhalten. Und Reinhold, ein Mensch von hochentwickeltem Ehr- und Vaterlandsgefühl, hätte ruhig gethan, was im Jahre 1870 und auch vorher so manche seiner Glaubensgenossen thaten: er wäre aus einer Religionsgesellschaft, die verbietet, was Mannespflicht ist, ausgetreten, ohne sich tragisch aufzuregen. Der Charakter des Vaters Waldemar, der schon von früheren Kritikern mit Recht als mißlungen bezeichnet worden, ist, wie mir scheint, an diesem Idealisirungsbedürfniß des Dichters gescheitert. Als Mennoniten-Aeltester mußte er auf Seiten der Gemeinde stehen, ihre Anschauungen theilen, wenn ein Conflict zu Stande kommen sollte; als Vater Maria's und Pflegevater Reinhold's seine Geistes- und Herzenseigenschaften entfalten. Und nun hat er den edlen Jungen lieb, der nach seiner Aussage ganz so ist, wie er selbst einmal war, und zieht doch den widerwärtigen Mucker Matthias als Eidam vor, welcher nüchtern, verständig, wohlhabend und natürlich bei dieser Gesellschaft auch angesehen ist. Wie kommt diese herzlos gemeine Gesinnung in das Gemüth eines Mannes, das von zarten väterlichen Empfindungen überfließt; wie kann er seine liebliche Tochter einem solchen heißhungrigen „Wolf" in den Rachen werfen? Er freut sich der Furchtlosigkeit Reinhold's, der sein Kind vor der frechen Zudringlichkeit des französischen Officiers nachdrücklich beschützt hat und nun bereit ist, sein Leben für die Ehre der Familie in die Schanze zu schlagen, und droht ihm gleichzeitig mit allen Schrecken des Gerichts, hält ihn gewaltsam von der Sünde des Duells zurück, macht ihn ehrlos. Als Reinhold sich von der Gemeinde losgesagt hat und, an allem verzweifelnd, sich nur noch dem Dienste des Vaterlandes weihen, sich der Truppe Schill's anschließen will: da wird er sogar zum Vaterlandsverräther, hält ihn bei sich gefangen und ist bereit, den patriotischen Jüngling den Franzosen auszuliefern und dem Tode zu überantworten. Und dann sitzt er

Abends als Wächter vor der Thür seines Hauses und beklagt sich höchst rührend über Reinhold's und sein eigenes Schicksal:

Erschaffer dieser Welt,
Der du dich nennst den Gott der ew'gen Liebe,
Ich werde irr' — herzlos ist deine Welt!
Hier sitz' ich nun, daß er uns nicht entkomme,
Der oben liegt mit den verstrickten Gliedern,
Der hier an diesem Ort auf meinen Knie'n,
Ein blondes Knäblein, spielend einstmals saß —
Ein Knabe — ach, so hold und liebenswürdig,
Ein Jüngling — so voll heißer Liebeskraft,
Ein Mensch, geschaffen zu der Menschen Freude.
Du Gott der kalten Sterne, sage mir:
Warum denn machtest du den Herzensreichthum
Zum Fluche für den Menschen? Warum ewig
Gibst du den Sieg dem herzlosen Verstand?

Das nenne ich, die Schuld, die man selbst begeht, auf den lieben Gott abwälzen. — Einen solchen Menschen opfert er den Lumpen Justus und Matthias? Warum — beim „Gott der ew'gen Liebe!" — läßt er ihn denn nicht fliehen, und sollte er selber zehnmal sein Aeltestenamt verlieren? Ist der sonderbare Heilige in der That „irr' geworden?"

Die poetischen Erhöhungsversuche erstrecken sich nun auch auf Personen, welche meines Erachtens die ihnen zugedachte Wirkung am besten erreichen würden, wenn sie, wie es ja auch der biedere Justus that, in natürlicher Größe und im Alltagskleide erschienen. Die Sprache des Schurken Matthias ist meist zu gehoben. Wir beugen uns vor der malerischen Schönheit des Ausdrucks, die der Dichter zu finden weiß; aber wir mißgönnen solche Reden einem Menschen, dessen Herz einer dürren, nur von Raubthieren belebten Einöde vergleichbar ist, die nimmer solche edlen Pflanzen erzeugen kann. Matthias steht an der Thür vor Maria's Schlafgemach:

Glückselge Nacht, in deren trunkne Arme
Sich diese Wonne hüllenlos ergibt —
O — wie schön sie sein muß, wenn süßer Schlummer[1])
Die strenge Pracht der Glieder ihr gelöst.

Herrlich! Das Letzte ist eine jener glücklichen Metaphern, die das in der Phantasie des Dichters lebende Bild mit einem Schlage uns vor die Seele zaubern: wir sehen die junonisch schöne Gestalt Maria's sich in edler Gemessenheit vor unseren Augen bewegen. Solche Verse mußten untergebracht werden, und in Reinhold's Munde wären sie an ihrer Stelle gewesen. Der rohe Matthias ist dieser poetisch verklärten, dieser ästhetischen Sinnlichkeit unfähig; er kennt nur die rein thierische, und die folgenden Worte allein

wie durst'ge Tiger
Belauern meine Sinne ihren Reiz. —

kommen ihm aus der Seele.

---

[1]) Die Regellosigkeit dieses Verses könnte nur ein pedantischer Metriker tadeln.

„Sieh' doch, dieser Boden, auf dem wir steh'n" — sagt Hennecker zu Reinhold,

das ist die deutsche Erde —
Rings um Dich liegt sie, ganz in Dämmerung,
Ein ungeheu'res Antlitz voller Jammer,
In dessen Augen die Verzweiflung wohnt.
Hörst Du die Bäume flüsternd sich bewegen?
Du meinst, es sei der Wind, Du irrest Dich,
Die Seufzer sind es, welche Deutschland stöhnt.
Siehst Du die Tropfen perlen hier im Gras?
Du meinst, es sei der Thau — Du irrest Dich,
Die Thränen sind es, welche Deutschland weint.

Sehr schön — aber ein westphälischer Bauer hätte es anders gesagt. Und wäre es nicht auch eine schöne Wirkung gewesen, wenn todesverachtende Vaterlandsliebe im Herzen des einfachen und einfach auftretenden Mannes gewohnt hätte?

Sehen wir nun von dieser idealisirenden Thätigkeit des Dichters ab, für welche Wildenbruch ja große Namen als Vorbilder nennen könnte und ohne welche auch — das muß Jeder zugeben — eine Tragödie mit dem Titel „Der Mennonit" nicht geschaffen werden konnte — so ist die Charakteristik im Ganzen vortrefflich. Maria ist kein mennonitisches Bauernmädchen, aber ein echtes und ein reizendes Weib. Wie sie Anfangs in der dumpfen Gebundenheit ihres kindlichen Wesens, in dem die Liebe noch keine Stätte gefunden, Matthias abgewandt die Hand reicht,

Weil's (ihres) Vaters heil'ger Wille ist;

wie diese Gleichgültigkeit zum Widerwillen gegen den Feigling wird, der zu ihrer Vertheidigung gegen rohe Gewalt nur Worte hat, und die schwesterliche Zuneigung nach Reinhold's tapferer That plötzlich in Liebe umschlägt; wie mit dem Unglück des Geliebten, der durch fremde Schuld im Lichte der Ehrlosigkeit dasteht und die Heimath für immer verlassen muß, die ganze herrliche Herbheit, die nichts achtende Leidenschaft des nordgermanischen Weibes in ihr erwacht; wie sie kein Bedauern, keine Hoffnung kennt neben dem einzigen Verlangen, in der Noth zu dem geliebten Manne zu stehen als sein Trost, seine Freude; wie sie dann doch beim Anblick des entsetzlichen Todes einen kalten Schauer durch ihren jugendkräftigen, lebenverlangenden Körper fühlt und selig ist, als der grimme Scherge, erweicht, sie plötzlich und schmerzlos dahinrafft — wie das Alles vor unseren Augen wird, darin zeigt sich eine dichterische Feinheit und Kraft, an der kein Kritiker rütteln kann.

Auch Reinhold wird vom Jüngling zum Manne. Er kehrt von seiner Reise heim, um harmlos in den altgewohnten Verhältnissen weiter zu leben; an dem Ausgange der Conflicte, die sich entwickeln, und sich nicht in seinem, dem richtigen Sinne lösen, erkennt er die Unhaltbarkeit eines solchen Lebens; er durchschaut die Menschen, denen er bisher in jugendlicher Unerfahrenheit vertraut hat, als Schurken und gemeine Naturen und kann selbst in seinem einst so verehrten Pflegevater nur einen bedauernswerthen Schwächling sehen. Diese Erkenntniß macht ihn zum Manne: er findet, daß es seiner unwürdig ist, solchen Menschen irgend eine Macht über die Gestaltung seines Daseins zu geben, und zerreißt

jedes Band mit ihnen; er ist im Begriff, in die Verbannung zu ziehen und sich selbst ein neues Leben zu zimmern, als er von seinem einstigen Freunde durch Verrath gefällt wird. Eine schwache Stunde hat er freilich auch: einen Augenblick, als er in den Worten Waldemar's eine Aussicht auf den Besitz Maria's zu erkennen glaubt, hält er es für möglich, dem Duell unter dieser Bedingung aus dem Wege zu gehen. Eine solche Schwäche darf ein Held nicht zeigen, wird man sagen. Doch — der jugendliche Held darf es; er darf schwanken; es kommt nicht darauf an, daß er das Richtige auf den ersten Blick findet, sondern daß er es findet. Das thut Reinhold; und von dem Augenblicke an, wo er sich durch den Einfluß der stupiden Gemeindemitglieder mit Schmach bedeckt empfindet, können wir jedes Wort, jede Handlung von ihm unterschreiben, auch das Zertreten des giftigen Wurmes, der ihm sein junges Leben raubt. Diese That hat der Dichter außerdem dadurch in milderes Licht gesetzt, daß er sie nicht als Rache für das eigene Unglück, sondern als angedrohte Strafe für den Verrath eines Freundes, Hennecker's, vollziehen läßt. — Es ist gegen Wildenbruch der Vorwurf erhoben worden, daß er die Charaktere in ihrer Entwicklung nicht darzustellen vermöge: ich setze den Finger auf diese beiden Figuren in seinem frühesten Drama zum Beweise dafür, daß diese bedeutsame Seite seiner schöpferischen Fähigkeit nicht fehlt.

Matthias' Schicksal befriedigt uns. Er ist eine von jenen verderblichen Pflanzen, wie sie auf dem Boden einer rein äußerlichen Formen-Frömmigkeit ohne die Grundlage gehobener sittlicher Anschauungen so leicht erwachsen: die Form ist bald erfüllt, das redlich und wohlwollend klingende Wort bald gefunden, und der bequeme Deckmantel ist fertig, unter dem man seiner Selbstsucht und seinen Leidenschaften fröhnen kann. Er ist das in jedem Zuge gelungene Bild eines deutschen Tartüffe und für einen angehenden Dichter eine achtunggebietende Leistung. Auch die Figur des Justus ist durchaus gelungen: das Bild jener blödsichtigen, nur bis zum nächstliegenden Vortheil blickenden Beschränktheit, die höchst gefährlich wird, sobald sie, wie das in dieser Umgebung allerdings leicht möglich ist, zu Ansehen und Einfluß gelangt. Nur darin hat der Dichter nicht recht gethan, daß er Justus als mennonitischen Typus hinstellt; und mancher jener stillen und fleißigen Leute, die dem Staate nicht bloß nützliche, sondern auch treue Unterthanen sind, wird sich beleidigt fühlen, wenn er aus dem Munde des angesehensten Gemeindemitgliedes die Worte hört:

Ich bin ein alter Mann und diene Gott
Und frage gar nichts nach den Herr'n der Erde;
Was kümmert's mich, ob der Napoleon
Mein Herr ist, oder der da in Berlin —
Der König von Preußen.

Oder:

Was Vaterland! Der Acker, der mich nährt,
Die Scheuer, die mein Gut bewahrt, das Haus,
Das mich bedeckt, das ist mein Vaterland.

und alle ihm dann beistimmen:

Ja, das war gut gesagt! — So ist's, so ist's!

Da die Handlungen in einem modernen Anforderungen entsprechenden Drama aus dem Charakter der Handelnden hervorgehen müssen, so hängt die Richtigkeit der Motivirung wesentlich von der Consequenz der Charakterzeichnung ab: wenn ein Mensch zart fühlt und milde spricht, aber hart handelt wie Waldemar, so werden wir solche Handlungen nicht als gut motivirt betrachten können. Da nun Waldemar den einen, den Liebesconflict, selbst veranlaßt, und in dem anderen, dem — so zu sagen — religiösen Conflicte, eine entscheidende Rolle insofern spielt, als derselbe ohne ihn nicht zu einem tragischen Ende führen könnte: so finden wir gerade die Hauptvorgänge des Dramas mangelhaft motivirt. Außerdem sind eine Reihe von minder wichtigen Vorgängen in einer Weise motivirt, die uns rein äußerlich und zum Theil geradezu überflüssig erscheint: ich spreche von dem Pistolenmotiv. Eine Pistole spielt in dem Drama eine sehr bedeutende Rolle. Im ersten Act wird sie Reinhold von dem feindlichen Secundanten, der ganz richtig den Besitz von Waffen bei einem Mennoniten nicht voraussetzt, für das Duell am folgenden Tage eingehändigt. Warum das? — Soll er sich etwa noch einschießen? ohne Pulver und Blei? in dem stillen Mennonitendorfe? Warum geschieht also die Einhändigung nicht auf dem Duellplatze? — Im zweiten Acte wird Reinhold auf seinem Wege zu dem Weichselwalde vor die Gemeindesitzung citirt: die Pistole, die er bei sich trägt, bildet das corpus delicti für seine verbrecherische Absicht. — Ist ein solches überhaupt nöthig? — Sie wird ihm mit einem Aufwande großer Ueberredungskünste von Waldemar abgenommen; das gibt einen lebhaften Auftritt. — Aber wozu? Ist etwa das Duell dadurch unmöglich geworden, daß Reinhold seine Pistole fortgegeben hat? Sie halten ihn zurück vom Duell; ob sie die Pistole mit ihm zurückbehalten, ist gleichgültig. — Waldemar verwahrt die Pistole in seinem Hause; als nun Reinhold im vierten Acte entfliehen will, muß Maria sie ihm holen; das veranlaßt einen erregten Dialog zwischen den Beiden über die etwaigen Absichten, welche Reinhold an den Besitz der Pistole knüpft. — Mußte Reinhold etwa die Pistole im ersten Acte erhalten, damit dieser kleine Effect im letzten erreicht werden konnte? Hennecker hätte sie ihm ja im dritten geben oder zum Schlusse mitbringen und Maria sie bemerken können. Er hätte auch in dieser kritischen Situation einfach bewaffnet auftreten können, und Niemand hätte sich den Kopf darüber zerbrochen, woher er die Waffe habe. Kurz: diese ganze Motivirung erscheint mir überflüssig; die ewige Pistole wird schließlich ermüdend.

Damit sind aber die Ausstellungen am sachlichen Gehalte des Dramas beendigt. Im Uebrigen schließen sich alle Theile des Organismus in folgerechter Fügung aneinander, und die zahlreichen effectvollen Scenen — sie sind eigentlich alle effectvoll — entwickeln sich mit vollkommener Ungezwungenheit aus der Handlung; hierin übertrifft der „Mennonit" den „Harold". Die einfache Exposition wird in der ersten Scene gegeben; in der zweiten beginnt der Liebesconflict mit der Verlobung Maria's an Mathias; dann erscheint Reinhold und macht vergeblich seine Ansprüche Maria gegenüber geltend; es folgt die lebendige Scene mit den Franzosen, die Mathias als Feigling kennzeichnet, und die Liebe für Reinhold in Maria's Herzen entfacht. Im zweiten Act erfolgt ein heftiger Zusammenstoß zwischen Vater und Tochter, die ihre Abneigung gegen Mathias

und ihre Liebe zu Reinhold bekennt; er schließt mit der großen Gerichtsscene vor der Gemeinde, die mit der Entehrung Reinhold's endigt. Der dritte Act beginnt mit einem poetisch prächtigen Monologe des zum Manne gewordenen Jünglings; dann wird von Hennecker in ihm die That-, die Vaterlandsbegeisterung geweckt; nun folgt die Auseinandersetzung zwischen Reinhold und Maria, eine der schönsten Liebesscenen, die man auf der Bühne sehen kann, nicht weichlich schwärmerisch, sondern dramatisch kraftvoll, pragmatisch: die Empfindungen der Liebenden wachsen aus der drangvollen Situation heraus; sie rechnen mit den Thatsachen, und die Rechnung führt zum heroischen Entschluß. Der Schleicher Mathias hat beide Gespräche belauscht: nun fällt er über Maria her mit einem Herzen, in dem sich wölfisches Gelüste und wölfischer Grimm um den Vorrang streiten: da jenes keine Aussicht auf Befriedigung erhält, läßt er diesem die Zügel schießen; er verräth Reinhold an die Franzosen und schlägt Maria nieder mit der Gewißheit eines furchtbaren Endes. Eine zweite Gerichtsscene schließt sich unmittelbar daran, in der Reinhold mit Verachtung und Abscheu sich von der Gemeinde lossagt und verhaftet wird. Im vierten Acte sehen wir Reinhold und Maria zur Flucht gerüstet; der Erstere muß jedoch Hennecker's Ankunft abwarten, um ihn vor dem geplanten Verrathe zu warnen. Aber inzwischen verstecken sich die Mennoniten im Garten; im Getümmel, das bei der Ankunft Hennecker's entsteht, entkommt dieser gerade noch, ehe die Franzosen anrücken. Reinhold erschießt Mathias, wird von den Feinden ergriffen und ergibt sich in sein Todeslos. Diese letzte Nachtscene ist von einer dramatischen Gewalt, welche die sinnlichen und geistigen Kräfte des Zuschauers vollkommen absorbiert, den ganzen Menschen mit fortreißt — das untrügliche Zeugniß eines großen Talentes.

Ich habe absichtlich die zahlreichen Punkte, an denen die Handlung des Dramas sich zu durchschlagenden Wirkungen erhebt, zusammengestellt, um jedes Mißverständniß auszuschließen, wenn ich das Drama als ein hervorragend *lyrisches* bezeichne. Gewöhnlich nennt man lyrische Dramen solche, die durch schöne und in schöne Form gegossene Empfindungen ersetzen wollen, was ihnen an Handlung, an Thaten fehlt, d. h. dramatisch schwächliche Producte. So ist Grillparzer's „Sappho" ein herrliches Liebesgedicht, eine tief ergreifende Elegie über den Zwiespalt des zartbesaiteten, allverlangenden Dichterherzens mit der harten, leeren Wirklichkeit; als Drama steht sie nicht hoch. Wenn aber die Lyrik nicht, wie hier, aus der *einen* unveränderten Situation herauswächst; wenn sie nicht — was ja auch vorkommt — einem kraftlos unschönen dramatischen Körper als ein kostbarer Schmuck äußerlich angehängt wird: wenn sie der natürliche Reflex, das schöne klare Spiegelbild einer bewegten Handlung in der Seele der Handelnden ist, dann bildet sie einen dramatischen Vorzug. In einer Zeit, in der eine naturalistisch täppische Nachahmung der Wirklichkeit sich für Dichtung ausgibt, ist es nicht unnöthig zu betonen, daß diese Abweichung von der Wirklichkeit, der volle formvollendete *Ausdruck* der Empfindungen überall da, wo sie nach der Anlage des Gemüthes *virtuell* vorhanden sein können, eine Pflicht des dramatischen Dichters ist. Die lyrische Kraftentfaltung ist für die Tiefe unseres Verständnisses, unseres Mitleidens, d. h. also für die dramatische Wirkung

ebenso erforderlich und widerspricht ebenso sehr der Wirklichkeit wie der Monolog; in ihr liegt ein wesentliches Element des unauslöschlichen Eindrucks der Dramen Schiller's und Shakespeare's; der unbeschreibliche, für alle Zeiten machtvolle poetische Zauber von Stücken wie „Hamlet" oder „Romeo" erklärt sich aus der nie übertroffenen Pracht und Tiefe der Lyrik, die sie aus einer an sich schon interessanten Handlung herausentfalten. Durch die Schönheit und Kraft der Lyrik zeichnet sich auch Wildenbruch's „Mennonit" aus: es gibt Stellen darin von so hinreißendem Schwunge, von so üppiger Prägnanz des bildlichen Ausdrucks, daß man in der That an Shakespeare erinnert wird.

Wie wichtig es aber ist für die eindringliche Wirkung dieser dramatischen Lyrik, daß sie aus der Handlung, der immer sich erneuenden That herauswachse: das zeigt ein anderes lyrisches Drama von Wildenbruch, „Marlow". Marlow ist Dichter und eine dämonische Mannesnatur, und als solcher gewiß ein interessanter Held und Liebhaber. Wäre nun die Handlung so eingerichtet, daß der Widerstand der realen Verhältnisse die wilde Leidenschaft des Liebhabers oder die titanische Kraft des Dichters entfesselte, so würden wir bei dem großen, auch hier entfalteten Talent Wildenbruch's ein höchst effectvolles Drama erhalten haben. Leider aber ist die Handlung unbedeutend: Marlow liebt die Tochter seines Gönners Walsingham, und er entführt sie ohne Schwierigkeit, und ohne daß dieser gewaltsame Schritt durch die Verhältnisse unbedingt erfordert würde. Wenn er nun immerfort in leidenschaftlichen Liebesergüssen sich ausströmt und von seiner Dichtergröße schwärmt, ohne daß wir eine hinreichende äußere Veranlassung dazu erkennen können, so erscheint uns der Titan als Bramarbas, der Liebhaber als Gefühlsschwelger; jede Schwelgerei aber enthält ein Zuviel in sich, und die Wirkung dieser Schwelgerei von der Bühne auf die Zuschauer ist eine übersättigende, betäubende. Wenn Wildenbruch dann zum Schlusse ein neues, Tieck's „Dichterleben" entlehntes Motiv, den Sturz des Dichterfürsten von seinem Throne durch einen größeren, einführt, so befriedigt er zwar ein dringendes Bedürfniß nach neuem Geschehen, kann aber dem Drama doch nicht aufhelfen, da beide Motive innerlich nicht verknüpft sind: wir stehen vor dem Stücke zwiespältigen Sinnes; wir wissen nicht, ob wir dem unglücklichen Liebhaber oder dem entthronten Dichter unsere Theilnahme schenken sollen.

3. Die Karolinger.

„Die Karolinger" können noch weniger für ein historisches Drama gelten als „Harold." Von den auftretenden Personen sind nur die Namen, nicht die Thaten historisch. Der Held des Stückes, Markgraf Bernhard von Barcelona, besaß allerdings zu einer gewissen Zeit als der Verbündete der Kaiserin Judith gegen ihre Stiefsöhne am Hofe Ludwigs des Frommen eine bedeutende Macht; aber das ehebrecherische Verhältniß mit der Kaiserin, dessen ihn seine Feinde beschuldigten, ist nicht erwiesen, und Ludwig starb bekanntlich ebenso wenig an dem Gifte, das ihm Bernhard hatte bereiten lassen, wie dieser als entlarvter Mörder von den Söhnen des Kaisers niedergestoßen wurde; die zahlreichen Empörungen der Söhne gegen die immer wieder erneuerten Reichstheilungen ihres Vaters bis zur endgültigen Anerkennung ihres Stiefbruders Karl als Miterben sind, wie es das

Drama erfordert, in eine einzelne Action zusammengeschlossen. Bei der allgemeinen Unkenntniß der einzelnen Vorgänge unter der wüsten, wirren Regierung des schwachen Königs fallen diese Verstöße gegen die historische Wahrheit weniger störend auf, zumal da die Ereignisse der überreichen Handlung des Dramas sich fast überall mit strenger Folgerichtigkeit auseinander entwickeln. Fast überall; denn schwache Stellen gibt es auch in diesem Bau, und sie sollen nicht verheimlicht werden. Das Liebeswerben Bernhard's, so kraftvoll dringend, so verführerisch es der Dichter auch zu gestalten weiß, erfolgt doch unter Verhältnissen, die einen so prompten Erfolg nicht glaubhaft erscheinen lassen; zwei Scenen waren hier unbedingt erforderlich, um ihn bis ans Ziel seiner verwegenen Wünsche zu bringen. Im dritten Acte gelangt Bernhard's Spiel auf seinen Höhepunkt; er ist nahe daran, alle seine Pläne verwirklicht zu sehen —

die Wogen rollen —
Noch einen Ruderschlag, wir sind am Ziel.

Der Dichter hat zu zeigen, wie die Liebe zwischen Bernhard und Judith bis zu dem Punkte gedeiht, wo sie keine Schranken des Gesetzes anerkennt; wie der Held sich das Vertrauen des zukünftigen Namen-Kaisers, des jungen Karl, zu erringen weiß, und wie er den Mord des gegenwärtigen vorbereitet. Das Alles drängt der Dichter in eine Scene und drei Auftritte zusammen: Judith sitzt am Lager ihres schlafenden Sohnes, nur ein Vorhang trennt sie von diesem, als sie dem verbrecherischen Verlangen Bernhard's Gehör leiht und sich in den Garten begibt, um ihn an einem versteckten Plätzchen zu erwarten — eine auf der Bühne widrig wirkende Unwahrscheinlichkeit; Bernhard darf ihr nicht gleich folgen, er muß erst die Seele ihres Sohnes gewinnen und den Mörder ihres Gatten dingen, bevor er den Ehebruch vollziehen kann: das Programmmäßige dieser Liebe ist ebenfalls widrig und steht in unvereinbarem Widerspruch mit der verliebten Leidenschaft, die in dem Herzen dieses Mannes lodert. — Das ist jedoch nicht die größte Unwahrscheinlichkeit des Stückes: Bernhard hat eine maurische Königstochter entführt, der ein treuer Diener, Abdallah, gefolgt ist; am Hofe Ludwig's ist ihm die Maurin unbequem, er sagt sich vor ihr los, will sie nach Hause schicken und ersticht sie schließlich, als sie sein Stelldichein mit der Kaiserin, das sie belauscht hat, in eifersüchtiger Verzweiflung bekannt macht. Den Freund dieses schmählich behandelten Weibes erwählt er nun zum Werkzeuge der Vergiftung des Kaisers und gibt sich seiner Rache preis, obgleich auch dieser in der Eifersuchtsscene unzweideutige Beweise seiner feindlichen Gesinnung gibt. Naturgemäß mußte Bernhard auch ihn tödten, und der ihm übertragene Giftmord mußte von einem Anderen ausgeführt werden. Ganz anders läge die Sache, wenn der Giftmord bereits ausgeführt war vor der Scene, in welcher Bernhard Hamatelliwa ersticht, und der Maure dann seinem Dolche entwischte. —

Auch in dem besten der Jugenddramen Schiller's und einem der besten unserer Literatur, in „Kabale und Liebe", finden sich Dinge, die in der Wirklichkeit sich so unmöglich hätten zutragen können; neben diesen einzelnen Fehlern zeigt die Tragödie jedoch Vorzüge in der Composition und Charakteristik, die jene leicht vergessen machen. Ganz ebenso verhält es sich mit den „Karolingern"; ich kann in ihnen nicht mit Frenzel mehr dramatischen Instinct als dramatische

Kunst finden; ich finde in ihnen eine unzweifelhaft große dramatische Kunst, eine Gestaltungskraft in Handlung und Charakteristik, die an Kleist und dessen Meister Shakespeare erinnert. Man sehe das Drama auf der Bühne, und falls der Heldendarsteller über die gewaltige, dämonische Kraft verfügt, die der Dichter in Bernhard concentrirt hat, so wird die Wirkung des Ganzen unfehlbar eine so mächtige sein, daß die einzelnen Fehler der Composition unbemerkt bleiben. Wir folgen der Handlung von Anfang bis zu Ende mit athemloser Spannung: welche sprudelnde Fülle, welche Größe des Geschehens hat der Dichter in die verhältnißmäßig kurzen vier Acte gepreßt; wie fest hat er die Theile einer weitverzweigten Handlung in einander gewebt, wie energisch sie in eine kurze Spanne Zeit eingeschlossen; mit welcher Kraft weiß er die Massen in Bewegung zu setzen; wie scharf und consequent ist die Charakteristik von Haupt- und Nebenpersonen, so zahlreich sie sind; wie schön und markig sind Sprache und Vers!

Einen speciellen Einblick in die bewußte Kunstübung des Dichters gewährt gerade dieses Stück, dessen letzter Act in doppelter Fassung existirt. Das Meininger Hoftheater, auf welchem „Die Karolinger" am 6. März 1881 zum ersten Male aufgeführt wurden, scheint das Stück nur unter der Bedingung angenommen zu haben, daß der letzte Act umgearbeitet würde. Diese Umarbeitung ist eine so entschiedene, allseitige Vervollkommnung der ersten Fassung, daß diese schwerlich jemals bei Aufführungen in Frage kommen wird. Die Handlung des ursprünglichen vierten Actes macht in einigen Theilen einen unwahrscheinlichen, in anderen einen gar zu herben, um nicht zu sagen, abstoßenden Eindruck. Nachdem einer der Mauren bereits am Schlusse des dritten Actes, in Gegenwart ihres Sohnes Karl, Judith die Buhle Bernhards genannt hat, sieht der Sohn den ganzen vierten Act hindurch in der Mutter die Ehebrecherin; daraus ergeben sich mehrere peinliche Auftritte: Karl scheut sich, mit Judith gemeinsam den Segen des sterbenden Vaters zu empfangen; dann, nachdem Ludwig hinausgeleitet ist, verhört der Sohn die Mutter über ihr Verhältniß mit Bernhard, und die Kaiserin spielt in diesem Verhör eine nicht bloß moralisch, sondern auch dramatisch recht traurige Rolle — der Eindruck der Scene im „Hamlet", wo die Mutter von dem Sohne nur Vorwürfe über eine als erwiesen betrachtete Schuld zu hören bekommt, ist harmlos zu nennen dieser Scene gegenüber; sie mußte fort. In der neuen Fassung fallen die betreffenden Worte des dritten Actes weg; Karl empfängt in der ersten Scene des vierten durch die andeutenden Worte Abdallah's nur eine Ahnung von dem der Mutter schuldgegebenen Verbrechen, volle Gewißheit erst kurz vor Schluß des Stückes, wo die Rache an dem Frevler sofort ihren Lauf haben kann und die Mutter durch eine Ohnmacht der entsetzlichen Situation entrückt wird. — In der ersten Fassung kommen Lothar und Ludwig in das Lager des Vaters, um sich mit ihm zu versöhnen, als sie von seinem nahenden Tode gehört haben. Mit dieser Handlungsweise wird Lothar, der im Drama, wie in der Geschichte, der herzenshärteste von Ludwigs Söhnen ist, seinem bisherigen Charakter untreu. In der neuen Fassung versteht sich Lothar nur widerstrebend, unter dem Zwange der materiellen Verhältnisse zur Versöhnung; während dem frischen, freundlichen Wesen Karl's ein neuer schöner Zug hinzugefügt wird

mit seinem vertrauensvollen Ritt in das Lager der feindlichen Brüder, die er besänftigt ihrem sterbenden Vater zuführt. — In der ersten Fassung vollzieht sich die Enthüllung des Giftmordes hinter der Scene; Karl erfährt aus dritter Hand, daß ein Maure Abdallah im Lager der Brüder sich als den von Bernhard gedungenen Mörder bekannt habe. In der verbesserten Fassung ist Karl im Lager der Brüder anwesend, als Abdallah auf der Bühne das Verbrechen Bernhard's aufdeckt. Ueberhaupt fehlt in der ursprünglichen Fassung das sichtbare Gegenspiel gegen den verbrecherischen Helden, während es in der neu hinzugekommenen, sehr effectvollen Versöhnungsscene bis zu dem Punkte gedeiht, von dem man das Verderben des nichtsahnenden Mörders mit Sicherheit voraussieht. Dadurch wird zugleich die Wirkung der Schlußscene, wo Bernhard mit der Krönung Karl's die vorletzte Stufe seiner Größe erreicht zu haben glaubt und nun mit einem Schlage von seiner erträumten Höhe in den Abgrund von Schande und Tod gestürzt wird, auf den ins Geheimniß gezogenen Zuschauer eine viel tiefere. Schließlich hat der Dichter in dem neuen vierten Akte mit einem genialen Zuge einen tragischen Effect ersten Ranges erreicht: als der todkranke Kaiser auf der Bühne erscheint, ist Karl noch abwesend; Judith und Bernhard sind bei ihm, die erstere kniet neben dem geschändeten Gatten, welcher rührenden Abschied nimmt:

Ja, Du verlierst heut' viel, geliebte Judith —
Der Mensch braucht Liebe — wie die Blume Licht;
Das Herz, das Dich geliebt, nehm' ich ins Grab
Und lasse Dich in einer Welt von Feinden —
Nein — weine nicht so bitter — unsern Karl
Laß ich als Tröster Dir — Judith hab' Dank,
Daß Du den Sohn mir schenktest, habe Dank,
Daß Du mein Leben schmücktest —

jedes Wort ein Dolchstoß in das Herz der Ehebrecherin. — Dann ruft der greise Kaiser seinen Mörder Bernhard zu sich heran:

Herzog tretet näher —
Ich weiß, Ihr seid mir treu — versprecht es mir,
Daß Ihr nach meinem Tode meinem Weibe
Ein Freund sein wollt. —

Was die Schuldigen sprechen, ist fast gleichgültig; und wären sie stumm, die Situation, die furchtbare, wirkte von selbst; und diese Situation gefunden zu haben, ist eben ein genialer Zug des Dichters. Der Kaiser vernichtet die Schuldigen moralisch durch seine Liebe und Güte, und selbst der wetterfeste Graf von Barcelona schaudert zurück vor der dargereichten Hand des Sterbenden:

Der alte Mann macht sterbend mich zu schanden.

Dieser vierte Act ist vollendete Dichterarbeit, wie sie aus der eigenthümlichen Mischung der beiden Elemente, müheloſen Hellsehens und reifer Ueberlegung, herauswächst. Man hat dem „Harold" und den späteren Dramen des Dichters den Vorwurf gemacht, daß ihre Handlung, die im Beginn mit mächtigem Flügelschlage aufsteige, gegen das Ende erlahme. Nun, hier haben wir einen vollausklingenden Schluß von überwältigender Wirkung. „Die Karolinger" sind — für mich ohne Frage — das bedeutendste Drama, das Wildenbruch bisher geschrieben hat, ein Drama, in welchem er die ganze Fülle seiner jugendlich üppigen Kraft

entfaltet und uns gezeigt hat, was wir von ihm einmal erwarten, verlangen dürfen.

Den Vorzügen dieses Dramas gegenüber ist die Frage nach der Gattung desselben eine untergeordnete, mehr akademische, die aber aus ästhetischen Rücksichten doch der Entscheidung werth ist. Wildenbruch nennt es eine Tragödie. Wer also ist der tragische Held? — Der Titel würde uns irreführen; von den Karolingern kann es Niemand sein: Ludwig ist ein hingeschlachtetes Opfer ohne Widerstandskraft, die Anderen sind alles Figuren zweiter Größe, und ihr Schicksal, das sie zu Siegern über einen mächtigen Feind macht, kann unmöglich tragisch genannt werden. Der Held ist ohne Zweifel Bernhard, der Führer der Handlung des Stückes — aber ist das ein tragischer Held? — Mit demselben Rechte, wie Richard III. ein tragischer Held ist, wird man antworten. Und es ist allerdings richtig, daß Shakespeare das betreffende Drama, das in der Folio-Ausgabe unter den „Historien" steht, den ersten Ausgaben nach als Tragödie bezeichnet zu haben scheint. Aber nach der wenig ausgebildeten ästhetischen Theorie jener Zeit galt eben jedes Drama, dessen Held, mochte er beschaffen sein, wie er wollte, ein trauriges Ende nahm, für eine Tragödie. Neuere Aesthetiker erkennen solche rein äußerliche Begriffsbestimmung nicht mehr an; „Arden von Feversham", dessen Held als der Gegenstand wiederholter Mordversuche schließlich fällt, wird Niemand heute für eine Tragödie halten, es ist eine dramatisierte Mordgeschichte; der tragische Held muß eine starke, zur That geneigte Persönlichkeit sein. Das ist freilich Richard III.; dennoch aber wird ihm heute von einem Theile der Aesthetiker der tragische Charakter abgesprochen, und meiner Ansicht nach mit vollem Rechte, da wir für Helden dieser Gattung tragisches Mitleid nicht empfinden können.

Das Verbrechen als solches, groß angelegt und kraftvoll ausgeführt, wie es sein mag, ist kein tragisches Motiv. Sein Anblick erweckt in uns als unmittelbare Empfindung das Verlangen nach vergeltender Gerechtigkeit, dessen Stärke sich nach der Größe oder Zahl der Frevel richten wird. Tritt nun die Vergeltung ein, so wird sich in uns, wie bei jedem menschlichen Leiden, auch hier eine Art von Mitgefühl regen, das aber nicht rein und dem Gefühl der Genugthuung über die gerechte Strafe in seinem Stärkeverhältniß untergeordnet ist: je größer die Frevel, je stärker wird unser Verlangen nach Sühne und die Genugthuung über den Eintritt derselben sein und in demselben Grade schwächer unser Mitgefühl. Das Mitgefühl, das uns z. B. der Untergang des bestialischen Richard erweckt, wird ein äußerst geringes, in allen ähnlichen Fällen aber viel zu oberflächlich sein, um *tragisches* Mitleid heißen zu können.

Zum tragischen Helden gehört jedoch nicht bloß Willensstärke — die muß jeder Held besitzen —, sondern auch sittliche Größe, und nur eine solche Schuld werden wir als tragische empfinden können, in die eine ursprünglich gut angelegte Natur verwickelt wird. Nicht das ruhig geplante und kalt ausgeführte Verbrechen eines Menschen, dem der Zweck jedes Mittel heiligt, kann tragisches Mitleid erwecken: sondern nur die in schmerzlichem Kampfe zwischen dem guten und bösen Genius erzeugte Schuld, welche die furchtbarste Sühne bereits in sich trägt in dem tiefen Schuldbewußtsein, in dauernden Gewissensqualen. Unter diesem

Gesichtspunkte ist Macbeth ein tragischer Verbrecher, und was ihn dazu stempelt, ist genau dieselbe Eigenschaft, die ihn von Richard unterscheidet: seine ursprünglich gute und edle Natur, die bis zuletzt nie ganz zu ertödten ist und immer wieder in dem Schmerze um die verlorene Gewissensreinheit sich unter der Last der Sünde emporringt.

Bernhard von Barcelona gleicht in der Art, wie er seine Verbrechen begeht, nicht Macbeth, sondern Richard III.; und der Umstand, daß es auch weichere Elemente in der harten Mischung seines Wesens gibt, daß er nicht aus Ehrgeiz allein, sondern auch aus Liebe zur Kaiserin zum Verbrecher wird, kann ihn ebenso wenig zum tragischen Helden machen, wie etwa den König Claudius im „Hamlet". Somit möchte ich das Drama der Gattung der Schauspiele einreihen, ebenso wie „Richard III.", mit dem es auch sonst, in der dämonischen Kraft des Helden, in der elementaren Gewalt der dramatischen Wirkung, eine unverkennbare Aehnlichkeit hat.

4. Die Quitzow's.

Wenn wir unsere Seele der Gefangenschaft, in der sie während der Aufführung der „Quitzows" gehalten wird, entzogen haben und, von dem Zwange der Sinnenwirkung befreit, uns über die Ursachen des tiefen Eindruckes, den wir empfangen haben, klar zu werden suchen: so ist die erste Beobachtung, die sich uns aufdrängt die, daß das Stück eine überreiche Fülle, eine wahre Fluth von fesselnder, packender Handlung enthält. Es ist wahr, die beiden Quitzows mit ihrem Kampfe gegen das Gesetz im weitesten Umfange bilden den Mittelpunkt; aber wie viele kleinere Handlungen, die zum Theil in anderen Gesellschaftskreisen sich abspielen, jede interessant für sich, wachsen nicht etwa aus diesem Mittelpunkte heraus, sondern ranken sich um ihn herum! Im ersten Acte erhalten wir ein frisches, lebendiges Bild von dem städtischen Leben in Berlin zu Beginn des 15. Jahrhunderts, das uns zugleich über die politischen Verhältnisse der Mark aufklärt; dann ein Bild von dem Elend der Straußberger, die aus ihrer zerstörten Stadt wund und hungernd, in Lumpen gehüllt in Berlin einziehen — fast sieht es so aus, als ob Städte, und nicht Menschen die Helden des Stückes werden sollten; der Name Quitzow wird nur genannt. Im zweiten Akte entwickelt sich das Liebesverhältniß des älteren Quitzow und der Polin Barbara, ohne welches, genau genommen, Dietrich so, wie er war, stehen und fallen konnte; im dritten das zwischen Konrad Quitzow und Agnes, der Straußbergerin. Dazu kommt in Berliner Bürgerkreisen die Liebschaft zwischen dem Schmiedegesellen Köhne Finke und der Meistertochter Rieke Stroband, die, im ersten Akte wenig aussichtsvoll, im letzten doch ihr Ziel erreicht; und auf Straußberger Gebiet das Schicksal des Bürgermeisters Thomas Wins und seiner Familie. Und schließlich ist der Berliner Wachtmeister Hans Sturz mit seiner stehenden Doppelarmee, genannt Fritz Belkow und Peter Stummel, auch noch da.

Auf den ersten Blick erscheinen diese Nebenhandlungen, die auf das Schicksal der beiden Quitzow's wenig oder gar keinen Einfluß haben, wie ein vom Dichter frei erfundener Schmuck, dazu bestimmt, eine an sich einfache Fabel bunt und schillernd zu machen, und würden dann jeder künstlerischen Berechtigung ent-

behren. Wenn solche Nebenhandlungen keinen treibenden, so müssen sie wenigstens einen beleuchtenden Charakter haben: und das kann man von zweien mit vollem Rechte sagen. Die Figur des Bürgermeisters Wins ist für die Handlung gewiß nicht unentbehrlich; sein Schicksal ist aber doch eine vortreffliche Illustration für die Härte und Gewaltthätigkeit des älteren Quitzow. Barbara greift gar nicht in die Handlung ein; die Scene, in der sie auftritt, ist, was die Komposition betrifft, ebenso erläßlich, wie die Scene zwischen Richard III. und Anna — die wir aber dennoch nicht gerne missen würden, da sonst das Bild des dämonischen Heuchlers weniger vollständig wäre. So ist es auch mit der ersteren Scene, ohne die eine interessante Seite in einem hervorragenden Charaktergemälde fehlen würde: Wildenbruch wollte uns zeigen, wie ein Dietrich Quitzow liebt. — Der Conflict zwischen den beiden Brüdern besteht von Anfang an, zuerst beiden unbewußt in ihrer gegensätzlichen Gesinnung — der Dichter hat es bei ihrer ersten Begegnung sehr hübsch zu zeigen gewußt, daß der jüngere von dem älteren ein Idealbild im Herzen trägt, dem dieser nicht im Entferntesten gleicht — dann nach der rohen Gewaltthat Dietrich's an Wins mußte er bewußt werden und über lang oder kurz, spätestens als Dietrich von der Empörung zum Landesverrath übergeht, zum Ausbruch kommen: Wildenbruch hat nun das Liebesverhältniß zwischen Konrad und der Tochter des Wins erfunden, um ihn zu verschärfen und früher ausbrechen zu lassen. Und Köhne Finke und Rieke? — Ja, wir würden absolut nicht sagen können, was diese Liebschaft in einem Drama mit dem Titel „Die Quitzow's" zu thun hat, wenn nicht noch so und so viele andere Scenen vorhanden wären, die ebenso wenig organische Theile der Haupthandlung sind und mit ihr in keinem näheren Zusammenhange stehen, als der Boden, das Stück Land mit dem Gebäude, das darauf errichtet ist. Wildenbruch schildert uns nicht allein das Schicksal der Quitzows, sondern auch den Boden, das Volk, auf und unter welchem es sich vollzieht; und wenn wir nach einem Zusammenhange der beiden Schilderungen, nach einem künstlerischen Zweck der letzteren suchen, so können wir nur diesen erkennen: der Dichter will uns zeigen, wie furchtbar das Recht der rohen Kraft auf dieses Land drückte — an zwei Städten zeigt er es — wie frisch und gesund der Volksgeist war, der unter der Herrschaft der Gewalt niedergebeugt und zertreten wurde, wie jammervoll die Vernichtung jenes ausgezeichneten deutschen Volksstammes gewesen wäre, der, von besonnener Kraft gelenkt, im Laufe der Zeit der geistig und sittlich leitende unseres großen Vaterlandes geworden ist. Und das ist der Zusammenhang der beiden dramatischen Schilderungen: die Niederlage des tyrannischen Ritterthums bedeutet den Sieg dieses Volksgeistes. Das Ganze verfolgt, trotz der Verschiedenartigkeit der Handlungen, ein Ziel: Preis der Hohenzollern — und erreicht eine Wirkung: vaterländisches Hochgefühl.

Wir können uns sehr wohl ein Drama „Die Quitzow's" denken, das so streng gebaut wäre, wie „Der Prinz von Homburg". Wir könnten uns auch ein strenggebautes Schauspiel „Heinrich IV." denken, in welchem der ausgelassene Prinz durch den Ernst der Zeit sich zum gediegenen Manne entwickelte. Würden wir aber um der Regelmäßigkeit der Composition willen die vielen Scenen, in denen Falstaff und nicht Heinrich die Hauptrolle spielt, wegwünschen? — Ich glaube, daß wir zehn strenge Dramen für diese eine herrliche regellose „Historie"

vom fröhlichen Alt-England hingäben. Wir wollen die politische Kannengießerei im ersten Acte der „Quitzow's" nicht mit den Falstaff-Scenen in Vergleich stellen; aber missen möchten wir dieses lebendige Bild des Volkslebens um keinen Preis, ebenso wenig die gewaltige Straußberger-Scene; missen möchten wir auch nicht die wundervoll typische Figur des Köhne Finke, und wenn er drei Liebschaften statt einer hätte, ja, nicht einmal das Helden-Trio, an dessen Spitze Peter Sturz steht. Und wir brauchen uns um dieser ästhetischen Weitherzigkeit willen keine grauen Haare wachsen zu lassen, wenn wir in dem Stücke nur nicht das sehen wollen, wofür es der Dichter ausgibt, ein Schauspiel, sondern — was es in Wirklichkeit ist — eine echte, rechte Historie.

Das Schauspiel gehört mit der Tragödie und der Comödie der Gattung des strengen Dramas an; vollkommenste Zweckmäßigkeit, energische Concentration aller Theile nach einem Ziele hin ist das oberste Princip seiner Composition; es duldet in sich keine unorganischen Glieder, keine episch schildernden Scenen, die ohne Schaden für den Verlauf der Haupthandlung fehlen könnten; und wenn der größte Dramatiker, Shakespeare, auch dem strengen Drama solche Theile einverleibt, so müssen wir sie als eine Concession an den unerzogenen Geschmack des damaligen Publicums auffassen und von dem Standpunkt heutiger Kunstanschauung verwerfen. In dem germanischen Drama aber ist neben jener strengen Form, dem letzten Ziele seiner Entwicklung, eine freiere, weitere stehen geblieben, an welcher die Spuren seines Ursprunges deutlich erkennbar sind: die Shakespeare'sche Historie ist eben nichts weiter als ein ästhetisch verfeinertes Mysterium, ins Weltliche übertragen. Und es gibt ein dramatisches Stoffgebiet, für welches diese laxere Form wie geschaffen ist und das sich wegen seines theilweise epischen Charakters schwer in jene strengere fügt: das historische, das Gebiet der vaterländischen Großthaten, die das Recht, von der Bühne herab ihre tiefste Wirkung zu üben, in sich tragen. Der Aesthetiker strenger Observanz wird zwar sagen — und Lessing hat Aehnliches gesagt: wer einen episch gearteten Stoff behandeln will, mag ihn auch in epische Form fügen. Da nun aber diese Stoffe dramatisch dargestellt, in der That eine gewaltige Wirkung auf das Volk immer ausgeübt haben und noch ausüben, so läuft es doch wohl auf eine Pedanterie hinaus, wenn man ihnen ihr Bühnenrecht darum bestreiten will, weil diese Wirkung nicht so concentrirt, nicht so tiefgehend wie etwa die einer strengen Tragödie ist. Im nationalen Sinne wäre es sehr zu beklagen, wenn die Historien mit den ihnen zugehörigen patriotischen Stoffen jemals von unserer Bühne verschwinden sollten: die Lyrik, die Epik existirt für das Volk im engeren Sinne nicht; die einzige Möglichkeit, die Macht der Poesie auch für den gemeinen Mann in den Dienst der Vaterlandsliebe zu stellen, bietet das auf der Bühne angeschaute Drama. Und es ist geringe Aussicht vorhanden, daß diese Gattung einmal verdrängt werden könnte; der germanische Volksgeist hängt offenbar an solchen weitumrahmten dramatischen Gebilden, deren Kern wir auch in unserem strengen Drama in der Vielgestaltigkeit, in der realistischen Vollständigkeit seiner Handlung wiederfinden. Die deutsche Literatur ist reich an solchen Stücken; und wenn die modernen Dichter sich vor dem altherkömmlichen Na en auch gescheut haben, wie vor einer Art von Selbstverurtheilung, so haben sie doch unter der

Bezeichnung „Schauspiel" oder „Trauerspiel" vortreffliche Historien geliefert. Was ist der „Tell" anders als eine der schönsten Historien, die je gedichtet sind. Die Poetiker haben sich heilig gequält, unter den massigen Formen dieser Composition den strengen Bau des kanonischen Dramas herauszufinden. Es ist unmöglich: ein strenges Drama ohne Helden! Daß Tell es wäre, kann Niemand im Ernst behaupten; der Höhepunkt der Handlung ist unzweifelhaft die Rütliscene, an der dieser „Held" keinen Theil hat, keinen Theil haben will. Der Haupthandelnde ist das Schweizer Volk, und der Gegenstand des Dramas ein Volk, das seine Ketten zerbricht. Was aber ein Volk als solches thut, kann nur in einer Historie dargestellt werden.

Es wäre nun an der Zeit, daß man die ästhetische Prüderie, mit der man den Namen „Historie" nicht auszusprechen wagte, endlich ablegte. Unter allen Umständen die Hauptsache ist, daß ein Drama von der Bühne herab mächtig wirkt; ob es dann als Historie, oder als Schauspiel, als „Tell" oder „Prinz von Homburg" wirkt, ist minder wichtig. Und sicher ist es auch für den Dichter angenehmer, sein Stück als „Historie" gelobt, denn als „Schauspiel" verworfen zu sehen. Wildenbruch hätte eine schmerzende Masse abfälliger Kritik nicht zu ertragen gehabt, wenn er „die Quitzow's" nicht ein Schauspiel genannt hätte. Das sind sie eben nicht; aber sie sind eine ausgezeichnete Historie.

Die Theorie der Historie ist noch nicht festgestellt; daß sie aber nicht etwa ein Feld ist, auf dem geschmackloser Dilettantismus seine poetische Impotenz frei entwickeln kann, daß auch sie, sofern sie auf die Bedeutung eines künstlerischen Organismus Anspruch macht, gewisse Formgesetze anerkennen muß, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. So viel werden wir, wie von jedem Kunstwerke, auch von ihr verlangen müssen: daß sie ein abgeschlossenes Ganzes bilde, dessen Theile, wenn sie nicht zu einheitlicher Gesammtwirkung ineinander greifen, doch durch ein ideelles Band zusammengehalten werden; daß dieses vielgestaltige Ganze einen gemeinsamen Mittelpunkt in einem Helden oder in einer Haupthandlung und einen gemeinsamen Kern in einem dichterischen Gedanken, in einer erkennbaren dichterischen Absicht habe. Stücke dieser Art, welche vor uns ein geschichtliches Bild nach dem anderen entrollen, sei es auch aus dem Leben eines Mannes, wie Shakespeare's „Heinrich VIII.", oder die das wüste Auf und Nieder eines Schwalles historischer Begebenheiten, z. B. eines Bürgerkrieges, realistisch treu darstellen, wie die drei Theile von „Heinrich VI.", wird Niemand gute Historien nennen.

„Die Quitzow's" erfüllen jene Forderungen in vollem Maße. Sie haben eine Handlung, die alle übrigen an Interesse weit überragt und dauernd unsere Blicke an sich gefesselt hält, wie ein zwischen Vorbergen und seitlichen Abdachungen sich thürmender Gebirgskamm: den Kampf der Quitzow's gegen Gesetz und Staat. Sie haben sogar einen Helden: Dietrich Quitzow; Konrad gewinnt erst im dritten und vierten Akt als Gegenspieler Bedeutung. Und der einheitliche patriotische Kern der Handlung liegt auf der Hand. Wir haben hier also eine strengere Gattung der Historie vor uns.

Wenn wir nun sagen, daß die Composition fühlbare Fehler enthält, so würde eine solche Behauptung eine relative Ungerechtigkeit gegen den Dichter

in sich schließen, wenn wir nicht hinzusetzten, daß er in diesem Drama mit Massen wirthschaftet, daß er diese Massen mit souveräner Festigkeit, mit genialem Geschick nach einem Ziele in Bewegung setzt, und daß somit die Fehler gegen die großen Vorzüge der Composition verschwindend sind. Wenn ein Dichter gleichzeitig vielen Personen ihr Schicksal auszutheilen hat, so ist es verzeihlich, wenn eine oder zwei zu kurz kommen oder vergessen werden. Wenn ein Dichter eine große Fülle von Ereignissen verständig und verständlich entwickeln und in einen klaren Zusammenhang zu bringen weiß, dann müssen wir es uns gefallen lassen, wenn einzelne fragmentarisch auftreten. Der Weg, den Dietrich zurückzulegen hat von seinem Liebesgeständniß bis zu Barbara's Einwilligung, ihm ohne kirchlichen Segen gehören zu wollen, ist auffallend kurz — nun, denken wir, er und sie sind einmal so. Das Entstehen und Wachsen der Liebe Konrad's zu Agnes ist aber doch gar zu sehr — verinnerlicht worden: er zieht sie ohne jede Präliminarien an sein Herz, und damit ist die Sache abgeschlossen; bald darauf umarmt er sie noch einmal zum Abschiede, und dann ist die ganze Geschichte definitiv beendigt. Nein, diese Liebe, die für das Entstehen des Conflictes zwischen den beiden Brüdern so große Bedeutuug hat, mußte weiter herausgearbeitet werden, bis zum tragischen Moment im Leben Konrad's.

Unter den vielen Personen des Stückes gibt es einige todte Seelen, d. h. solche, die thatsächlich am Leben sind, aber in der Oekonomie des Dramas nicht mehr geführt werden. Was wird z. B. aus der armen Agnes, die wir jammernd im dritten Akte verlassen? Ihr Schicksal hat uns gerührt, wir wünschen, im vierten noch etwas von ihr zu sehen oder wenigstens zu hören. — Die Figur der Barbara ist vortrefflich erfunden: wie kraftvoll tritt sie im zweiten Acte in die Handlung ein! wie viel würde die schöne Scene zwischen Dietrich und den pommerschen Herzögen verlieren ohne diesen leidenschaftlich mitwirkenden Chorus! wie energisch macht sie die Zwecke des Geliebten zu den ihrigen und zeigt ihm, eine andere Lady Macbeth, wie er am besten auf dem Wege der Selbstsucht, der Gewaltthat gedeihen kann! Wir interessiren uns für die gleichgeartete Genossin des gewaltigen Mannes und erwarten von ihr, daß sie in seinem Leben dauernd eine verhängnißvoll treibende Kraft sein wird. Leider — schade um sie! — verschwindet sie spurlos nach dieser Scene. Geschähe das in einem Drama aus Shakespeare's Zeit, wir würden es für eine offenbar von fremder Hand verderbte Compilation halten. Ganz zum Schluß erscheint sie wieder als die Trägerin jenes letzten tragischen Hoffnungsstrahles, der die Katastrophe so schön zu beleuchten pflegt. Aber sie war doch nicht bloß erfunden als dramatisches Instrument, sie trat doch von Anfang an auf als ein selbstherrliches Geschöpf von stärkster Individualität; müßige Zuschauerin konnte die doch nicht sein, und was hat sie in der Zwischenzeit gethan? — Das wollen, das müßten wir wissen. — Da ist Köhne Finke besser weggekommen; der erscheint in der großen Staatsaction des dritten Actes, wozu ihn Niemand erwartet hätte, als Führer der Armee der Rechtlosen, um dem neuen Kurfürsten auch seinerseits zu huldigen. Man hat sein Erscheinen bei dieser Gelegenheit getadelt, da es ja allerdings in der Wirklichkeit nicht hätte stattfinden können und allein durch das Bedürfniß des Dichters, Köhne Finke in Erinnerung zu bringen, nicht gerechtfertigt werden kann. Indessen möchten wir

diesen kühnen Zug in dem Huldigungsgemälde doch nicht missen, um seiner selbst, um der hübschen Symbolik willen, die in ihm liegt.

Der Bau des Dramas ist in Anbetracht seiner Historienform ein vortrefflicher zu nennen; das beweist die wachsende Spannung, mit der wir die Handlung bis zum Schlusse des dritten Aktes verfolgen. Die lose an einander gereihten Scenen des ersten Aktes werden in einer Art von Personalunion verknüpft durch den Namen Dietrich Quitzow, der aus allen Vorgängen herausklingt. Wenn der Bürgermeister Perwenitz über den Markgrafen Jobst sich ereifert und das Elend der Mark beklagt, so denkt er an Dietrich Quitzow als den einzigen Mann, der ein Helfer in der Noth sein könnte. Wenn Köhne Finke von seinen Erlebnissen erzählt, so ist das Interessanteste seine Begegnung mit Dietrich Quitzow: dessen drastische Schilderung zeigt ihn uns in seiner rauhen Kraft, die er auch zum Wohle seiner Mitmenschen zu verwenden weiß. Die jammervolle Verfassung der aufziehenden Straußberger spricht nur zu laut von der Wildheit und Grausamkeit, deren Dietrich Quitzow fähig ist, wenn sein Grimm erwacht ist. Was muß das für ein merkwürdiger Mensch sein, dem die Einen dankbar sind, während die Anderen ihm fluchen; auf den die Einen alle Hoffnung setzen, während er den Anderen als Inbegriff des Bösen erscheint? — Und wenn er dann endlich im zweiten Akte selbst auftritt, und unsere hochgespannte Erwartung nicht enttäuscht wird, dann ist eine Wirkung erreicht, auf welche der Dichter in der That stolz sein kann. Wir verfolgen das Thun dieses Mannes mit gespanntester Aufmerksamkeit; wir sehen ihn steigen nach einem Ziele hin, das einer Anstrengung aller Kräfte werth ist und dessen er nach mehr als einer Seite hin würdig erscheint. Schon steht er auf der Höhe: er ist der erwählte Vertheidiger der Mark gegen den ihr vom Kaiser aufgezwungenen Fürsten, eine Art von Gegenmarkgraf: da zerstört in einem Augenblicke seine ausbrechende Leidenschaft Alles, was zielbewußte Energie bisher erreicht hat; mit der Vergewaltigung des Bürgermeisters Wins ist das Band zwischen ihm und den Städten moralisch zerrissen. So hat auch hier der Dichter verstanden, den Höhepunkt mit der Umkehr in einer Scene, wie in einem Bilde, zusammenzuschließen. — Der vierte Akt fällt dann allerdings ab, um zum Schlusse, in dem Zweikampf der Brüder sich noch einmal zu einem mächtigen Effecte aufzuraffen. —

Bei diesem jüngsten Kinde der Phantasie unseres Dichters ist es interessant, noch einmal einen Blick auf die äußere Form zu werfen, um zu sehen, welche Aenderungen eine zehnjährige dichterische Thätigkeit hier zu Wege gebracht hat. Zunächst fällt uns der Wechsel zwischen Vers und Prosa auf, der sich schon in einigen früheren Dramen findet. Im „Marlow" sprechen die Schauspieler und die Diener unter sich Prosa, im „Neuen Gebot" die Leute aus dem Volk, sobald gewichtigere Persönlichkeiten nicht unter ihnen sind. In den „Quitzow's" geht Wildenbruch einen Schritt weiter, indem er dieselben Personen bald in Prosa, bald in Versen sprechen und in derselben Scene Vers und Prosa wechseln läßt je nach der dramatischen Bedeutung der Situation und nach der Höhe des Pathos, welches die einzelnen Personen entwickeln sollen. Er folgt hierin also ganz dem Beispiele Shakespeare's, der in seinen Historien, wie zum Theil auch in anderen Dramen, in der nämlichen Weise die platte Wirklichkeit neben der Welt des

höheren Denkens und Empfindens kennzeichnet. Für das Drama hohen Stiles mag man gegen diese Mischung der Redeformen gegründete Bedenken hegen; im Lustspiel und in der Historie ist sie jedenfalls berechtigt. Für denjenigen Zweck, welchen unser Dichter mit der Trinkscene im ersten Act, mit dem Verbrüderungsfest im zweiten und mit den Köhne Finke-Scenen erreichen wollte, breite Darstellung eines geistig lebendigen und humorvollen Volkslebens, war die Prosa unerläßlich. Wenn er die Bürger und das Volk nun nicht bloß in Prosa, sondern — auch hierin Shakespeare nachahmend — in ihrer eigenen Sprache reden läßt, so scheint mir das eben im Hinblick auf das gesteckte Ziel keineswegs zu weit gegangen und der dagegen ausgesprochene Tadel unberechtigt. Daß er das Volk nicht eine eigens erfundene, alterthümlich sein sollende Sprache, sondern das heutige Berlinisch reden ließ, war doch ebenso selbstverständlich, wie daß die höherstehenden Personen modernes Hochdeutsch sprechen, und nicht etwa die Uebergangsform vom Mittel- zum Neuhochdeutschen, die am Anfange des 15. Jahrhunderts im Gebrauch war. Und der Beifall, den diese Scenen in Berlin gefunden haben, beweist wohl, daß Wildenbruch den Volkscharakter in der Sprachform vortrefflich wiedergegeben hat. Die „schlechten Witze," die auf Berlinisch zu Tage gefördert werden, hätten allerdings — das merkt man bei der Lectüre — vielfach besser sein können; auch die Lieder Köhne Finke's erreichen nur denjenigen komischen Effect, welchen der Dichter in der Bühnenweisung vorgeschrieben hat — es lachen eben nur die Mitspielenden. Aber das Ganze wirkt doch entschieden und ungesucht komisch. Die Gabe des Witzes scheint Wildenbruch zwar abzugehen; der Humor im weiteren Sinne fehlt ihm nicht: das beweisen diese Scenen, das beweist am besten jene wundervolle Scene von echt Shakespeare'schem Gepräge zwischen Marlow und den Dienern im ersten Acte des angleichmigen Dramas, um derentwillen wir die freilich gänzlich mißrathene „Windelband"-Komik in „Opfer um Opfer" vergessen müssen.

Der Ausdruck hat an energischer Kürze, an dramatischer Schlagkraft im Vergleich zu den ersten Dramen noch gewonnen. Dagegen ist ein schon bei „Harold" gerügter Fehler, der zu häufige Gebrauch starker Accente, eine Uebertreibung im Empfindungsausdruck, noch keineswegs geschwunden. Das ist recht bedauernswerth, zumal da der Dichter solche äußerliche Behelfe sehr wohl entbehren kann. Grelle Farben lassen sich für figurenreiche Gemälde gewiß sehr wirkungsvoll verwerthen; wenn aber sämmtliche Figuren, auch die des Hintergrundes, grell gehalten sind, dann tritt an die Stelle der künstlerisch schönen Wirkung eine unangenehm schreiende. Ein Maler, der helle Lichter aufsetzt, muß auch verstehen, in die Tiefe zu gehen. So schädigt Wildenbruch jene großartigen und legitimen Wirkungen, die er zu erreichen die herrliche Kraft besitzt, drückt sie herab, nivellirt sie in dem Ganzen eines Stückes, in dem jede unbedeutende Veranlassung einen bedeutenden Effect erzeugen soll, jede kleine Erregung zu dem Umfang einer gewaltigen Leidenschaft — aufgeblasen erscheint.

Der Bürgermeister von Straußberg ist seiner Lebensstellung nach ein kleiner Mann, ein wohlhabender Ackerbürger, denke ich; im Königlichen Schauspielhause waren seine Körperdimensionen außerdem geradezu winzig. Wenn nun dieser kleine Wins an der Spitze der Vertriebenen auf die Bühne stürzt mit Worten,

die unter anderen persönlichen und sachlichen Verhältnissen unser Mark erschüttern könnten, wenn er schreit:

Nicht schreien? Was? Sie sollen heulen, heulen!
Jammer, der nicht mehr schreien darf, macht toll!
Es muß auf Erden doch noch Ohren geben,
Die hören, wenn man schreit. Der Kaiser schläft,
Der Markgraf schläft — heult, heult und weckt sie auf!

worauf Stroband ganz nüchtern verständig erwidert:

Sie haben schon Ohren zum Hören, aber sie halten sich die Ohren zu.

und Wins dann weiter heult in wilder Bildermischung:

Dann in die Lüfte steige unser Schrei
Wie ein Gewölk, das an den Himmel stößt,
Und mit der Eisenstimme der Verzweiflung
Brech' er das taube Firmament entzwei,
Bis der uns hört, der oben sitzt im Himmel!

um dann schließlich in die ihm angemessene Tonart zu verfallen und die wirklich sehr schönen zu Herzen gehenden Verse zu sprechen:

Er muß! Er muß! Er darf uns nicht vergessen!
Er hat die Mark an einem Tag gemacht
Mit aller andrer Welt! u. s. w.

Dann fragen wir: Wozu der wüste Lärm, der uns *nicht* rührt, wenn der gute Bürgermeister über die *natürlichen* Empfindungen verfügt, die jeden Menschen rühren?

Wins greift Konrad Quitzow an und wird von diesem niedergestoßen. Bei dieser Gelegenheit kommt seine geistesabwesende Tochter wieder zum Bewußtsein: „Agnes, mein Kind," ruft er ihr zu:

Mußt' ich bis in den Staub hinuntersteigen,
Damit Du Deinen Vater wiederkennst?

Dietrich Quitzow, als der Herr Straußbergs, nennt ihn seinen Mann:

Wins (drückt die Hände an die Schläfen).
Aefft mich ein Spuk? (!) Ich steh' in meinen Gliedern,
Mein Athem kehrt aus Gottes weiter Luft (!)
In mich zurück, ich fühle mich in mir —
Und Einer sagt, ich bin nicht mehr mein Eigen,
Nicht frei mehr?

Als er dann festgenommen werden soll, thut er, was die Wildenbruch'schen Figuren gar zu leicht thun, er wirft sich auf die Knie, ruft Gott an und bittet *weder* „um Reichthum" *noch* um „Gut," *noch* um „Geld," sondern nur um Freiheit. — Solche Stellen sehen leerer Emphase verzweifelt ähnlich. Jedenfalls, wenn die großen Worte der großen Persönlichkeiten irgend etwas wirken sollen, müssen die kleineren sich bescheidener äußern; und es ist einer der wesentlichsten Fortschritte, welche dieser Dichter noch zu machen hat, daß er in seinen zukünftigen Dichtungen eine angemessene Abtönung des Gefühlsausdruckes anstrebt. Daß er die Fähigkeit dazu besitzt, zeigt die weit überwiegende Anzahl von Stellen auch in diesem Stück, in denen die Empfindung in einer mit Rücksicht auf die Persönlichkeit und die Situation vollendeten Form auftritt.

Die Bilder, welche Wildenbruch in solcher Fülle braucht, sind fast immer echt poetische: sie wachsen nicht aus der kalt vergleichenden Anschauung,

sondern aus der drängenden Empfindung heraus. Dennoch müssen auch diese Bilder logische Schlagkraft haben: sie müssen daher nicht bloß empfunden, sondern auch durchdacht sein. Diese letztere Arbeit vergißt der Dichter im Feuer der Production mitunter zu leisten. So sollte oben der Schrei der Straußberger wie ein Gewölk an den Himmel stoßen und mit der Eisenstimme der Verzweiflung das Firmament zerbrechen. So sagt Dietrich:

All' die Worte:
Pflicht, Volk und Vaterland sind dumpfe Kammern,
Die Ihr ins weite Land der Freiheit bautet;
Ich aber breche Euch die Thüren ein (auf?);
In Euren Kammern hab' ich keinen Athem. —

Eine dumpfe Kammer, einen dumpfen Kerker des Gesetzes läßt man sich gern gefallen; aber Volk, Vaterland, Worte als dumpfe Kammern vorzustellen, ist schwierig.

Einen entschiedenen Fortschritt zeigt der Vers der „Quitzow's" gegenüber dem der jugendlichen Dramen: die Härten sind fast geschwunden, ohne daß er an Freiheit und Kraft — den ersten Erfordernissen dramatischer Rhythmik — verloren hätte.

Du sollst mein Kind aus Deinen Armen lassen,
Du Bruder des Mordbrenners!

Oder:

Daß Ihr es wißt: Quitzow darf, was er will.

Oder:

Konrad von Quitzow, sprecht,
Wollt Ihr aufrichten helfen das Zerstörte?

Solche Verse, die man im lyrischen Gedichte nicht ertragen würde, sind im dramatischen schön, wenn der Sinn der Rede diese Kühnheit der Abweichung rechtfertigt, wie hier. Neben dieser Shakespeare'schen Freiheit finden wir nun auch jene andere, die in den ersten Stücken schwach vertreten war, weiter entwickelt: ich meine die abgebrochenen Verse. Sie sind mehrfach, wie an der obigen Stelle, wirkungsvoll verwerthet; an einzelnen Stellen freilich auch ohne ersichtlichen Grund angewandt. Ich kann nicht umhin, unmotivirt verkürzte Verse, wenn sie sich auch selbst bei Shakespeare oft genug finden, als eine Art von Nachlässigkeit zu empfinden. Es ist davor ebenso sehr zu warnen, wie vor den schwerfälligen Enjambements, wie sie sich in Shakespeare's spätesten Productionen öfters, in Lessing's „Nathan" unerträglich häufig finden — jenen Enjambements, wo man den Artikel von seinem Substantiv, die Conjunction von ihrem Satz losreißt und Wörter durch den Versschluß trennt, die ein Tonganzes bilden. Ehe man so das Wesen des Verses für das Gehör aufhebt, ist es besser, Prosa zu schreiben. Wildenbruch hat sich von diesem Fehler bisher frei erhalten.

Die Hiatus sind in den „Quitzow's" viel weniger häufig als im „Harold", aber leider! noch immer häufig genug. Es kann nun einmal nicht als schön empfunden werden, wenn in zwei aufeinander folgenden Versen ein „fühlte ich," „trüge ich" zu lesen ist; oder wenn der Dichter darum einen Alexandriner in die Quinare hinein wirft, um einen Hiatus durchsetzen zu können;

Ich biet' ihm Trotz! Ich weigre ihm die Huldigung

war doch gar zu leicht in einen kräftigen Fünffüßler ohne Hiatus zu verändern. Solche Verse, die der Dichter sicher selbst nicht schön findet, machen den Eindruck mangelhafter Feile.

Was schließlich die Kunst der Charakteristik betrifft, so zeigt sich Wildenbruch in den „Quitzow's" auf einer bisher unerreichten Höhe. Wenn wir von wenigen Nebenfiguren, besonders von der in verschwimmenden Umrissen gezeichneten Wins'schen Familie absehen, so finden wir lauter festgeprägte Gestalten vor uns und keine darunter, die nicht unser Interesse zu erregen wüßte, sei es durch die Art ihres Schicksals, sei es durch die Composition ihres Wesens. Der Dietrich Quitzow ist die bedeutendste Persönlichkeit, die Wildenbruch neben Bernhard von Barcelona geschaffen hat: einer jener mittelalterlichen Kraftmenschen, in denen die wilde Energie des Willens keine Schranken der Moral oder vorsichtiger Ueberlegung kennt und die That immer die nächste Folge der Willensregung ist; einer jener Menschen, die, auf einen mächtigen Thron gesetzt, die Welt erzittern machen würden, in untergeordneterer Lebensstellung aber dazu bestimmt sind, sich den harten Schädel an der noch härteren Mauer der sie einengenden Wirklichkeit einzurennen. Vortrefflich gelungen ist die Mischung guter und böser Eigenschaften in ihm: weshalb sollte ein Dietrich Quitzow nicht freundlich, gnädig sein dann, wenn Alles nach seinem Wunsche geht, wenn er seinen Willen hat, und da, wo kein Widerstand zu befürchten ist; sobald aber Widerstand sich zeigt, flammt sein gewaltthätiger Sinn auf und schrickt vor der ruchlosesten That nicht zurück, wenn sie erforderlich ist, um seinem Begehren Befriedigung zu verschaffen. Der Darsteller des Königlichen Schauspielhauses wußte uns von der Gutmüthigkeit Quitzow's sehr wohl zu überzeugen; der gigantische Bösewicht, der Teufel in ihm kam weniger zur Geltung. Es dürfte überhaupt wenige Schauspieler geben, deren Kraft sie befähigte, diese Gestalt so darzustellen, wie sie der Dichter concipirt hat; Dietrich Quitzow ist eine ebenso schwere Rolle wie Kleist's Hermann. —

In Barbara hat Wildenbruch es verstanden, dem gewaltigen Menschen eine ebenbürtige Genossin zu geben, die eben so glaubwürdig vor uns steht wie Jener. Nur in einem Punkte scheint mir der Dichter ihre Stärke übertrieben zu haben: in der Abwesenheit jeder weiblichen Schamhaftigkeit. Diese Art von Kraftäußerung war wohl auch bei der Geliebten Quitzow's nicht unerläßlich. Wozu überhaupt das ungesetzliche Verhältniß zwischen Beiden? — Die Motivirung, die Dietrich dafür zu geben sucht, ist sehr schwach: er konnte sie ebenso ohne alle Umstände zu seiner Gattin machen, wie er sie ohne Umstände zu seiner Geliebten macht. Und die Worte, die sie zu Konrad spricht:

> O, der hat Lippen, weich wie eine Jungfrau,
> Und Augen mit dem finstren Blick der Keuschheit.

haben etwas Widerwärtiges im Munde — einer Jungfrau.

Ueber Konrad Quitzow sind die Urtheile sehr getheilt gewesen, und, ich glaube, vorwiegend ungünstig. Meine Ueberzeugung ist jedoch, daß alles Ungünstige in diesen Urtheilen lediglich dem Darsteller der Rolle zur Last fällt und den Dichter nicht treffen kann. Konrad ist vor allen Dingen ein Quitzow,

d. h. ein feurig empfindender, zu rascher That bereiter Mensch; die Willenskraft ist die stärkste Kraft auch in ihm. Wer weiß, wenn sein Geist nicht gebildet, nicht fähig gemacht worden wäre, die umgebende Wirklichkeit, das menschliche Herz tiefer zu durchschauen als sein Bruder, wenn sein Wille nicht in sittliche Bahnen gelenkt worden wäre —, wer weiß, was dann aus ihm geworden wäre. Jahrelanger Verkehr mit einem bedeutenden und feinsinnigen Manne, lange geistige und sittliche Gewöhnung haben das wilde Feuer, das in seinem Innern lodert, fest umschränkt und ihm die verheerende Macht genommen. Aber vorhanden ist es in ihm, und wenn unter dem Anprall furchtbarer Situationen die Schranken brechen, dann flammt es verderbenbringend auf. In den Scenen, wo er dem gewaltthätigen Bruder mit geballter Faust entgegentritt, wo er den Riesen auf die Kniee zwingt und ihn Buße thun heißt, wo er den mit gezücktem Schwert auf ihn Eindringenden niederhaut, da tritt die wahre Quitzownatur hervor. Es versteht sich, daß ein guter Schauspieler diesen eigentlichen Kern seines Wesens auch schon in seinem anfänglichen, scheinbar gegensätzlichen Verhalten zur Anschauung bringen muß. Wer uns in dieser Figur Anfangs weiche Empfindsamkeit und am Schlusse den wilden, nach Blut lechzenden Grimm vorführt, reißt die eine Persönlichkeit in zwei gänzlich verschiedene auseinander. Gute und tiefe Empfindungen darf ein Quitzow haben; wenn er sie aber ausspricht — und das muß ein Bühnen-Quitzow nun einmal — so darf er nicht Elegien declamiren, nicht flennen; sie müssen hervorströmen aus ihm als leidenschaftliche Ueberzeugungen. Der Darsteller des Konrad im Königlichen Schauspielhause beging denselben Fehler, wie so viele Hamletdarsteller ihn begehen, die durch ihre weichliche Declamation den Dänenprinzen zum Schwächling stempeln. Hamlet's leidenschaftliches Herz verzehrt sich in dem Bewußtsein, verfluchen zu müssen, was er früher angebetet hat; er geht zu Grunde an der Unfähigkeit, der Ankläger und Richter einer geliebten Mutter zu werden. Wer in seinem ersten Monologe nur weiche Trauer, und nicht den wilden Zorn, der in ihm tobt, zur Geltung bringt, der hat die Rolle von vornherein verpfuscht. Konrad Quitzow hat ein ähnlich tragisches Loos: er verehrt Anfangs seinen Bruder und findet sich im Verlaufe der Handlung schmählich enttäuscht — auch hier also ist ein Werden, eine Entwicklung des Wesens dargestellt —; er geht zu Grunde an der ebenfalls edlen Unfähigkeit, zu den Feinden seines Bruders überzutreten; er zieht den Tod im Kampfe für dessen als ungerecht erkannte Sache vor. Er ist neben seinem Bruder zweifellos die interessanteste Persönlichkeit des Dramas; und der Conflict dieser so ähnlich gearteten und so ungleich gesinnten Brüder eine große dichterische Conception, die ganz vollendet in die Wirklichkeit übersetzt ist — Dem genannten Darsteller fehlte die Kraft für diese sehr schwere Rolle: Anfangs zu weich, forcirte er zum Schlusse seine ungenügenden Stimmmittel; charakteristische Feinheiten, wie das kurze Gespräch zwischen Barbara und Konrad, gingen verloren; seine ganze Persönlichkeit war für diese Rolle nicht geschaffen. Dietrich darf brünett, Konrad muß blond sein; und wenn er schlanker ist als sein viel älterer Bruder, so darf er doch nicht klein oder mittelgroß sein, sondern muß mindestens die Höhe seines Bruders haben, wenn die Kampfscene nicht eine lächerliche Unwahrscheinlichkeit darstellen soll. — Die Aufführung der „Quitzow's"

wird immer in der Gestaltung dieser beiden gewaltigen Persönlichkeiten nach den Intentionen des Dichters große Schwierigkeiten finden.

Suchen wir die Bedeutung des Dramatikers Wildenbruch zusammenzufassen, so zeigt sich uns ein Dichter, der seinen Anlagen nach allen Anforderungen seiner Kunst zu genügen im Stande ist. Er gebietet über eine schöpferische Phantasie von seltener Kraft: wird es ihm einerseits leicht, die Stoffe zu seinen Dramen selbst zu erfinden, so gelingt ihm auch die viel schwierigere Aufgabe, aus diesem dramatischen Rohstoff eine interessante, vielgliederige und doch auf ein gemeinsames Ziel hinwirkende Handlung zu gestalten. Er weiß — das ist allseitig anerkannt — diejenigen Seiten seines Stoffes, die zu Conflicten Anlaß geben, mit sicherem Griffe zu fassen und die vorhandenen Gegensätze allmälig und folgerichtig zu acuten Krisen oder effectvollen Höhepunkten der Handlung zuzuspitzen. Die Leichtigkeit, mit der ihm das gelingt, woran so viele Dramatiker scheitern, hat ihn allerdings verführt, seine Kraft zu mißbrauchen und auch in seine besseren Dramen eine Reihe von illegitimen Effecten auf Kosten der partiellen Wahrscheinlichkeit der Handlung und der Consequenz der Charakteristik herbeizuführen. Ich möchte diese Seite seiner ausübenden Kunst bei einem so hervorragenden Dichter nicht auf gewöhnliche Effecthascherei zurückführen — was braucht er zu haschen nach dem, was sich ihm von selbst gibt! — sondern auf einen noch ungebändigten Kraftdrang und auf eine besonders lebendige Phantasie, welche ihm, wie jedem genialen Dramatiker, die fertigen Bühnenbilder in ihrer Schönheit, Wirksamkeit, in ihrem verlockenden Reiz vor die Seele zaubert. Hier muß der Dichter endlich seine Kraft bändigen, seiner Phantasie den Zügel anlegen; er muß die strenge Zweckmäßigkeit in der Gliederung des dramatischen Organismus, die Folgerichtigkeit in der Charakterentwicklung als das höhere Gebot anerkennen. Und wenn es ihm an und für sich leicht wird, wirkliche Menschen in reicher Mannigfaltigkeit zu schaffen und Massen nach einem gegebenen Ziel hin in geregelte Bewegung zu setzen, so kann ihm die Erfüllung jenes Gebotes keine bedeutenden Schwierigkeiten verursachen.

Gelingt ihm der Ausdruck der starken Gefühle, der Leidenschaft besonders gut, so geht ihm die Fähigkeit, zarte, feine Empfindungen darzustellen, darum nicht ab. Leider aber wird die vorhandene Fähigkeit nicht überall gleichmäßig geübt, und häufig vermißt man die den Umständen entsprechende Nüancirung der Gefühlsäußerungen. Der lyrische, der malerische Schmuck seiner Rede ist reich und, wenn wir von einzelnen nicht ganz ausgeglätteten Stellen absehen, schön; der Vers athmet Kraft und freie Lebendigkeit.

So sind in Wildenbruch alle Fähigkeiten, die den großen Dramatiker schaffen, vorhanden, und wir dürfen nicht sagen, daß er von ihnen einen mangelhaften Gebrauch gemacht hätte. Er hat unsere Bühne mit einer Reihe von Dramen beschenkt, die zum Theil ein erfreulicher Zuwachs unseres Repertoires sind, zum Theil seine dauernden Zierden bleiben werden. Die Bahn seiner bisherigen Leistungen ist trotz der unausbleiblichen Schwankungen eine aufsteigende, und, da er in der Vollkraft der Männlichkeit unter uns steht, so ist es natürlich, daß wir Treffliches von ihm noch erwarten.

Frauenarbeit in der Archäologie.

Von

Franz Xaver Kraus.

Frauenemancipation — welch' häßliches Wort! Von allen Forderungen der Gegenwart die unberechtigste und unsinnigste. Gewiß, aber auch, wer in dem Aufgeben von Sitte, Herkommen und Pflicht seitens des weiblichen Geschlechtes nur die Entehrung dieses selbst und die Zerstörung des besten Theiles unserer Cultur erblickt, kann sich der Thatsache nicht verschließen, daß es eine „Frauenfrage" gibt, und daß die Gesellschaft die Verpflichtung hat, an ihre Lösung zu denken.

Die Frage, wie der unverheiratheten Frau eine ihrem Geschlechte und ihren Verhältnissen angemessene Existenz zu beschaffen sei, trifft sowohl die niederen als die mittleren, selbst die höheren Stände. Insoweit sie die niederen Classen angeht, kann sie als ein Theil der Arbeiterfrage angesehen werden, welche gegenwärtig, wie bekannt ist, die Geister sattsam beschäftigt. Viel weniger hat sich die Aufmerksamkeit auf das Loos und die Hülfsmittel jenes großen Bruchtheiles der Frauenwelt gerichtet, welche den besseren Ständen angehört und nichtsdestoweniger materieller und geistiger Noth ausgesetzt ist. Man pflegt höchstens von ersterer zu sprechen: sie ist freilich groß und handgreiflich genug. Aber ich möchte auch Nachdruck legen auf die geistige Noth Tausender, um nicht zu sagen Millionen von Mädchen und Frauen, welche mit den ihnen von der Natur verliehenen Gaben nichts anzufangen wissen, weil eine oberflächliche, futile Erziehung weder diese Gaben noch die Energie des Willens hinreichend ausgebildet hat, um ihnen die Verwerthung derselben zu ermöglichen. Diese geistige Nothlage des weiblichen Geschlechtes hängt, wie Jedermann sieht, aufs Engste mit der materiellen zusammen. Das Mittelalter hatte in seinen Stiftshäusern und in seinen „Beginages" sehr eigenthümliche, aber durchaus geeignete Institute, um dem unverheiratheten Weibe eine würdige und sorgenfreie, zugleich aber der Gesellschaft nutzbringende Lage zu schaffen. Die neueste Zeit hat angefangen, die Frauenwelt in einer Reihe von Dienstleistungen und Stellungen zu verwerthen, die ihr früher verschlossen waren. Für die unbemittelte Tochter unseres gebildeten Bürgers oder unserer

Beamtenwelt hat sich damit Manches gebessert, und manches Elend hat seinen Ausweg gefunden. Aber eine durchgreifende Behandlung dieses Theiles der „Frauenfrage" scheint mir doch erst dann eintreten zu können, wenn wir uns an der Hand der geschäftlichen Entwicklung und gewissenhafter Beobachtung ein festes Urtheil über die Frage gebildet haben, wie weit sich denn eigentlich die Befähigung der Frau erstreckt, welcher Ausbildung sie fähig ist und welche Grenzen ihr gesetzt sind. Wir bedürfen, mit anderen Worten, einer gediegenen Geschichte der Betheiligung des Weibes an der geistigen Arbeit des Mannes: ein jeder Fachmann kann dazu einen Baustein liefern, wenn er die Leistung der Frauen auf seinem eigenen Wissensgebiet prüft und der allgemeinen Beurtheilung unterbreitet. Solch' einen Stein auf die Baustelle zu liefern, ist die Absicht der nachfolgenden Blätter. Sie wollen keine vollständige Aufzählung aller Leistungen geben, mit denen sich Frauen auf dem antiquarischen Gebiete versucht haben; sie gehen auch nicht einmal über die Gegenwart hinaus. Die Archäologie als Wissenschaft, und speciell die christliche Archäologie, ist eine so junge Schöpfung, daß es kaum Wunder nehmen kann, wenn frühere Jahrhunderte nur geringe Spuren von Betheiligung der Frauen an den antiquarischen Bestrebungen aufzuweisen vermögen: obgleich ja auch da die seltsame Thatsache zu verzeichnen wäre, daß im zwölften Jahrhundert aus Frauenhand jene illustrirte Encyklopädie mittelalterlichen Wissens hervorgegangen ist, welche, als „Hortus deliciarum" berühmt, eine der Hauptschätze der 1870 leider verbrannten Straßburger Bibliothek gebildet hatte. Herrad von Landsperg, die sinnige Aebtissin von S. Odilien, hatte in diesem Werke all' Das zusammengestellt, was einer gebildeten Dame ihrer Zeit und ihrer klösterlichen Richtung in Dingen der Kunst, der Mythologie, des Alterthums zu wissen ziemte: sie und ihre Gehülfinnen, welche den „Hortus" mit zierlichen Miniaturen schmückten, sie mögen als die Patroninnen jener modernen Frauen dastehen, welche sich der Kunstarchäologie und speciell dem so anziehenden Felde der Ikonographie zugewendet haben.

I.

Es kann auffallend erscheinen, daß gerade die Ikonographie derjenige Zweig der Archäologie ist, welcher die weiblichen Freunde dieser Wissenschaft entschieden am meisten angezogen hat. Aber es ist erklärlich. Die Ikonographie handelt von den Vorstellungen und Bildern, in welchen die Idee künstlerischen Ausdruck gewonnen hat. Die Kunst aller Völker ist durch das Symbol und die Allegorie hindurchgegangen, ehe sie eine historische und dramatische ward. Der geheimnißvolle Zauber der symbolischen Welt spricht die weibliche Phantasie ganz besonders an: findet er doch seinen stärksten Widerhall in den verborgenen Tiefen des weiblichen Geistes. Ich kann mir denken, daß es für die Frau einen ganz besonderen Reiz haben muß, den symbolischen Vorstellungen nachzugehen, in welchen die religiöse und künstlerische Welt vergangener Jahrhunderte ihren Ausdruck fand, und in die Sprache des Gemüthes einzudringen, die sich hinter den Bildern des Orientes oder hinter den ideographischen Fresken unserer Katakomben verbirgt.

Es kann weiter auffallen, daß England das größte Contingent weiblicher Mitarbeiter auf unserem Gebiete stellt. Von den vier Frauen, welche in diesem Aufsatz eingehender besprochen werden, gehören drei Großbritannien an. Ich glaube, daß die freiere Bewegung, welche dem Weibe in England gestattet ist, dies Factum hinreichend erklärt, ganz abgesehen davon, daß die Zahl literarisch wirkender Frauen sicher dort größer als in einem der anderen großen Culturländer ist.

Fangen wir gleich mit derjenigen unserer Engländerinnen an, von welcher am meisten zu sagen ist.

Anna Jameson[1]) war als die Tochter eines jungen Miniaturmalers, Brownwell Murphy, 1794 zu Dublin geboren. Ihre ersten Kinderjahre fielen in eine für Irland verhängnißvolle und schwere Zeit: ihr Vater selbst war in die Unabhängigkeitsbewegung der unglücklichen Insel hineingezogen und entging dem Verderben wohl nur in Folge seiner Uebersiedlung nach Cumberland im Jahre 1798. Die kleine Anna wuchs in einfachen Verhältnissen auf: ihr lebhafter Geist und die bedrängte Lage der Familie waren die beiden Motoren, welche sie sehr frühzeitig literarischer Beschäftigung zuführten. Gedichte und Erzählungen waren die ersten Producte des jugendlichen Geistes, welchem eine Reise nach Paris und Italien bald neue und weitere Horizonte eröffnete, nachdem sie 1821 einem jungen Anwalt, Robert Jameson, die Hand gereicht hatte. Die Aufzeichnungen, welche auf dieser Reise entstanden, gelangten als anonymes Werk, unter dem Titel „The Diary of an Ennuyée", sehr bald in die Oeffentlichkeit. Ihnen folgten „The Loves of the Poets" und die „Celebrated Female Sovereigns". Hatten schon die Wanderungen in Italien ihre künstlerischen Neigungen angeregt, so wurden dieselben durch eine Reise in den Niederlanden weiter entwickelt: eine Zeit lang war ihr Sinn ganz mit Rubens, Rembrandt, Ruysdael erfüllt. Sie räumten dann Shakespeare den Platz, der Mrs. Jameson einige Jahre beschäftigte und ihr zu jener Serie von Essays über die weiblichen Charaktere des großen Dichters Anlaß gab, welche unter dem Titel „Characteristics of Woman" erschienen. Später hat sie Dante vor Allem angezogen. Epochemachend für ihr geistiges Leben ward indessen ihre Reise nach Deutschland 1833, wo sie rasch mit den vornehmsten Kreisen der Literatur Fühlung gewann, vornehmlich mit Tieck, dessen Shakespeare-Uebersetzung sie in hohem Grade angezogen hatte. Sie redete ihn englisch an, er antwortete deutsch. „Trotz seiner vorzüglichen Kenntniß unserer Sprache," erzählt sie, „sprach er nur selten englisch; französisch wollte er, so wenig wie Alfieri, reden." In Weimar besuchte sie „den leeren Thron des Genius" und trat in Beziehung sowohl zu den großherzoglichen Herrschaften als zu Goethe's Schwiegertochter, welche ihr eine dauernde Freundschaft zuwandte. In Dresden entzückte sie die Madonna di San Sisto, aber ebenso zog die feine, edle Persönlichkeit Tieck's sie an, und ihre dritte Freude daselbst war die Bekanntschaft mit Moriz Retzsch, dessen anmuthige Illustrationen zu Schiller, Goethe, Bürger und Shakespeare damals so großes Aufsehen machten.

---

[1]) Vergl. Memoirs of the life of Anna Jameson, author of „Sacred and legendary Art" etc. By her niece, Gerardine Macpherson. London 1878. 8°.

Mr. Jameson gibt eine reizende Beschreibung seines Ateliers „mit seinen allerliebsten schalkhaften Engelsköpfchen, von denen jedes im Stande ist, eine ganze Legion von Teufeln zu bändigen". Sie meint, wenn irgend Jemand, so müsse es Retzsch gelingen, die Idee einer Miranda, eines Caliban, einer Titania zu verwirklichen, „da in ihm das Groteske, Komische, Milde, Wundersame, Phantasievolle und Elegante sich zusammenfinden". In Frankfurt begeistert sich unsere Archäologin für Frau Schroeder-Devrient; sie sieht Dannecker's Ariadne und gibt uns eine eingehende Beurtheilung seines „Erlösers". Sie fand den betagten Künstler mit inniger Freude vor seinem eigenen Werke am Piedestal desselben stehen; er meinte, in schlechtem Französisch sich an sie wendend: „Oui, quand on a fait comme cela, on reste sur la terre." Und er fügte hinzu: oft sei er gefragt worden, woher er die Modelle für seine Werke genommen, er pflege darauf zu antworten: „Dort und hier," indem er die Hand auf sein Haupt und sein Herz lege.

Hoch erwünscht war Frau Jameson die Bekanntschaft mit A. W. von Schlegel. „Für mein Theil," meint sie, „höre ich ihn lieber von Romeo und Julie und von Frau von Staël reden als von den Ramayana, Bhagvat-Gita oder den „Eastern Confut-cyee": sicher ein Ausfluß meiner eigenen Unwissenheit. Die Conversation gleicht einer Leier mit sieben Saiten, sie heißen: Philosophie, Kunst, Poesie, Politik, Liebe, Scandal und Wetter. Es gibt Professoren, wie Paganini, die höchst geschickt auf einer einzigen Saite, Andere, welche das ganze Instrument zu spielen wissen, und die es mit Meisterhand von unten bis oben schlagen. Schlegel gehört zu Letzteren. Er kann Baß und Fistel spielen und ganz allein ein vollständiges Concert geben. Niemand kann scherzen wie er, Niemand in wenig Stunden abwechselnd den Kritiker, Philologen, Dichter, den Philosophen und obendrein den Weltmann herauskehren, Niemand reizender erzählen oder irgend einen Einfall glücklicher verwerthen. Er erzählte mir manche interessanten Dinge. Ich betrachtete eines Morgens eine ihm von Frau von Staël geschenkte prächtige, in Maroquin gebundene Ausgabe der „Corinna"; „wissen Sie auch," sagte er da, „daß ich in diesem Buch figurire!" Ich fragte: „In welcher Rolle?" Er ließ mich rathen, und ich rieth scherzend auf den Grafen von Erfeuil. „Nein, nein," rief er lachend, „ich bin verewigt in dem Prinzen von Castel Forte, dem glaubensvollen, demüthigen, nichts für sich verlangenden Freunde Corinna's."

Auch in München, welches damals anfing, eine Stadt zu werden, befand sich unsere Engländerin sehr wohl. Sie hält dafür, daß es nach Venedig die schönste „City" ist: man begegnet ihr freundlich, sie sieht sich gefeiert wie eine Prinzessin. Aus all' diesen schönen Erinnerungen entsteht ihr vierbändiges Werk „Visits and Sketches" (1834), welches ihre Landsleute noch vor Carlyle eine Menge neuer Dinge über Deutschland lehrte. Im folgenden Jahre finden wir Frau Jameson abermals in Deutschland. Sie besucht Berlin und Weimar. Am weimarischen Hofe aß sie mit Alexander von Humboldt (11. Januar 1836), der zwei Tage in Weimar zubrachte und meist mit Ottilie von Goethe zusammen war. „Er erstaunte mich, amüsirte mich, interessirte mich und drehte mir halb den Kopf herum. Glücklicher Weise hat er eine Leidenschaft für die Conversation, ich möchte sagen eine Manie; er erzählt unablässig und so bewundernswerth,

daß man dem Himmel dafür danken muß. Er kennt Alles und Alle, hat Alles, von einem Pol zum anderen, gesehen. Er spricht alle modernen Sprachen, ist mit der Literatur aller Völker vertraut: nichts gab mir eine so hohe Vorstellung von seiner Universalität, als daß er meinen Namen und alle meine Schriften kannte. Ich arme Kleine! Ich fühlte mich, wie ich zu ihm aufblickte, wie einem Maulwurfshügel gegenüber den Anden. Ich bekenne, daß ich mit seinen Ansichten und Speculationen, so weit ich sie mir klar machen konnte, nicht einverstanden bin; aber was Darstellung des Thatsächlichen und die Charakteristik der Dinge angeht, war er entzückend, eine wandernde Encyklopädie, eine ambulante Bildergalerie und obendrein ein vollendeter Hofmann."

Eine Reise nach Canada, wo ihr Mann unterdessen eine Stellung gefunden hatte, unterbrach diese Studien auf dem europäischen Festland. Es war keine Kleinigkeit für sie, jene Länder und Menschen zu verlassen, mit denen sie bisher geistig zusammengelebt hatte. Sie erzählt, wie sie einmal, weinend über all' das, was sie daran gegeben, zu Bette ging und sich plötzlich einer Anekdote erinnerte, die sie mitten durch ihre Thränen hindurch lachen machte. Es war die Geschichte von Madame de Boufflers, welche „avec tant de sérieux et de sentiment" erklärte, sie sei bereit, als Botschafterin nach England zu gehen, aber nur unter der Bedingung, daß sie „vingt-cinq ou vingt-six de ses amis intimes" und dazu noch sechzig oder siebzig andere Personen mitnehmen dürfe, deren sie zu ihrem Glück absolut bedürfe. Ich weiß nicht, ob Madame de Boufflers sich schließlich zu der Gesandtschaft entschlossen hat: Mrs. Jameson hat sich sicher in Amerika nie wohl befunden; sie gibt nur melancholische Berichte über die Natur des Landes und seine Bewohner. Nach einer zweimonatlichen Expedition nach dem Huronensee und zu den Indianerstämmen der Umgegend kehrt sie (1838) nach England zurück, wo sie sich intensiver noch als früher kunstgeschichtlichen Studien hingibt. Waagen's Schrift über Rubens gibt ihr nächste Veranlassung dazu. Eine Reihe von Darstellungen über die altitalienischen Meister für das „Penny Magazine" war die erste Frucht dieser Studien; sie wurde 1858 und 1859 neu herausgegeben und 1862 von Ferdinand Labour ins Französische übersetzt. Im Januar 1842 folgte diesen ein „Handbook to the public galleries in and near London". Im Jahre 1841 war die Verfasserin nach Paris gegangen, wo sie mit Rio bekannt wurde — ein großes Ereigniß ihres Lebens, wie sie selbst erachtet. Mit ihm und Triqueti hatte sie die Sammlungen des Louvre durchgearbeitet und Vieles gelernt. Sie hatte in Paris ausschließlich den Bildern gelebt, sonst nur zweimal die Oper besucht und die Rachel gesehen. Ich begreife, daß Rio damals tiefen Eindruck auf sie machen mußte und mit seinen Ansichten eine große Umwälzung in ihren Anschauungen hervorzurufen im Stande war. Der erste Band seiner Geschichte der christlichen Kunst war kurz zuvor erschienen. Viele Jahre später hat Rio mir mit Humor erzählt, welchen Erfolg das Buch im ersten Jahre nach seinem Erscheinen hatte. Der Verleger hatte just zwölf Exemplare verkauft, und Delécluze, das Kunstorakel des „Journal des Débats", fragte Herrn Rio einmal allen Ernstes, ob er eine Mystification des Publicums beabsichtigt habe. Bis dahin hatten die von Diderot und Cochin im achtzehnten Jahrhundert vorgetragenen Ansichten in Frankreich absolute Geltung. Man sah

den Höhepunkt der italienischen Kunst in der eklektischen Schule der Bolognesen: die Caracci, Domenichino, G. Reni galten mehr als Raffael, und noch wenige Jahre zuvor hatte Frankreichs größter Schriftsteller, Chateaubriand, ganz in diesem Sinne sich über die Kunst Italiens geäußert. Rio, welcher nach dem Aufgeben seiner diplomatischen Laufbahn sich lange in Deutschland aufgehalten, und dort, im Verkehr mit den letzten Ausläufern der romantischen Bewegung, namentlich aber mit dem Begründer unserer modernen Kunstwissenschaft, dem Freiherrn von Rumohr, die Grundlage einer wissenschaftlichen Behandlung der Kunstgeschichte gewonnen hatte, trat nun mit der These hervor, daß die italienische Kunst sich bis auf Raffael in aufsteigender, seit seinem Tode in absteigender Richtung bewegt habe und der Eklekticismus der Bolognesen nur ein Stadium ihres Verfalles darstelle. So selbstverständlich uns das heute ist, so unverständlich war das den Franzosen von 1838, und es bedurfte der kräftigen Einwirkung der von Montalembert, Caumont u. A. getragenen romantischen Bewegung, um dieser neuen Anschauung zum Durchbruch zu verhelfen. Sie war für Mrs. Jameson maßgebend, und von da ab sehen wir sie mit der ganzen Energie ihres Wesens dem Studium der älteren christlichen Kunst, besonders Italiens, sich hingeben, und allmälig das Werk ihres Lebens, die große Ikonographie der christlichen Kunst, entstehen. Sie begibt sich wieder jenseits der Alpen: Venedig ist einer der ersten Plätze, der sie fesselt, und voll Begeisterung theilt sie ihren Freunden die Entdeckung von Tizian's Hause mit: „Nach einer Wanderung durch die Kirchen und Paläste Venedigs, nachdem wir Tag für Tag mit neuem Entzücken die „Darstellung Mariens im Tempel" und die „Assunta" gesehen, beschlossen wir, unseren Aufenthalt mit einem Besuche in dem Hause zu schließen, in welchem der große Altmeister über fünfzig Jahre, die Hälfte seines Lebens, gewohnt hat, wo er lebte und liebte, wo er mit Aretino und Sansovino, mit Bembo und Bernardo Tasso lachte und scherzte, wo er die schwarzäugigen venetianischen Damen bewillkommnete und fremde Fürsten unterhielt, wo er der Schönheit Unsterblichkeit verlieh und dann starb — ach, welch' eines Todes! eines Todes, der in seinem Schrecken und seiner Scheußlichkeit all' die Bitterniß eines ganzen Lebens in wenig Stunden zusammenfaßte." Mrs. Jameson klagte über den elenden Zustand, in welchem sich damals die Casa Tiziana befand. „Vor vierzig Jahren sah man noch in einem Zimmer eine reizende Gruppe tanzender Cupidos. Einer der Miether wollte sie wegwaschen; als man ihn auf den Werth dieser Wandgemälde aufmerksam machte, versuchte er den Kalkbewurf von der Wand abzulösen, um ihn zu verkaufen. Was aus diesen Reliquien geworden ist, weiß man nicht: in solche Hände kam Tizian's Wohnhaus!" Heute würde die Verfasserin noch Weiteres zu klagen haben: denn das Haus des unsterblichen Meisters ist längst dem Erdboden gleich gemacht!

Im Jahre 1847 begab sich Mrs. Jameson wieder nach Rom, wo eine Colonie englischer Celebritäten, Männer und Frauen — Francis Sylvester O'Mahoney (Father Prout, über den ich die Leser der „Deutschen Rundschau" ein anderes Mal zu unterhalten gedenke), Charles Hemans, Richard Wyatt, Penry Williams, Lady Charlotte Bury, Mrs. Butler sie empfingen, und der Verkehr mit Minardi, Cornelius, Overbeck, mit Lotte's Sohn, dem alten Kestner, mit dem Archäologen

E. Braun ihr eine Quelle neuer Belehrung ward. Andere Berühmtheiten fanden sich ein, um diesen Winter anziehend zu machen, in welchem sich, wie unsere Reisende meinte, Pius IX. mit seinen liberalen Reformen eben anschickte, ein christlicher Harun-al-Raschid des neunzehnten Jahrhunderts zu werden. Da kamen Mr. und Mrs. Cobden, Lord Walpole, von näheren Freundinnen der Reisenden Frau von Goethe und Miß Montgomery, jenes Urmodell einer englischen Touristin, welche in einer Zeit, wo es bereits Eisenbahnen und Hôtels gab, ein halbes Jahrhundert auf dem Continent reiste, stets in ihrem Reisewagen, der ihr Wohnhaus, Schlafzimmer und Dining-room war. Sie war eine Verwandte von Lord Byron, mit dessen Gemahlin Mrs. Jameson lange Zeit in innigster Freundschaft lebte, bis ein nicht näher bekannter Umstand diese Beziehung unwiderruflich zerstörte: ein für Mrs. Jameson höchst schmerzliches Ereigniß, das uns in Anbetracht des vielberufenen Charakters von Lady Byron nicht sehr befremden kann. Unsere Reisende wohnte damals mit einigen ihrer Freunde und mit der Nichte, welche ihr Leben später schrieb, am spanischen Platz über der Spithöver'schen Buchhandlung. Wer kennt sie nicht, diese wundervolle Piazza di Spagna, mit dem köstlichen Springbrunnen, mit der herrlichen, von den schönen Modellen der Sabinerberge bevölkerten Treppe, die zu S. Trinità de' Monti hinaufführt, mit dem reichen, ewig wechselnden Leben der Fremden, das sich hier concentrirt: Mrs. Jameson gab, wie wir Alle, der Piazza den Vorzug zum Wohnen; aber ihre eigentliche Lieblingsstätte waren die stillen Hügel des Coelius, Esquilin und Aventin mit ihren alten Kirchen und Klöstern, ihren einsamen Gärten und Vignen, hier eine Gruppe melancholischer Cypressen, dort eine luftige Pinie oder eine majestätische Palme: in der benachbarten Basilika die kostbaren Schöpfungen längst heimgegangener Geschlechter, ein marmorner Altar, wundervolle Porphyrsäulen, die ernsthaften Mosaiken altchristlicher Jahrhunderte mit der schweigenden Majestät ihrer überwältigenden Sprache. Schon damals mußte Mrs. Jameson über so manches Moderne, das auch in diese heiligen Stätten eindrang, Klage führen — was würde sie heute sagen! „Und doch," fügt sie hinzu, „bleibt so Vieles, so Vieles, um das Herz zu erheben, es aufzurichten, so Vieles, das nimmer aus dem Gedächtniß schwindet, so Vieles, das fortan ein Stück unseres Lebens bildet!"

Und welchem wirklichen Archäologen wären jene Dinge, jene Reste des Alterthums, nicht ein Stück seines Lebens — vollends, wenn ihm die Gegenwart nichts mehr sagt, und er nichts mehr zu sagen hat als des Dichters Wort: „poco spera, nulla chiede!"

Ein Jahr später, inmitten der europäischen Revolution von 1848, treffen wir Mrs. Jameson in Irland. Auch diese Reise sollte ihr bedeutsam werden. Sie hatte als Protestantin ihre ausgesprochenen Aversionen: nun trifft sie in einer kleinen Stadt des nördlichen Irland auf einen römisch-katholischen Gottesdienst. Der Prediger erklärt das Wort des Herrn: Liebe Deinen Nächsten, und was sie hört und um sich sieht, ergreift sie auf das Tiefste, und sie schreibt in ihr Tagebuch: „Nie sah ich eine Versammlung, die aufmerksamer, ehrfurchtsvoller offenbar mehr bewegt und erbaut war als diese."

Unterdessen war Mrs. Jamesons Hauptwerk die „Sacred and Legendary-Art“ (1848) erschienen. Man wird Robert Peel nicht für eine Autorität in Sachen der Kunstgeschichte erklären. Aber sein begeisterter Brief an die Verfasserin, deren „eloquent and beautiful volumes“ er preist, mag eine Vorstellung davon geben, welchen Eindruck das Werk in gebildeten Laienkreisen hervorrief. Diesen Eindruck gibt auch Longfellow wieder, der Mrs. Jameson aus Amerika schrieb: „Das Buch bringt in meiner Seele eine ähnliche Wirkung hervor, wie diejenige, welche große Orgelspieler hervorbrachten, indem sie, während ihre Finger mit andern Tasten beschäftigt scheinen, plötzlich ungeahnte Schlüssel ihres Instrumentes öffnen und einen ungebrochenen Strom von Melodien dahinrauschen lassen. Da liegen Ihre Bände, und es ist mir, als drückten sie auf meinen Gedanken und zwängen ihn zu ununterbrochener Musik! Gott segne Sie für dies Buch!“

Dieser „Sacred and Legendary-Art“, welche, soviel mir bekannt ist, sieben Auflagen (letzte 1874) erlebte, folgten noch drei andere Werke, welche sich als Erweiterungen und Fortsetzungen derselben darstellen: 1852 die „Legends of the Madonna“ (fünfte Auflage 1872), die „Legends of the Monastic Orders“ (fünfte Auflage 1872) und die „History of Our Lord and of St. John the Baptist“ [1]), welch' letztere die Verfasserin zum Theil in Florenz ausarbeitete. Immer und immer wieder war sie zurückgekehrt in dies heilige Land der Kunst, wo jede Last des Lebens sich leichter trägt, wo der süße Duft seiner lebenden Blumen und der süßere Duft seiner hingestorbenen Poesie uns über die Leiden des Körpers und des Gemüthes hinwegtäuscht. Rom vor Allem war ihr theurer, sie brach in Enthusiasmus aus, inmitten dieser gewaltigen Natur, inmitten der antiken Denkmäler, inmitten der heiligen Reste alten Christenthums! „Da ist,“ schreibt sie, „keine Cypresse auf den Hügeln Roms, keine Weinranke, die über die schattigen Gärten hinaussprießt, kein Bild in den großen Galerien und Villen, keine Katakombe, kein Märtyrergrab unter den Siebenhügeln der Stadt, das nicht mit lebendigen Fasern in meinen Geist und meine Einbildungskraft hineingewachsen wäre und die theuersten persönlichen Erinnerungen für mich in sich birgt.“ Vor Allem waren die Bilder für sie wie eine offene klare Schrift: sie blickte sie an und verstand sofort, was der Meister mit ihnen gewollt hatte.

Mrs. Jameson hatte in ihren drei letztgenannten Hauptwerken, der eigentlichen Arbeit ihres Lebens, eine nahezu vollständige Ikonographie der christlichen Kunst zu geben unternommen. Wenigstens sind die wichtigsten Themata derselben, die Darstellungen Gottes, Jesu Christi, der Madonna, der Apostel, der namhaftesten Märtyrer und Ordensstifter in diesen sechs Bänden behandelt. Weder vor ihr noch nach ihr ist der Gegenstand in ähnlicher Weise und ähnlicher Ausdehnung behandelt worden. Die älteren ikonographischen Werke waren rein dilettantisch: erst seit die classische Archäologie die Grundsätze der modernen Kritik auf die Ikonographie der Griechen und Römer angewandt, und ein Vorbild wissenschaftlicher Behandlung eines solchen Vorwurfs aufgestellt hatte, konnte an eine ernstgemeinte

[1]) Letzteres Werk wurde erst nach der Verfasserin Tode durch ihre Freundin, Lady Eastlake, herausgegeben (1864); dritte Auflage 1872.

Ikonographie unserer altchristlichen Denkmäler gedacht werden. Mrs. Jameson war die Erste, welche den Versuch einer solchen in größerem Maßstabe wagte. Ihr war klar geworden — und darin lag der Fortschritt, welchen ihre Arbeit bezeichnet — daß, um die ungeheuere Aufgabe zu bewältigen, vor Allem zwei Dinge geschehen müßten. Man durfte sich nicht beschränken auf die Zugrundelegung eines nur unvollständigen, mehr oder weniger dem bloßen Zufall verdankten Materials; und: es mußte nicht bloß alles Erreichbare an Monumenten gesehen und geprüft werden, sondern es mußten auch die Denkmäler der Literatur und Poesie in steter Parallele mit denjenigen der bildenden Künste gesetzt werden. Es ward ihr klar, daß hier die einen die anderen erklärten, und daß, wer auf den Namen eines Archäologen Anspruch erheben wollte, den Geist seines Volkes in allen seinen monumentalen und literarischen Offenbarungen zugleich studirt haben müsse. Mrs. Jameson war bestrebt, das Sinnen und Trachten der christlichen Vorzeit aus den Werken der Väter kennen zu lernen. Sie sah in den Hymnen des Mittelalters, in den Schriften der Mystiker die Quellen jener Kunstvorstellungen, die uns in den Wand- und Glasmalereien unserer Kathedralen, in den entzückenden Schöpfungen eines Fiesole entgegentreten. Sie hat vorzüglich auch das Verdienst, eindringlich auf Dante's Bedeutung für die bildende Kunst des Mittelalters hingewiesen zu haben. Und das Alles geschieht nicht in der Form trockener Abhandlungen und ermüdender Nomenclaturen. Ein jeder ihrer Artikel stellt einen kleinen Essay dar; er lehrt uns, welchen Platz die Madonna oder St. Katharina oder eine andere Heilige in der Erinnerung und in der Phantasie vergangener Jahrhunderte eingenommen hat; wir sehen die heiligen Gestalten förmlich vor unseren Augen hinschweben, in dem ganzen Zauber poetischer Vollendung, den ihnen die kindliche Phantasie des Mittelalters lieh, in der vollen Gewalt, die sie über die Gemüther übten, und die, man mag über die religiöse Seite der Sache denken wie man will, sicher die Wirkung gehabt hat, Gestalten von unendlicher Schönheit, Gebilde von unsagbarer Idealität, geschaffen zu haben. Wenn aber das, was wir hier Alle bewundern und lieben, seien es die Bilder von S. Marco in Florenz, seien es die Fresken der Loggien, und Stanzen im Vatican — wenn das für uns Alle — Katholiken oder Protestanten — ewige, allgemein menschliche Gültigkeit gewonnen hat; dann hat die Wissenschaft, welche den Sinn dieser Darstellungen aufschließt, dann hat die „Ikonographie der Heiligen" doch auch einen allgemeinen und höhern Werth, dann darf sie sich richten an die Theilnahme aller Gebildeten. Diesen sie näher zu bringen, war Mrs. Jameson's Lebensaufgabe, und sie hat dieselbe, wenigstens für England, im Ganzen gelöst. Fragte man mich nach dem Werthe ihrer Arbeiten im Lichte der heutigen Forschung, so ist Manches einzuwenden. Als Mrs. Jameson schrieb, war die Reconstruction oder vielmehr die eigentliche wissenschaftliche Begründung der christlichen Archäologie kaum erst eingeleitet. Noch hatten die großen Publicationen de Rossi's das Fundament für die Erklärung der altchristlichen Bildwerke nicht geschaffen; noch war man sich nicht klar über den gänzlich verschiedenartigen Charakter der altchristlichen und mittelalterlichen Symbolik, und noch war man entfernt davon, in allen Stücken die richtigen Principien für die Interpretation der Bilder der romanischen und gothischen Kunst gewonnen zu haben;

noch irrte man endlich völlig in der Beurtheilung des Einflusses, welchen der Byzantinismus auf die abendländische Kunst ausgeübt hatte. Heute haben wir uns verbesserter Kenntniß in all' diesen Dingen zu rühmen: aber noch immer besitzen wir keine genügende Ikonographie des Mittelalters. Seit man angefangen hat, Kunsttopographien der einzelnen Länder herauszugeben, ist uns erst recht klar geworden, wie unvollständig das Material ist, auf welchem alle bisherigen Bearbeitungen des Gegenstandes aufgebaut sind. Was wir heute an Material besitzen, übertrifft dasjenige der Mrs. Jameson sicher um das Zehnfache: aber blicke ich auf die Tausende von Schedulae, auf denen ich seit fast dreißig Jahren meine Lesefrüchte auf diesem Gebiete eingetragen, so dient es mir, um mich zu überzeugen, wie weit wir noch von dem Ziele entfernt sind. Immer aber noch nehme ich voll Dankes und voll Anerkennung die Bücher der Mrs. Jameson zur Hand, und ich bewundere die Energie und den Muth dieser Frau, welche für ihre Zeit Etwas wagte, was wir uns heute nicht mehr oder noch nicht zu unternehmen getrauen.

Es hat der gelehrten Forscherin in ihren sterblichen Tagen an Anerkennung übrigens nicht gefehlt. Wir sahen, wie die bedeutendsten Menschen der Zeit sie mit ihrer Freundschaft beehrten. Seit dem Jahre 1851 hatte ihr die Königin von England eine Pension von 100 Pfund auf die Krone angewiesen. Ihre letzten Jahre waren durch körperliche Leiden heimgesucht, die sie nicht hinderten, einen großen Theil des Tages dem Studium im britischen Museum zu widmen. Ein Brustleiden setzte ihrem Leben und ihrem Wirken ein Ende (1859): in jenen Tagen, die dem Tode vorausgingen, umschwebte die Erinnerung an die herrlichen Schätze, die der Director des British Museums, Herr Panizzi, ihr kürzlich vorgelegt, an die kostbaren Miniaturen und Stiche dieser unvergleichlichen Sammlung, ihr Krankenbett, und die poetischen Gestalten der Vorzeit, denen sie das beste Stück ihres Lebens gewidmet, gaben ihr das Geleite ins Jenseits.

II.

Anna Jameson hatte auf dem ihr eigensten Gebiet eine Rivalin dicht neben sich. Luisa Twining kann ihr an Ausdehnung der literarischen Thätigkeit, und auch wohl an Anmuth und Reichthum des Geistes nicht verglichen werden. Aber auch ihre ikonographischen Publicationen: „Symbols and emblems of early and mediaeval christian Art" (London 1855) und „Types and figures of the Bible, illustrated by the Art" ꝛc. (London 1855) erfreuten sich des Beifalles: sie sind nicht bloß in England, sondern auch bei uns verbreitet, und werden vielfach angeführt. L. Twining hat sich gleichfalls nicht bloß auf das gedruckte Material beschränkt, sie geht ebenso dem handschriftlichen und unedirten nach, und es gebührt auch dieser Dame ein ehrenvoller Platz in der Literatur unserer christlichen Archäologie. Weit bedeutender aber ist die gelehrte Wirksamkeit einer dritten Tochter des Inselreiches, die noch unter den Lebenden weilt und sich in der gesammten Gelehrtenrepublik eines bewährten Rufes erfreut. Das ist Miß Margaret Stokes, irre ich nicht, die Tochter eines Dubliner Professors, welche sich ganz auf das Gebiet der irischen Antiquitäten geworfen hat. Ihre Betheiligung an der Herausgabe des großen von Lord Dunraven begründeten Werkes

über die Alterthümer Irlands hat ihren Ruf begründet[1]). Dann bereicherte sie die keltische Forschung mit einem Quellenwerk ersten Ranges, in welchem sie die von George Petrie gesammelten frühchristlichen Inschriften Irlands publicirte: eine Arbeit, welche ebenso der christlichen Epigraphik, wie der erst aufblühenden und mühsam sichern Boden gewinnenden keltischen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte zu statten kam[2]). Ihre neueste Leistung ist ein Bändchen, welches ich allen Besuchern Londons und Großbritanniens als Führer durch das Gebiet der christlichen Alterthümer der Inseln empfehlen möchte[3]). Bekanntlich hat die Verwaltung des South Kensington Museum neben so manchen andern praktischen, auf dem Continent leider noch nicht allweg nachgeahmten Einrichtungen auch die Herausgabe billiger illustrirter Kataloge und darstellender Führer durch die verschiedenen Gebiete dieser unermeßlichen Sammlung veranstaltet. Von den ersten Handbüchern dieser Art war Maskell's „Erklärung der altchristlichen und mittelalterlichen Elfenbeinsculpturen" eines der besten. Diesem steht nun würdig Miß Stokes' Compendium zur Seite, welches, sich anlehnend an die Bestände und Abgüsse des South Kensington Museums, einen höchst belehrenden und bei aller Kürze vollständigen Ueberblick über die frühchristlichen Denkmäler Irlands und Englands gibt: ein Schriftchen, dem wir in Deutschland nichts Aehnliches zu vergleichen haben, und das auf jeder Seite von der Sachkenntniß und dem gesunden kritischen Urtheil der Verfasserin rühmliches Zeugniß ablegt. Kein Mann hätte das besser machen können, als diese wackere Collegin, der ich hiermit eine macte virtute über den Canal zurufen möchte.

Nur wenige Worte kann ich über einige „Archäologinnen" sagen, welche dem Continent angehören, deren Lebensverhältnisse mir indessen weniger bekannt sind, und deren Arbeitsgebiet dem meinigen ferner liegt, als das der Genannten. Da wären zwei Frauen zu nennen, welche ihren Gatten bei großartigen und die Welt mit ihrem Ruhm erfüllenden Forschungen und Ausgrabungen eine wirkliche Stütze gewesen sind: Frau Dr. Schliemann in Athen und Madame Dieulafoy in Paris. In wie weit beide Frauen eine fachmännische Ausbildung gewonnen haben, entzieht sich meiner Beurtheilung: vor dem Muthe, der Hingebung, der Begeisterung beider Damen für ein hohes wissenschaftliches Ziel, vor ihrer Ausdauer und Energie muß Jeder Hochachtung empfinden. Diese Namen werden stets genannt werden als Beweis, daß auch Aufgaben, welche schwere körperliche Mühsal, Strapazen und Gefahren aller Art mit sich führen, von Vertreterinnen des zarten Geschlechtes erfolgreich gelöst oder unterstützt werden konnten. Für unsere Wissenschaft fällt das durchaus in die Wagschale: denn sicher ist die Archäologie eine der Disciplinen, welche es ihren Jüngern nicht leicht macht. Wer nicht im Stande oder nicht gewillt ist, jeden Augenblick mit

---

[1]) Lord Dunraven, Notes on Irish Architecture. Edited by Margaret Stokes. London. 1875—1877. 2 voll. 4°.

[2]) Christian Inscriptions in the Irish Language chiefly collected and drawn by Georgie Petrie, edited by M. Stokes (Ann. Vol. of the Royal Hist. and Arch. Association of Ireland). Dublin. 1870—1878.

[3]) Early Christian Art in Ireland. By Margaret Stokes. Published for the Committee of Council on Education. London. 1878 (South Kensington Museum. Art Handbooks).

seiner Person zu bezahlen, wer nicht zu wollen versteht, dem sind die Pforten dieses Reiches verschlossen: die reife Frucht der Erkenntniß fällt hier keinem Bequemen in den Schoß.

Nur kurz erwähnt seien auch zwei andere Frauen. In den vierziger und fünfziger Jahren begleitete die verstorbene Frau Sibylla Mertens-Schaffhausen die Bestrebungen der „Alterthumsfreunde im Rheinland" mit verständnißvoller und ersprießlicher Theilnahme. Das sind nun schon manche Jahre her: der vollen Gegenwart aber gehört das Interesse an, welches eine in allen archäologischen Kreisen verehrte, nicht minder durch ihren Geist, wie durch ihre Geburt hervorragende Dame, die Gattin des Professor Helbig in Rom, der classischen Alterthumswissenschaft und der Kunstgeschichte zuwendet. Der Name ihres Gemahls ist den besten Zeiten des Deutschen archäologischen Institutes auf immer verknüpft; wer von uns gedenkt nicht mit Wehmuth der langen schönen Jahre, wo der unvergeßliche Henzen an der Spitze derselben stand, und Alles, was sich von Archäologen in Rom zusammenfand, durch seine und der Helbig's wissenschaftliche und gesellige Tugenden zu einem wahren Familienleben verbunden wurde. Nun ist auch das dahin — aber es blieb uns doch jener gastliche Herd, droben in der herrlichen Villa bei St. Onofrio, welche Professor Helbig, nach seinem Auszug aus dem Capitol bewohnt und von deren Decken Giulio Romano lächelnd herabschaut auf das Leben und Treiben von Menschen, die werth sind, mit den Göttern der Renaissance unter einem Dache zu wohnen.

Wir haben Frau Helbig begrüßt: kehren wir über die Tiber zurück in die ewige Stadt und treten wir, nahe bei S. Maria in Campitelli, in den Palast der Frau ein, welche heute unzweifelhaft den Reigen der archäologischen Damen anführt, und welcher der Rest dieser Blätter gewidmet sei.

III.

Donna Ersilia Caetani-Lovatelli ist die Tochter des am 11. November 1883 im Alter von 79 Jahren verstorbenen Herzogs Michelangelo Caetani-Sermoneta und die Schwester von Don Onorato, der bis zum Tode des Vaters den Titel eines Principe von Teano führte und jetzt das Haupt der Caetani'schen Familie ist. Seit den Tagen jenes herrschgewaltigen Papstes, den die Caetani als zweiten aus ihrem Hause lieferten, seit Bonifacius VIII., den Dante zürnend „lo principe de' farisei" genannt, ist die Familie eine der erlauchtesten Roms: sie hat neben den Colonna und Orsini den höchsten Rang im römischen Adel und erfreut sich noch heute eines ausgedehnten Besitzes, den der verstorbene Herzog vortrefflich verwaltete. Steigt man die Treppe des großen Caetanischen Palastes hinan, so begegnet man einer lateinischen Inschrift, die Don Michelangelo sich selber gesetzt als „dem, der die Schulden seiner Väter bezahlt — ein seltenes Ding in der Geschichte der römischen Aristokratie." Es war ein merkwürdiges Original, der alte, blinde Duca, den ganz Rom kannte, und der sein Rom wie kein Anderer auswendig wußte. Sein Wesen entbehrte nicht manches bizarren Zuges, aber es war gänzlich frei von jenem Riesenzopf, der, wie Gino Capponi einmal sagt, dem römischen Adel bis auf den Boden herunterhängt. Freilich war er seiner fast königlichen Abkunft sich bewußt und

stolz darauf: aber selbst wo dieser Adelsstolz durchbrach, geschah es nicht ohne jenen Humor und jene Selbstironie, die Don Michelangelo so anziehend und liebenswürdig machten. So meinte er einmal, von einer Heirath sprechend, die, ich glaube vor zweihundert Jahren zwischen einem Farnese und einer Caetani geschlossen wurde: „Wir haben uns damals lange bedacht, ehe wir diese Mesalliance zugaben." Und von der römischen Frage redend, äußerte er scherzend: „Ich weiß nicht, warum die Carignan und die Pecci sich nicht verständigen sollten; sind sie doch alle beide eigentlich nur Landjunker." Don Michelangelo hatte in dem bekannten Philologen und Archäologen Emilio Sarti einen vortrefflichen Lehrer seiner Jugend gehabt. Ihm und dem steten Umgang mit den bedeutendsten Alterthumsfreunden Roms verdankte er seine wunderbare Bekanntschaft mit den antiken Denkmälern; sich selbst aber und seiner beharrlichen Arbeit seine beispiellose Vertrautheit mit Dante, dessen „Divina Commedia" er seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre auswendig wußte und von der er in seinen späteren Jahren noch an Troya schrieb: „Immer und immer bin ich von diesem göttlichen Gedicht erfüllt und entzückt — sempre vago e amoroso." Verschiedene Schriften zeugen von seiner ernsthaften Beschäftigung mit der Dichtung, welche er in einem Briefe an den nun auch dahingegangenen Giuliani (13. März 1857) „das größte Kunstwerk nennt, welches der menschliche Geist je hervorgebracht hat". In politischer Beziehung war der Herzog stets den gemäßigt liberalen Ideen zugethan. Er begrüßte die constitutionelle Aera Pius IX. und diente ihr; nach der Ermordung Pellegrino Rossi's zog er sich indessen auf seine Villa in Frascati zurück und blieb der Politik ferne, bis Rom italienisch ward. Der General Cadorna, welcher im September 1870 die Residenz des Papstes besetzte, bat ihn, den Vorsitz der Giunta zu übernehmen: in dieser Eigenschaft überreichte der Herzog von Sermoneta dem König Victor Emanuel das Plebiscit, welches Rom mit Italien vereinigte. Indessen blieb Caetani nicht lange an der Spitze der städtischen Verwaltung. Er fand bald, wie er sich ausdrückte, daß die Piemontesen noch größere Thorheiten begingen als die Päpstlichen und zog sich für immer von der politischen Schaubühne zurück. In religiöser Hinsicht war er immer Katholik geblieben, er ist auch als solcher gestorben. Das war der Mann, den Donna Erfilia als ihren Vater verehrt. Die Liebe zum Alterthum, das Verständniß und die Freude an den antiken Monumenten war in diesem Hause etwas so Selbstverständliches, daß die Tochter diese Dinge ebenso spielend lernte, wie andere Mädchen die kindischen oder eitlen Grillen und Unterhaltungen der Weltdamen gewissermaßen mit der Muttermilch einsaugen. Der Umgang mit den großen Gelehrten, welche den Palazzo Caetani besuchten und mit dem Vater freundschaftlich verkehrten, kam hinzu, um die junge Archäologin rasch auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft zu orientiren. Lateinische und griechische Sprache und Literatur wurden der Prinzessin so geläufig wie irgend einem unserer fachmännisch und akademisch ausgebildeten Philologen. Ich citirte einmal einen Ausspruch, ich weiß nicht mehr von Chateaubriand oder von Lamartine. „Aber wissen Sie auch," unterbrach mich Donna Erfilia, „von wem der Dichter diese Sentenz entliehen hat?" Und dann citirte sie mir ohne Weiteres den betreffenden Vers des Euripides. Donna Erfilia hatte ihre Hand dem aus dem

Ravennatischen stammenden Grafen Lovatelli gereicht: eine Ehe, deren Glück durch den frühen Tod des Letztern vor etwa dreizehn Jahren zerstört wurde. Mehrere Söhne, von denen der älteste jetzt italienischer Marineofficier ist, und zwei reizende Töchter, Donna Callista und Donna Rosalia, sind diesem Bündniß entsprossen. Ihnen ist die Mutter eine sorgsame Erzieherin, die ihre Pflichten vortrefflich zu erfüllen und ihre Güter zu verwalten weiß. Aber das hindert sie nicht, ihren Lieblingsstudien obzuliegen und, namentlich nach dem Heimgang ihres Gatten, in dem Studium des Alterthums Trost und Linderung ihres Schmerzes zu suchen. Auf meine Frage, welchen Studiengang sie zurückgelegt, antwortete sie mir jüngst: „Ich war Frau und Mutter mit achtzehn Jahren; bald nach der Geburt meines ältesten Sohnes begann ich mich langsam den Studien zuzuwenden, ohne je daran zu denken, etwas zu schreiben und drucken zu lassen. Daß es dazu kam, war reiner Zufall und geschah gelegentlich der Aufdeckung der Grabschrift des Crescens. Und da — ce n'est que le premier pas qui coûte —, nachdem ich einmal angefangen hatte zu schreiben, fuhr ich fort und gelangte dahin, wo Sie mich heute sehen." Eine Reihe archäologischer Abhandlungen erwarben ihr die Aufnahme in die unter Quintino Sella's Präsidium neuerrichtete königliche Akademie der Wissenschaften (Accademia de' Lincei): den Freitagssitzungen des deutschen archäologischen Instituts, den Monatssitzungen der von de Rossi und Bruzza begründeten Gesellschaft von Freunden des christlichen Alterthums ist sie eine treue Theilnehmerin. Vor Allem aber ist ihr Haus der Sammelpunkt der gesammten archäologischen Welt Roms, ich will lieber sagen, Europa's geworden. Donna Ersilia hat sich von dem zeitraubenden und inhaltsleeren Verkehr mit der rauschenden, dem Vergnügen und frivolem Zeitvertreib nachgehenden Leben des eleganten High-Life zurückgezogen; sie hat dafür aus ihrem Salon das Rendezvous aller Derer gemacht, welche Geist und Wissen nach Rom zusammenführt. Theodor Mommsen und Gregorovius sind hier alte, gern gesehene und gefeierte Gäste; de Rossi, der alte Hausfreund des Vaters, der selten nur Abends ausgeht, erscheint doch von Zeit zu Zeit und liefert, im Gegensatz zu uns nordischen Bären, den Beweis, daß man ein großer Alterthumsforscher und doch ein Mann von vollendeter Grazie des Benehmens und hinreißender Anmuth des Charakters sein kann. Die Vertreter der deutschen wie der französischen Schule begegnen sich hier auf neutralem Felde. Leblant und Geffroy, welche einander in der Leitung der französischen École d'archéologie ablösten, sind da häufige Besucher: Einer wie der Andere leuchtende Beispiele internationaler Liebenswürdigkeit und edelste Vertreter all' des Schönen und Anmuthigen, was der Geist und die Cultur unserer westlichen Nachbaren aufzuweisen vermag. Europa hätte keinen Krieg zu fürchten, wenn unser archäologisches Collegium an Donna Ersilia's prächtigem und erquickendem Kamin über seine Geschicke zu entscheiden hätte. Es ist leider nicht so, und wir haben da höchstens über die Auslegung eines alten Textes oder über die Interpretation eines antiken Sarkophags ein Wort mitzureden. An Kenntniß dieser Dinge aber steht die schöne und majestätische Herrin des Hauses ihren Gästen nicht nach, und um von ihrem Können einen Begriff zu geben, lade ich den Leser und die Leserin ein, sich die Früchte ihres Geistes näher anzusehen. Diese Publi-

cationen, meist in den Akademieschriften der Lincei, zum Theil in dem Bulletino der städtischen archäologischen Commission in Rom oder der „Nuova Antologia" erschienen, sind jetzt ihrer Mehrzahl nach in einem kürzlich ausgegebenen hübschen Bande[1]) vereinigt: sie beginnen mit dem im Jahre 1878 zuerst mitgetheilten Aufsatze über die Inschrift des Wagenlenkers Crescens. Die weitern Essays erörtern eine Aschenurne mit Darstellungen der eleusinischen Geheimnisse, ein antikes Mosaik mit einer Scene aus den Kämpfen des Circus, ein auf dem Esquilin gefundenes Basrelief mit der Hochzeit von Helena und Paris, eine Säulenbasis mit der Darstellung des Nil, ein Marmorköpfchen, das einem als Wagenlenker dienenden Knaben angehörte, eine Votivstele mit Minerva, die das Gorgonenhaupt trägt; wieder ein Mosaik mit den Wagenlenkern des Circus; eine 1878 auf dem Campo Verano gefundene niedliche Marmorstatuette, welche einen mit Nüssen spielenden nackten Knaben vorstellt; ein Glasgefäß des Museo archeologico in Florenz mit einer den dionysischen Cult betreffenden Scene; die Spielzeuge der antiken Kinderwelt, die hier unter dem Titel „Parvula" behandelt werden, endlich jene reizende, in so manchen Varianten wiederkehrende Darstellung von Amor und Psyche, in welcher das Zeitalter der Antonine wie in dem Raub der Proserpina und andern beliebten Sarkophagsculpturen die Idee der Unsterblichkeit und der in einem jenseitigen Leben zu erhoffenden glückseligen Wiedervereinignng sich gerne vor Augen führte: eine Darstellung, die in ihrer allgemein gültigen und des polytheistischen Beigeschmacks völlig entkleideten Beziehung von der altchristlichen Kunst einige Mal zugelassen wurde und schließlich auch in der neuern Kunst, bei Raffael und Canova wiederkehrt — wie die Verfasserin sagt „in jeglicher Hinsicht und unter jedem Gesichtspunkt stets eine der edelsten und zartesten Schöpfungen, die aus dem Geiste des Menschen hervorgingen: ein Sujet, in welchem sich die Theorie der Liebe zusammenfaßt, so wie sie Plato verstand; jener Liebe, welche in der Seele die Erinnerung an die ungeschaffene Schönheit wachruft, sie adelt und zum Himmel zurückführt, von dem sie gekommen ist." Nie ist dieser schöne Mythus des Alterthums schöner und liebenswürdiger behandelt worden, als in diesem zu wiederholten Malen auch für sich abgedruckten Aufsatze[2]). Nicht alle Studien der erlauchten Forscherin sind in dem erwähnten Sammelbande vereinigt: im Jahre 1882 kamen zwei weitere Bändchen heraus, von denen das eine das bei den Alten übliche Rosenfest behandelt, welches auch im Mittelalter und in unserer Zeit bei den christlichen Völkern seinen Nachhall hat, dann unter dem Titel „Tramonto Romano" die melancholische Betrachtung bringt, die sich der Archäologin inmitten des wundervollen Gartens der Villa Mattei aufdrängt, da, wo ihr Blick über die von der Abendsonne vergoldeten Ruinen des Cölius streift und der sterbende Tag sie an das ewige Sterben und Wiederaufleben dieser Welt gemahnt — mundus nunquam est, nascitur semper et moritur.

Ein letztes Werk Donna Ersilia's, das ich hier besprechen müßte und das zugleich ihr umfangreichstes, ist „Thanatos" überschrieben. Seit Jahren dachte ich

---

[1]) E. Caetani-Lovatelli, Antichi Monumenti illustrati. Roma. 1889.

[2]) Ersilia Caetani-Lovatelli, Amore e Psiche. Roma. 1883.

eine „Archäologie des Todes" zu schreiben und an den Denkmälern des Grabes jenen Gedanken, Leiden und Empfindungen nachzugehen, welche die menschliche Brust durchzogen, seit Todesbangen und Trennungsschmerz unter uns genannt werden. Das Jahr 1888 mußte den Plan in mir reifen: da kam mir die Freundin zuvor; wehmüthigen Sinnes las ich auf dem ersten Blatte ihr „ricordo di perenne amicizia" und über dem Texte das Motto „usque dum vivam et ultra." Ich weiß nicht, ob Jemand sich jemals aufrichtiger freuen konnte, daß ihm ein liebgewordenes Thema unerwarteter Weise weggenommen wurde: hier war die Freude eine wahre und leichte, denn Donna Erfilia's „Thanatos" verräth eine solche Belesenheit in alter und neuer Literatur, eine so vollkommene Vertrautheit mit dem Besten, was jemals über den Tod und den Todesgedanken geschrieben wurde; er zeigt ein so feines Verständniß, ein so tiefes Eindringen in den Sinn der Kunstwerke, welche dies Thema von so lieblicher Furchtbarkeit behandeln, daß ich von Seite zu Seite von steigender Bewunderung ergriffen wurde. Ich denke mir, Niemand, auch kein Laie in archäologischen Dingen, wird dies „Todesbüchlein" ohne Gewinn und Erhebung lesen: die archäologische Erudition der Verfasserin und ihr von sanfter Schwermuth getragener Geist hat sich hier ein edles Denkmal gestiftet: stimmen wir ihr bei, wenn sie am Schlusse ihrer Betrachtung die Aufforderung des Sokrates wiederholt: guten Muthes zu sein in Bezug auf den Tod — *εὐέλπιδας εἶναι πρὸς τὸν θάνατον* (Plat. Apol. Socrat. 33), da das kein Uebel für uns sein könne, was das natürliche Gesetz der Götter, die über dem Wohl der Menschen warten, für unser Bestes also eingerichtet hat[1]).

* * *

Literarische Beschäftigung ist von jeher den Einen Unterhalt, den Andern Schmuck des Lebens, Vielen Beides zugleich gewesen. Unter den Frauen, welche sich in unserer Zeit an der archäologischen Forschung betheiligten, lernten wir solche kennen, welche in diesem Studium Erquickung, Ablenkung und Trost suchten; einer von ihnen ward die Archäologie auch Schutz gegen die Noth des Lebens. Was diesen Frauen gelungen ist, vertheidigt sie gegen die Anklage, ein ihrem Geschlechte unzugängliches Gebiet betreten zu haben; mag es Andern Antrieb und Sporn sein, ihre Kraft zu versuchen.

---

[1]) Nachdem dieser Aufsatz geschrieben war, erschienen noch zwei weitere Arbeiten der Verfasserin: I lumi e le luminare nell' antichità (Nuova Antologia, Serie III, vol. XXII, 15. Juli 1889) und: I sogni e l'ipnotismo nel mondo antico (ebenda vol. XXIV, 1. December 1889). Schließlich möchte ich den Genannten noch den Namen einer auf dem archäologischen Gebiete schriftstellernden Dame anreihen, mit deren Bestrebungen ich auch erst in den letzten Wochen bekannt geworden bin. Es ist Mrs. Elisabeth Lecky, die Gattin des bekannten Historikers Englands, eine geborene Holländerin (Baronin v. Debern), welche soeben einen gut geschriebenen Aufsatz „The Gardens of Pompeji" in Macmillan's Magazine (November 1889) veröffentlicht hat.

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Von

Gottlob Egelhaaf.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Dritter Band. 1. bis 6. Auflage. Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Gegen das Erwarten des Publicums, welches früheren Ankündigungen nach noch auf zwei oder drei Bände rechnen zu dürfen glaubte, hat Herzog Ernst seine Denkwürdigkeiten mit dem dritten Bande zum Abschlusse gebracht. Derselbe enthält zuerst eine den früheren Maßen entsprechende ausführliche Darstellung der Jahre 1860—1866; daran reiht sich sodann ein kurzes, „Abschluß und Ausblick" betiteltes Schlußcapitel über die Zeit von 1867—1871. Als Grund, weshalb er diese Periode nicht mit derselben Ausführlichkeit schildert wie die früheren Jahrzehnte, und von der Zeit von 1871—1889 ganz absieht, gibt der Herzog selbst die Erwägung an, daß diese ganze Zeit noch nicht im gleichen Maße der Geschichte angehörte wie, die, in welcher in langsamer und harter Entwicklung die Grundlagen des neuen Reiches gelegt wurden. Noch weit mehr als bisher schon müßten persönliche Interessen durch eine Erzählung dieser neuesten Phasen berührt werden, und die Empfindungen und Parteistellungen des Tages würden viel unmittelbarer und stärker auf die Darstellung einwirken und das Urtheil viel leidenschaftlicher beeinflussen. Außerdem hat die Begründung des Reiches einen Zustand der Dinge geschaffen, in welchem der in der Zeit unserer Zersplitterung ungehemmten Selbstthätigkeit der Einzelnen gewisse Schranken gezogen sind; und die großen Entscheidungen sind von Männern gegeben worden, welche das erste Anrecht darauf haben, zu sprechen und gehört zu werden. Gewiß sind das lauter triftige Gründe, welche es hinreichend erklären, daß der Herzog die Zeit nach 1866 und seinen Antheil an den sie füllenden Ereignissen nur in großen Zügen skizzirt. Gleichwohl scheint der Satz auf S. 643: „Es ist mithin billig, daß ich die Schilderung meiner späteren Erlebnisse im Einzelnen zurückstelle," den Schluß zu gestatten, daß diese Schilderung entweder bereits entworfen oder doch vorbereitet ist, und wir später einmal ihrer noch theilhaftig werden.

Was nun den vorliegenden Band betrifft, so enthält derselbe in seinem Beginne die Geschichte der Jahre 1860—1861, in welchen die Ruhelosigkeit der französischen Politik und die Unfertigkeit der deutschen Zustände fortwährende Gefahren erzeugten. Herzog Ernst hat aber während dieser Zeit eine That gethan; ohne auf das Ergebniß der endlosen Verhandlungen über eine Reform des Bundeskriegswesens zu warten, welche Reform trotz der offen zu Tage liegenden Dringlichkeit der Sache bei dem üblen Willen der meisten Regierungen gar keine Aussicht auf Durchführung hatte, verständigte er sich direct mit Preußen über einen Militärvertrag, durch welchen er seine Truppen, kurz gesagt, dem preußischen Heere einverleibte. Er bewies durch diese That, daß er seines Theils unverbrüchlich an der Union vom Jahre 1849 festhielt, und der vollkommen freiwillige Verzicht auf ein wesentliches Hoheitsrecht, welchem auch kleinere Fürsten unter keinen Umständen entsagen wollten, wird ihm, dem so vielfach ungerecht Beurtheilten, von der patriotischen Geschichtschreibung hoffentlich niemals vergessen werden. Wir wollen nicht unterlassen, zu bemerken, daß nach des Herzogs Darstellung der auswärtige Minister von Schleinitz für das Entgegenkommen Coburgs, das doch eine große grundsätzliche Bedeutung hatte, sehr wenig Sympathien hegte, weil er vorher die Reform des ganzen deutschen Kriegswesens erledigt zu sehen wünschte, und daß die Sache erst zu einem gedeihlichen Ende kam, als sie dem Kriegsministerium überwiesen war. Der Abschluß des Vertrages erfolgte am 1. Juni 1861. Ein anderes Werk des Herzogs war die im Juli 1860 in Coburg erfolgte Gründung des deutschen Schützenbundes, durch den „bis in das kleinste Dorf die Leute bei einem liebgewordenen Vergnügen zu einer nationalen Empfindung aufgestachelt wurden". Man wird auch heute die erziehende Bedeutung dieses Vereins und der nach seinem Beispiel geschaffenen Turner-, Sänger-, Handels-, Juristen-, Städte- und Abgeordnetentage nicht ganz in Abrede stellen wollen; aber Heinrich von Sybel hat doch Recht, wenn er in seinem auch in dieser Zeitschrift ausführlich gewürdigten Werke (Bd. II, S. 393) auf den wunden Punkt dieser Agitation mit den Worten hinweist: „Es war überall dieselbe Weise, dieselbe Begeisterung, dieselbe Einmüthigkeit. Nur durfte, um diese nicht zu stören, ein Punkt nicht berührt werden, und zwar der entscheidende für den Uebergang aus der Welt der Ideale in das Reich der Praxis, die Frage nach dem künftigen Träger der deutschen Centralgewalt."

Das individuelle Leben des Herzogs erlitt in diesen Jahren einen schweren Schlag durch den Tod seines Bruders, des Prinzgemahls Albert, welcher am 14. December 1861 jäh weggerafft wurde. „Gegen Morgen (des 15.) sprach der Telegraph das erbarmungslose Wort. Seit dem Tode meines Vaters hatte ich kein Tagesgrauen anbrechen sehen gleich diesem. Im engsten Kreise der Familie war ich allein zurückgeblieben, und Alles, was man von Kindheit an im vertraulichsten Sinne des Wortes die Seinen zu nennen pflegt, war mir entrissen worden. Wie mir der Vater, wie die Mutter in früheren Jahren fehlten, so war dem kinderlosen Manne nun der einzige Bruder in des Lebens Blüthe hingeschieden . . . Stockmar entwickelte über die furchtbare Tragik des Falles eine Anschauung von seltener Größe und Seelenstärke. Nach Trost ringend, sprach er von der merkwürdigen Vollendung, in welcher das Leben meines Bruders in

kürzerem Zeitraum als bei anderen Sterblichen harmonisch auszutönen vermochte, so daß er alles Große, was ihm seine Stelle in der Geschichte sichert, in einem viel rascheren Tempo erreicht hätte, als gewöhnlich geschähe. So habe er denn auch die Mühen des Daseins schneller abgeschüttelt, welches, im Augenblicke der höchsten Erfolge abgebrochen, dennoch den Eindruck eines edlen Kunstwerkes auf die nachfolgenden Geschlechter machen werde."

Mitten im Leid um den Bruder traf den Herzog die Nachricht, daß der Afrikareisende Dr. Vogel, welcher nach dem Tschadsee aufgebrochen war, vollkommen verschollen sei, und der Plan ward entworfen, zu seiner Auffindung einen Zug unter Dr. Theodor v. Heuglin auszurüsten. Herzog Ernst trat an die Spitze des Ausschusses, welcher diesen Zweck verfolgte, und faßte darüber selbst den Entschluß, eine Reise nach dem dunklen Welttheil anzutreten, nicht sowohl um Dr. Vogel suchen zu helfen, als um das räthselhafte Afrika kennen zu lernen und dabei vielleicht doch Heuglin einigen Vorschub leisten zu können. Die Reise, an welcher auch die Herzogin Alexandrine theilnahm, ging über Aegypten nach Massauah, von da ins abessynische Hochland Mensa, von hier nach Keren, dann wieder ans rothe Meer zurück. Sie bot natürlich viel des Interessanten, einschließlich einer Elephantenjagd, aber auch eine Masse der schwersten Strapazen, wobei die Herzogin sich durch Ausdauer und Anspruchslosigkeit hervorthat: an dem eigentlichen Jagdausflug nahmen die Damen natürlich nicht Theil, blieben vielmehr während desselben in der öden Steppe landeinwärts von Massauah, in M'Kullu, zurück. Die ganze Gesellschaft bestand aus zweiundzwanzig Personen, darunter die Prinzen Eduard von Leiningen und Hermann von Hohenlohe-Langenburg, sowie Gerstäcker und Brehm. Am 21. Februar 1862 war man aus Coburg ausgezogen; am 30. Mai langte man auf der Rückfahrt in Triest an.

Als der Herzog wieder in Deutschland eintraf, fand er alle Verhältnisse in andauernder Gährung; namentlich war in Preußen über der Frage der Militärreorganisation ein scharfer Conflict zwischen Krone und Kammer entbrannt. Der Umstand, daß Herzog Ernst bei dem ersten deutschen Bundesschießen zu Frankfurt a. M. im Juli 1862 den Vorsitz führte, und Schulze-Delitzsch auf diesem Feste den Gegensatz zwischen königlichem Heer und Volksheer behandelte, gab Anlaß zu einer kurzen Spannung zwischen dem Herzog und König Wilhelm I., welcher am 28. Juli in einem nicht mißzuverstehenden Schreiben sich erkundigte, ob es wahr sei, was in allen Zeitungen stehe, daß Herzog Ernst die parlamentarische Opposition in Preußen ermuthigt habe. Der König sei es der Armee schuldig, zu wissen, ob ein deutscher Souverän, welcher Inhaber eines preußischen Regiments, wirklich gesonnen sei, diese Armee gegen den Willen ihres Königs zu ruiniren, indem er Bestrebungen fördere, die aus dem königlichen Heer ein Parlamentsheer zu machen bezweckten. Der Herzog antwortete am 30., daß es seine Absicht gewesen, zu vermitteln und auszugleichen, und daß seine früheren Bemühungen in dieser Richtung (während eines Aufenthaltes in Berlin) ihn vor dem bezeichneten Verdacht hätten schützen sollen; er bedauere, daß der König einer so böswilligen Verleumdung sein Ohr geöffnet habe. Der Herzog ließ auch in der Presse einen Protest gegen diese tendenziösen Erzählungen erscheinen, und laut Schreibens vom 2. August erklärte sich der König befriedigt, obschon er auch jetzt nicht verhehlte, daß es ihm schmerzlich gewesen, einen seiner Regiments-

chefs in der Gesellschaft gesehen zu haben, die in Frankfurt das große Wort geführt hatte.

Der ganze Vorgang ist auch ein Zeichen davon, wie chaotisch noch Alles im damaligen Deutschland durcheinander fluthete; aber die Tage der Sonderung dessen, was nicht zusammen gehörte, nahten heran. Oesterreich kam mit dem Reformentwurf vom Jahre 1863, über den auf dem Fürstentage zu Frankfurt verhandelt wurde: über diesen hier weiter zu berichten, ist unnöthig, da die Leser der „Deutschen Rundschau" selbst Gelegenheit gehabt haben, das ganze Capitel der Denkwürdigkeiten zu studiren[1]). Preußens Fernbleiben von dem Congreß reichte aus, dessen Werk scheitern zu machen; Bismarck erzielte auch die Feststellung der Thatsache, daß Oesterreich an Preußen keine Zugeständnisse machen wolle und könne, und indem er das, was die österreichische Reformacte bot, als ungenügend bezeichnete, hatte er vor aller Welt als Preußens Absicht die Herstellung von etwas Besserem verkündigt.

Mitten in die Verstimmung, welche diese Dinge erzeugt hatten, fiel am 15. November 1863 der Tod Friedrich's VII. von Dänemark, durch welchen die schleswig-holsteinische Frage mit einem Schlage brennend wurde. Herzog Ernst sprach sofort die Anerkennung Friedrich's von Augustenburg als Friedrich's VIII. aus, weil er es für das Wichtigste hielt, das Londoner Protokoll vom Jahre 1852, auf welchem die Nachfolge Christian's IX. beruhte, zu beseitigen, und den beiden Großmächten, welche an dieses Protokoll gebunden waren, deren Rücktritt von demselben zu ermöglichen. In Gotha, wo der Herzog von Augustenburg lebte, hat derselbe denn auch sofort sein Ministerium Samwer-Francke-du Plat gebildet; nur kein Zögern! war hier die Losung, damit die Dänen keinen Augenblick sich im unangefochtenen Besitze der Herzogthümer befänden. Trotzdem war Herzog Ernst von vornherein überzeugt, daß die Dinge anders gehen würden, als die Augustenburgischen Kreise annahmen, daß die Frage bald ihren europäischen Charakter herauskehren und eine rein politische Lösung finden werde. Als dann Preußen und Oesterreich zum Schwerte griffen, da hatte er zu Wilhelm I. das Zutrauen, daß derselbe nicht der Mann sei, den Dänen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und hielt es für sehr thöricht, wenn jetzt überall gegen das Junkerthum geredet ward, welches die Herzogthümer und die deutsche Sache an Christian IX. verrathen werde. Gleichwohl that er für Friedrich VIII., was er konnte und ging auf dessen Wunsch sogar so weit, am 24. November den Kaiser von Oesterreich zu mahnen, daß er es sich wohl überlegen möge, ob er die Herzogthümer unter der rechtmäßigen Dynastie Augustenburg sehen oder sie zur preußischen Provinz werden lassen wolle, ein Drittes gebe es nicht: von Dänemark würden die Herzogthümer auf alle Fälle getrennt werden; in Oesterreich's Interesse könne es aber nicht liegen, daß die zweite Großmacht im deutschen Bunde sich in so auffallender Weise vergrößere. Dieser Schritt hat zunächst etwas Auffallendes, wenn man das nahe Verhältniß erwägt, in welches der Herzog seit langen Jahren zu Preußen getreten war; es konnte geschehen, daß Oesterreich ihn beim Worte nahm und daß er im weiteren Verlauf der Dinge dadurch in Gegensatz zu Preußen gerieth. Doch muß man bedenken, daß Herzog Ernst als die

[1]) Man vergl. Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LXI, S. 161 ff.

einzig gerechte und deshalb auch einzig wünschenswerthe Lösung der schleswig-holsteinischen Frage den Uebergang der Herzogthümer an das Haus Augustenburg betrachtete. Vor Allem galt es Oesterreich für diese Lösung zu gewinnen, und dazu hielt er offenbar die erwähnte Maßregel für zweckdienlich: eine Vereinbarung zwischen Preußen und Friedrich VIII. mag er für das leichtere Stück Arbeit gehalten haben. Die Dinge haben sich dann freilich anders entwickelt; daß aber der Herzog niemals von seinen Grundansichten über das, was Deutschland Noth thue, im Geringsten abgewichen ist, das zeigt die überaus interessante Denkschrift, welche er am 5. October 1864 an seinen Vetter, den neuen Minister des Auswärtigen in Wien, den Grafen Alexander Mensdorff-Pouilly, gerichtet hat (S. 461 bis 464). Er führte darin dem Minister in vortrefflicher Weise zu Gemüthe, daß eine feste und haltbare Gestaltung der deutschen Dinge durchaus geboten sei, und zwar vielleicht noch mehr im Interesse Oesterreichs, als in dem der übrigen deutschen Staaten. Als das Wesentliche bezeichnete er, daß Preußen an die Spitze der rein deutschen Staaten treten und die Leitung des Heeres, sowie die Vertretung nach außen übernehmen solle. Mit Oesterreich hätte es in ein bleibendes Bündniß zu Schutz und Trutz und zur Bürgschaft für die beiderseitigen Grenzen zu treten. In zweiter Linie schlug er mindestens einen Wechsel des Vorsitzes im Bunde zwischen Oesterreich und Preußen vor; in keinem Falle zeigte er sich den ausschließlichen Ansprüchen Oesterreichs auf diesen Vorsitz geneigt. Es braucht nicht noch gesagt zu werden, daß der erstere Weg — den Herzog Ernst selbst bevorzugte — der einzige war, der wirklich zu einem haltbaren Zustand der Dinge zu führen verhieß: auf ihm beruht die heutige Lage Mittel-Europa's. Bei den erwähnten Ueberzeugungen des Herzogs hinsichtlich dessen, was für Deutschland nothwendig war, kann es nicht Wunder nehmen, wenn seine Beziehungen zu den Rathgebern Friedrich's VIII. sich um so mehr lockerten, je mehr diese ausschließlich in das österreichische Fahrwasser hinüberlenkten; im Herbst 1865 wurde der coburgische Geschäftsträger Tempeltey sogar ganz aus Kiel abberufen.

Wenige Monate hernach erlitt Herzog Ernst einen neuen schmerzlichen Verlust, indem am 10. Dezember 1865 sein Oheim König Leopold I. von Belgien den Folgen eines langen und schweren Leidens erlag. „Schmerzen und Operationen ertrug er mit außerordentlicher Geduld und unverwüstlicher Lebensfreudigkeit. Seine gerechten Klagen über die eigene Gebrechlichkeit lösten sich meist in eine Art von selbstlosem Bedauern der menschlichen Natur und ihrer Schwäche auf. Seine Umgebung wußte nicht genug davon zu erzählen, wie er auch in den letzten Stadien seiner Krankheit bei ungetrübtem Bewußtsein ruhig und muthig dem Tode entgegenging. Er starb so sanft, daß seine anwesende Familie und sein alter Freund Jules von Praet, dem er noch einmal die Hand zu drücken gewünscht hatte, kaum es bemerkten, daß er den letzten Athemzug that." Nach der Auffassung von Herzog Ernst — der sich beklagt, daß sein Oheim noch niemals eine geschichtlich treue Schilderung erhalten habe — war Leopold I. der Weise auf dem Thron, welcher „allen extremen Ansichten und Maßregeln feind und gleichsam die Personification des aristotelischen Maßes in allen Dingen war." Er vertrat das alte Europa, wie es nach 1815 aufkam, und von 1848 an allmälig zu Grabe ging, und darum waren ihm die Ereignisse seiner letzten Zeit, der Streit unter

den deutschen Mächten und das steigende Uebergewicht des französischen Kaiserthums, ebenso widerwärtig als Besorgniß erregend; namentlich der Entwurf, Belgien, den von ihm fast geschaffenen und jedenfalls erhaltenen Staat, zwischen Frankreich und Preußen zu theilen — ein Entwurf, der selbst in ernsten Blättern besprochen wurde — verursachte ihm geradezu persönliche Kränkung. „Vor der wandelbaren öffentlichen Meinung hegte er eine viel geringere Achtung, als man glaubt; er war weit entfernt davon, die liberale Gesinnung in der Unterwerfung unter das allgemeine Urtheil zu suchen, und wenn man ihn genau gekannt hätte, so würden ihn viele, die ihn als ganz besonders liberal priesen, für den illiberalsten Fürsten gehalten haben."

Im Januar 1866 nahm die schleswig-holsteinische Frage einen unverkennbar kritischen Charakter an. Durch den Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 hatten die beiden Sieger über Dänemark die Verwaltung der Herzogthümer so unter sich getheilt, daß Preußen die von Schleswig, Oesterreich die von Holstein übernahm. Damit war aber die Lösung der Frage selber nur vertagt; indem es sich darum handelte, eine endgültige Entscheidung zu treffen, zeigte es sich, daß diese nicht möglich war, ohne daß vorher die deutsche Frage selbst gelöst sei. Am 26. Januar 1866 erklärte Graf Bismarck die Art, wie Oesterreich Holstein verwaltete, für eine Schädigung der conservativen Interessen; auf beiden Seiten fing man an zu rüsten, und im Laufe des März erschien der italienische General Govone in Berlin, um den Waffenbund zwischen Preußen und Italien zu vereinbaren. Herzog Ernst wurde durch seinen Vetter Mensdorff darüber unterrichtet, daß in Wien eine Kriegspartei bestand, welcher der Minister nur mit Mühe das Gegengewicht zu halten vermochte; „bin ich abgenutzt," schrieb Mensdorff, „so falle ich eben wie ein welkes Blatt ab: mein Wahlspruch bleibt aber: fais ce que dois, advienne que voudra."

Bereits am 16. März regte die österreichische Regierung durch ein Rundschreiben an die deutschen Fürsten und freien Städte Maßregeln des deutschen Bundes für den Fall an, daß Preußen zur Selbsthülfe greifen sollte. Dagegen setzte Graf Bismarck sein Rundschreiben vom 24. März: mit dem glücklichsten Schachzug, der in diesem Augenblick denkbar war, erhob er den ganzen Streit auf die volle Höhe der Auffassung, welche durch die deutschen Interessen gefordert wurde; ohne Umschweife lud er die Regierungen ein, sich mit Preußen über eine Reform des deutschen Bundes zu verständigen und wies mit schneidender Schärfe darauf hin, daß, wenn man das Wohl Deutschlands und Preußens nicht für untrennbar halten sollte, und Preußens Macht je gebrochen würde, Deutschland alsdann unrettbar mit Preußen das gleiche Loos erfahren und dem Schicksal Polens, d. h. der Auftheilung unter die Großmächte, verfallen müsse. König Wilhelm aber betheuerte dem Herzog Ernst in einem Briefe, worin er demselben für seine Glückwünsche zum Geburtstage dankte, daß, wenn auch eine Bundesreform, namentlich für Norddeutschland, nöthig erscheine, dies doch niemals Annexion, und daß er jetzt, wie 1849 in Baden, bereit sei, vereint mit allen Fürsten an deren Spitze zu stehen, wenn Oesterreich endlich Preußen als ebenbürtige Macht anerkennen wolle.

Man muß es Herzog Ernst nachrühmen, daß seine Haltung gegenüber dem heraufziehenden Gewitter frühzeitig durchaus folgerichtig und entschlossen gewesen ist.

Selbstverständlich war es sein angelegentlicher Wunsch, einen Krieg zwischen zwei Fürsten vermieden zu sehen, denen er beiden Anhänglichkeit zollte; auch lagen ja die Gefahren eines solchen Krieges für die deutsche Nation offen auf der Hand. Einmal aber unwiderruflich vor die Wahl zwischen Oesterreich und Preußen gestellt, trat er um so mehr für Preußen ein, als Graf Bismarck den Grundgedanken nationaler Politik unentwegt weiter verfolgte und am 9. April in Frankfurt den Antrag stellte, ein deutsches Parlament auf Grund des Reichswahlgesetzes vom April 1849 einzuberufen und mit ihm eine neue Bundesverfassung zu vereinbaren. Herzog Ernst ließ nicht nur seine Stimme für diesen Antrag abgeben, sondern suchte auch den sächsischen Minister von Beust dafür zu gewinnen, zu welchem Zweck er am 18. April eben mit Beust eine geheime Zusammenkunft in Leipzig abhielt. Der weitere Verlauf der Vorgeschichte des Krieges wird von dem Herzog in der spannendsten, die Theilnahme des Lesers fortwährend fesselnden Weise erzählt. Mit der größten Anschaulichkeit tritt uns das wirre Durcheinander jener Tage wieder entgegen, der endlose Wechsel von Depeschen, die gehäuften Berathungen der mittel- und kleinstaatlichen Minister, der Congreßgedanke Napoleon's, über welchen (S. 523) auf Grund genauer Berichte aus Paris geurtheilt wird, daß derselbe gar nicht ernst gemeint gewesen sei; die eigentliche Absicht des Kaisers ging darauf, gegenüber der Kritik, welche Thiers im gesetzgebenden Körper geübt hatte, den Franzosen vor Augen zu führen, daß Napoleon immer noch der eigentliche Leiter der europäischen Angelegenheiten sei. Die Darstellung des Herzogs ist voll von interessanten Einzelheiten und reich an glücklichen Wendungen. Angesichts der immer drohender sich gestaltenden Lage erschienen Ernst II. die Verhandlungen am Frankfurter Bundestag als bloße Komödie, der Bundestag selbst als die spanische Wand, hinter der die Entschlüsse der entscheidenden Personen verborgen wurden. Der Protest, welchen noch am 14. Mai der Ausschuß des Nationalvereins gegen die Politik des Grafen Bismarck erhob, wird mit Recht unbegreiflich genannt; die liberale Partei sei für die große Wandlung, welche diese Politik seit dem 24. März vollzogen hatte, weit weniger feinfühlig gewesen, als die Conservativen, welche durch die Person des Abgeordneten von Gerlach in der Kreuzzeitung einen förmlichen Absagebrief an Bismarck veröffentlichten. In den Südstaaten und in Hannover spielte man mit dem Feuer des Krieges; in München fand der coburgische Staatsrath Schwendler ungeheure Aufregung, viel Geschrei, große Feindseligkeit gegen Preußen und daneben das höchste Mißtrauen gegen Oesterreich — ein Bericht, der in seiner offenbaren allseitigen Wahrhaftigkeit einen geradezu komischen Eindruck macht, übrigens darthut, welche Verworrenheit in dem bundestäglichen Deutschland herrschte; Jeder fürchtete für sich selbst, und Keiner traute dem Andern — welch' ein Gegensatz zu dem heutigen Deutschland!

Nachdem der Congreßgedanke an den Bedingungen gescheitert war, welche Oesterreich stellte und welche auf die Festhaltung Venetiens hinausliefen, stand die Unvermeidlichkeit des Krieges fest, und Herzog Ernst war entschlossen „seiner seit fünfundzwanzig Jahren behaupteten Stellung als Politiker und Soldat gemäß zu handeln". Sein Militärvertrag mit Preußen vom 1. Juni 1861 war zwar natürlich unter der Voraussetzung geschlossen worden, daß die regelrechten politischen Verhältnisse innerhalb des deutschen Bundes fortdauern

würden; aber auf eine Seitens des Ministers von Roon am 18. Mai an den Minister von Seebach gerichtete Aufforderung, sich über die Absichten Coburg-Gotha's zu äußern und im Fall des Anschlusses an Preußen die herzoglichen Truppen so schleunig wie möglich auf Kriegsfuß zu setzen, erging die Antwort: es liege im Geiste des Militärvertrags, daß im Kriegsfall die coburg-gothaischen Truppen zur Verfügung Preußens stünden. Am 23. Mai reiste der Herzog selbst nach Berlin. Das Wetter war so kalt und stürmisch, wie man sich seit den ältesten Zeiten nicht zu erinnern wußte; der Wärmemesser war tief unter den Gefrierpunkt gesunken, und von allen Seiten kamen Nachrichten von gewaltigen Schneefällen. Dieser Witterung entsprach die Stimmung der Menschen. „Eine mehr als ernste, fast düster zu nennende Auffassung der Dinge herrschte aller Orten vor, auch in Berlin; denn alle Zukunft lag noch in tiefes Dunkel gehüllt, und man zählte sorgsam die Bataillone, welche zur Verfügung standen. Unzweifelhaft war in jenem Augenblicke mein Erscheinen in Berlin allerseits willkommen. Hatte doch von den sämmtlichen deutschen Fürsten bis zu dieser Stunde auch noch nicht ein einziger eine freundliche Wendung kund gethan!" Der alte joviale Graf Redern begrüßte den Herzog mit einem köstlichen Wort, indem er im Hinblick auf die Ernst II. spinnefeind gesinnten Altconservativen sagte: „Mancherlei Personen in Berlin würden sich recht gefreut haben, den Herzog lieber unter den Feinden Preußens zu finden; er habe ihnen aber, wie man jetzt sehe, den Gefallen nicht gethan." König Wilhelm kam seinem Verbündeten mit dem größten Wohlwollen entgegen und sagte: er habe sich in seiner Ueberzeugung keineswegs irre machen lassen, daß der Herzog im entscheidenden Augenblick auf seiner Seite stehen würde. Um so größer war der Sturm, der sich in den particularistischen, demokratischen und ultramontanen Blättern Sachsens und Süddeutschlands gegen Ernst II. erhob; wer jene Tage mitdurchlebt hat, der weiß, daß der Herzog kaum zuviel sagt, wenn er (S. 513) schreibt: „Es war eine Zeit, in der die bösesten Leidenschaften entfesselt wurden und das System der Proscriptionen wieder auf die Tagesordnung zu kommen schien, das seit den Zeiten der Römer das Erbtheil aller Bürgerkriege gewesen war." Der Herzog blieb aber sich selbst getreu; er schickte seine Truppen trotz des Bundesbefehls nicht nach Rastatt, wo sie für den Krieg „kalt gestellt gewesen wären"; er mahnte Bismarck am 6. Juni, eine Erklärung an das deutsche Volk über die Ziele des Krieges zu richten, und erhielt darüber am 9. Juni eine prächtige Antwort — Bismarck durch und durch: „Wenn morgen oder übermorgen die Execution gegen Preußen beantragt werden wird, so wird das der erste Ton des glas funèbre für den bisherigen Bund, und wir werden rufen: le roi est mort; vive le roi! hoffentlich bleibt dann noch so viel Frist, daß Eurer Hoheit Contingent nicht die Leichenwache bei dem todten Könige in Rastatt zu verrichten genöthigt wird, sondern frische Lorbeeren im Bunde mit dem lebenden suchen darf." Am 14. Juni folgte der Austritt Preußens aus dem deutschen Bund, und Herzog Ernst war der erste Fürst, welcher trotz des Widerspruchs, der sich Anfangs im gothaischen Landtage erhob, seine Truppen dem König Wilhelm zur Verfügung stellte und seinen Vertreter in Frankfurt anwies, sich an den Berathungen des Bundestags ferner nicht zu betheiligen.

An dem Krieg von 1866 nahm der Herzog von Anfang bis zu Ende Theil; zuerst bei der Katastrophe der Hannoveraner, wobei er vergeblich zu vermitteln suchte, da der König Georg auf die Forderung Bismarck's, sich der Feindseligkeiten während eines Jahres zu enthalten, nicht einging; dann beim Vormarsch auf Wien, den er vom Schlachtfeld von Königgrätz an, in dessen Nähe er aber erst am Abend des 3. Juli eintraf, mitgemacht hat. Als es sich dann um die Gründung des norddeutschen Bundes handelte, trat Ernst II. „für eine scharfe und vollkommene Scheidung der Hoheitsrechte" bezüglich der kleinen Staaten ein, welchen der preußische Entwurf seiner Auffassung nach theils zu wenig, theils zu viel Selbständigkeit ließ: Gedanken, die zwar in jenem Augenblick „keine starke Berücksichtigung fanden" — wie auch die Idee des Herzogs, ein Fürstenhaus statt des Bundesraths einzurichten, von Preußen entschieden zurückgewiesen wurde — dafür aber wenigstens in den Berathungen des verfassunggebenden Reichstags in Form von Amendements wieder auftauchten.

Mit der Gründung des norddeutschen Bundes war die Entscheidung über die deutsche Zukunft getroffen; von nun ab waren die Einheit unseres Volkes und deren organische Gestaltung, unsere Grenzen und die Unabhängigkeit unserer nationalen Entwicklung gesichert. Der Krieg von 1870 hat auf diese Errungenschaften nur das Siegel gedrückt: auch ihn hat Herzog Ernst vollständig mitgemacht. Schon anfangs October 1870 hat er in einer Denkschrift die Wiederherstellung der Kaiserwürde als eine Nothwendigkeit bezeichnet, weil diese Würde von jeher das Sinnbild unserer nationalen Einheit gewesen sei; und gegenüber dem Streite, wer an der Verwirklichung dieses Gedankens das Hauptverdienst habe, ist die Angabe des Herzogs (auf Seite 669) von Bedeutung, daß der Kanzler bereits am 12. October erklärte, daß alle wesentlichen Gedanken der herzoglichen Denkschrift seit langer Zeit die seinigen gewesen seien.

Wir haben nunmehr zum dritten Mal den Lesern der „Deutschen Rundschau" über die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst Bericht erstattet, und wenn wir zum Schluß unsern Gesammteindruck zusammenfassen sollen, so ist es dieser: Herzog Ernst hat von jeher in der deutschen Frage einen klaren, festen und zielbewußten Standpunkt vertreten, und wenn er (S. 629) den kleinen Staaten Deutschlands nachrühmt, daß sie stets die Träger des Einheitsgedankens gewesen seien, so gebührt ihm vor Allem die Anerkennung, daß er dieses politische Streben der Kleinstaaten in sich verkörpert hat. Es ist wahr: oft genug bemerkt man nicht ohne Bedauern, daß er, als der Herr eines kleinen Landes, sich begnügen mußte, Reisen zu machen, Denkschriften zu schreiben und Rath und Mahnung zu ertheilen, wo er, im Besitze größerer Macht, handelnd hätte eingreifen können. Aber Niemand kann über seine Kräfte, und es wäre gut, wenn nur immer Alle thäten, was in ihren Kräften steht. Herzog Ernst hat es in dieser Hinsicht niemals im Geringsten an sich fehlen lassen, und vollauf wird die Geschichte das Lob bestätigen, welches Heinrich von Sybel (II, 392) ihm zollt, wenn er ihn kurz und vielsagend einen „eifrigen Patrioten" nennt, und welches der französische Kritiker Valbert-Cherbuliez in der „Revue des deux mondes" vom 1. December 1888 bestätigt, wenn er schreibt: „Le duc avait toujours le cœur allemand."

Die Berliner Märztage 1848.

Ein Brief Graf Rudolf's von Stillfried-Alcántara.

Mitgetheilt
von
Bernhard Kugler.

Als ich vor einigen Jahren, gemeinsam mit Graf Stillfried, ein populäres Werk über „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland" herausgab, hatte ich oftmals Gelegenheit, mit dem damals schon hochbetagten, so weltkundigen wie gelehrten Manne Briefe zu wechseln und, bei Besuchen in Berlin, stundenlang an seinen inhaltreichen Erzählungen mich zu erfreuen. Er war ein echter Edelmann, von vornehmer Haltung und gewinnend einfachen Umgangsformen, hingebend bemüht, mich durch seine Kenntnisse, seine Bücher, seine Verbindungen bei meiner Arbeit zu unterstützen, und trotz einer höfischen Gewöhnung, die auf längst vergangene Zeiten und Sitten zurückwies, von rückhaltloser Offenheit. Allen hohenzollernschen Fürsten, denen er in langem Leben seine Dienste hatte widmen dürfen, war er treu und innig ergeben; vornehmlich jedoch hatte es ihm die, seinem Wesen congeniale, ästhetische Richtung König Friedrich Wilhelm's IV. angethan; mit Entzücken erzählte er von den Abenden, die er in kleinem Kreise bei dem König verbracht, und an denen er in Worten wie mit dem Bleistift künstlerische Phantasien über Kirchen- und Burgenbau mit dem begabten Monarchen ausgetauscht hatte. Ueber die Schwächen und Mängel Friedrich Wilhelm's IV. war er gleichwohl völlig im Klaren. Bitter beklagte er, daß der Volksjubel des Jahres 1840 so schnell verrauscht, den überschwänglichen Hoffnungen, die der neuen Regierung anfangs entgegengebracht worden, schmerzlichste Enttäuschung ringsum gefolgt war, aber nie entfiel ihm ein Wort, welches den König der Mitschuld an dem traurigen Gang der Dinge hätte entlasten sollen.

Als ich das Gespräch auf die Berliner Märztage 1848 brachte, wurde er noch beredter als sonst. Hier vereinigten sich in ihm die schmerzvollsten mit hochbeglückenden Erinnerungen. In dieser schweren Zeit war es ihm vergönnt gewesen, dem geliebten König seine Treue durch die That zu beweisen. Schon

am 16. März, spät Abends, war er, nur in seinen Mantel gehüllt, ins königliche Schloß geeilt, um den Monarchen, sobald demselben von der beginnenden Revolution Gefahr drohe, beschützen oder retten zu helfen. Mit den wenigen Getreuen, die durch die schlimmsten Stunden tapfer aushielten und stets bereit waren, das eigene Leben für das ihres Herrn einzusetzen, blieb er dann Tag um Tag und Nacht um Nacht im Schlosse, bis endlich, am 26. März, auch dem Besorgtesten jede ernstliche Gefahr für die Person des Königs beseitigt erschien. Im allerkritischsten Augenblicke aber, in der Mittagsstunde des 19. März, gleich nach dem Abzug der Truppen, als mit einem Male der entfesselte Aufruhr das Schloß überfluthete, glückte es ihm sogar, gräßlicher Gewaltthat, die sofort gegen das Haupt des Monarchen losbrechen konnte, durch seine Geistesgegenwart vorzubeugen und sie hierdurch im Keime zu ersticken. In dankbarer Erinnerung an alles Dieses schenkte ihm Friedrich Wilhelm IV. ein Vierteljahr später eine kostbare große, mit den Bildnissen der preußischen Könige geschmückte Vase[1]). Er aber dankte hierfür in schwungvollen Zeilen, die in dem innigen Wunsche gipfelten, daß „das leuchtende Gestirn des theuren Königshauses der Hohenzollern, welches, ob auch düstere Nebelwolken es verhüllten, immer wieder mit glänzenderen Strahlen hervordrang, in seiner hohen weltgeschichtlichen Bedeutung durch Gottes Segenshand noch Jahrhunderte lang erhalten bleiben, und daß endlich unter den Fittigen des preußischen Adlers die aufblühende neue Zeit zu Deutschlands Heil sich gestalten möge."

Was Graf Stillfried in solcher Weise über jene Märztage erzählte, bestätigte er mir bald darauf auf meinen Wunsch auch brieflich. Sein Schreiben, welches ich in diesen Blättern veröffentliche, verhält sich zu seiner mündlichen Mittheilung allerdings nur wie ein dürres Gerippe zu lebensvollem Körper; da es zugleich aber wenigstens ein festes Knochengerüste meiner weiteren Darstellung bildet, so dient es derselben auch zu sicherer Beurkundung. Längst hätte ich von dem Schreiben beliebigen Gebrauch machen dürfen; doch erst jetzt, nachdem die Geschichte der Berliner Märztage von Neuem durchforscht und für weiteste Kreise ein Gegenstand des regsten Interesses geworden ist[2]), scheint mir der rechte Zeitpunkt zur Veröffentlichung gekommen. Ueberraschende, weithin wirkende Aufschlüsse finden sich freilich weder in dem Schreiben noch in den Erörterungen, die ich hinzuzufügen habe; für die Geschichte jener verhängnißvollen Tage wird indessen auch jeder kleinste, unsere Kenntniß vermehrende Beitrag willkommen sein. — Hören wir zunächst das Schreiben selber.

---

[1]) Friedrich Wilhelm IV. begleitete die Vase mit einem Cabinetsschreiben, wonach sie ein Zeichen des Dankes sein sollte für die Verdienste, die sich Stillfried durch seine antiquarischen und archivalischen Forschungen und Leistungen um die Geschichte des Hauses Hohenzollern erworben hatte (vergl. Stillfried's Familienbuch, S. 413). Aber schon die Zeit, in welcher die Vase geschenkt wurde, legt die Vermuthung nahe, daß sie ein Dankeszeichen für noch andere als wissenschaftliche Verdienste sein sollte. Stillfried sagte mir auch unumwunden und schrieb mir (Berlin, 14. April 1882), er habe die Vase „als Erinnerung an die Märztage 1848" erhalten.

[2]) Vergl. Beiträge zur Geschichte der Märztage 1848 in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. LXIII, S. 527 ff.; Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I, Bd. I, S. 137 ff.; Derselbe, Aus den Berliner Märztagen 1848, in der Historischen Zeitschrift Bd. LXIII, S. 428 ff.

„Berlin, den 12. April 1882.

Verehrter Freund!

Nach Ihrem Briefe vom 7. d. M. erscheint es mir dringend erforderlich, Ihnen zu wiederholen, was ich bereits mündlich mitgetheilt, daß ich nämlich die Tage vom 16. bis 26. März auf dem Schlosse in unmittelbarer Nähe Sr. Majestät des hochseligen Königs zugebracht habe, also als Augenzeuge referiren kann.

16. März. Am Abend war die gewöhnliche Donnerstags-Soirée beim Freiherrn von Werder (Dönhofsplatz). Es war bereits so unruhig auf den Straßen, daß einige grobe Excesse vorkamen; auch mir wären beinahe alle Fenster meines Wagens eingeschlagen worden.

Der 17. März verlief ruhiger, da die Publication des königlich preußischen Gesetzes wegen Aufhebung der Censur erfolgte.

18. März. Nach Bekanntmachung des Patents wegen beschleunigter Einberufung des vereinigten Landtages trat, trotzdem der König sich dem jubelnden Volke zeigte (auf dem Balkon über dem Portal I des königlichen Schlosses), ein unglückliches Mißverständniß, durch zwei Schüsse und Anreiten der Cavallerie hervorgerufen, ein, wodurch der im Stillen längst geplante Straßenkampf erfolgte. Amtliche Listen weisen nach, daß nur 3 Officiere und 17 Mann von den kämpfenden Truppen geblieben und außerdem circa 250 Mann verwundet worden seien; von der Volkspartei wurden über 200 getödtet.

19. März. Die Deputation, welche nach der Ansprache an „die lieben Berliner" die Räumung der Barrikaden ankündigte und um Rückzug der Truppen bat, erlangte ihren Zweck vollständiger als beabsichtigt war; denn in Abwesenheit des Kriegsministers (von Rohr), welcher auf einige Stunden nach seiner Wohnung in der Leipziger Straße zurückgekehrt war, überbrachte den Befehl Sr. Majestät an den General von Prittwitz der Minister des Innern von Bodelschwingh, worüber Ersterer äußerst beleidigt war und den Rückzug der Truppen in ausgedehnterer Weise verfügte, als Se. Majestät beabsichtigt haben dürfte. Nachdem auch die Gardes du Corps-Wache vor den Gemächern Sr. Majestät abmarschirt war, erschien die Bekanntmachung, daß der König auf den Wunsch der Einwohner Berlins die Bewaffnung der Bürger genehmigt habe. Studenten der königlichen Universität besetzten die Posten im königlichen Schlosse. Am Abend begann der Ausmarsch der die eigentliche Garnison von Berlin bildenden Gardetruppen.

Ihre Majestäten wollten sich in einem unscheinbaren geschlossenen Wagen, der am Fuße der Wendeltreppe hielt, um die Mittagsstunde über Charlottenburg nach Potsdam begeben, als ich, mit dem Minister Grafen Arnim-Boytzenburg vor Portal V des königlichen Schlosses auf- und abgehend, einen abenteuerlichen Zug von circa 200 Personen, welche einen Möbelwagen voller Leichen transportirten, von der Schloßbrücke her sich nähern sah. Wir eilten sogleich zurück, begegneten den Herrschaften auf der Hälfte der Wendeltreppe und berichteten (in englischer Sprache), worauf Allerhöchstdieselben auf der Galerie vor den Gemächern Sr. Majestät des Königs den in Portal V eintretenden Zug erwarteten [1]).

---

[1]) Hiernach ist S. 248 der „Berliner Revolutions-Chronik" unrichtig. Schon die Localität in dieser Chronik ist ganz falsch beschrieben. Der Leichenzug hielt auf dem Schloßhofe vor der

„Seine Majestät beklagt mit uns," erschallte es, „den Verlust so vieler im Bruderzwist Gefallenen;" und weiter fuhr der in versöhnlichem Sinne sprechende Redner fort: „Laßt uns singen;" und es folgte das bekannte Kirchenlied: „Jesus meine Zuversicht," in welches alle Versammelten, natürlich auch die Umgebung Ihrer Majestäten, mit einstimmten. Dann sprach der Redner weiter: „Laßt uns jetzt auf den Gensdarmen-Markt ziehen, wo wir auf die Stufen der französischen Kirche die irdischen Ueberreste unserer Angehörigen bis zur Stunde des feierlichen Begräbnisses niederlegen wollen."

Ihre Majestäten gaben den Gedanken, Berlin zu verlassen, bis zum Abend auf, aber auch diese Absicht wurde aufgegeben. Es sollte nun auf der Spree bis nach Charlottenburg gefahren werden. Als aber die Herrschaften auf der Treppe hinabstiegen, welche an der Westseite des königlichen Schlosses zum Wasser hinabführt, wurde die vorleuchtende Dienerschaft durch einen Wachtposten überrascht, den sie nicht erkannte: es waren preußische Soldaten, von denen eine Compagnie in den Kellerräumen in gewisser patriotischer Begeisterung von ihrem Hauptmann versteckt worden war.

20. März. Triumphzug der aus dem Gefängniß befreiten Posener Verschwörer.

Abends führte ich dem König den Fürsten Lichnowsky zu, worüber der betreffende Abschnitt meines Familienbuches S. 412 nachzulesen ist.

Nachdem der König die deutsche Tricolore auf dem königlichen Schlosse hatte anbringen lassen, erhielten auch die wenigen Gefolge, welche, mit Ausnahme des dienstthuenden Flügeladjutanten, sämmtlich in Civilkleidern erschienen, die deutsche Cocarde.

23. März[1]). Als Se. Majestät den Umritt durch einige Straßen von Berlin beschlossen hatte, trug der Thierarzt Urban die schwarz-roth-goldene Fahne vor ihm her. Der Oberstallmeister, General von Brandenstein, war ganz unglücklich darüber, daß der König die Fuchsstute Maiden, und nicht, wie er sagte, einen Streithengst, den Altamont, weil er oft scheute, hatte besteigen wollen.

Treu ergebenst

G. v. Stillfried."

Dieser Brief zerfällt für die heutige Betrachtung in zwei Theile, in eine erste Hälfte, die nur Bekanntes bestätigt, und die andere Hälfte, die etwas Neues bietet. Der Gang der Ereignisse bis zur Mittagsstunde des 19. März, d. h. bis zum Rückzuge der Truppen aus dem Centrum der Stadt, ist uns jetzt, vornehmlich Dank Sybel's Forschungen, so klar vor Augen gerückt, als es bei den vielfachen Widersprüchen der Berichterstatter irgend zu hoffen war. Wir sehen den König in den grausamsten Zweifeln schwanken: soll er sein Volk, dem er so reiche Liebe gewidmet, mit Pulver und Blei zur Vernunft bringen, oder soll er durch weiche Nachgibigkeit die Würde seiner Krone, alle Staatsgewalt und Ordnung in Preußen gefährden? Zum Entsetzen der tapferen Kriegsmänner, die seine Fahne

Wendeltreppe, resp. der Galerie vor den Appartements Sr. hochseligen Majestät; der Gardes du Corps-Saal aber liegt über Portal V und die Fenster gehen nach dem Lustgarten hinaus. (Anmerkung Stillfried's.)

[1]) Sic! Soll unzweifelhaft heißen: 21. März.

hochhalten, läßt er sich endlich herbei, den Truppen den Abmarsch vom Kampfplatz zu befehlen, wobei er sich selber natürlich entfernt nicht bloßzustellen glaubt. Aber nun kommt es, wie es kommen mußte: das eben noch siegreiche Heer ist nach begonnenem Rückzug, von drohenden Aufrührermassen umringt, nicht im Stande, im oder beim Schlosse Stellung zu nehmen und dort ohne Kampf, wie der König gewünscht hatte, sich zu behaupten: sein eigener Führer, der commandirende General von Prittwitz, entläßt es schließlich bis auf einen geringen Rest aus der Stadt. Wer hierbei, so sagt Sybel mit Recht, die gepreßte Lage und die ungeheure Verantwortlichkeit des Generals erwägt, wird keinen Stein auf sein Andenken werfen wollen.

Stillfried's briefliche Worte lassen sich mit dieser Darstellung leicht vereinigen. Was er mündlich hinzufügte, bezog sich nur auf den Schmerz und Grimm, den die Kriegsmänner, an ihrer Spitze — außer Prittwitz — der Prinz von Preußen, über den Rückzug der Truppen vom Kampfplatz empfanden. Aber sein Gedächtniß ließ ihn hier im Stich. Er meinte wohl, er glaube zu wissen, daß der Prinz damals in heftiger Erregung sich den Degen von der Seite genommen und ihn gerade vor den königlichen Bruder mit den Worten niedergelegt habe: „Dir kann ich nicht mehr dienen." Als ich ihn jedoch später über diesen Punkt brieflich befragte, antwortete er mir (in einem weiteren Schreiben vom 14. April 1882): „Als der Prinz von Preußen in der Nacht des 19. März Berlin verließ, legte er, wenn ich mich recht erinnere, seinen Degen in die Hände seines königlichen Bruders nieder, denn er war nicht für den Abzug der Truppen aus Berlin." Der wirkliche Hergang der Dinge ist hiermit schwerlich richtig angegeben, indessen Stillfried's Worte genügen jedenfalls, und deshalb habe ich sie hier erwähnt, um den Bericht der „Preußischen Jahrbücher" zu unterstützen, wonach der Prinz von Preußen, wegen des Rückzugsbefehls von Schmerz überwältigt, jedoch nicht in Gegenwart des Königs, seinen Degen mit den Worten auf den Tisch geworfen habe, er könne ihn nun nicht mehr mit Ehren tragen.

Mit dem Abmarsch der Truppen veränderte sich die Lage des Königs von Grund aus. Soeben noch Sieger, an der Spitze stolzer Heeresmacht, Herr über Krieg und Frieden, ist er nun wehrlos, verlassen, der Gnade des Volkes, vielmehr des wüstesten Pöbels jammervoll preisgegeben. Immer dichtere Scharen von Barrikadenkämpfern umfluthen das Schloß und füllen alle Höfe desselben. Rings hallen Freudenschüsse und Jubelrufe, untermischt mit wildem Rachegeschrei. Da beschließen König und Königin in richtiger Erkenntniß, daß ihr Leben bedroht sei, heimlich Berlin zu verlassen[1]). Während sie schleunigst die zur Reise geeignete

[1]) Wir erfahren hierdurch zum ersten Male mit genügender Sicherheit, daß der König schon in der Mittagsstunde des 19. März Berlin verlassen wollte. Ein ungenannter höherer Officier will zwar sogar schon in der Nacht des 18. zum 19. März „Alles zur Fahrt des Königs und der Königin nach Potsdam hergerichtet" haben. Sein Wort hat aber bisher wenig Glauben gefunden, und Sybel knüpft in seiner neuesten Untersuchung (Historische Zeitschrift l. c. p. 443) daran die Bemerkung: „Wahrscheinlich eigenmächtig. Nach den sonstigen Zeugnissen war der Gedanke unter den Officieren stark vertreten. Der König ging erst am 19. Abends darauf ein, ließ sich aber von den Ministern davon abbringen, da diese nach der Entfernung des Königs die Proclamirung der Republik und die Einsetzung einer provisorischen Regierung befürchteten." Was Stillfried berichtet, bietet also neues Material.

Kleidung anlegen, eilt Stillfried aus dem Schlosse gen Westen, gegen die Straße „Unter den Linden" hin, um den für die Flucht unentbehrlichen, unscheinbaren Wagen, d. h. eine geschlossene Droschke zu suchen. Sobald er gefunden, was er bedarf, kehrt er zum Schlosse zurück und läßt die Droschke in einem der Höfe, am Fuße der zu den Gemächern des Königs führenden Treppe halten. Hier steigt er aus und geht unfern davon auf und ab, das Königspaar erwartend[1]). Da, während er die Flucht schon halb gelungen wähnt, erblickt er zu seiner tiefsten Erschütterung jenen Transportwagen voller Leichen, der langsam ihm und der Droschke sich nähert, der, wie die ganze Veranstaltung und das Geschrei der Begleitungsmannschaft schrecklich klar machen, zum König gebracht werden soll. Wie durch blitzartige Erleuchtung — so erzählte Stillfried — erkennt er sogleich: zur Flucht ist's zu spät; unbemerkt in die Droschke und aus dem Schlosse zu kommen, ist für das Königspaar nicht mehr möglich. Und weiter: unter jener Begleitungsmannschaft und sonstigem wilden Volk, das sich anschließt, gibt es vielleicht zwar in diesem Augenblick noch nicht Einen, der mit klarem Bewußtsein das Aergste sinnt; aber wer weiß, was geschieht, wenn die Aufgeregten, die nach dem König rufen, auch nur eine kurze Weile warten müssen, bis der König kommt, wenn sie sich inzwischen in tobende Wuth hineinschreien? Wer verbürgt, daß das Berliner Pflaster dann nicht Ereignisse sieht, gräßlicher als Alles, was im Jahre 1793 zu Paris geschehen ist?

Aber das Königspaar hat sich ja nur schnell zur Reise umkleiden wollen. Das muß längst geschehen sein: die Majestäten können, ja müssen schon in nächster Nähe sein. Dies bietet hoffentlich Rettung.

Von dem Gedanken bewegt, eilt Stillfried so hastigen Schrittes, als ohne Aufsehen zu erregen möglich, zur Droschke zurück, an ihr vorüber, die Treppe hinauf und — athmet auf, als ihm auf halbem Wege das reisefertige Königspaar entgegentritt. In englischer Sprache, damit seine Worte nicht so leicht von unberufenen Ohrenzeugen verstanden werden, erklärt er Friedrich Wilhelm IV., welches sehr bedenkliche Ereigniß die Vollendung der Flucht verhindere, ja daß dasselbe sogar das Leben des Königspaares bedrohe. Der beste Rath sei unter diesen Umständen, König und Königin möchten sofort, ohne irgend zu zaudern, den Aufrührern entgegentreten, sich ihnen furchtlos zeigen. Der so schnell nicht erwartete Anblick der Majestäten werde imponiren, werde gut, werde besänftigend wirken.

Das Königspaar ist damit einverstanden. Der König tritt, die freilich halb ohnmächtige Königin am Arme, auf die Galerie hinaus, die sich über jener Treppe

---

[1]) Nach seinem Briefe ging Stillfried, wie wir gesehen haben, mit dem Minister Graf Arnim-Boytzenburg auf und ab und unterrichtete dann auch gemeinsam mit diesem den König von der drohenden Gefahr. In seiner mündlichen Mittheilung erwähnte Stillfried, wie ich bestimmt versichern kann, den Namen des Ministers nicht. Der Widerspruch dürfte sich dadurch lösen, daß Stillfried, der ja die Droschke geholt und dadurch die beste Uebersicht über die Lage erlangt hatte, auch während der nächsten Minuten der vornehmlich Sehende, Urtheilende und Handelnde blieb, daß er aber trotzdem schließlich, als gewissenhafter Referent, mir den im Uebrigen wohl gleichgültigen Umstand nicht verschweigen wollte, der Minister Graf Arnim habe sich während der nächsten kritischen Minuten an seiner Seite befunden.

öffnet. Im selben Augenblick rollt der Leichenwagen in den Schloßhof. Die lärmenden Begleiter sehen ihrem Rufe: „Der König soll kommen", schon entsprochen, ehe sie ihn nur vor den Gemächern des Königs wiederholen können. Sie stutzen, sie schweigen, und Hoffnung erweckende Stille breitet sich im Schloßhofe aus[1]).

Hiermit war freilich, so fuhr Stillfried fort, noch keine sichere Rettung gegeben, aber es war doch schon viel gewonnen. Es war der Hülfe von anderer Seite die Möglichkeit zum Eingreifen verschafft worden.

Welcher Hülfe von anderer Seite? fragte ich.

Nun, ich meine jenen Gesang, der die Rettung vollendete. O, wie haben wir uns nachmals Alle bemüht, den Namen des trefflichen Patrioten zu erfahren, der den Gesang anstimmte: leider vergebens! Der Hergang war aber folgender.

Bei der Stille, die auf dem Schloßhofe eingetreten war, kam ein versöhnlich gesinnter Mann zum Worte. Am wirksamsten war nicht, was er sagte, sondern daß er vorschlug, das allbekannte Lied zu singen „Jesus meine Zuversicht", und daß er auch gleich mit starker Stimme zu singen anfing. Wir, d. h. die wenigen Hofleute und Diener in der Umgebung des Königs, wir Alle fühlten instinctiv sofort, was das bedeutete. Wir sangen aus Leibeskräften mit, wir sangen um unseres Königs, vielleicht um unser Aller Leben. Die weihevollen Töne des alten Liedes legten sich wie Oel auf die Wogen des Aufruhrs. Erst sang Einer von Denen da unten im Schloßhofe mit, dann Mehrere, dann Viele. Der mächtige Choral verschlang alles andere Lärmen und Toben, und gerettet konnten sich schließlich König und Königin in ihre Gemächer zurückziehen.

Der Fluchtgedanke wurde hierauf für die nächsten Stunden aufgegeben, weil bei hellem Tageslichte aus Berlin zu entkommen keine Möglichkeit mehr vorhanden zu sein schien. Im Dunkel der Nacht aber meinte der König, durch geräuschlose Fahrt auf der Spree in sichernde Ferne gelangen zu können. Schon stieg das Königspaar die Treppe zum Flußufer hinab, da stieß es, höchlich überrascht — nicht auf Feinde, nein, auf treueste Freunde, auf brave, hier versteckt gehaltene Soldaten. Ob dies die Besorgniß erregte, daß das Geheimniß der Flucht selbst durch solche Mitwisser allzufrüh verrathen werden könne, oder ob der Anblick der hingebendsten Treue die Lust neu erweckte, in den Räumen des alten Herrscherschlosses jeder Gefahr unentwegt die Stirn zu bieten — wir wissen es nicht. Aber die Flucht unterblieb.

Dafür brachte der nächste Tag, der 20. März, neue Lockung und neue Gefahr. Der König, der vor den Barrikaden entwaffnet, der den Demokraten Zugeständnisse gemacht hatte, schien auch den nationalen Wünschen sich fügen zu müssen. Jedoch, wenn die liberale Politik ihm Opfer auferlegt hatte, konnte er das nicht reichlich einbringen durch den Schwung der Begeisterung, mit dem die Massen

[1]) Weit verbreiteter Ueberlieferung nach scholl, als der Leichenwagen in den Schloßhof fuhr, der Ruf zum Könige hinauf: „Hut ab!" und der König habe demgemäß sein Haupt entblößt. Dies mag buchstäblich richtig sein; wir brauchen aber trotzdem nicht im Geringsten zu bezweifeln, daß, wie Stillfried sagt, der tosende Lärm, mit dem die Begleitungsmannschaft des Leichenwagens heranrückte, beim unerwarteten Anblick des Königs sich in „Hoffnung erweckende Stille" verwandelte.

jedem nationalen Begehren und Jedem, der dasselbe befriedigte, freudig entgegenkamen?

Meines Wissens der Erste, der dieser Gedankenreihe folgte und von einer kühnen nationalen Politik Friedrich Wilhelm's IV. großes Heil für die Krone und den Staat, für das ganze deutsche Volk wie für sich selber erwartete, war der heißblütige Politiker, der wenige Monate später in Frankfurt a. M. schmählich ermordet worden ist, der junge Fürst Felix Lichnowsky. Thatkräftig nationale Politik sollte dem König Popularität in Preußen, Macht in Deutschland, und ihm, dem Fürsten, die Leitung des Staatsministeriums, Gelegenheit also zu höchster Auszeichnung, zum Gewinn unvergänglichen Ruhmes verschaffen. Am Abend des 20. März ließ sich Lichnowsky durch Stillfried beim Könige einführen und entwickelte das Programm, mit dem er so große Dinge zu erreichen gedachte. Der König wies ihn an die Minister. Bei diesen aber fand er keine ihm günstige Gesinnung. Nach ziemlich gereizten Auseinandersetzungen mußte er von seinem Unternehmen ablassen und theilte dies, sehr ärgerlich, Herrn von Stillfried durch den Ausruf mit: „Ah, j'ai manqué le portefeuille!"

Stillfried macht hierüber in seinem Familienbuche eingehendere Mittheilungen. Da dasselbe in vergleichsweise wenigen Händen sich befindet, mir aber zu beliebiger Benutzung überlassen ist, so möge mir gestattet sein, ihm noch folgende Bemerkungen über die Lichnowsky-Episode zu entnehmen.

„Er (Stillfried) führte dem König am 20. Abends den excentrischen Fürsten Lichnowsky zu, welcher das feierliche Begräbniß der Märzkämpfer verhindern oder doch zu Wege bringen wollte, daß der Zug nicht bei dem königlichen Schlosse vorbeigeführt werde; der auch mit einigen Tausend ihm ergebener Leute die dreifarbige Fahne nach dem Schlosse bringen und durch eine Deputation darum bitten lassen wollte, daß der König dieselbe neben der preußischen von der Zinne seiner Residenz herabwehen lasse — ein Anerbieten, wodurch allerdings der unliebsame Umritt Sr. Majestät durch die Stadt hätte vermieden werden können. Aber Lichnowsky konnte sich mit den Ministern, an welche der König ihn verwiesen hatte, nicht einigen. Er verließ Berlin am 23. März frühzeitig[1]) und beauftragte Stillfried, dem Könige ein Entschuldigungsschreiben zu überreichen, indem er folgende Zeilen an ihn richtete:

Mon cher Baron!

Le roi m'ayant ordonné de rester à Berlin (dans la flatteuse supposition que ma présence ici pouvait ne pas être inutile à Son Service), j'étais déjà en conférence avec le comte Schwerin sur les précautions à prendre pour la journée d'après-demain[2]), lorsque le comte d'Arnim est entré; son étonnement et son opinion naïvement exprimée sur mon inutilité (provenant du Chef d'un

[1]) Das Datum des 23. März hat Stillfried offenbar aus dem im Texte folgenden Brief Lichnowsky's an den König genommen. Hier scheint aber ein Schreib- oder Druckfehler vorzuliegen. Denn die oben in der Lichnowsky-Episode behandelten Ereignisse und Briefe gehören vermuthlich sämmtlich in die Nacht vom 20. zum 21. März.

[2]) Diese Worte beziehen sich augenscheinlich auf das Begräbniß der März ämpfer vom 22. März.

cabinet responsable) m'a prouvé l'illusion du Roi à mon égard, et m'a condamné à la désobéissance. Vous avez été le porteur du message Royal; veuillez l'être également de ma respectueuse explication.

Vous voudrez bien m'adresser à Troppau quelques lignes, qui me diront que vous avez bien voulu remettre en mains propres ma lettre au Roi.

Le ministre Bornemann, présent aux quatre paroles, qui se sont échangés entre Mr. d'Arnim et moi, pourra en donner le détail.

Recevez, Mr. le Baron, l'expression de mes sentiments distingués.

Lichnowsky.

P. S. Comme „Bon Soir" aux Ministres j'ai fait arracher, en quittant le château, l'infame transparent que vous m'avez fait remarquer au coin de la Bruederstrasse.

Das an den König gerichtete Schreiben ließen Se. Majestät, eben im Begriff zu Pferde zu steigen, durch Stillfried in Gegenwart der Minister vorlesen; es lautete:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Eurer Majestät erster Minister, Graf Arnim, dem die volle Verantwortung der Sicherheit und Ruhe des Königs obliegt, ist von der Nutzlosigkeit meines ferneren Aufenthaltes hier überzeugt, wie es Eurer Majestät Justizminister Bornemann bestätigen kann. Unter diesen Umständen werden Euer Majestät es mir sicher vergeben, wenn ich meine geringen Kräfte Allerhöchst Dero Diensten erst während des nächsten Landtages weihen kann.

In tiefster Ehrfurcht ersterbe ich

Euer Majestät
allerunterthänigster treugehorsamster Vasall
F. Lichnowsky.

Berlin, den 23. März 1848. (Mitternacht.)"

Der Gedanke, dem Fürst Lichnowsky Ausdruck gegeben hatte, lag aber für Berlin, so zu sagen, in der Luft und ergriff endlich auch das Ministerium. Die Folge war der Erlaß der bekannten Proclamationen vom 21. März, das Aufhissen einer schwarz-roth-goldenen Fahne auf dem königlichen Schlosse und der Umritt Friedrich Wilhelm's IV. durch die Straßen der Hauptstadt. Die Hofleute, die sich noch in der Umgebung des Königs befanden, nannten den Umritt wohl Alle, gleich Stillfried, ein „unliebsames" Ereigniß. Daneben fand ihre Stimmung aber auch in anderer Richtung eigenthümlichen Ausdruck. So wenig nämlich die Erhebung der schwarz-roth-goldenen Fahne ihnen sympathisch sein konnte, sie hätten sich mit derselben allenfalls befreunden können, wenn der König nach allseitiger Besiegung der Berliner Empörung, nach Ehrfurcht gebietender Feststellung seiner Herrschermacht die Bahnen hochsinnig nationaler Politik betreten hätte. Die deutschen Fürsten hätten ihm Dank und Verehrung gezollt, die deutschen Volksstämme sich ihm gehorsam untergeordnet. Durfte aber der Monarch, der im eigenen Lande, aus wie guten Absichten auch immer, vor einem Straßenaufruhr sich gebeugt hatte, an die Spitze Deutschlands zu treten wagen?

Versuchte er es doch, so unternahm er nur, wie der junge Prophet Otto von Bismarck bald darauf treffend bemerkte, einen phaëthonischen Flug, bei dem ein phaëthonischer Sturz nicht ausbleiben könne. Von den gleichen Gedanken war offenbar der General von Brandenstein, Oberstallmeister des Königs, erfüllt, als er am 21. März für den Umritt durch die Straßen Berlins, für den „Kaiserritt", dem Könige einige Pferde zur Auswahl vorführen ließ. Voran stellte er einen prächtigen Hengst „Altamont", damit der König ihn wähle, auf ihm wie auf stolzem Kriegsrosse zur Eroberung Deutschlands hinausziehe. Aber da der Hengst leicht scheute, winkte der König ab und bestieg die Stute „Maiden". Man wird es dem König nicht verargen, daß er, dem bei seinem kurzen Gesicht der Ritt durch die von Lärm und Unruhe erfüllten Straßen der Hauptstadt schon peinlich genug sein mußte, auf einem sanften, lenksamen Pferde zu sitzen wünschte; aber man versteht auch den General Brandenstein, wie er bei der Entscheidung des Königs für die Stute, von schmerzlichem Gefühl erregt, zu dem neben ihm stehenden Stillfried sich hinwendete und die Worte hervorstieß: „Nicht mal 'n Streithengst!"

Friedrich Wilhelm IV. vermochte durch den „phaëthonischen Flug" seiner Politik nur, wie so oft in seinem Leben, unendlich anregend zu wirken. Aber erst sein heldenmüthiger Bruder, der am 19. März gemeint hatte, seinen Degen nicht mehr mit Ehren tragen zu können, durfte und sollte die deutsche Frage zu endgültiger heilvoller Lösung bringen.

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

II. Stuttgart.
(1843—1851.)

Hier sind wir an dem Wendepunkt in Dingelstedt's Leben angelangt, von welchem es sich in steigender Linie rasch aufwärts bewegt. Kaum anderthalb Jahre sind seit dem „verzweifelten Abschied" von Fulda verflossen, und aus dem frondirenden Gymnasiallehrer und Journalisten wird ein Hofmann — viel bewundert, viel beneidet, viel angefeindet. Es ist die Zeit, in welcher Heine singt:

„Sie machen jetzt ein großes Geschrei
Von wegen Deiner Verhofrätherei —"

Freiligrath beginnt ein Absageschreiben mit den Worten: „Du bist Hofrath geworden, ich will zeitlebens nichts als Freiligrath werden;" und in einem anonymen Brief, „mit einem schwäbischen Sechsgroschenstück versiegelt", erhält er, „zum Frühstück", zwei Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, „auf Kosten der ‚Partei' als Manuscript gedruckt", in denen er abwechselnd „Lump und Wicht", „Renegat und königlicher Rath" genannt wird[1]). War man damals denn so sehr viel „gesinnungstüchtiger" als heute, wo Niemand Etwas darin findet, einen Dichter, und selbst wenn er Freiheitslieder gesungen hätte, mit Orden und Titeln geschmückt zu sehen — und endlich, sind nicht auch die beiden großen Weimaraner von Karl August in den Adelsstand erhoben worden? Nein, der Unterschied dieser dreißiger und vierziger Jahre von denen vorher und nachher bestand darin, daß die schöne Literatur damals die Trägerin der politischen Opposition und daher ein Schritt, wie Dingelstedt ihn nunmehr that, direct als ein Abfall betrachtet wurde, wiewohl er es keineswegs war. Denn einerseits drängte seine ganze Vergangenheit, sein ganzes Naturell nach einem solchen oder ähnlichen Ziele hin, und wir, die wir sein Knabentagebuch gelesen haben, sehen nichts Widersprechendes darin. —

[1]) Brief an Kolb, in der „Wiener Presse", 11. September 1887, mitgetheilt von Karpeles.

Andererseits hat er, trotz der „Wandlung", die man ihm vorwarf, Nichts und Niemanden verrathen oder verleugnet, weder sich selbst noch seine Gesinnungen, noch seine Freunde; ja, Manchem der Letzteren, die sich jetzt schroff von ihm abwandten, in einem späteren Leben gezeigt, daß wenigstens er sich nicht geändert. Das sollte nicht außer Acht gelassen werden, wenn man über seinen Charakter ein Urtheil fällen will, welches keine Verstimmung jener Tage mehr beeinflussen darf. Das Geheimniß seiner Erfolge war seine geniale Persönlichkeit, die mit unbeschreiblichem Zauber wirkte. Doch hat ihn der Glanz, den er suchte, nicht geblendet. Nach den Irrthümern der Jugend und des Herzens findet er die Geliebte, welche die hülfreiche, zuverlässige Gefährtin und manchmal die Führerin auf schwindelndem Pfade werden soll; er gründet sich den eignen Herd; er bleibt bis zuletzt der treue Sohn seiner Heimath, seines Elternhauses, und wird der zärtlichste, der angebetete Vater seiner Kinder. Für alles Ungemach, das ihn draußen trifft, für alle Verfolgungen, die nicht ausbleiben, für alle Verleumdungen, die nie ganz verstummen, findet er Trost und Ersatz in einem häuslichen Glück ohne Gleichen. Wenn wir den Widerspruch entdecken wollen, welchen schon der General von Bardeleben an dem jungen Poeten in Rinteln wahrnahm, müssen wir tiefer in seine Seele blicken, durch welche, je mehr er scheinbar erreicht, der Riß immer breiter und schneidender geht — das bittere Gefühl, daß er als Dichter nicht geworden, was sein Anfang verhieß. Wäre neben so vielem außerordentlich Schönen dennoch Höheres, Größeres, Bleibenderes zu vollbringen gewesen, wenn er den Muth und die Kraft der Entsagung besessen; oder ging seine dichterische Begabung nicht weiter, so daß das Schicksal selber ihm die Wahl erleichtert? Wir wissen es nicht; aber nur so läßt sich das traurige Wort deuten, welches er, als das Ende nicht mehr fern war, auf seinen Grabstein zu setzen rieth:

Er hat im Leben viel Glück gehabt,
Und ist doch niemals glücklich gewesen.

Auf jeden Fall bezeichnet der Eintritt in Stuttgart, wenn auch nicht eine Wandlung, so doch eine Wendung.

Nicht in dem Sinne, als ob er nun der Literatur den Rücken gekehrt; das hat er nie gethan, auch in Wien nicht, wo er immer wieder, dann und wann, „in den alleinseligmachenden Schoß der Journalistik" zurückkehrte, noch that er es während der sieben oder acht Jahre seines Stuttgarter Aufenthaltes, welche vielmehr seine productivste Zeit waren. Von hier aus war und blieb er der Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung", und zwar sowohl auf dem literarisch-kritischen wie dem politischen Gebiete[1]); hier — neben einer Anzahl von Feuilletons für die „Kölnische Zeitung", von französischen Artikeln für die „Revue des deux mondes" (1845) und von englischen für „Daily News" (1846) und „Times" (1850) — schrieb er die größte Zahl der Novellen, die ihn zu einem Liebling der damaligen Lesewelt machten und die man zum Theil heute noch mit Vergnügen lesen wird, und hier endlich dichtete er das Trauerspiel „Das Haus des

[1]) Man vergl. die von Gustav Karpeles in der „Neuen Freien Presse" (30. Juni und 1. Juli 1886) veröffentlichten Briefe von Franz Dingelstedt an Gustav Kolb.

Barneveldt", welches nicht nur einen überraschenden Fortschritt seit dem „Gespenst der Ehre" zeigte — was nicht viel sagen will —, sondern wirklich einen neuen Stern für die deutsche Bühne zu verkünden schien, und das dennoch keine Nachfolge hatte. Hier begann er den Roman „Sieben Jahre", der, nach dem vorhandenen Anfang und der Skizzirung einiger späteren Abschnitte, das Beste hätte werden können von Allem, was Dingelstedt uns gegeben — heut ein Fragment; und aus diesen Jahren endlich stammt die Reihe von Entwürfen, welche zusammen seinen Nachlaß füllen .... und aus denen allen Nichts geworden.

Wir lassen Dingelstedt nunmehr selbst wieder reden. Sein Aufenthalt in Wien, bisher nur „freudvoll und leidvoll" bewegt durch das Verhältniß zu Jenny, drohte plötzlich, nach einer ganz anderen Seite hin, eine schlimme Wendung zu nehmen. Die mit „W W" gezeichneten Correspondenzen in der „Allg. Zeitung" waren dem Auge nicht entgangen, das damals über dem vormärzlichen Wien wachte, und die Folge waren Mißhelligkeiten und Plackereien mit der Polizei, wie sie nur unter dem Metternich'schen Regiment begegnen konnten. Der Mißstimmung darüber gibt Dingelstedt Ausdruck in folgendem, März 1843 datirten

Sonett.

Den Dichter preis' ich, der, ein Sohn der Zeit,
Von ihrem Strahl in tiefster Brust befeuert,
Ihr Arm und Stimme voll Begeistrung weiht
Und zukunftsfroh durch Sturm und Wetter steuert.

Und den beneid' ich, der in Heiterkeit
Von Stadt zu Stadt quixotisch abenteuert,
Der einem Nichts sein nichtig Leben leiht
Und niemals alternd, sich auch nie erneuert.

Und den bewundr' ich, der begnügt und mild
In des Talentes sicherem Gehege
Sein eig'nes Ziel sich schafft und eig'ne Wege.

Und den bewein' ich, Du erkennst das Bild?
Der keuchend und verflucht durch Prosa-Steppen,
Die Poesie im Herzen, sich muß schleppen.

Die Lage ward je länger, desto mehr unerträglich. Dingelstedt fühlte, daß seine Tage in Wien gezählt seien, ohne daß er doch wußte, wohin sich wenden. Da kam Rettung, und zwar in einer Weise, die selbst ihm märchenhaft erschien, wiewohl er sie bereits vor einem Jahr in seinem Pariser Gedicht scherzend anticipirt hatte. — Hören wir seinen aus Stuttgart erstatteten Bericht an Oetker:

Was ist, seit ich Deine treue Hand in ihren letzten, lieben Zeilen zum Letzten gegrüßt und gedrückt, nicht alles über mich hingegangen, mein alter, braver Fritze! Blindheit, geistige und körperliche, Schmach und Ruhm, Haß und Liebe, — und nun auf einmal eine Ueberraschung und Erhebung, daß mir schwindelt, eine Aussicht in Nahes und Fernes, die mich traumähnlich fängt, befängt, umfängt.

Die Folgen meines W. W. — ich hatte prophetisch die verwünschten Blätter so getauft — hast Du in Deinem Schreiben geahnt, in Deinem Lesen mit mir durchgemacht. Das war eine hübsche Hatz durch die deutschen Zeitungen, ein schönes Gassen-Laufen, wo die liberalen Colonnen auf meinen langen Buckel losschlugen, ein Geschleiftwerden auf der Leipziger Kuhhaut durch alles

Land. O Gott, was stund ich aus. Hätte das Mädchen, dem Gott seine Stärke lohne, nicht fest und edel mit mir ausgehalten, ich wäre erlegen, minder unter dem Bewußtsein meiner Schuld, die nur ein Leichtsinn war, eine Inkonsequenz, als unter der niederschmetternden Ueberzeugung, wie wenig ich gewesen sein mußte, um so bald, so allgemein fallen gelassen zu werden. Mich wehren wollt' ich nicht, konnt' ich nicht; Cotta's Verhältnisse, die ganze deutsche Reaction, meine Wiener Stellung lähmte mir Hand und Fuß. Flucht war das Einzige, was möglich, was nothwendig. Schon war ich in den Orient adressirt und angewiesen: da kommt mir eine Staffette von Cotta: „Rasch hierher!" Ich eile, ungewis, was er mit mir will. Am Tage nach meiner Ankunft bescheidet mich der König in sein Cabinet und nach einer 5/4stündigen Audienz verlaß' ich ihn als sein kleiner Clavigo, taumelnd beinahe von allem Neuen.

Das ist nun beiläufig 3 Wochen her. Meine ganze Lage fängt an sich zu fixiren. Ich habe, auf meinen eigenen Wunsch, ein Provisorium von sechs Monaten, April bis September; monatlich 125 fl. Gehalt, wozu des Königs Gnade noch eine glänzende Reiseentschädigung und allerlei sonstige Emolumente thut; meine Pflichten: alle Freitag Morgen 10 Uhr vor ihm zu erscheinen, um über Literatur und Politik zu referiren; auch vorzulesen, zu Zeiten Abends, vor der königlichen Familie. — Sonst weiter nichts, auf der weiten Welt nichts. Kein Artikel in die Zeitungen, kein journalistisches Spion- oder Büttelthum, nichts Erniedrigendes, nichts Schmerzliches, nichts Gewaltanthuendes.

O Gott, wie athme ich in dieser Sphäre so tief und so frisch auf! Die Erlösung vom Zwange des Handwerks, das Bewegen im Kreise der liebenswürdigsten Menschen, in Interessen, die so ganz meine eigensten sind, das phantastische Hineinträumen in eine Tasso-, eine Goethe-Welt, Alles verschlingt sich in mir, und ich weiß kaum, ob ich wache, ob träume.

Wie das kam? Lilly S....[1]), der Baron Cotta, noch Jemand — Weiber, immer Weiber. Gott segne mir das Geschlecht! Wie das kommen wird? Fritz, ich überspanne mich nicht mehr; Wien hat meine Erziehung vollendet. Ich fange hier sehr bescheiden, pianissimo, an; so wenig gesellig und öffentlich als es eben in meinem Verhältnis angeht, vorsichtig, zugeknöpft bis obenhin, absonderlich gegen die „stillen" Schwaben, literärisch mich selbst begrabend. Ich bedarf zu meinem Glücke den Neid meiner Feinde nicht mehr; dieser Würze sogar hab' ich entbehren lernen. So unterdrückt' ich denn bisher, so weit mein Arm reicht, in Augsburg, in Frankfurt, in Leipzig, in Hamburg, jede Journal-Notiz, die mir, bei des Königs Persönlichkeit, meine gesammte Zukunft umblasen könnte, und bitte Dich, daheim und in Deinen Kreisen dasselbe zu thun. Ich benutze meine Muße zu allerlei dramatischen Studien und zu einer lyrischen Abschluß-Sammlung, die Cotta drucken will[2]). Sonst soll nichts von mir verlauten, gar nichts. Mit 125 fl. und meinen täglichen Einladungen, freiem Theater ꝛc. dazu, leb' ich hier excellent, ganz als Excellenz. Der Sommer wird hingehen; der Hof bricht auf 6 Wochen hier ab, wo ich entweder den König begleite, nach Livorno wahrscheinlich, oder eine Ferienreise mache. Im Herbst, wenn ich mich habe halten können, erfolgt meine definitive Bestallung, die mir wohl einen Gehalt von 2000 fl. bringt und eine Stellung, halb als Münch's[3]) Nachfolger, halb am Theater, und Ostern 44 folgt mir mein Jennerl, so Gott will, hierher. Mit ihren Zinsen, meinem Gehalt und Erwerb können wir hier nicht nur ein angenehmes, sondern auch ein glänzendes Haus machen. . . . .

Lach' mich aus, oder weine mit mir, Thränen der Freude, der Erlösung. Siehst Du, ich bin jetzt ganz, ganz, ganz glücklich. Und ich fürchte nicht einmal den Schatten, den dieses Glück in der Welt werfen wird; sie mögen zischen, sie mögen heulen „von Zürich bis zum Belt", es soll mich nicht kümmern. Zertrümmern sie mir aber auch dieses Glück, spüren und jagen sie mich auch hier auf, wie zu Wien in den Armen der Liebe, Fritz, dann sollen sie sich hüten vor mir. Dann geh' ich zum 2ten Male nach Capua, nicht um zu überwintern, nein, dann um einen wahren Feldzug gegen sie anzufangen. Jenny ist und bleibt mein. Also haltlos und verloren

---

[1]) Die Stiftsdame von Fulda, deren wir bereits Erwähnung thaten.

[2]) Gedichte von Franz Dingelstedt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1845.

[3]) E. von Münch, Historiker, geb. 1798 zu Rheinfelden in der Schweiz, Professor in Freiburg und in Lüttich, seit 1831, mit dem Titel Geheimer Hofrath, Bibliothekar der Privatbibliothek des Königs in Stuttgart, gest. 1841. Anm. des Herausg.

wäre meine Existenz selbst dann nicht, wenn sie sich hier nicht erfüllen könnte. Aber sie wird es, wäre es auch nur um die Ironie, ihre durchgehende Figur, ganz auszuführen, daß der Körper dann aufhört und zusammenbricht, sobald der Geist genesen ist, zu Ruhe, Kraft und Klarheit. Ich empfinde so was. —

Nun hast Du, alter Reise- und Lebensgefährte, meine Spur wieder frisch und zusammenhängend. Leite mich dafür auf die Deine. Sag' mir, wie's mit Dir ist. Wohin im Sommer? Eine Strecke ging ich gern einmal wieder mit Dir: ich habe so viel auf dem Herzen, in der Feder so wenig. Vielleicht wenn ich mit Anstand so früh einen Urlaub begehren kann, käm' ich auf 8 Tage nach Hessen, will sagen zu Dir nach Kassel, von wo wir auf dem Weser-Dampfschiff nach Rinteln, durch unsere Jugend, unser Leben, führen! Seufzest Du aber im Juli wieder in Ems, so ist's freilich nichts. Ruft mich Jenny nach Breslau, wo sie im Juni gastirt, so ist's auch nichts. Indeß beides wird schwerlich geschehen, weil beides nichts frommt. Erst schreibe mir nur, damit ich weiß, wo und wie dich finden. Schweige über mich, wie Du für mich geredet. Auch die Hessen, mögen sie mich aufgeben. Meine Eitelkeit ist geheilt; ich fange an stolz zu werden. Du hast das ja lange gewollt.

Grüße wen Du magst oder mußt, und erhalte Dich der Himmel Deinem

Stuttgart, 4/5/43.

Rothe Straße, 13. Fr. D.

Der folgende, nur wenige Wochen später geschriebene Brief berührt jene schlimmste von allen gegen Dingelstedt aufgebrachten Verleumdungen, welcher Heine damals, in dem bereits angeführten Gedichte, den populären Ausdruck gab:

Vom Seinestrand bis an der Elbe
Hört' ich seit Monden immer dasselbe:
Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — O, sprich,
Reitest du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Aeugelst du wirklich mit fürstlichen Kebsen?

Den betreffenden Passus des Briefes, der von der Stubenrauch handelt, hat Oetker später, als er ihn zum Zwecke seiner eigenen „Lebenserinnerungen" wieder las, mit Bleifeder angestrichen, und daneben geschrieben: „Niedertracht".

Nur ein paar Worte, lieber, guter, armer Fritz: des Dankes, des Trostes, der Hoffnung. Ich bitte Dich, sei kein Theekessel, lasse die Psyche nicht so ganz daniederhalten von dem groben, alten Spiesgesellen. Sei Dein Zustand noch so ärgerlich und so langweilig, an Gefahr glaub' ich nicht, will's nicht, kann's nicht.[1]) Haben sie uns zweien, Dir und Mir, nicht schon Jahrzehnte lang Tod und Teufel profezeiet, und Du siehst, es geht immer noch tant bien que mal. Ehe wir nicht fertig sind, werden wir auch nicht fertig, et vice versâ. Daß wir uns im Sommer begegnen, ist mein ernster Wunsch und Wille. Näheres sobald möglich. Mich will mein Arzt in eine Molkenkur jagen, wozu ich geringe Lust verspüre. Hilft gewis nicht und schadet vielleicht. Einstweilen liege ich hier still, keineswegs auf Rosen. Leipzig liefert die Dornen im Uebermaß. Der „Komet" läßt sich aus Stuttgart schreiben, ich heurate die Stubenrauch und erklärt so meine ganze „Carrière" so natürlich als wahrhaftig. Zur Zeit hilft mir eine ganz souveraine Verachtung des ganzen Gesindels der Journale noch über solche Dinge hinweg, aber lange hält eine solche Philosophie nicht vor, abgesehen davon, daß sie hier alle meine Hoffnungen vernichten kann. Meinetwegen. Lenau und Levin Schücking, die hier sind, grüßen Dich; auch Jenny, die nun bald in Breslau eintrifft, thut desgleichen, von Wien aus.

Herzlichst bis auf Baldiges und Weiteres

Dein

Stgt. 28/5/43. Fr. Dingelstedt.

---

[1]) Oetker krankte Zeitlebens an einem Halsleiden, das er übrigens mit großer Standhaftigkeit ertrug. In seinen „Lebenserinnerungen" (Bd. I, S. 31) sagt er, daß er seit seinem dreizehnten Jahre „keine völlig gesunde Stunde mehr gehabt". Anm. des Herausg.

Im October erfolgt die amtliche Bestallung und nunmehr auch das Schreiben an den Vater, welches diesem die große Nachricht bringt:

Stuttgart, 8. Oktober 1843.

Mein lieber Vater!

Heute wird es gerade 2 Jahr, daß ich aus der Hand des Gymnasial-Director Dr. Dronke in Fulda meine Entlassung aus dem hessischen Staatsdienste empfing. Das Leben spielt mit solchen Daten. Denn vor einer halben Stunde erhalte ich das folgende, Dir in treuer Abschrift, Dir zuerst mitgetheilte Decret:

„Das königliche Oberstthofmeister-Amt an den Dr. Franz Dingelstedt. Vermöge Höchster Entschließung vom gestrigen Tage haben Seine Königliche Majestät den Dr. Franz Dingelstedt aus Rinteln in Curhessen mit dem Charakter eines Hofraths und einem vom 1. d. Mts. an laufenden Gehalte von jährlichen zweitausend Gulden als Bibliothekar bei der K. Handbibliothek anzustellen geruht, wovon derselbe andurch in Kenntniß gesetzt wird. Stuttgart den 7. October 1843. Kgl. Oberstthofmeister-Amt. Der Hofmarschall Seckendorff."

Deiner Freude und Theilnahme an dieser außerordentlichen Gnadenerweisung meines Königs und Herrn gewiß, beeile ich mich, Dich und die Unsrigen davon zu benachrichtigen und damit ebenso zu überraschen, wie ich selbst überrascht ward. Mein Geschick hat nun einen Hafen gefunden, den wohl werth, den ich vor 2 Jahren aufgab.

Mir geht und gefällt es außerordentlich wohl hier, namentlich seit meine Stellung eine officielle ist. Der Gehalt reicht für mich gerade hin und für den Luxus sorgt Cotta, den ich in nächster Nähe habe, nach wie vor freundlich mit ihm verbunden.

Die Anstellung ist lebenslänglich, verpflichtend auch für des Königs Nachfolger. Vom 10. Dienstjahr werde ich pensionsfähig. Vorher kann man mich nicht entlassen, außer mit halbem Gehalte. Meine Verpflichtung besteht — nicht einmal im Bibliothekariate, dessen Geschäft der Geheime Rath von Lehr besorgt — sondern nur in Leitung der Lectüre des Königs, die ich aussuche, anstreiche ꝛc. und in einem wöchentlichen mündlichen Bericht an ihn über Tagesneuigkeiten in der Literatur. Sonst nichts, von der Gottes-Welt nichts. Ich habe keinen Vorgesetzten als ihn, bekomme Urlaub von ihm, wende mich in allen Dingen nur an ihn. Bei seiner unbegreiflich liebenswürdigen Persönlichkeit ist solch eine Pflicht ein wahres Vergnügen.

Nebenbei sehe ich den Hof sehr häufig, namentlich den Kronprinzen.

Ich speiste schon einige Male an der Königlichen Tafel, worüber die ganze Residenz außer sich war, las Abends im Schloß vor, fuhr mit den Herrschaften aus, kurz ich hatte ihre Gunst in einem ungemeinen Grade mir erworben, wie nun meine Fixirung und die Verleihung eines hier zu Lande nicht sehr häufigen Titels, namentlich für einen Menschen von 29 Jahren, beweist. Hoffentlich ist es damit nicht am Ende. Ich strebe höher und werde höher steigen, bleibe ich nur gesund und in voller geistiger und körperlicher Kraft. Mein Leben ist dazu sehr angenehm: Ich wohne, sehr elegant eingerichtet, in der Nähe des Schlosses in der Königstraße, speise sehr gut, arbeite sehr wenig, gehe viel aus, nehme viele Besuche an, kleide mich sehr oft um, kurz, ich bin aus der dunklen Schriftstellerpuppe in einen glänzenden Hofschmetterling verwandelt; an die langsame Schulmeistersraupe denk' ich kaum noch.

Freiheit zum Flattern find' ich genug; jährlich reist der König auf ein paar Monden fort, diese gehören mir, und so ich will, kann ich auch außer der Zeit leicht nicht nur Urlaub haben, sondern sogar schönste Reiseaufträge. Vor der Hand ruh' ich aber und werde das noch ruhiger fortsetzen, wenn ich erst meine kleine Hofräthin heimgeführt habe. Daß an dem Zeitungsgeschwätz, welches mich mit einer Dame des hiesigen Theaters verlobte, nur Neid und Bosheit einiger Journalisten Schuld war, brauch' ich nicht erst zu versichern; ich bin wo anders so gut wie gefesselt, an ein Wesen, das mit dem höchsten Talent die einfachste, edelste, heiterste Seele verbindet, ein Mädchen von bürgerlicher Familie und von unbescholtenstem Rufe, trotzdem daß sie die erste deutsche Sängerin ist, ein Mädchen endlich von einem sehr bedeutenden Vermögen. So wie meine Jenny — meiner Mutter Namen führt sie — ihren Contract in Wien gelöst hat, folgt sie mir, eine glänzende und gewinnreiche Laufbahn aufgebend für ein stilles Liebesglück.

Sie ist ein prächtiges Mädel, von echt österreichischer Gemüthlichkeit, 25 Jahre alt, nicht schön, aber reizend gebaut, von unverwüstlicher Laune. Nächsten Sommer siehst und segnest Du sie auf jeden Fall, hier oder dort; Ostern hofft sie frei zu sein.

Da hast Du in großen, schwatzhaften Zügen, lieber Vater, einen Lebens-Abriß von Deinem Sohne. Er konnte Dir so selten froh und vollkommen zufrieden schreiben, jetzo kann er's und thut es aus allerbestem Herzen.

Daß ich mit meiner von Dir so ganz und gar abweichenden Weise Dir oft ärgerlich und anstößig gewesen bin, weiß ich und bitte Dich nochmals das zu vergessen und zu vergeben. Mir wirst Du dafür die Genugthuung machen, einzugestehen, daß ich meine Art doch, allen Feinden und Neidern zum Trotz, durchgeführt habe, und zwar zu einem Ziele, wie ich es daheim nie erreicht hätte. Ich wagte, es gelang. Die Leute sagen, dazu gehört blos Glück, das ist jedoch nicht ganz und gar so. Jetzt werden sie sich in Hessen wieder kreuzigen und steinigen, und mich erst recht: Aber mögen sie doch, ich lache sie alle aus.

Grüße unsere ganze Familie tausend Mal, insonderheit die Jungen. An Auguste, die mir noch eine Antwort auf meinen Zettel aus Kreuth schuldet, liegt eine Commission bei. Lebe recht wohl und vollende recht bald mit einigen Zeilen von Deiner Hand das Glück und die Freude und den Stolz

Deines

in Lieb und Treue ergebenen Sohnes

Franz.

„De grote Krafft mot Allens betahlen"[1],
weil die Post schon zu ist, Porto nämlich,
sonst nichts mehr — „Gott Lob!" — Ja wohl!

Daß es nun von allen Seiten arg über ihn hergehen würde, sollten ihm indessen schon die nächsten vier Wochen zeigen, und offner als gegen den Vater gibt er sich um diese Zeit in einem Brief an Oetker.

Stuttgart, 8/11/43.

Du gratulirst mir nicht, lieber Fritz, so muß ich denn zuvorkommend Dir condoliren. Es hat nix geholfen, — ich habe Hofrath werden müssen. O Ironie des Lebens, o Niemeyer[2], o Theodor Hell![3] Du magst mir es glauben, alter Freund, daß ich aus Leibeskräften mich gewehrt, allein es stund die Alternative: entweder Hoftheater-Intendanzrath, mit einem entsetzlichen Vermischen in die hiesigen Bühnenverhältnisse, die Aussicht auf einen unvermeidlichen Fall dicht vor mir, — oder Hofrath, ein stilles, hübsches Zimmerlein in der K. Privatbibliothek, das auf die herbstlichen Bäume des Schloßgartens niederschaut, alte und neue Bücher um mich her, und sonst die alte, bequeme, träge Stellung, nur ostensible gemacht, wie es ja nöthig war, und fest. Die 2000 fl. Gehalt sind wohl das Beste dran, obwohl die Uniform, hellblau mit Silber, weiße Inexpressibles und ein wahnsinniger Claque, och ene schöne Jejend ist, namentlich neben der dunklen Nachtwächterpuppe, aus der sie so naiv hervorschlupfte. Fritz, Fritz, was für ein Wandel und Wechsel! Ich weiß, wieviel sich dagegen sagen läßt, ich sehe, welche Blasen der Parteigeist auf's Neue aufwirft in den Zeitungen, die meine Ernennung brachten, ich fühle, — gestehen wir es uns, Aug' in Auge, Hand in Hand, — das zweideutige, das häßliche Licht, in dem ich vor Euch dastehen muß. Aber lassen wir's. Wer mich kennt, wird an mir nicht irre werden; hat man mir auch den „Karakter" abgesprochen, — ich weiß nicht recht, weshalb, und was das heißen soll, — mein „Herz" glaubt und liebt und hofft Jeder, der es kannte. Und so Du vor allen, nicht wahr, mein Treuer und Vielliebster?

Nebenbei, wenn es meinem Jennerl Spaß macht, der ich doch nun für ihre großen Opfer wenigstens eine verhältnißmäßige Äußerlichkeit bieten kann, wenn mein Alter und mein Schwager dazu wohlgefällig lächeln, ei, so verarg' es mir die Welt auch nicht, daß ich annahm, was ich nicht ausschlagen durfte.

Ich bin jetzt en vogue hier, Du stellst Dir das leicht vor. Der König läßt mich, außer meinem dienstlichen Freitage, noch häufig rufen, unterhält sich auf der Gasse mit mir, zieht mich sogar zur Tafel; folglich die Prinzessinnen desgleichen, der Hof noch mehr, und die ganze Stadt

---

[1]) Plattdeutsch. — „De grote Krafft", so hieß scherzweise der alte Herr Klostervogt.

[2]) Redacteur des „Kasseler Boten", dessen man sich noch aus der Correspondenz Dingelstedt's mit dem General von Bardeleben erinnern wird.

[3]) Redacteur der Dresdener „Abendzeitung". Anm. des Herausg.

am meisten. Mein „Vorlesen“ geht wieder los. Ich habe eine humoristisch-literarische Garçons-Gesellschaft gestiftet, woran der Kronprinz nicht selten Theil nimmt. Et caetera, et caetera, et caetera. Sorge nicht, daß ich mich darüber verliere. Geschieht es, so ist's nur auf eine kurze Weile. Ich habe zu Kassel im Kleinen, zu Wien im Großen gelernt, wie so ein Zustand zu behandeln ist und — wie er endet. Für den Augenblick kann ich nichts anderes thun, als mich gehen lassen. Eine Pause in der Production wird mir selbst wie ihr nur wohlthätig sein. Für die persönliche und literarische restitutio in integrum sorgt die auf Ostern vorbereitete Sammlung meiner Lyrica, in drei Büchern: Heimath — Wanderschaft — Rückkehr, ganz frei, unbefangen und kühn hingestellt. Das Buch wird Dich freuen, im Alten wie im Neuen.

Von Wien kommt mir liebe und süße Kunde, zweimal allwöchentlich. Das Mädel hält sich brav; sie ist fleißig dran, ihre Bande zu lösen. Ostern hol' ich sie heim. Ein Jahr soll sie feiern, und den Sommer desselben denk' ich sie in meinem Vaterlande „aufzuführen“. Dann findet sich gewis ein längerer Urlaub für mich, den sie zu einer letzten Weltfahrt nach England, Frankreich und in den Norden nützen soll. Mir selbst wird eine solche Auffrischung gutthun und auch literarische Früchte tragen.

Deine Aufforderung nach Berlin kam mir zu spät; ich war den Herbst nicht frei, ein Paar Tage ausgenommen, die ich dem Wunsche des Königs folgend in Ulm zur Manoeuvre-Zeit verschwiemelte. Seitdem erhielt ich keine Nachricht von Dir, weder direct noch indirect, schloß also, daß es Dir wohlergehen müsse, daß Deine Frühjahrs-Besorgnisse, wie ich zum Voraus sah und sagte, sich als übertrieben bewährten, und daß Du stark und geduldig Dich in den neuen hessischen Winterschlaf einspinnst. Sobald er überstanden, sehen wir uns, entweder dort oder hier. Kann ich mit meiner Frau nicht nach Rinteln, so gehen wir auf die Dauer der Abwesenheit des Königs in die Schweiz, um die Molkenkur in Geiß zu wiederholen, welche mir zu Kreuth so trefflich anschlug.

Laß mich „in Bälde“ von Deinem Sein und Werden hören und gieb mir aus Hessen eine reichliche Mittheilung. Wie mag da der „Hofrath“ eingeschlagen haben, von Hanau bis Rinteln!

Fahr wohl, mein Fritz, und Gott behüte Dich

Deinem

Fr. Dingelstedt.

Hackländer geht in 14 Tagen mit dem Kronprinzen nach Italien. Vor 3 Jahren sang er als Chorist im „Brauer von Preston“ auf dem Stuttgarter Hoftheater!

Im April des nächsten Jahres führte Dingelstedt die von der Bühne scheidende Jenny Lutzer nach Stuttgart heim, und noch auf der Reise, von Prag aus, schreibt er nach Rinteln:

Prag, 5. Mai 1844.

Erst heute komme ich dazu, meines Glückes ein sichtbares Zeichen direct an Euch zu richten, Ihr Lieben daheim.

Daß meine Heurat, nach allerlei confessionellen und anderen Hindernissen am 27. v. Mts. in Wien wirklich, endlich, völlig, förmlich vollzogen worden ist, haben Euch die Zeitungen unterdessen schon verrathen. Zwischen den Zeilen hättet Ihr lesen können, wie namenlos und unbeschreiblich vergnügt, wie zum ersten Male ganz und gar zufrieden ich seit jenem Tage lebe, gelebt habe, hoffentlich auch fernerhin und in aller Ewigkeit leben werde. Amen.

Mein Hänschen, das sich im Augenblicke die Händlein zum 20. Male heute wäscht, sendet eine Menge nasser Grüße mit. Sie ist ein vortreffliches Weib, dem es Gott an ihren Kindern vergelten möge, was sie alles an mir thut.

Dienstag den 30/4 abends reisten wir in ihrem Wagen, recht bequem und schön von Wien ab, hieher wo wir noch ein Paar Tage verweilen, um dann, wahrscheinlich über Dresden und Leipzig heimzukehren. Gegen den 20/5 läuft mein Urlaub ab. Das Nest ist bereits gemacht. Ich freue mich sehr auf die Ruhe und den sommerlichen Frieden drin. In den letzten Wochen drängte sich Fest auf Fest.

Meine Frau schied in Wien auf eine Weise, wie wohl noch nie eine Künstlerin entlassen ward, und ebenso empfängt sie Prag, ihre prächtige, schöne Vaterstadt. Sie als Mädchen und als Sängerin überall so gleich hoch gestellt und gehalten zu sehen, gibt meinem Glücke das letzte

Siegel, das der auf mich rückstrahlenden Ehre, Unbescholtenheit und Zweifellosigkeit. Sie bringt mir, von einer glänzenden Laufbahn ausscheidend, ehe sie noch zur Hälfte vollendet ist, ein großes Opfer.

Finden wir in Stuttgart dafür nicht Entschädigung, so kehren wir in's gastliche Oesterreich heim, das auch mir diesmal viel freundlicher seine Pforten öffnet, denn früher. Metternich und Kolowrat empfingen mich sehr gnädig. So sehe ich nach jeder Seite hin einer gegründeten und erhellten Zukunft entgegen und bin froh, des Zweifelns endlich los und ledig zu sein.

Dir, lieber Karl[1]), muß ich die Antwort auf Deinen letzten Brief und die gerade auf den Tag meiner Abreise von Stuttgart 6. April eintreffenden Zigaren schuldig bleiben, bis ich wieder in Ordnung bin.

Lebt wohl alle mitsamen. Ich bestimme diesen Brief für die ganze Familie. Wenn Eins von Euch Gelegenheit hat, Ötker in Kassel Mittheilungen zu machen, so meldet ihm, wie glücklich ich bin. Ebenso allen anderen Freunden daheim, König, Selberg, Wilhelmi pp. pp.

Tausend Grüße und Wünsche von

Eurem

Franz.

Und hier mögen auch die im Nachlaß treulich bewahrten „Lieder für Haus und Herz. Seiner vielgeliebten Gattin gewidmet vom Dichter" ihren Platz finden.

Flitterwochen.

I.

Frisch auf in den Wagen,
Frisch auf in die Welt,
In Lust und Behegen
Selbander gesellt!
Wie dampft dort der Acker,
Wie rauschet das Laub,
Wie trappeln so wacker
Die Rößlein im Staub!

O sonniger Morgen,
So draußen, wie drin!
Die Wolken und Sorgen
Zieh'n ferne dahin!
Nicht vorwärts geschauet,
Und auch nicht zurück,
Wenn über uns blauet
Der Himmel, das Glück!

Welch' selige Reise
Ins neue Geschick,
Mit doppelter Weise
Gedicht und Musik!
Frei hab' ich's geschrieben,
Du singest sie frei:
Das heiß ich ein Lieben,
Und das einen Mai!

[1]) Dingelstedt's Schwager, Karl Bornemann, der treffliche Wirth zur „Stadt Bremen" in Rinteln. Anm. des Herausg.

II.

Nun neige, gleich dem Tage,
Das schwere Haupt zur Ruh',
Die blauen Augen schlage,
Wie er zum Schlummer zu.
An meiner Brust geborgen,
Von meinem Arm geschützt,
Verharre bis der Morgen
Vom Berge wieder blitzt.

Der Wagen soll als Wiege
Dich schaukeln, müdes Kind,
Um Deine Schläfe fliege
Als Schlummerlied der Wind.
Es scheine durch die Bäume
Der Mond als Lampe hin,
Die Sterne zieh'n wie Träume
Uns nach von Deinem Wien.

Mich aber laß durchwachen
Die liebe, laue Nacht:
Den Wärter will ich machen,
Der Deinen Schlaf bewacht.
Will sicher Dich umfassen,
Dich sorglich hüllen ein,
Gebeugt auf Deine blassen,
Bestrahlten Wängelein.

Und bin ich einmal wieder
Um Mitternacht allein,
So fallen mir auch Lieder,
Alte und neue ein:
Sie fliegen und sie fliehen,
Sternschnuppen in der Höh',
Irrlichter auf den Wiesen,
Strichnebel überm See.

O bliese nur nicht immer,
Zu bald der Postillon!
Lärm und Laternenschimmer,
Schon wieder hier Station!
Aufschreckt an meiner Seite
Die liebe Schläferin,
Die Lieder flieh'n ins Weite
Und hin ist wieder hin.

III.

Die Aeuglein ausgerieben,
Den Mantel weggethan!
Die Dorfuhr stammelt sieben,
Im Hofe kräht der Hahn.
Und hab' ich faul verschlafen
Die Pracht der Frühlingsnacht,
Soll mich der Morgen strafen
In seiner Frühlingspracht.

Er tritt aus gold'ner Pforte,
Sieh' doch, wie ritterlich!
Und weckt mit lautem Worte
Die Erde, wie ich Dich.
Die hellen Glockenstimmen
Der Kirchlein, nah und fern,
Verschmelzen und verschwimmen
In einen klaren Stern.

Durch Wald und Wiese säuselt
Ein frischer Lebenshauch,
Zu Wölkchen blau gekräuselt
Ersteigt des Schornsteins Rauch
Und wirbelt pfeilgerade
Als Säule in die Luft,
Der zeigt uns unsere Pfade:
Hier gibt es Kaffeeduft.

Da wandern schon zum Städtchen,
Das fern am Berge glänzt,
Die Burschen und die Mädchen
Besträußert und bekränzt.
Zur Kirche weist die Kleinen
Das Gold an ihrem Buch,
Die Großen, sollt' ich meinen,
Zum Tanz das bunte Tuch.

Erwach' zum wachen Tage,
Sei munter, Kind, und brav,
Aus dunklem Haare jage,
Aus hellem Aug' den Schlaf!
In sabbathlicher Stille,
Die um uns scheint und weht,
Sprich diese Frühidylle
Getrost als Frühgebet!

IV.[1])

Ein schlafender Handwerksbursche ruht
Im Chausseegraben am Wege,
Da, wirf ihm das in seinen Hut,
Und Glück auf die Reise, College!

Fortrollend, in weiche Polster gedrückt,
Gedenk' ich im Geiste der Zeiten,
Da ich gleich Jenem, lahm und gebückt,
Des Weges mußte schreiten.

Du hättest damals nicht erkannt,
Mein Schatz, Dein verzärteltes Fränzchen
Im Wand'rer bestäubt und sonnenverbrannt,
Auf dem Buckel ein ledernes Ränzchen.

[1]) Dieses Gedicht findet sich, stark verändert, unter dem Titel „Extrapost" bereits gedruckt in den „Sämmtlichen Werken", Bd. VII, S. 97. Doch lassen wir es hier in der ursprünglichen originelleren Fassung folgen. Dingelstedt hatte Unglück, wenn er später besserte, so auch mit dem Lied von der Weser.

Da gab's statt Hôtels und Extrapost,
Und glänzender Equipage,
Nur wunde Füße, schmale Kost
Und höchstens eine Blamage.

Beim Bruder Studio kneipte man ein,
Gefunden auf offener Straße,
Man schlief in Einem Bett zu Zwein
Und trank aus Einem Glase.

Und wenn der Eine gerade verlumpt
Und mit seinem Schneider zerfallen,
So wurde ein Rock vom Andern gepumpt,
Und alle paßten Allen!

Statt Trinkgeld gab man der Kellnerin
Ein Küßlein, auch zwei nach Verlangen,
Trat mitten unter die Dirnen hin,
Die am Brunnen wuschen und sangen.

Ach Gott, es war eine schöne Zeit,
Und ihrer gedenk' ich gerne,
Sie liegt nun weit dahinten, so weit,
Wie dort die duftige Ferne.

Damals ein Ränzchen die einzige Last,
Eine Quart die einzige Narbe,
Der einzige Stolz die Mützenquast'
Von blau-roth-schwarzer Farbe[1]).

Das Alles ward ganz anders seitdem,
Ich selbst bin ein ganz And'rer,
Doch wünscht' ich, ich reiste noch minder bequem,
Bequemer schon jener Wand'rer.

Ich wette, der träumt im grünen Gras
Von meinem grünen Wagen.
Ich träume auch, nur weiß ich nicht was,
Nur kann ich's noch nicht sagen.

V.

Die Welt ist groß, der Weg ist weit,
Schon wieder schwand ein Tag,
Schon wieder graut die Abendzeit:
Schlafe, wer schlafen mag!

Es braust die Fahrt im Mondenschein
Durch fremden Busch und Hag,
Zum Fenster langt ein Ast herein:
Schlafe, wer schlafen mag!

[1]) Nicht „grün-weiß-schwarz", wie es im gedruckten Text der „Sämmtlichen Werke" heißt, „Blau-roth-schwarz" waren die Farben des Corps „Schaumburgia" in Marburg, was damals, 1844, der Dichter noch besser wußte, als dreiunddreißig Jahre später. Anm. des Herausg.

In fremdes Thor der Wagen bricht,
Horch, fremder Glocken Schlag,
Am Markt der Brunnen sprudelnd spricht:
Schlafe, wer schlafen mag!

Nur erwacht, nur heraus, nur die Pferde bereit,
Die Laternen gezündet am Schlag:
Die Welt ist groß, die Welt ist weit,
Schlafe, wer schlafen mag!

VI.

Dir wird im Herzen bange
Und fragend blickst Du aus:
Wir fahren schon so lange,
Wann kommen wir nach Haus?

Zur Abendzeit die Lichter,
Worin ein Dörflein strahlt,
Die fröhlichen Gesichter,
Vom Herde roth bemalt,

Die Mütter vor den Thüren,
Im frohen Kinderchor:
Ein Bild der Heimat führen
Sie Deiner Seele vor.

Und jagen wir vorüber,
Unstät an solchem Glück,
So sehnt Dein Auge trüber
Nach sonst sich wohl zurück.

Das Fliegen und das Fliehen,
Es hält Dich nimmer fest,
Du möchtest heimwärts ziehen,
Mein Vögelein ins Nest?

Nur noch ein kleines Weilchen
Geduldig harre aus,
Noch ein paar Dutzend Meilchen,
Dann, Herz, bist Du zu Haus!

Dann segnest Du beklommen
Die neue Schwelle ein,
Wo Du wirst hochwillkommen,
Wo Du wirst Herrin sein.

Den eig'nen Herd dann gründe
Für Dich und Deinen Mann,
Mit reinen Händen zünde
Das reine Feuer an.

Und wenn wir erst zusammen
Dann sitzen, Hand in Hand,
Still blickend in die Flammen,
Die Schatten an der Wand,

Wenn auf der Straße draußen
Ein Posthorn dann ertönt
Und von der Räder Sausen
Das kleine Fenster dröhnt:

Dann sprichst Du mit Vergnügen
Ausschauend mit dem Licht:
Auf unsern Brautfahrt-Zügen
War's doch so übel nicht!

VII.

Sieh', unser Weggeleiter,
Gesandt von Gott dem Herrn,
Da blinkt er hell und heiter,
Der Lieb'- und Abendstern.

Dort, wo er sich erhoben,
An Ostens fernem Rand,
Versinkt von Duft umwoben,
Dein altes Vaterland.

Und dort in Westens Bläue
Erhebt sich, wo er sinkt,
Dein Vaterland, das neue,
Das uns verheißend winkt.

Wenn unser Blick, begegnend
Dem seinen, aufwärts sieht,
So steht er hoch und segnend
Gerade im Zenith.

VIII.

Nein, rühre nicht und schmolle nicht
Mit Deiner Nebenbuhlerin;
Du kennst die Wundervolle nicht,
Sonst ließest Du uns immerhin.

Nie bin ich näher, treuer Dir,
Als wenn mich ihre Gunst beglückt,
Und nie ist sie so günstig mir,
Als dann, wenn mich Dein Kuß entzückt.

Du dehnst Dich oft in süßer Ruh'
Und schläfst an meiner Seite schon,
So schleich' ich mich auf leisem Schuh
Aus Deinem Kämmerlein davon.

Dann harrt sie mein, dann küßt sie mich,
Sieh' nur, noch lodert mein Gesicht,
In ihren Armen schwelge ich
Oft bis ins helle Tageslicht.

Und siehst Du, wie die Männer sind!
Der eig'nen Treu', wer's möglich denkt!
Dar bring' ich hier sogar das Kind,
Das mir die Andre heut' geschenkt.

IX.

O laß an Deine kühle Wange
Die fieberheiße Stirn mich lehnen,
Dein weicher, treuer Arm umfange
Beschränkend mein verwirrtes Sehnen.

Es gehen mir in Deinem Blicke,
Wie wechselnder Gestirne Lauf,
All' meine schwankenden Geschicke
Versöhnt hinab, versöhnt herauf.

Was Andre mein Verschulden nennen,
Dies stete Zweifeln und Entzweien,
Du, Liebste, weißt es zu erkennen,
Du weißt es, Liebste, zu verzeihen.

Statt anzuklagen, zu verdammen,
Mit mir, für mich empfindest Du,
Und träufelst in die wüsten Flammen
Das milde Thauen Deiner Ruh'.

Und quillt kein Lied aus schwerer Seele,
Erleichternd ihren stummen Kummer,
So singst Du, holde Philomele,
Statt meiner, singst mich sanft in Schlummer.

In Deinen Tönen und Accorden,
Verwandelt sich der herbste Schmerz,
Ein Dämon, der zum Engel worden,
Zieht er geflügelt durch mein Herz.

So ward die Geliebte die Muse seines Liedes und die Herrin seines Heims. „Mein Jennerl ist ein wahrer Engel," schreibt er am 30. November 1844 seinem Freunde Fritz, „an der ich täglich mich höher emporrichte. Findet sich in das kleine Haus, wie in die große Welt. Immer anspruchslos, nie übellaunig, überall beliebt und geachtet. Von Regret kaum eine Spur." Am 21. Januar 1845 erscheint das erste Töchterlein und am 22. schreibt Dingelstedt dem Vater:

Gott Lob und Dank, lieber Vater, nun bist Du auch ein schwäbischer Großpapa.

Gestern Abend 9¾ Uhr wurde meine theure Jenny nach langen, unsäglichen Leiden von einer gesunden, starken Tochter entbunden . . . Vater, es war ein furchtbarer Tag, aber ihm folgte auch die seligste Nacht. Ich weiß erst jetzt, was Freude ist, und auch jetzt erst was Schmerz. Jenny hat mit göttlicher Geduld und Entschlossenheit ausgehalten, viel stärker und muthiger als ich selbst. Sei über uns hier ganz ruhig; Weib und Kind sind vollkommen wohl, letzteres blüht wie ein Winterrösslein im Schnee, schaut aus großen blauen Augen munter in die Welt hinein und hat eine Stimme so stark wie ihre Mutter und Haare noch schwärzer als sie.

Von der Theilnahme hier und auswärts an diesem welthistorischen Kind wird noch ein großes Gerede in den Zeitungen sein, fürcht' ich. Mein Vorzimmer wird heute von Lakaien und Briefen gar nicht leer. Aus letzteren schicke ich Dir einen im Original mit, den meines guten, lieben Königs. Um 12 Uhr macht' ich ihm die Meldung, um 2 Uhr hatt' ich seine Antwort. Nicht wahr, solch einem Manne dient sich's gut?

Sei so gut, mir mit nächstem das Blatt sicher wieder zuzustellen, welches ich gern für mein Töchterlein aufheben möchte. Ein Königsbrief zu ihrer Geburt, das freut doch!

Für den sehr möglichen Fall, daß Du die Schriftzüge König Wilhelm's nicht entziffern könntest, steht auf der Rückseite des Briefes von mir eine Copie des seinigen. Aber erst probiren, Alterchen!

Lebe wohl, grüße Auguste die Mama, alle übrigen Verwandten und Bekannten, herzlichst und schreibe mir bald, mit ein Paar freundlichen Worten für mein Weib.

In sichtlicher Eile

Dein
glücklicher Sohn
Franz.

Mittwoch.

Meinen besten Glückwunsch, mein lieber Dingelstedt, für die Vermehrung Ihrer Familie; nach allen Aengsten die Sie ausgestanden müßen Sie um so glücklicher sein nur wünsche ich Ihrer neugeborenen Tochter. daß sie lieber eine ausgezeichnete Künstlerin wie ihre Mutter, als eine Gelehrte wird, denn die Frauen sind dazu bestimmt zu gefallen und nicht zu belehren.

Ihr
ganz ergebener
Wilhelm.

Nicht wahr, darin sympathisirt mein König mit meinem Papa? Auch in vielen anderen Dingen noch. Übrigens: Der Brief ist nur für Dich und Deine Nächsten bestimmt, cher père; daß er nicht etwan in eine Zeitung schlupft! !

Und an Oetker, 13. März 1845: „Taufe: am 4. März, Jennerl's Geburtstag. Stiftung einer Familienbibel. Pathen: Kein „Fürst und Herr" (da kennst Du den demokrätzigen Franz schlecht, aristokrätziger Fritz!), sondern 1) mein Schwiegervater und 2) meine Schwester. Namen: Gabriele Franziska Auguste" (letzteren nach der Schwester).

Das Verhältniß der beiden Gatten blieb bis ans Ende das von Liebenden, und den Dichter, der nicht müde wird, die Geliebte zu besingen, beschleicht manchmal, im vollen Glücke des Besitzes, der bange Gedanke, daß sie ihm plötzlich entrissen werden könne.

Nachhall.

Abends, wenn im vollen Saale
Alle Welt sich um Dich drängt,
Wenn bei hellem Kerzenstrahle
Tausend Male
Dich ein Beifallssturm empfängt;

Wenn auf Deiner Töne Wogen
Jedes Herz berauscht sich wiegt
Und allmälig fortgezogen
Bis zum Bogen
Eines fernen Himmels fliegt: —

Ach, dann überkommt mich immer
Eine Angst, unnennbar heiß,
Daß ich mich in Lärm und Schimmer
Nimmer, nimmer,
Wie ich soll zu fassen weiß.

Demuthsvoll, in süßem Beben,
Hängt mein Herz an Deinem Bild,
Bangend, ihm möcht' es entschweben
Und sich heben
In ein höheres Gefild!

Doch, wenn dann mit feuchtem Strahle
Her zu mir Dein Auge blickt,
Fühl' ich mich mit einem Male
Aus dem Thale
Dunkler Niedrigkeit entrückt.

Deine Liebe gibt mir Schwingen,
Und ich muß aus vollster Brust
Mein Lied in das Deine singen,
Dir zu bringen,
Was Du schufest, unbewußt.

Nimm es, wie mein ganzes Leben,
Jenny, nimm es freundlich hin,
Bess'res kann ich Dir nicht geben,
Als daß eben
Dein, auf ewig Dein ich bin!

Von nun ab steht der 4. März im Hauskalender als ein Festtag, welcher regelmäßig durch eine poetische Gabe verherrlicht wird:

Zum vierten März
Laß, liebes Herz,
Glückwünschend Dich begrüßen;
Blick freundlich Mann
Und Kinder an
Im Arm Dir und zu Füßen!

Zum vierten März
In Lust und Schmerz
Denk' auch der fern Geliebten;
Gen Prag und Wien
Laß Wünsche zieh'n
Zu Heit'ren und Betrübten!

Zum vierten März
Sieh' allerwärts
Dir frühe Blumen sprießen
Und froh und frisch
An Deinem Tisch
Champagnerströme fließen!

Zum vierten März
Nimm, liebes Herz,
Dies kleinste aller Lieder;
Noch manches Jahr,
So warm und klar,
Wie heute, kehr' er wieder!

Das letzte dieser langen Reihe von Liebesliedern überschrieb der Zweiundsechzigjährige: „Meiner Jenny zum Namenstag 1876", und es lautet:

Durch Wetterſturm und Graus von Süden und von Norden
Bin ich (Gott ſei's geklagt) erbärmlich älter worden,
Allein für Dich, mein Weib, Du Liebſtes meiner Lieben,
Bin ich der Alte ſtets, und dennoch jung geblieben!

Daneben füllte ſich die Hauschronik im Verlauf der Jahre mit Gedichten für die heranwachſenden Kinder. Mehrere dieſer „Hauslieder" ſind in den „Sämmtlichen Werken" (Bd. VIII, S. 323—330) gedruckt; aber größer iſt die Zahl der noch ungedruckten, aus denen wir hier einige mittheilen, um, wenngleich in unchronologiſcher Einordnung, ihren poetiſchen Zuſammenhang zu wahren und an ihnen zu zeigen, wie ſehr der Dichter das Bedürfniß fühlte, dieſer kleinen Welt immer aufs Neue wieder, bei jedem Anlaß, zu offenbaren, was er vor der großen nur zu oft verbergen mußte: ſein Herz und ſeine Liebe.

Zu Jella's[1]) Confirmation in ihr Album 1860.

Du biſt an dieſes Buches Schwelle
Auf einen Scheideweg geſtellt,
Der führt aus enger Kinderzelle
Dich in die Kirche, in die Welt.

Nimm Deines Vaters heißen Segen,
Du, meiner Kinder ält'ſtes, mit,
Er folgt Dir treu auf allen Wegen,
Allein auf keinen falſchen Tritt.

Den beſten mußt Du ſelbſt Dir geben,
Der nur aus eig'ner Bruſt erblüht,
Das iſt, wenn Du durchs ganze Leben
Ein Kind verbleibeſt im Gemüth.

In Gabrielens Weimar-Album.

Laß Dir, mein Kind, in dieſen Bildern
Den Schauplatz Deiner Jugend ſchildern,
Zwar nimmt ſich klein Dein Vaterhaus
Inmitten ſolchen Rahmens aus.
Doch Segen bleibt's für alle Zeit,
Wenn unſ'rer Kindheit gold'ne Fluren
Mit unvertilgten hohen Spuren
Die Hand des Weltgeiſt's eingeweiht.

In Heinrich's[2]) Photographienalbum 1865.

Erkenneſt Du im ſchwarzen Druck
Das kleine, weiße Haus,
Aus dem Du ſeinen ſchönſten Schmuck
Verwegen nahmſt heraus?
Ich widme Dir dies Bild und ſchreib'
Als Wunſch dazu nur eines:

[1]) Jella für: Gabriele.
[2]) Heinrich von Preſchern-Heldenfeld, der Gemahl Gabrielens.

Daß meiner Tochter, Deinem Weib,
Dein Haus so heimisch sei und bleib',
Sogar noch lieber werd' als meines.

An Gabriele mit den „sieben friedlichen Erzählungen".

Unter Deine Hofpoeten,
So in Gold und Scharlach funkeln
Kommt allhier im einfach dunkeln
Mantel einer noch getreten.

Was er bringt ist schier veraltet,
Denn nach kurzem Dichterblüh'n
Hat in strengen Dienstes Müh'n
Ernst sein Leben sich gestaltet.

Doch Du wirst, was er geschrieben,
Mit des Kindes Auge seh'n,
Mit dem Sinn des Weibs versteh'n,
Lerntest Du doch: leiden, lieben!

An Gabriele mit einer transparenten Uhr. 1870.

Wenn Dich in schlaflos, banger Nacht
Der Lampe Schimmer treu bewacht,
Denk', daß Dir Vaters Auge scheint,
Das mit Dir lächelt, mit Dir weint.

Und lauschest Du des Uehrleins Schlag,
Bei Nacht geschäftig, wie am Tag,
Denk', daß das Mutterherz Dir schlägt,
Das Dich getragen hat und trägt.

Ob fern, ob nah' — ob jung, ob alt —
Du bist in jeglicher Gestalt,
Was Du auch bist, was wir auch sind,
Der treusten Eltern liebstes Kind.

Meinem Sohne Franz. Weihnachten 1865.

Sammle, Sohn, in diesen Blättern
Ort für Ort, und Jahr für Jahr,
Von Verwandten, Freunden, Vettern
Eine ganze bunte Schar.
Wird zu zahlreich die Gemeinde,
Füg' ein zweites Buch hinzu.
Nur zu leicht hast Du viel Feinde,
Nie genug der Freunde Du.

Daß das Licht sie conterfeite,
Siehe Dir als Mahnung an,
Nimm von ihrer lichten Seite
Jedes Weib und jeden Mann.
Du mußt mit den Menschen leben,
Darum nimm sie, wie sie sind,
Dann nur kannst auch Du Dich geben,
Wie Du bist, mein liebes Kind!

Meinem Sohn Wilhelm. Weihnachten 1865, mit einem Bild des Elternhauses.

Sieh' da, mein Sohn, den sichern Hafen,
Aus dem Du ausgelaufen bist,
Wo Du mit Bruder Franz geschlafen,
Wo Dir erschien der heil'ge Christ.
Dein Vaterhaus, so still gelegen
In Weimars Park, geweihtes Land,
Woraus Dich Deiner Mutter Segen
Jüngst weinend in die Welt gesandt.

Wie dort nun Deine Würfel fallen,
Wohin des Kriegers Loos Dich führt,
Das als gefährlichstes von allen
Geschicken sich Dein Muth erkührt —
Das Eine mög' der Himmel geben,
Daß Du, des Ausgangs treu bewußt,
Niemals in Deinem ganzen Leben
Vor diesem Bild erröthen mußt!

Meinem Sohne Ernst von Helgoland aus. Juli 1878.

Nimm, den ich noch nie besungen,
Lieber, langer Benjamin,
Allerjüngster meiner Jungen,
Dieses erste Sprüchlein hin.
Auf des Nordwinds raschen Schwingen
Aus dem Meer- und Felsennest
Soll es in die Pußta bringen
Vaters Gruß zu Sohnes Fest.

Aber noch aus weit'rer Ferne
Fühlst Du Segenswünsche nah'n:
Blickt Dich doch aus jedem Sterne
Deiner Mutter Auge an!
Aller Orten, aller Zeiten,
Wo Du wandelst, wo Du ruh'st,
Möge Dich ihr Bild geleiten,
Daß Du stets das Rechte thust!

Das Lied, welches Dingelstedt seiner Tochter Susanna gesungen, das schönste von allen, findet sich in seiner Sammlung. Es ist aus dem August 1877. Das einst von blühendem Leben erfüllte Haus ist stille geworden. Die Mutter schläft draußen auf dem Friedhof, die Geschwister alle sind in die Welt geflogen. Nur sie allein ist bei dem Vater geblieben, und dieser fragt sich, warum ihr, gerade ihr

Das Aschenbrödel-Loos gefallen?
Ich weiß es nicht, doch denk' ich mir:
Damit Dein Vater inne werde,
Der überall zu zweifeln liebt,
Daß es hienieden auf der Erde
Schon Engel aus dem Himmel gibt.

Niemals hat ein Vater seine Tochter in reineren, edleren, tiefer aus dem Herzen quellenden Tönen gefeiert; und ich denke mir, daß in diesen Versen die geliebte Stimme noch immer deutlich vernehmbar mit ihr spricht! . . .

Doch wir schließen den kleinen poetischen Kalender und kehren nach Stuttgart zurück, wo das Feuer eben erst auf dem Hausaltar entzündet worden.

Von der frohgemuthen kleinen Wirthschaft berichtet nachstehender Brief an den Vater:

Baden-Baden, den 8. September 1845.

Mit dem Blätterfall des Herbstes wird es wohl auch wieder einmal Zeit sein, ein Blatt in das alte, vielliebe Vaterhaus fliegen zu lassen, um den Meinen Kunde zu geben von meinen Sommerfahrten. Seit dem 15. Juli bin ich sammt Weib und Kind von dem grünen Nest in Schwaben abwesend. Wir sind Nekar und Rhein abwärts über Rotterdam nach Scheveningen bei Haag gezogen. Dort nahmen Jenny und ich einen starken Monat lang Seebäder, von vortrefflichster Beschaffenheit und, scheint es, ganz guter Wirkung auf unsere Nerven. Wir lebten dazu in dem echt holländischen Fischerdorf ein originelles Stillleben, dem die Nähe der Residenz und der Verkehr mit einigen illustren Badegästen städtischen Glanz und städtische Lasten stellenweise lieh. Die Prinzessin von Oranien, meines Königs Tochter, hatte „viel Gnade" für uns, — monarchischer Stil —! — Pikanter noch war mein Wiedersehen mit dem Kurprinzen[1]), welcher bekanntlich ebenfalls in Scheveningen badete. Schon bei der ersten Begegnung am Strande der Nordsee trat und sprach mich Höchstderselbe an. Alles Alte schien vergessen, vergeben, vergraben, und durch das wunderbare Talent meiner Frau, das gewissermaßen eine neutrale Brücke zwischen uns schlug, bildete sich eine fast herzliche Verbindung unter seiner hohen und zahlreichen Familie und uns beiden. Wir tranken noch am letzten Abend vor des Prinzen Heimreise den Thee bei Ihm, und beim Abschied lud Er mich dringend ein: „recht bald nach Kassel zu kommen." H. v. Helmschwerdt ließ nicht undeutlich merken, daß auch eine gänzliche Rückkehr nach Hessen, etwa als Theater-Intendant, dem Prinzen und allen Landsleuten sehr erwünscht sein dürfte; hierauf aber blieb ich natürlich jede Antwort schuldig. Daß der Prinz mich liebgewonnen, merkte ich auf das Sicherste durch zwei Zeichen: an dem Betragen seines Kammerdieners gegen mich und an meiner eigenen versöhnten Stimmung für Ihn. Mir ist eine solche Auszeichnung lieb und werth gewesen, nicht nur an sich und des lieben Friedens willen, den ich immer höher schätzen lerne, sondern auch meines Bruders wegen. Alle Besorgniß, der Name „Dingelstedt" könne ihm schaden, darf nun der gegentheiligen zuversichtlichen Hoffnung weichen!

Aus Holland zogen wir, wiederum auf dem freilich langweiligen, aber für das Kind äußerst bequemen Wasserwege hieher, wo wir seit 8 Tagen in einem reizenden Landhause angesiedelt sind. Baden, das europäische Bad, behauptet seinen Charakter: eine volle glänzende rauschende Saison, Menschen aller Zungen und Zonen, prächtigster Nachsommer, herrliche Berg- und Wald-Lust, fashionables Gasthofstreiben im großen Stile, und dazwischen die lohnendsten Ausflüge in den Schwarzwald, in's Murgthal, nach Straßburg, Karlsruh, Freiburg ꝛc. ꝛc., Alles per Eisenbahn leicht und gut zu erreichen.

In 14 Tagen kehren wir nach Stuttgart zurück; des Königs Geburtsfest, 27.—30. Sept., und die Vermählung seiner Tochter, der Prinzessin Katharina, mit Ihrem Vetter, dem Prinzen Friedrich von Württemberg, verheißen dort einen guten Spätherbst.

Meine Frau hat sich, glaub' ich, die Mahnung ihres ehrwürdigen Schwiegervaters zu rasch und zu tief zu Gemüte gezogen; sie macht jetzt alle Morgen ein so bedenkliches Gesichtchen, daß ich den Storch schon wieder meine klappern zu hören.

Von Wien ist somit keine ernste Rede mehr; nächstes Jahr ein Besuch, aber keine Rückkehr zur Bühne, wie schad' es auch ist.

---

[1]) Von Hessen. Unter dem Titel „Mitregent" war er schon seit 1831 in Abwesenheit seines Vaters der eigentliche Regent von Kurhessen und hatte, vier Jahre vor diesem Schreiben, in ungnädigster Weise Dingelstedt den Abschied gegeben. Anm. des Herausg.

Ich endlich faullenze und taumele so umher. Hier trink' ich nachträglich Molken, um mich an das Frühaufstehen zu gewöhnen. Meine Gesundheit ist ziemlich befriedigend. Arbeiten kann ich noch immer nicht recht wieder. Mit dem Genießen geht's freilich desto besser; mein Reisebudget weist mir, leider Gottes, von Mitte Juli bis Mitte September, eine Lücke von 1200 Gulden nach, die der Winter wieder füllen muß. Hätt ich nur einen Administrator, wie meinen Herrn Vater!

Die „Gedichte" hat Oetker hoffentlich zur rechten Zeit als Angebinde zum 11. Juni[1]) angebracht? Sie machen mir eine Einnahme von 1000 fl., sehr à propos.

Im Ganzen habe ich wohl im Jahre 2000 fl. Gehalt und 2000 fl. Verdienst, dazu etwa ebensoviele Zinsen, Summa 7 bis 8000 fl., davon auf Miethe 600 fl., Küche 12 bis 1400 fl., Dienstboten 4—500 fl., Garderobe, Repräsentations-Kosten, Reisen, ach, ich mag gar nicht d'ran denken, aber übrig bleibt auch kaum ein Gulden.

Sind die heillosen Anschaffungen mal vorüber, werde ich leichter aufathmen, vielleicht gar an einen Ankauf eines Landhauses oder eines Gütchens denken dürfen.

Soweit mein Leben und Denken. Von Neuem weiß ich nichts. Die Zeitungen melden meine Ernennung zum Theater-Intendanten, ohne daß ich officielle Kunde habe. Die Stelle wird allerdings vacant, und es sind wenig Bewerber, noch weniger Befähigte zur Hand. Es wäre ein Wachsthum an Rang und Gehalt, aber auch eine furchtbare Gefahr in der Stellung und unglaubliche Schwierigkeiten und Aergernisse in der Arbeit. Gott bewahre mich davor und erhalte mir meine Sinecure. Der König sitzt ruhig am Comer-See und denkt hoffentlich so wenig an's Theater als ich selbst, der es herzlich satt hat.

Ich erwarte für den musterhaften Brief, den ich Euch hiermit Allen widme, liebe und theure Leute, eine musterhafte Antwort von Allen und über Alle. Schreibt genau und stoffhaltig.

Eine Notiz über den Eindruck meiner Gedichte dort im Publicum wäre mir lieb; an die Kritik glaub' ich schon lange nicht mehr. Lebt wohl, tausendmal gegrüßt und geküßt von

Eurem
vielgetreuen Sohn und Bruder
Franz.

Der muntere Ton und die heitere Laune dieses Briefes contrastiren sehr auffallend mit gleichzeitigen anderen Aeußerungen, wie sie namentlich in der Correspondenz mit Kolb zu Tage treten[2]). Aeußerlich betrachtet mochte Dingelstedt in Stuttgart wohl mit seiner Lage zufrieden sein; innerlich war er es nicht. Daß seiner Berufung irgend welches politische Motiv zu Grunde gelegen, oder daß sie zur Voraussetzung irgend welche Wandlung in Dingelstedt's politischem Charakter gehabt hätte, soweit es sich um den Gegensatz von liberal und antiliberal handelte, von welchem doch in jenen vor achtundvierziger Jahren allein die Rede sein konnte: diese Fabel ist hoffentlich ein für allemal durch die von uns aus seinem Nachlaß mitgetheilten und auf diese Angelegenheit bezüglichen Briefe beseitigt. Das hinderte jedoch nicht, daß seine Stellung am Stuttgarter Hofe trotzdem einen gewissen politischen Beigeschmack hatte, den Niemand lebhafter empfand als er, und der, mehr noch als mit seinen damaligen Widersachern, ihn zeitweilig in Conflict brachte mit sich selber.

Der Abfall der literarischen und bisherigen Gesinnungsgenossen, die trübe Fluth der Verleumdungen, durch Jahr auf Jahre sich hinwälzend und immer wieder erneuernd, mußten ihn zuletzt mürbe machen. Der Moment konnte nicht

[1]) Dem Geburtstage des Vaters.

[2]) Wir verdanken Erhaltung und Publication dieses Stückes der Correspondenz Herrn G. Karpeles in den „Erinnerungen an Dingelstedt", Wiener „Presse", 11. September 1887.

ausbleiben, in welchem er, irre werdend an sich, mehr seine Schwäche verrieth als seine Stärke, durch das Verlangen, ins Gericht zu gehen mit seinen Gegnern. Wenn er Anfangs seinem Freund Oetker, dem einzigen, der ihm treu geblieben, zurief: „Schweige für mich, wie Du für mich geredet hast," so müssen ihm jetzt der König, Cotta, Kolb die Hand auf den Mund legen. „Ich muß ja wohl glauben," schreibt er an Letzteren[1]), „was mir von allen Seiten versichert und gerathen wird: es schicke sich für mich keine Polemik. Lassen Sie mich also begraben sein und bleiben." Dann heißt es weiter:

„So geht's in Einem hin. Im vorigen Jahr, als meine Frau in den Wochen lag, bekam ich, an sie adressirt, ein ebenfalls anonymes Schreiben, worin ihr zur „Legationsräthin" gratulirt und erklärt wurde, „wie ich so rasch steigen könne". Alle diese Dinge, die mich in meine vier Wände verfolgenden Infamien habe ich im Original ad acta gelegt, es wird vielleicht nie eine Zeit kommen, wo ich davon Gebrauch machen kann. So mag sie mein Sohn erben als Mittel gegen „Talente", wenn er deren zu besitzen das Unglück haben sollte.

Nach Meran muß ich leider, leider — die vier Wochen dort sind verloren für mich; aber der Arzt besteht auf einer ernsten Cur. Meine Brust und meine Nerven fühlen den nagenden Wurm der Reue über eigene Fehlgriffe und noch tiefer den Schmerz ungerechter Verdammung am Mark alles Lebens zehren. Wenn ich kann, will ich dort ein Buch anfangen, dessen erstes Capitel oder Vorrede eine ruhige, würdige Erklärung bringen soll für Freund und Feind. Von England aus, wohin ich Anfangs Juni zu gehen gedenke, erhält die „Allgemeine Zeitung" kleine Genrebilder. Der Hochsommer und Herbst wird mich wol nach Süden führen . . . . .

Allen Dank für Ihre bereitwillige Freundschaft und Ihre unwandelbare Theilnahme. Wie wohl es mir thut, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Ihr letzter Brief hat mich gestärkt, erhoben, und in solchem Augenblicke meine ich auch wol, es müsse wieder eine bessere Zeit für mich tagen. Aber die körperliche Kraft ist mit der geistigen, bei mir doch eigentlichen, gebrochen. Ich habe nur Ruhe, wenn ich ganz matt bin; sonst geht es immer wie ein Fieber auf und nieder in mir. Wie alle Arbeiten in solcher Stimmung daniederliegen, poetische Entwürfe und Anfänge und Alles, ist ein Elend zu sagen und anzusehen. Ich flüchte immer tiefer und länger in meine Kinderstube; dort allein finde ich noch Friede, Stimmung und Hoffnung.

Klingt Ihnen das Alles zu miserabel, so haben Sie Geduld mit mir. Der Frühling wird mich schon wieder ein Bischen aufraffen, der Frühling, dann die fremde, freie, frische Welt. Adieu einstweilen; seien Sie noch einmal herzlich bedankt und begrüßt von Ihrem treu ergebenen

Franz Dingelstedt.

Gewiß dürfen wir die mannigfachen und ergebnißlosen Anläufe zu dichterischem Schaffen, die vielen unvollendet gebliebenen Entwürfe, von denen wir weiterhin zu berichten haben werden, zum Theil wenigstens auf Stimmungen und Verstimmungen zurückführen, wie sie sich in obigem Brief ausdrücken. Etwas Hastiges, Nervöses, Widerspruchsvolles läßt sich noch in diesen Nachlaßblättern erkennen, wie von Jemandem, der sich immer wieder von Neuem aufrafft, und den Versuch, nach kurzem Kampf, immer wieder von Neuem aufgibt. Eine rechte Schaffensfreude, die Continuität im Schaffen konnte auf diese Weise nicht aufkommen, obwohl Dingelstedt auch jetzt unermüdlich fleißig war. Er zersplitterte sich in Kleinigkeiten, in Zeitungsartikeln und Gelegenheitsgedichten, ohne die Sammlung für ein größeres Werk gewinnen zu können, welches einen heilsamen Zwang auf ihn ausgeübt und ihn zugleich gehoben hätte. Seiner Thätigkeit in Stuttgart fehlte der Mittelpunkt. Später, als er in München,

[1]) Brief vom 13. April 1847.

in Weimar, in Wien den Wirkungskreis gefunden hatte, der ihn ganz ausfüllte, gewährten ihm die Erfolge auf dem einen Gebiet Ersatz für die Erfolge, die auf den anderen ihm etwa versagt blieben. Hier aber, in Stuttgart, ward ihm Befriedigung auf keinem; und dazu war seine Natur doch zu thatkräftig, um — nachdem der erste Rausch verflogen — an dem bloßen Scheine der Dinge sich genügen zu lassen.

Wenn er an den Vater schrieb, dann nahm er sich freilich zusammen; aber selbst hier, durch alle die glänzenden Schilderungen, mit denen er das Herz des Alten zu erfreuen suchte, klang noch der gedrückte Ton durch:

Stuttgart, den 1. September 1846.

Für den immerhin möglichen Fall, daß eine Zeitungsnachricht über mein Erkranken sich auch zu Dir, liebster Vater, verirrt hätte, beeile ich mich, Dich von meiner Genesung und Heimkehr (sc. aus den Ferien) in Kenntniß zu setzen .... Ich kam gerade 2 Stunden vor der ersten Vorstellung im neuen Theater, das mit einer Oper von mir (Lichtenstein nach Hauff, Musik von Lindpaintner) festlichst eröffnet ward[1]).

Es war ein brillanter Abend voll Applaus und Sturm; ich saß, als Schöpfer so vieler Herrlichkeiten, still und noch schwach in einem dunklen Winkelchen des Hauses, und Niemand wußte mich drin. Der König war sehr zufrieden. Er schickte mir ein paar Tage drauf eine sehr schöne goldene Tabatière mit Brillanten und, — eine seltene Auszeichnung, — mit Seinem Portrait; ich habe mich sehr darüber gefreut, auch schon des Werthes halber, der doch immer über 500 fl. beträgt. Das Publicum tobte glänzenden Beifall; nur die Lokal-Kritik giebt, aus leicht zu errathenden Gründen, bittre Prisen in die königliche Dose.

September wird heiß und voll in Stuttgart werden. Zu Ende dessen möchte ich denn nun doch Julius[2]) möglicher Weise hier sehen. Ich begleite ihn dann wohl selbst nach Heidelberg, weil mir eine Traubenkur empfohlen wird. Ein Verzeichniß der Vorlesungen habe ich noch nicht gesehen: wahrscheinlich wird die Augsb. Allg. Zeitung kürzestens ein solches (: unter den Inseraten :) mittheilen. Er geht am besten von Kassel wohl nach Frankfurt (: per Omnibus oder Post :) und von da (: über Heidelberg :) hieher, mit Dampfschiff (: Heidelberg bis Heilbronn :) oder Eisenbahn (: Heidelberg bis Bruchsal :) und damit correspondirendem Omnibus. Mit Gepäck soll er sich, rathe ich, nicht eben beschweren. Mir scheint es thunlicher, er besorgt seine Ausstattung in Wäsche und Kleidern hier, wo er ja wie zu Haus ist. Kommt's vielleicht ein paar Gulden theuerer, so paßt's doch auch besser in die Welt. Natürlich soll er nur nicht allzu kleinstädtisch eintreffen, meiner guten Freunde und Feinde wegen. Heidelberg wird theuer sein, aber gut, dabei verführerisch, wie keine zweite Universität in der Welt, durch die Nähe von Mannheim, Baden ꝛc., durch himmlische Umgebung und freies südliches Leben. Übersteht er das, so ist er hernach feuerfest. Ich bin nahe und werde gern nachsehen, rathen und helfen. Oetker muß unterwegs um Studienpläne genaulichst angegangen werden. Auch Papiere, wie Paß, Zeugniß der Reife,

---

[1]) Daß er die Oper, ein wenig euphemistisch, „von mir" nannte, will nicht viel heißen; sie ist vergessen und verschollen gleich den übrigen fünfundzwanzig Opern Lindpaintner's, der damals Hofcapellmeister am Stuttgarter Theater und als Liedercomponist besonders durch seine, noch heut gesungene „Fahnenwacht" populär war.

[2]) Sein jüngster Bruder, der demnächst nach (rühmlichst) bestandenem Maturitätsexamen die Universität beziehen sollte, um Jura zu studiren. Ich erinnere mich noch wohl des schönen, hochgewachsenen Jünglings, der die Prima verließ, als ich in die Tertia versetzt ward, und von dem ich seinen „Zumpt" erstand, das erste sichtbare Zeichen, das mich mit dem Hause Dingelstedt verband. Später ging er nach Amerika, wohin sein Bruder Adolf ihm vorausgewandert, machte den großen Krieg als Stabsofficier in der Armee Grant's mit und starb, ein Sechsundfünfziger, unvermählt, im Jahre 1884, als Compagnon seines Bruders, der in den glücklichsten Familienverhältnissen, an der Spitze seines blühenden Geschäftes, allgemein geachtet (er ist Mitbegründer der deutschen Schule in Hoboken, Stifter eines literarischen Vereins ꝛc.) noch in Newyork lebt.

vielleicht gar Heimatschein und Schuldenrevers, sollen nicht fehlen zur rechten Zeit. Alles gute Glück dem armen Schelm zum Examen! Wenn er den 20. bis 27. hier ist, sieht er Wunderdinge[1]). Ob Mama uns keine zuverlässige Haushälterin weiß, welcher meine Jenny Schlüssel, Küche, Keller, Speisezettel, Rechnungen, und im Falle einer Reise auch die Kinder vollkommen ruhig anheimgeben könnte? Mit solch einem Factotum wäre uns gespart und geholfen, die wir nichts davon verstehen, und sie sollte es auch gut haben. Hier sind wir und bleiben immerdar fremd. Was gäb' ich um meine alte Tante[2])!

Herzlichstes von Haus zu Haus, namentlich an Augusten und die Ihrigen.

Eiligst Dein Sohn
Franz.

Aus dieser Zeit, den letzten Jahren seines Stuttgarter und dem ersten seines Münchener Aufenthaltes um 1846—1851, haben wir Tagebücher, in der aphoristischen Form und Führung allerdings sehr verschieden von denen weiland des Rinteler Gymnasiasten, sonst aber auch an ihrem Theil die Wahrheit bestätigend, daß der Mensch wohl seinen Standpunkt und seinen Horizont, niemals jedoch sich selbst verändert. Die Sorgfalt und Ordnungsliebe, die sich einst, unter den Augen des Vaters, in jenen Octavbüchelchen entwickelte, zeigt sich wieder in diesen Quartheften — Württembergische Geschäftskalender, die wohl, außer Dingelstedt, keiner von den anderen Poeten dieses Landes je zu solchem oder ähnlichem Zwecke benutzt haben mag. Alles, was der Tag bringt, wird darin verzeichnet, kurz, meist nur mit einem Wort oder einem Namen; und Alles, was dem Knaben wichtig war, ist es auch dem Manne noch. Freilich mit dem Unterschiede, daß wo damals das Lob des Ordinarius stand, jetzt „Händedruck des Königs" oder „Der König sehr gnädig" steht; daß statt der Sterne des Klassenbuchs nunmehr die Sterne prangen, mit denen er „in Uniform bei einem Hofball" erscheint, und an Stelle der Stachelbeeren von Möllenbeck und der Kirschen von Todenmann die Diners und Soupers treten, zuweilen mit „viel Champagner." Der kritische Sinn, der einst des Pfarrers in der Kirche nicht geschont, ist reif geworden; mit treffenden Anmerkungen begleitet der Vorleser des Königs die Nomenclatur seiner Lectüre, charakterisirt er, in einer Parenthese, die literarischen Novitäten, die Theateraufführungen, die Schauspieler und die Schauspiele, und beurtheilt mit feinem Spott die Welt, mit bitterer Ironie sich selber. „Soirée bei X. Viele Leute, wenig Menschen, gar keine Stühle": kann man boshafter gegen Andere; „Dramatische Wehen, Fehlgeburten und Wechselbälge": kann man grausamer gegen sich sein? Nicht mehr mit Fritz Klinckfieck schlägt er sich, noch prügelt er ein kleines Mädchen (mit den großen hat er sich immer gut vertragen); dafür heißt es jetzt: „Kuranda gegen mich," oder „Polemik mit dem Beobachter." Dann erwacht wieder der Lyriker, der unbewußt schon in seinem Knabentagebuch gesprochen: „Alte Räume, alte Träume;" „Leere Tage, leere Klage;" „Papiere geordnet, Luftschlösser gebaut;" „verstimmt, ver-

[1]) Das vom König Wilhelm gestiftete, sogenannte „Volksfest", welches alljährlich noch an seinem Geburtstage (27. September) stattfindet, erhielt 1846 einen besonderen Glanz durch die Einzugsfestlichkeiten zum Empfang der mit dem Kronprinzen vermählten Großfürstin Olga. Als Festoper ward Auber's „Feensee" gegeben, mit Prolog von Dingelstedt (Sämmtliche Werke, Bd. IX, S. 19).

[2]) Von dieser vortrefflichen Dame werden wir noch hören.

stummt." Der Geist der Selbstanklage, wie wenn er sich einmal in Kinderjahren gegen seine Mutter vergessen, redet vernehmlich in diesen Blättern: aber auch der der Liebe zu den Seinen, der noch stärker geworden scheint, seit er Haus, Weib und Kind umfaßt; und keiner Reise, die gewöhnlich mit den Worten: „Packerei — Plackerei" beginnt, endet ohne rührenden Ausdruck des Wiedersehens. Ganz wie in der Schulzeit wird das Arbeitspensum jeden Tages verzeichnet, und sein Fleiß hat sich wahrlich seitdem nicht verringert; Holz- und Kohlenrechnungen, wie vormals in den Kämmereitagen, oder: „Eine vortreffliche Köchin erworben" laufen zwischendurch, und wo er einst die physikalischen Apparate seines Lehrers Garthe nachgebildet, da zeichnet er jetzt zwei Köpfe mit Eselsohren und schreibt darunter: „Publicum und Kritik."

Ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild seiner Thätigkeit, oder der denkwürdigen Zeit, während welcher Dingelstedt sie geschrieben hat, geben diese Tagebücher nicht. Wohl aber bestätigen sie, was wir, zum Theil auf Grund derselben, bereits über Dingelstedt's unbefriedigendes Leben in Stuttgart gesagt haben und werden auch noch weiterhin auf manchen bisher zweifelhaften Punkt seiner Führung und Persönlichkeit ein schärferes Licht werfen.

Daß er das Theater satt gehabt habe, wie er seinem Vater geschrieben, wird man ihm schwerlich glauben; er hatte ja kaum damit begonnen! Zwar nicht zum Intendanten, aber zum Dramaturgen ward er am 24. April 1846 ernannt; und wenn er diese ziemlich einflußlose Stellung auch bald wieder aufgab, so kam er durch sie doch in die erste amtliche Verbindung mit der Bühne, welche nachmals ihn aus einer unheilbar gewordenen Lage retten und dann das Feld ungeahnter Triumphe für ihn werden sollte. Wir hörten bereits, daß er zur Eröffnung des neuen Hoftheaters in Stuttgart den Text der Festoper geschrieben. Seine Neigung für „Komödie spielen," die sich früher schon im Tagebuch des Rinteler Gymnasiasten offenbart, fand indessen auch anderweit Nahrung. Jetzt freilich war es kein Puppentheater mehr, sondern das „Haustheater Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Württemberg," scherz- (und prophetischer-) weise das „Burgtheater" genannt, für welches Dingelstedt die Prologe sowie die Stücke schrieb — „vom Verfasser der bekannten Tragödie: Das Gespenst ohne Ehre" heißt es auf den mächtigen Theaterzetteln, die sich an den betreffenden Stellen seiner Tagebücher noch aufbewahrt finden.

Herein nun, sonder Scheu und übler Laune,
Wer an der Jugend Werk sich noch erfreut,
Wer nicht im Actenstaub so ganz vergilbte,
Nicht so verrostete im Waffendienst,
In weicher Hofluft endlich so verdumpfte,
Daß ihn kein Scherz mehr weckt und mehr erquickt!
O gönnt ihn uns, vergönnet ihn Euch selbst!
Besorgt auch nicht, daß mit des Jünglings Würde,
Der einst die Krone dieses Landes trägt,
Daß mit der Sendung seiner Freund' und Diener
Dies leichte Gaukelspiel sich schlecht vertrage,
Worin sie heut' verkleidet sich ergehen!

Mitwirkende waren die Damen und Herren der höchsten Aristokratie; der Kronprinz selber spielte im „Ritter Toggenburg" die Titelrolle:

— Laßt uns dem edlen Haupte danken,
Das für den gold'nen Reif vorherbestimmt,
Es nicht verschmäht, den grünen Kranz zu tragen,
Mit welchem die gesellige Lust sich schmückt,
— — — — — — — — —
Den Zwang der Etikette muthig brechend.

Der „Ritter Toggenburg" scheint abhanden gekommen; ein zweites Stück jedoch findet sich, von des Dichters Hand sorgfältig geschrieben, vollständig erhalten im Nachlaß. Ein lustiger Mummenschanz, zur Veröffentlichung weder bestimmt noch geeignet, hat es dennoch den tieferen Sinn einer Literaturkomödie, deren Titel also lautet:

Genoveva.
Großes romantisches Ritterschauspiel mit Gesang und Tanz,
in fünf Aufzügen.
Für das Burg-Theater geschrieben und daselbst als Fastnachtsspiel
zum ersten Male vollständig aufgeführt
am . . . . . 1845.

Dem
Hohen Beschützer Freier Künste.
Selbst-Darsteller und Selbst-Sänger,
Stifter und Eigenthümer des
Neuen „Burgtheaters"
widmet
sein dramatisches Erstlings-Werk
ehrfurchtsvoll und dankbar
der
Unbekannte Dichter.

Es ist eine Travestie von Tieck's Trauerspiel „Leben und Tod der Genoveva", welches übrigens auf der Berliner Bühne niemals in seiner ursprünglichen Gestalt aufgeführt worden ist. Iffland hatte das ihm Ende 1799 eingereichte Werk abgelehnt, wiewohl Tieck sich zu wesentlichen Kürzungen und Aenderungen erbot; und eine Verstimmung bei Letzterem war zurückgeblieben, die nicht lange darauf, im November 1800, bei Gelegenheit eines Lustspiels: „Das Chamäleon" von Beck zum Ausbruch kam. Das Lustspiel ward als Satire auf die romantische Schule aufgenommen, und namentlich glaubte Tieck in einer Figur desselben, Schulberg, sich persifflirt zu sehen. Die Folge war ein Briefwechsel, welchen — seltsamerweise! — viele Jahre später Dingelstedt selber publicirt hat, und der mit den Worten Iffland's an Tieck schloß: „Nein, mein Herr, Sie sind nicht Schulberg, und keiner Ihrer Freunde ist es. . . . Gott verhüte, daß es unmöglich werden sollte, einen pöbelhaften Schmierer und seine Rotte aufzustellen, ohne das Ideal dazu von Ihnen und Ihren Freunden zu entlehnen!" [1]) Das war

[1]) Johann Valentin Teichmann's Literarischer Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1863. S. 290. — Hofrath Teichmann war von der Zeit des Grafen Brühl an, unter diesem, Redern, Küstner und Hülsen, bis zu seinem Tode, 1860, Geheimer Secretär bei der General-Intendantur der Königlichen Schauspiele zu Berlin.

nicht sehr höflich von der romantischen Schule gesprochen; und in der That, erst im Juni 1841 ward Tieck's Trauerspiel in Berlin gegeben, und auch da nur als „romantische Oper", in einer Bearbeitung des — Lustspieldichters C. A. Görner, und mit Musik von Huth, unter dem Titel „Golo und Genoveva." Dies war, unmittelbar nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV., die Zeit der geistreichen Experimente, die sich auch auf das Theater erstreckten. Man gab „Blaubart" und den „gestiefelten Kater"; man setzte des Sophokles „Antigone" und „Oedipus in Kolonos", des Euripides „Medea" in Scene. Aber weder die griechische Tragödie, noch die deutsche Romantik entsprach den Bedürfnissen des modernen Theaters. Nach amtlichem Ausweis verschwanden „Genoveva" und „Blaubart" nach je zweimaliger, „Der gestiefelte Kater" nach vier Aufführungen, von denen noch dazu drei gar nicht auf der Bühne, sondern im Concertsaal des Kgl. Schauspielhauses stattfanden: und nur die „Antigone" brachte es vom 28. October 1841 bis 26. Mai 1883 auf 62 Vorstellungen und auch dies wohl nur — mit allem Respect vor Sophokles sei es gesagt! — Dank der Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen nicht lange nachher vollendeter „Sommernachtstraum" übrigens in ungefähr derselben Zeit, vom 14. October 1843 bis 16. November 1885 nicht weniger als 169mal aufgeführt ward.[1]) Man wird diese Versuche nicht darum tadeln, weil sie mißlangen; aber ebenso wenig verkennen, daß ein ironisch gestimmter Geist, der zugleich, wie der Dingelstedt's, frühe schon ein sehr feines Verständniß für das Bühnengemäße besaß, sich unwiderstehlich durch sie herausgefordert fühlen mußte. Sein Spott, der sich vornehmlich gegen Tieck wandte, war scharf, bitter, sogar ungerecht. Dingelstedt barg nicht in dem innersten Winkel seines Herzens diese liebenswürdige Schwäche für „der Vorzeit holde Romantik", wie Heine, der noch in einer seiner spätesten Vorreden bekannte, daß er seine angenehmsten Jugendjahre in der romantischen Schule verbracht, wenn er auch damit aufgehört, den Schulmeister zu prügeln. Dingelstedt, als echter Abkömmling des jungen Deutschlands, fing sogleich mit dieser letzteren Operation an; wenn er freilich auch nachmals amende honorable gethan. In den kommenden Jahren seiner Theaterleitung, da er sich mit der Bühnenbearbeitung Shakspeare'scher Dramen beschäftigte, ja, selbst den Versuch machte, den „Sturm" und das „Wintermärchen" in „klägliche Ballete" zu verwandeln, denen zu dem Erfolge des „Sommernachtstraums" nichts fehlte, als — die Musik Mendelssohn's, da hat er anders über Tieck gedacht; und er war viel zu loyal, das nicht unumwunden einzugestehen. Eine sehr merkwürdige Verkettung der Umstände hat es gewollt, daß wir die Mittheilung jenes groben Iffland'schen Briefes an Tieck keinem Andren verdanken, als Tieck selber; er gab Teichmann die Anregung, aus den bei der Generalintendanz vorhandenen Briefen „aus der klassisch goldenen Zeit der Berliner Bühne" einen Beitrag zur Geschichte derselben zusammenzustellen. „Wohlwollen für Sie," so heißt es in dem uns erhaltenen Schreiben, „dictiert mir alle diese Vorschläge, und gern hätte ich in Alter und Krankheit eine Hand oder einen Finger mit in dieser Unternehmung."

---

[1]) Schäffer und Hartmann. Die Königlichen Theater in Berlin. Statistischer Rückblick ꝛc. Berlin. 1886. S. 5 ff.

Wozu Dingelstedt bemerkt: „Bedarf es eigentlich einer andren Vorrede zu dem nachfolgenden Werke, als ein solches Fürwort Tieck's? Dasselbe ist maßgebend gewesen, sowohl für den Verfasser, als für den Herausgeber.“ [1])

Freilich contrastiren nach Sinn und Meinung diese Worte aus dem Winter 1863 sehr erheblich mit dem Prolog aus dem Winter 1845, welchen wir hi folgen lassen:

Vorspiel.

Einfaches Zimmer. Es tritt auf:

Prologus.

Ich bin der Geist der frohbewegten Jugend,
Zu eines Maskenscherzes heit'rer Täuschung
Gekleidet in schon alternde Gestalt.
Wie Du mich siehst, verehrtes Publicum,
So stell' ich vor: Romantische Poesie,
Denselben Schatten, dem die deutsche Dichtkunst
Vor wenig Jahren noch anbetend nachlief,
Bevor die Hand urkräftig frischen Lebens
Das nebelhafte, bunte Kleid zerriß,
In das sich jener Poltergeist gesteckt.
Die letzte Zufluchtstätte fand der Alte
Im vielberühmten deutschen Spree-Athen,
Wo er in märkischen Sand die windigen Eier
Zu hochgeneigter Brut behaglich legt.
Euch ward bekannt durch alle Zeitungen,
Wie dort der letzte Führer der Romantik,
Ein schon betagter, geistesschwacher Greis,
Sich nicht entblödet, classische Gewänder
Um seiner welken Glieder Schwind zu schlagen
Und „Sophokleschen“ wie ein Kind zu spielen.
Die riesigen, heroischen Gestalten
Antigone's [2]), Medea's und der andern
Urewigen Gebilde griechischer Schönheit,
Sie alle reckt er im Prokrustesbett
Des impotenten Witzes grausam aus
Und kürzet ihres Maßes hold Gesetz,
Mischt etwas neuen Scenenschmuck dazu,
Bis fertig ist der tolle Mummenschanz,
Den man modernes Griechenthum benennt.

Das Alles sah ich lange still mit an;
Nun aber jenes lendenlahmen Greises
Selbsteigene und dürftige Erfindung,
Rothkäpplein und der Kater mit den Stiefeln,
Nun Shakspeare selbst, der göttliche Poet,
Verwandelt in ein klägliches Ballett [3]),

[1]) Teichmann's Literarischer Nachlaß, Vorrede, S. IX.

[2]) Sechs Jahre später hat Dingelstedt selbst die „Antigone“ in München aufgeführt, als erste Festvorstellung, nachdem er Intendant geworden, zu des Königs Geburtstag, 28. November 1851. „Mit ihr war die Universität, die Akademie, die Jugend gewonnen,“ heißt es in den „Münchener Bilderbogen“ (S. 42).

[3]) Damit ist der „Sommernachtstraum“ gemeint! Anm. des Herausg.

Die Bretter in Berlin vermischt besudeln,
Nun will ich mich auf eig'ne Weise rächen
Und ein Gedicht der alternden Romantik,
Durch jugendliche Hände travestirt,
Als Fastnachtsspiel vor munt're Augen führen.
Ihr werdet Euch an Spott und Spaß nicht kehren,
Goethe's gedenk: „Erlaubt ist, was sich ziemt!"
Und obendrein, als Fastnachtsspiel erlaubt.
So sehet denn mit günstigen Blicken an,
Wie Genoveva aus dem Reich der Fabel
Und aus dem morschen Rahmen des Gedichts
In Eure Mitte ganz verwandelt springt,
Ein tolles, wüstes, formlos freies Ding.
Gelingt es ihr, nur ein paar Augenblicke
Der langen Weile und der Zeit zu kürzen,
Die allzuschwer auf diesem Kreise liegt,
So fühlen sich die Künstler reich belohnt,
Die sich zu jenem Scherze gütig liehen,
Um selbst im Scherz den Ernst hinauszukünsteln.
Der Vorhang gehe auf, das Stück beginne.

(Ab.)

In ernsteren Accenten, dem Ernst der allgemeinen Stimmung angemessen, spricht zu uns die „Theater-Rede vor einem Armen-Concert, Stuttgart, 3. März 1847," welche die Zeit charakterisiert als eine

— — — des Kampfes und der Gährung,
Die arm an Thaten, an Tendenzen reich,
Die Welt der Geister wunderbar bewegt,
Und hundertfält'ge Gegensätze häuft.

Es war, als ob die Schrecken dieses unvergessenen Winters, wo der Hunger und das Elend an die Hütten der Armen pochten, von Irlands unwirthsamen Küsten bis tief hinein in die Weberdistricte des schlesischen Gebirges, jenem gewaltigen Ereigniß einer Umwälzung präludiren sollten, deren letzte Consequenz — die sociale Frage — noch immer drohend, ungelöst vor uns steht; etwas düster Prophetisches ist in dem Prolog, aus welchem wir, da er sich in der Sammlung „Nacht und Morgen" ziemlich unverändert gedruckt findet[1]), hier nur folgende besonders charakteristische Verse mittheilen, welche sich lesen, als wären sie heute gedichtet:

Es ist ein tiefes, allgemeines Leid,
An dem das Mark der Gegenwart erkrankt,
Und wohl vergleichbar jenen großen Plagen,
Worunter unser Väter einst geblutet:
Dem Brand des Krieges und dem Fluch der Pest;
Nicht schlimmer sind die Wunden, die sie schlugen,
Würgengel Gottes mit dem Flammenschwert,
Als diese, die das Nachtgespenst des Hungers
Mit seinen kalten Knochenfingern gräbt.
Sie klafft und gähnt zum weiten Abgrund auf,

[1]) S. 71—75.

Der zwischen Mensch und Mensch sich schrecklich öffnet
Und beide Seiten zu verschlingen droht.
Was frommt's, die Blumen schöner Redensarten
In dieses Abgrunds Nacht hinabzuwerfen?
Was frommt's, in sich'rer Selbstbeschwichtigung
Das Auge, das entsetzte Ohr zu schließen,
Und gleichsam nur im Traum die Hand zu öffnen?
Was endlich frommt es, über jener Kluft
Ein luftiges System emporzukünsteln,
Ein Kartenhaus auf einem off'nen Grab?
Die Phrase heilt ein solches Leid nicht mehr,
Ein solcher Abgrund trägt noch kein System!
Die Menschheit siecht, die Menschheit steht im Kriege
Und laut ertönt ihr Ruf: „Freiwillige vor!"

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte Februar 1890.

Wie hart schlägt der Ton der Glocke in unser Ohr, wenn wir neben dieser „Zunge Gottes" stehen! Aber wie wunderbar berührt uns nachher ihr Verklingen', ein vollkommenes Diminuendo, wie es kein Orchester, kein Instrument, auch nicht das beste Instrument: die Menschenstimme auszuführen vermag. Das singt und summt wie Sagengeflüster noch lange um uns her, wenn unten am Thurme jeder Laut längst erstorben ist. So zieht gegenwärtig der letzte Nachklang des Todtengeläutes für unsere erste Kaiserin durch das deutsche Land. Als Glockenklang zum ersten Male Augusta begrüßte, da hatten im Schloß an der Ilm die Musen schon ihren Segenswunsch gesprochen, Urania voran, Euterpe nur aus der Ferne. Die Musik hatte nur geringen Antheil an den Freuden der hohen Frau. Der Wissenschaft aber neigte ihr ganzes Wesen zu. Gern erschien sie auch in der Singakademie, wenn Erdmann, der geistvoll plaudernde Philosoph aus Halle, einen jener Vorträge hielt, die seine Specialität waren. Für die Musik hatte auch er „in diesen Räumen, welche durch die vielen Gesangsopfer reinen Liederduft athmen", kaum ein Wort. Desto gründlicher und amüsanter gab er Auskunft über jenen unheimlichen Schatten, der jede Hoffnung des Musikers vernichtet „über die Langeweile". „Auf dem Spiegel eines Gewässers treiben Blumen vorüber; diese schwinden, und es bleibt das graue Einerlei des Gewässers." — Welche Unzahl von Blumen auf den vorüberrauschenden Wogen des Berliner Musiklebens! Aber diese Blumen sind nur zum geringsten Theile von edler Art. Häßliche aufdringliche Farben, unleidlicher betäubender Duft, verkrüppelte Form! Und die wirklich schönen natürlichen Blumen müssen ihren reinen Duft dem unreinen Ton, dem verrenkten Rhythmus zum Opfer bringen; zu den abenteuerlichsten, riesigsten Sträußen und Kränzen vereinigt, werden sie nach jedem musikalischen Versuch herbeigeschleppt, der Gerechtigkeit und der classischen Sitte ein Spott. Kein Wunder, daß die eigentliche Musikgemeinde auch den Heroen der Kunst nur symbolisch den Lorbeer reicht und sich vornehm abwendet von der gemeinen Alltäglichkeit.

* * *

Weder Lorbeer noch Beifall ist in der Singakademie, d. h. bei den oratorischen Aufführungen des an der Schwelle seines hundertsten Jahres angelangten Instituts zulässig. Hier hört man Bach und Händel, wie man sie in der Kirche hört. Der heiligen Kunst ziemt als Dank nur stille Andacht und geheiligter Sinn, welche durch Architektur und Ausschmuck des umgebauten Saales gut vorbereitet und unterstützt werden. Mit Darangabe des kleinen Cäciliensaales und Aufstellung der vier bekannten schönen korinthischen Säulen an den Seitenwänden ist der Längenachse ein beträchtliches Stück gewonnen. Gekrönt von dem gut gezeichneten Prospect einer vortrefflichen, elektrisch regierten Orgel aus der Werkstatt von Dinse (Berlin) erhebt sich die Estrade zu stattlicher Höhe und gewährt namentlich dann, wenn Chor und Orchester sie erfüllen, einen imposanten Anblick. Mit der elektrischen Beleuchtung ist eine wesentliche Verbesserung der Luft eingetreten, ein Umstand, der in einem Concertsaal von Bedeu-

tung ist. Endlich aber — was die Hauptsache ist: die von allen Künstlern als normal gerühmte Akustik des Saales hat durch die bauliche Veränderung nicht nur nicht gelitten, sondern es ist sogar eine Zunahme der Schallkraft zu spüren.

Nur von den Aufführungen der laufenden Spielzeit soll hier Kunde gegeben werden. Der damit angekündigte Verzicht fällt jedoch nicht schwer, da es die größten unter den evangelisch-oratorischen Meistern sind — Händel, Bach, Mendelssohn — auf die sich der Bericht beschränkt. Schon beim „Elias", mehr noch beim „Weihnachts-Oratorium" und „Israel in Aegypten" mußte es beklagt werden, daß es nicht möglich ist, über die engen Grenzen des Concertsaales hinaus (auch die größte Kirche würde zu klein sein) mit einer so gewaltigen Predigt, wie „Elias" sie darstellt, ungezählten Zuhörern Ohr und Herz zu füllen. Vielleicht verhilft in kommenden Zeiten der Phonograph den kirchlichen und den musikalischen Massengemeinden dazu, im Kämmerlein Kirchenmusik zu hören. Jedenfalls steht in der Singakademie die vollzählige Zuhörerschar in keinem Verhältniß zu dem gewaltigen Chor. Statt Zwölfhundert müßten Zwölftausend zuhören. Das wäre auch ganz nach der Meinung Mendelssohn's, der aus besserem Grunde als dem der Künstlereitelkeit sein Werk für eine Mission besonderer Art ausrüstete. Unterm 2. November 1838 schreibt er an den Prediger Schubring in Dessau, den Helfer beim Elias-Text: „Ich hatte mir eigentlich beim Elias einen rechten Durch-und-durch-Propheten gedacht, wie wir ihn etwa heutzutage wieder brauchen könnten, fest, eifrig, auch wohl bös und zornig und finster, im Gegensatz zum Hofgesindel und Volksgesindel, und fast zur ganzen Welt im Gegensatz, und doch getragen wie von Engelsflügeln." Und unterm 6. December: „Mit dem dramatischen Element scheint mir noch irgend ein Differenzpunkt zwischen uns zu sein. Bei einem solchen Gegenstande wie Elias muß das Dramatische vorwalten, wie mir scheint — die Leute lebendig, redend und handelnd eingeführt werden, nicht aber, um Gotteswillen, ein Tongemälde daraus entstehen, sondern eine recht anschauliche Welt — und das Beschauliche, Rührende, nach dem Du verlangst, müßte eben Alles durch den Mund und die Stimmung der handelnden Personen auf- und übergehen. — — Jetzt mache ich mich selbst wieder an den Elias-Text und ackere ihn um, so gut ich kann; geht's nicht weiter, so mußt Du helfen." Man sieht, wie Mendelssohn weit über die rein künstlerische Sphäre hinaus seine Aufgabe erfaßte, wie er die ethische Wirkung über jede andere stellte und sie recht eigentlich in der Richtung auf die Seelsorge suchte. Man sieht aber zugleich, wie weit entfernt er davon war, mit dem Bibelwort es sich bequem zu machen; er sammelte, wählte, ordnete, sichtete und feilte, als gelte es einer Musterpredigt, Alles schon, ehe noch die erste Note geschrieben wurde, und dann immer noch, als die Partitur fertig war. Diese edle Art der Arbeit schnell zu erkennen, ihren heiligen Ernst und ihre Bedeutung recht zu schätzen, war einem erwählten, edlen Geiste, dem Prinzconsort Albert, beschieden, welcher nach der ersten Londoner Aufführung (die erste überhaupt) am 25. August 1846 in sein, später Mendelssohn geschenktes Textbuch schrieb: „Dem edlen Künstler, der, umgeben von dem Baalsdienst einer falschen Kunst, durch Genius und Studium vermocht hat, den Dienst der wahren Kunst wie ein anderer Elias treu zu bewahren, und unser Ohr aus dem Taumel eines gedankenlosen Tönegetändels wieder an den reinen Ton nachahmender Empfindung und gesetzmäßiger Harmonie zu gewöhnen — dem größten Meister, der alles sanfte Gesäusel, wie allen mächtigen Sturm der Elemente an dem ruhigen Faden seines Gedankens vor uns aufrollt — zur dankbaren Erinnerung geschrieben von Albert. Buckingham Palace." Es bewegt einem das Herz, wenn man in einem Briefe vom 25. October 1847 liest, wie den todtkranken Meister eine Reise nach Wien und eine nach Berlin (von Leipzig aus) behufs Leitung des „Elias" beschäftigt. Schon am 4. November, bald nach der Composition jenes ergreifenden Nachtliedes „Vergangen ist der lichte Tag", überschattete ihn die Nacht des Todes.

Ein Bild vollster, tiefster Genugthuung und künstlerischen Triumphes ist es, welches uns aus dem Briefe über jene erste Aufführung in London entgegenstrahlt.

„Wärst Du nur dabei gewesen! Die ganze dritthalb Stunden, die es dauerte, war der große Saal mit seinen zweitausend Menschen und das große Orchester Alles so vollkommen auf den einen Punkt, um den es sich handelte, gespannt, daß von den Zuhörern nicht das leiseste Geräusch zu hören war, und daß ich mit den ungeheueren Orchester-, Chor- und Orgelmassen vorwärts- und zurückgehen konnte wie ich nur wollte. Wie oft dachte ich dabei an Dich! Besonders aber als die Regenwolken kamen und als sie den Schlußchor wie die Wüthenden sangen und spielten, und als wir nach dem Schluß des ersten Theils die ganze Stelle wiederholen mußten." Eine ähnliche Wirkung machte die Aufführung (die vierzehnte von diesem Chor) in der Singakademie. Selten befanden sich Chor, Soli, Orchester und Orgel in schönerer Uebereinstimmung mit dem Dirigenten, Herrn Professor Blumner, und noch seltener geschah es, daß die Zuhörerschaft dem vom Werke und den singenden und spielenden Heerscharen ausgeübten Zauber vom Anfang bis Ende so unbedingt sich überließ. Dem Chor gebührt das höchste Lob. Sein erster Einsatz „Hilf, Herr!" wirkte wie ein elektrischer Schlag. Jedem Zuhörer war es sofort Gewißheit: Führer und Geführte sind ein Herz und eine Seele. Die gleiche Wirkung wiederholte sich beim „Heilig". Präcision im Einsatz, rhythmische Klarheit, reine Intonation, schöne Vocalbildung, deutliche Textaussprache, richtige Athmung: kurz, alle guten Eigenschaften fanden sich beieinander. Von entscheidender Bedeutung für derartige Chorleistungen ist in der Singakademie die Vorschulung der Sänger in einer besonderen Abtheilung, aus welcher nach erlangter und bewiesener Tüchtigkeit eine Verpflanzung in die Hauptgesellschaft erfolgt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob irgendwo in der Welt (von Conservatorien u. dgl. abgesehen) neben den allgemeinen, mit denen der Singakademie congruenten Einrichtungen auch diese besondere sich fände. In ihr liegt jedenfalls eine sichere Gewähr für das Gedeihen des Instituts.

* * *

Was von der ethischen Kraft des „Elias" gesagt wurde, gilt auch von Händel's „Israel in Aegypten". Schade nur, daß von der Bedeutung der Musik in diesem Sinne selten nebenbei, niemals gründlich gehandelt wird. Die Geschichtschreiber der verschiedenen Kunstgebiete, auch der Musik, haben bei aller Gründlichkeit und bei allem Fleiß in Aufzeichnung namentlich des biographischen Materials, es doch in dieser für die Beurtheilung der holdesten Kunst hochwichtigen Beziehung, namentlich an einer gründlichen Besprechung der Culturaufgabe der Musik bisher so gut wie ganz fehlen lassen. Aus dem Leben der großen Meister, von der Wiege bis zur Bahre, wird uns alles Wissenswerthe zugänglich gemacht; ebenso gründlich können wir uns über ihre Werke und die besonderen Umstände der Entstehung dieser unterrichten. Es fehlt auch nicht an Hinweisen auf hervorragende Geister anderer Gebiete, welche die Physiognomie der Zeit, sowie Geschmack und Denkart der Musiker bilden halfen, und auf bedeutende Ereignisse, die an den Tondichtern unmöglich spurlos vorübergehen konnten. Darüber hinaus jedoch verlieren sich Historiker und Aesthetiker in maßlosen Conjecturen, namentlich in allerlei gewagten Behauptungen über die in der wortlosen Musik zum Ausdruck kommenden Absichten, Programme ꝛc. Welche stattliche Zahl von Deutungsversuchen bezieht sich allein auf Beethoven's neunte Symphonie! Neuere Componisten, dabei diejenigen aus der Gruppe Berlioz-Liszt, haben es der Forschung leicht gemacht und gesprächig ausgeplaudert, was Alles sie sagen und wie sie verstanden sein wollten, als sie Noten schrieben. Leider aber bleiben ihre Offenbarungen mit und ohne Programm Bücher mit sieben Siegeln. Von Einem werden diese Werke dem nachwachsenden Geschlechte sicher Kunde geben: davon, daß unsere Zeit zum musikalischen Genuß solcher Hülfsmittelchen bedurfte, welche doch nur über die Armuth an wahrhaft poetischem Gehalt bequem hinwegtäuschen sollen. Daraus wird sich dann mit Nothwendigkeit ergeben, wie wir zur Musik standen, wie viel Aufnahmefähigkeit für die keusche Schönheit, wie viel reine Freude nach Abdampfung der überwürzten Zuthat noch blieb. Es wird klar werden, daß der breite Raum, welchen die Musik in unserer Geselligkeit, in unserem Bildungsapparat einnimmt, ganz außer Verhältniß steht zu der erziehenden

Wirkung auf unser Geschlecht, daß die Religion verschwindend wenig, die öffentliche Moral aber weniger als nichts von der Musik hat. Anders war es in anderer Zeit. Bach und Händel schrieben nicht für die Musikliebhaber, nicht für die fade Unterhaltung, nicht für die nach Aufregung verlangende Menge; ihre Werke sind mehr als nur Verwirklichungen des flüchtigen, wandelbaren Kunstideals — es sind Thaten zur Befreiung der Volksseele aus dem Banne des Häßlichen, des Gemeinen. Sie sind es, weil sie geschrieben wurden mit dem Blick auf das Ewige. Neben diesen unsterblichen Kunstwerken und unter dem Einfluß derselben kam ein neues Geschlecht, eine neue Zeit. Dies ist es, was von einem Berufenen gezeigt und gesagt werden sollte, daß auch die Musik ihren Antheil hat an den großen Epochen des Völkerlebens, nicht nur nebenhergehend, sondern um- und neugestaltend.

Händel's größte Werke sind aufs Engste mit dem Leben der Zeit verflochten, in welcher sie entstanden. Es war, nach Chrysander's ungemein anschaulicher und überzeugender Darstellung, eine trostlose Periode, die der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in England. Erfolglosigkeit aller bedeutenden Unternehmungen und darum allgemeine Niedergeschlagenheit war der Charakter dieser Jahre. Das Hofleben war verödet, die Oper durch das Castratenwesen ruinirt, die Regierung der Opposition gegenüber ohnmächtig, und das Volk von dem neuen Genusse, den der Gin gewährt, vergiftet. Händel und seine Schule hat in dieser Zeit die praktische Frömmigkeit, die Liebe zum Vaterlande und zum König wesentlich gestärkt. Sowohl A. Arne, der Componist des „Rule Britannia", wie Henry Carey, dem wir „God save the king" verdanken, sind Musiker Händel'scher Schulung. Beide Nationallieder sind wie „Israel in Aegypten" 1738 entstanden. Wie hoch die maßgebenden Kreise Londons von dem Oratorium dachten, mit welcher Sicherheit sie deren Wirkung auf das öffentliche Leben vorausbestimmten, ergibt sich aus einer Mittheilung der damaligen Londoner Abendpost, in welcher dem „Israel" nichts Geringeres als eine politische Bedeutung beigemessen wird. „Die Patrone und Liebhaber der Musik waren in großer Angst um das Schicksal des neuen Oratoriums in Haymarket; einige befürchteten nicht ohne Grund, daß der Titel (bei der Censur) völlig so anstößig sein würde wie der eines Befreiers seines Landes. Aber da zur Aufführung desselben die Erlaubniß gewährt ist, müssen wir schließen, daß Herr Händel ein größeres Wunder vollbracht hat als Orpheus jemals, obwohl uns die Dichter von Letzteren versichern, wilde Barbaren, ja Stock und Stein hätten die Macht seiner Harmonie empfunden." Ein laut redender Beweis, setzt der Historiker hinzu, daß das Oratorium damals, wie seinem Wesen und seiner Bildung nach, so auch dem Gefühl der Zeitgenossen ein wahrhaft Lebendiges war.

Voll der Wonne des Schaffens hatte Händel kaum seinen „Saul" vollendet, als er (vier Tage später) den neuen Titel schrieb: „Moses Song. Exodus. Chap. 15 angefangen Oct. 1. 1738." Am Schlusse der Partitur steht: „Fine. Octbr. 11. 1738." Was also später zweiter Theil des Israel wurde, stand zuerst fertig auf dem Papier. Schnell wurde klar, daß dem Lobgesang nothwendig vorangehen müsse, was er besingt. Dazu gesellte sich der Wunsch, eine sehr wirkungsvolle Gelegenheitscomposition, die Begräbnißhymne auf die Königin Caroline mit zu verwerthen, und deshalb das neue Oratorium mit der Klage um Joseph beginnen zu lassen. Nun fehlte es wieder an einer Einleitung. Und so entstand der herrliche Instrumentalsatz in G-moll, mit welchem, gleich einer Todtenklage um Kaiserin Augusta, die Aufführung der Singakademie einsetzte. Auch der geschichtliche Theil wurde in erstaunlich kurzer Zeit, nämlich zwischen dem 15. und 28. October geschrieben und so das Ganze in drei Theilen disponirt. Aus praktischen Gründen hat Händel später die Hymne wieder aus diesem Zusammenhange genommen, so daß Israel mit dem Recitativ „Da kam ein neuer König" beginnt, wenn aus irgend welchem Grunde jenes Vorspiel weggelassen wird. Als ein Chorwerk im eminenten Sinne ist „Israel in Aegypten" eine der herrlichsten Aufgaben gerade für den vornehmsten Chorverein des deutschen Reiches. Wie erzene Monumente ragen die einzelnen Nummern auf, wenn diese vierhundert ge-

schulten Stimmen mit dem Orchester und der Orgel sich vereinigen. Gleich der erste große Chor „Und es seufzete Israel sehr" ließ jeden der drei Factoren im vollen Glanze der Klangmajestät hervortreten. Als das choralartige „sein Geschrei stieg auf zu dem Herrn", das breiteste und trotz seiner Schlichtheit gewaltigste der drei kunstvoll verwebten Themen, von der Orgel umbraust einsetzte, that sich die ganze Herrlichkeit des Händel-Stiles auf. Bei solchen Stellen ist es, wo man die heilige Musik in Aetherhöhe über jeder andern Gattung der Tonkunst erkennt. Der Eindruck wiederholte sich mit dem Schlußchor des ersten Theiles „Und Israel sah das große Werk", der offenbar in gleicher Stimmung und Begeisterung empfangen wurde, wie jener gewaltige Messiaschor „Würdig ist das Lamm". Meisterhaft gelang dem Chore die Schilderung der großen Plagen. Die „zum Greifen finstre" Finsterniß wurde natürlich nicht im Piano oder gar Pianissimo, sondern im sotto voce gehalten, wie es der Geist dieser wunderbaren Stelle heischt. Im zweiten Theile (Mosis Gesang) erhoben sich drei Chöre, nämlich der erste, der als Schlußchor wiederkehrt, dann jener zu den Worten „Und in dem Glanze deiner Herrlichkeit", sowie namentlich „Wer ist unter den Göttern Dir gleich" durch strahlende, jauchzende Schönheit über alle anderen.

Es bleibt noch ein Wort über den benutzten Text zu sagen. Bekanntlich schrieb Händel seine Oratorien zu englischen Worten. Mit der Uebersetzung war stets der Uebelstand verbunden, daß in dem Streben nach möglichster Genauigkeit das uns gewohnte Lutherwort und zugleich der Gesang zu Schaden kam. Aus „Now there arose a new king" machte die alte, früher in der Singakademie benutzte Uebersetzung „Es kam ein neuer König". Gervinus verbesserte sprachlich „Nun kam ein neuer König". Die neue von Blumner herrührende Uebersetzung bringt das lutherische „Da kam ein neuer König". Das ist nichts weniger als unerheblich; jeder Sänger wird für „Da" stimmen. Während Gervinus die Musik vielfach schädigt, hat Blumner es mit vorzüglichem Gelingen unternommen, den musikalischen Vortheil mit der Pietät gegen die deutsche Bibel zu vereinigen, ein allerdings mühevolles Stück Arbeit, das aber hoffentlich nur erst begonnen hat.

* * *

Die Büsten Händel's und Bach's schmücken die Orgelwand der Singakademie; beide Meister genießen in diesen Räumen die gleiche Verehrung; der Cantor Germaniae ist jedoch erst durch die Direction Blumner in alle ihm gebührenden Ehren eingesetzt. Früher begnügte man sich mit seiner Matthäus-Passion, einer einzigen Cantate („Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit") und fügte wohl die H-moll-Messe hinzu. Dazu sind innerhalb weniger Jahre die Johannes-Passion, das Magnificat in D, etwa zwanzig Cantaten und das Weihnachts-Oratorium gekommen. So ist leicht zu glauben, daß kein Gesangverein der Welt nur annähernd so viel für die Pflege der deutsch-evangelischen Kirchenmusik thut. Nirgend so wie hier tritt die herrliche Frucht der Bewegung, welche in den fünfziger Jahren einsetzte und außer der „Bachgesellschaft zur Herausgabe der Bach'schen Werke" eine stattliche Zahl von Bach-Vereinen hervortrieb, uns deutlicher und überzeugender entgegen. Den früher aufgeführten und zur Berühmtheit gewordenen Cantaten-Cyklen, in welchen die wesentlichsten Stücke kleinerer Cantaten (es existiren überhaupt etwa dreihundert) nach einem leitenden Gedanken geordnet erschienen, gesellte sich neuerdings zum Zwecke der Todtenfeier eine interessante Folge, deren nähere Betrachtung einen lehrreichen Einblick in Bach's Arbeitsstube gewährt. Daß es bei seiner Massenproduction dem Thomascantor nicht selten an Zeit fehlte, Alles selbst zu schreiben, nämlich auch die einzelnen Orchesterstimmen, daß sogar manches Blatt uncontrolirt in die Schränke der Thomasschule gerieth und mit Verschreibungen aller Art den Bachforschern unserer Zeit Arbeit gemacht hat, daß, wenn die Stunde der Einübung nahte, der Alte sogar die Harmonisirung eines Chorals u. dgl. unbedenklich einem seiner Schüler überließ —, wer wollte sich darüber wundern. Zu bewundern haben wir nur, daß trotz der offenbar fliegenden Eile, mit welcher Bach ohne jede erkennbare Vorarbeit eine Partitur anlegte und durchschrieb, die musikalische Erfindung, ganz wie bei Händel, dem unerschöpflichen

Bergwasser gleich in unverminderter Frische und Klarheit im Strömen blieb, ohne jemals im Ausdruck oder im Mittel desselben fehlzugehen. Eine so absolute, unfehlbare Herrschaft über Alles, was zur Kunst gehört, hat — das wird den Handschriften gegenüber sofort überzeugend klar — noch niemals früher oder später ein Musiker geübt. Von dem neuen Cyklus tragen die beiden ersten Cantaten, nämlich „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" und die Solocantate „Ich will den Kreuzstab gerne tragen" deutliche Spuren zugleich des Zeitmangels wie des Genies. Ganz so, wie ein andächtiger Beter im Gottesdienst es jederzeit thun wird, daß nämlich jeder Zeile des Chorals (hier die Neumark'sche Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten") eine Antwort und Bestätigung des Betenden folgt, ist auch Bach zu Werke gegangen. Der Chor singt: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!" und eine Sopranstimme hebt an: „Das weiß der liebe Gott allein, ob meine Wallfahrt auf der Erden kurz oder länger möge sein!" Der Chor fährt fort: „Hin geht die Zeit, her kommt der Tod". Und die Altstimme schließt an: „Und endlich kommt es doch so weit, daß sie zusammentreffen werden". — Der fünfstimmige unbegleitete Schlußchoral: „Welt, ade! ich bin dein müde —" wurde von Rosenmüller, dem Musikdirector an der Thomaskirche gesetzt und machte diesmal in seiner schlichten, den Volkston streifenden Form, sowie durch den meisterhaften Vortrag eine tiefe Wirkung. Als dieselbe Cantate 1859 durch den Bach-Verein unter Georg Vierling's Leitung wohl zum ersten Male in Berlin gesungen wurde, schadete es dem Eindruck des Ganzen keineswegs, daß die Tempi etwas lebhafter genommen wurden. Die lang auszuhaltende Note im Tenorsolo (auf das Wort „bet'") blieb in dieser Weise auf nur einen Athemzug leicht ausführbar. Aber auch das langsamere Zeitmaß ist wohlberechtigt, wenn ein so wohlgeübter Chor zur Verfügung steht und die Todtenfeier an actueller Bedeutung gewinnen soll. — Der Solocantate („Ich will den Kreuzstab" — wie Bach schreibt) folgte ein vierstimmiger Choral mit Begleitung von Blechinstrumenten, der als Begräbnißfeier im Freien anzusehen ist. Als Merkwürdigkeit sei angeführt, daß Bach außer drei Posaunen und Cornett noch zwei „Litui" vorgeschrieben hat, Instrumente, welche wahrscheinlich den außer Gebrauch gerathenen Zinken (Holzkörper mit Metallmundstück) entsprechen. An die Stelle derselben sind Trompeten getreten. — Die letzte Cantate „Herr, gehe nicht ins Gericht" schloß die Gedankenreihe würdig ab und leitete vortrefflich zu Mozart's Requiem hinüber.

* * *

Der Stern'sche Gesangverein, oder besser dessen Director Herr Professor Rudorff, erwarb sich das Verdienst, einem vergessenen Stück gediegener Musik aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts neues Leben einzuhauchen, so daß es als Neuheit gelten konnte. Es handelt sich um ein Gloria als Torso einer Messe von Antonio Lotti (1665—1740), welches dem Anscheine nach seit seiner Entstehung, nämlich seit ca. hundertundsiebzig Jahren, in der Dresdener Bibliothek geruht hat. Diese Resurrection ist um so erfreulicher, als sie einen besonders beliebten, aber nur in einer äußerst geringen Zahl von Werken fortlebenden Componisten der venetianischen Schule betrifft. In Kirchen und Vereinen gehören die beiden berühmten Crucifixus für sechs und acht Stimmen zu den beliebtesten Repertoirstücken. Außerdem gelangte vor etwa dreißig Jahren das graziöse Lied „Pur dicesti, o bocca bella" in die Concertsäle, und erregte ein gewisses Erstaunen. Also der ernste, wie Guido Reni das Leiden Christi malende Mann, dessen verminderte Accorde und dissonirende Secunden wie Lanzenspitzen durch die Seele dringen und eine wahrhaft erschütternde Wirkung üben, sollte auch der Autor dieser süß-tändelnden Arietta sein. Das Lexikon freilich berichtete von zahlreichen Messen, Madrigalen und — Opern. Und Lotti war in der That ein schaffender Künstler von der Vielseitigkeit eines Händel, mit dem er, als der caro Sassone 1707—1710 die Italiener bezauberte, innig befreundet war. Er hat sozusagen zwei Gesichter, die sich aus seinen zwei Stilarten ergeben, dem stile a capella und dem stile concertante. Jener waltet in den Crucifixus, wird aber keineswegs in den Messen durchgängig festgehalten. Neben einem ergreifenden Qui tollis oder

Miserere erscheint da plötzlich ein Domine Deus, worin ein Sopran und eine Violine in endlosen Passagen mit einander wetteifern. Ebenso zweigesichtig ist das neue Gloria, nur mit dem Unterschied, daß hier keine einzige Nummer geringwerthig genannt werden kann, daß aber mehrere eine lebhafte Beziehung zu Händel erkennen lassen (Gloria, Laudamus, Domine, Quoniam), der um diese Zeit (1717) mit der Gründung seiner Opern-Akademie in London beschäftigt war und noch kein einziges seiner Oratorien geschrieben hatte. Andere Stücke, wie das geheimnißvoll-zauberische Et in terra pax, ferner Gratias, Qui tollis, auch die Alt-Arie Qui sedes und besonders das mächtige Gloriam tuam, bei welchem dem Zuhörer sofort eine ähnliche Stelle aus Bach's Magnificat in D einfällt, leiten sogar zu diesem Meister, der freilich erst 1723 von Köthen nach Leipzig kam und dem Venetianer schwerlich auch nur dem Namen nach bekannt war. Für das Jahr 1717 spricht allerdings nur der Umstand, daß das Werk in Dresden gefunden wurde, wo Lotti, dem Rufe des kunstgebildeten Kurprinzen, Sohn August's des Starken, folgend, eine italienische Oper einrichtete. Der Ruhm dieser Unternehmung ging durch ganz Europa, und 1719 erschien auch Händel bei seinem Freunde, um einen Theil der für Kursachsen viel zu theuren Sänger mit nach London zu nehmen. Lotti ging in demselben Jahre nach Venedig zurück, wo er erst Organist und endlich Kapellmeister von St. Marco wurde. Die Verfassung, in welcher Rudorff das Manuscript fand, war eine trostlose. Auch darüber gibt die Geschichte jener zwei tollen Jahre einige Aufklärung. Lotti producirte so schnell, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, seine Partituren eigenhändig durchzuschreiben. Oft genug mußte der ehemalige Organist, jetzige Privatcopist Schröter, ein offenbar sehr geschickter Musiker, die Füllstimmen nach eigenem Gutdünken erfinden. Die Spuren solcher Mitwirkung finden sich auch im Gloria. Daß Lotti mit der Einfügung der Trompete und Oboe nur schüchterne Versuche machte, während ihm die Verwendung von Streichquartett und Orgel geläufig war, wird sofort dadurch erklärt, daß ihm so geschickte Bläser wie die Dresdener früher nie vorgekommen waren. — Von den einzelnen Nummern tritt „Et in terra pax" an Bedeutung und Tiefe allen voran. Hier sind Gedanken von wahrhaft transcendentaler Herkunft. So wie diese friedlichen Stimmen wandeln die Friedensengel Palmen tragend über die Erde. Die Orgel entfaltete unter Herrn Prof. Radecke's kunstgeübten Händen erst in der Toccate D-moll von Bach und dann in der Begleitung ihre ganze Pracht.

* * *

Am 1. December feierte Anton Rubinstein, und feierte mit ihm Czar Alexander, die städtische Behörde von Petersburg, die Künstlergemeinde, das gebildete musikliebende Rußland, feierte auch die ungezählte, allen Ländern angehörige Schar der Verehrer des großen Künstlers das fünfzigjährige Jubiläum seiner mit dem elften Lebensjahre beginnenden Künstlerschaft. Eine Berliner Deputation überbrachte ihm seine für des Meisters Musikzimmer bestimmte Marmorbüste mit folgender Widmung:

Du stehst in unsere Herzen eingeschrieben,
Und diesen Tag, wir grüßen ihn als hehren;
Vergönne drum, daß wir die Schar vermehren,
Die heut' sich eint, von gleichem Drang getrieben.

Dein waren wir, und Dein sind wir geblieben,
Und uns'rem Nahen wird der Freund nicht wehren,
In welchem wir den großen Künstler ehren,
In welchem wir den großen Menschen lieben.

Erfüllt von Dir, erfüllt von Deinem Ruhme
Wird heut', so weit sein Scepter schwingt das Schöne,
Genannt Dein Name und Dein Fest gefeiert.

Wir aber, die Dein Marmorbild entschleiert,
Wir weih'n es huld'gend jenem Heiligthume,
Das widerhallt vom Zauber Deiner Töne!

Gleichzeitig sandte der Berliner Cäcilienverein aus der Generalprobe zum „Verlorenen Paradies" einen telegraphischen Glückwunsch. Wer Rubinstein

näher kennt, der weiß, daß er trotz aller Erfolge an seiner grundechten Bescheidenheit keinen Schaden gelitten hat. Es wird ihm daher jenes Telegramm nicht weniger werthvoll erschienen sein, als der Ehrenbürgerbrief von Petersburg und die reiche Spende seines Kaisers. Und jene Büste, welche übrigens die Aehnlichkeit mit Beethoven abermals lebhaft vor Augen stellte, wird ihm nicht eine von vielen Gaben aus der Fremde sein. Denn Rubinstein als Musiker gehört auch Berlin an, wo er seine ersten Studien gemacht, seine schönsten Triumphe gefeiert, und wenn irgend Einer, so hat er ein gutes Recht auf einen Ehrenbürgerbrief in Deutschland erworben.

* * *

Die Königliche Oper hat im Laufe dieser Spielzeit drei Novitäten gebracht. Heinrich Hofman's lyrische Oper „Aennchen von Tharau" ist nur für die königliche Bühne, nicht für Berlin ein neues Werk. Im Sommer 1886 ging es wiederholt über die Kroll'sche Bühne, nachdem es mehrere Jahre vorher in einem militärisch-musikalischen Kreise beifällig aufgenommen war. Mit glücklichem Instinct hat Roderich Fels den Titel eines alten, zu den schönsten Reliquien unseres Volksliederschatzes zählenden Sanges zum Ausgangspunkte seines ungemein anmuthenden Buches genommen. Für den Componisten lag da die Frage nahe, ob dem bekannten geläufigen Text eine der vorhandenen, zum Nationaleigenthum gewordenen Melodieen unterzulegen sei oder nicht. Er entschied sich für eine neue Melodie, welcher die dem Text geziemende edle Volksthümlichkeit nicht fehlt und die doch zugleich eine kunstvolle Behandlung zuläßt. Mit ihr beginnt und schließt das Werk; sie ist zugleich Wegzeiger für den Fortgang der Handlung. Simon Dach, Magister der Theologie und Professor an der Universität Königsberg, umwirbt Aennchen, die Tochter des Pastor Neander in Tharau, so lange unbestritten, bis ein Jugendfreund, der junge Theologe Johannes erscheint und Aennchen den Unterschied zwischen kindlicher Verehrung gegen den an Jahren etwas vorgerückten Dach und junger Liebe zum Bewußtsein bringt. Wie das Liebeslied aus den Händen des Dichters in fremde Hände und so allmälig ins Volk gelangt, ist dichterisch und musikalisch hübsch ersonnen und ausgeführt. Wir hören, wie es Dach erfindet und herzbewegend singt; wir beobachten, wie die Freundin Aennchens das Manuscript in der Laube findet und es dem armen, trostbedürftigen Johannes schenkt, der für das Weiterklingen sorgt. — Vom Componisten ist bei den verschiedensten Anlässen die Rede gewesen. Seine Kraft und Bedeutung tritt am deutlichsten in der Liedform zu Tage. Auch im Aennchen ist es der rein-lyrische Erguß, welcher die Physiognomie des Werkes bildet und den Erfolg sichert. Das weiß der Autor so gut, daß er sich bewogen fand, zwei seiner weitbekannten und stets gern gehörten Singuf-Lieder als Einlagen zu verwenden. Damit hat er selbst seiner Arbeit einen Gradmesser beigegeben. „Aennchen" will weder durchaus original noch mit dem Auge des Akademikers betrachtet sein. Ein sinniger, formgewandter, mehr dem Heitern, Liebenswürdigen, Erotischen, als dem Tragischen zugeneigter Künstler hat seine gesunde Kraft in genialer Leichtigkeit und mit gutem Geschmack an die theatralische Uebermalung eines einfachen aber lebensvollen Vorgangs gewendet — das ist alles. Daß die Singstimme durchaus kehl- und kunstgerecht, daß das Orchester mit jener Noblesse behandelt wurde, welche immer nur dem Können, der souverainen Herrschaft über die Technik gesellt ist, darf bei Hofmann, dem Liedermeister und Symphoniker als selbstverständlich gelten. Es ist in unserer Zeit, in welcher das Häßliche, ja die Uebertreibung des Häßlichen zum Schaden des guten Geschmackes und der unbefangenen Lebens- und Kunstanschauung mehr Raum beansprucht als das Schöne, und wo die Anmuth der Einfachheit zu den Seltenheiten gehört, durchaus erfreulich und dankenswerth, wieder einmal freundliche Gestalten über die Bühne schreiten, ein deutsches Idyll sich abspielen zu sehen, das uns in keiner Scene an jene dämonischen, die Grundsäulen der sittlichen Weltordnung unterwühlenden Gewalten gemahnt. In diesem Sinne gebührt dem Componisten Anerkennung und Dank.

* * *

„Aennchen" ein deutsches Idyll! So durchaus deutsch, daß schon der Gedanke an eine Uebersetzung in eine fremde, etwa die italienische Sprache ausgeschlossen ist.

Wie steht es überhaupt um die Beachtung der neueren deutschen Oper im Auslande? Von Wagner abgesehen, der allmälig in allen Sprachen gesungen, in allen Erdtheilen heimisch werden dürfte, hat keine der neuen Opern die heimathlichen Grenzen überschritten außer mit deutschen Operngesellschaften. Umgekehrt haben italienische, französische und englische Opern in Deutschland günstige Aufnahme gefunden, weil der Deutsche die Musik als eine internationale Sprache aufzufassen sich gewöhnt hat, und weil ihm eine Verquickung von Kunst und Politik, wie sie in Paris Chic ist, ebenso unkünstlerisch als unpolitisch erscheint. — Die Musik eine internationale Sprache: Wer möchte diesen Satz nicht unterschreiben? Gewiß! Insofern die Musik nur auszusprechen hat, was ihrer Sphäre angehört — nämlich die ganze Scala des Gefühlslebens, alle Grade der seelischen Erregung und Bewegung — wird sie vom Culturmenschen aller Nationen ganz oder doch zum größten Theil verstanden werden. Ein Trauermarsch, ein heiterer Tanz: Jedermann wird sie als solche erkennen, Niemand wird sie verwechseln. Aber wie die Lautsprache in zahllose Idiome und jedes derselben sich in zahlreiche Dialekte verzweigt, wie die Verschiedenheiten der Rasse, des Temperaments, der Lebensweise, der umgebenden Natur im Sprachgeist sich abspiegeln, so krystallisirt auch im Ton und Tonsatz der Nationalcharakter, die Individualität. Welch ein Unterschied zwischen einem deutschen und einem italienischen Liede, auch wenn beide die Wonne der ersten Liebe aussprechen! Welch ein Unterschied: Wagner und Verdi! In der deutschen Musik herrscht die nordische Bedächtigkeit, in der italienischen die Leidenschaftlichkeit des Südländers. Wie ein Meteor ging „Gioconda" von Amilcare Ponchielli über unsere Bühne: brennend, brausend, platzend, beängstigend, aber ohne Wärmeausstrahlung. Die Partitur macht es glaubhaft, daß Ponchielli (geb. 1834, gest. 1886) neben Verdi und Boito daheim hohes Ansehen genießt. Alle für eine große Laufbahn in Italien nothwendigen Eigenschaften zierten ihn. Leichtigkeit der Erfindung — wirkungsvolle, ja glänzende Instrumentation — bestechende Melodik — eigenartige Führung der Harmonie. Das macht ihn auch uns interessant. Leider finden sich aber dazu einige spezifisch-italienische Gepflogenheiten: das Arbeiten auf den momentanen Effect — die Spielerei mit dynamischen Gegensätzen — ein nervenerschütternder Fortissimoschlag an unrechter Stelle. Sucht man nach Mustern, so läßt sich nur etwa Verdi und allenfalls Meyerbeer nennen; von Wagner, aber auch von Rossini findet sich keine Spur. Für das Heitere, ja selbst für das nur Anmuthige hatte Ponchielli, wie man „Gioconda" gegenüber sagen muß, keine Töne; auch die vortreffliche Ballettmusik, ein Werk im Werke über das Thema Tag — Abend — Nacht, hat im Schwermüthigen und Melancholischen die feinsten Züge. Zu besonderem Danke sind dem Komponisten die Sänger verpflichtet. Nirgend wird der Stimme bloße Jongleurarbeit zugemuthet, kaum eine einfache Fioritur taucht auf. Von vorzüglicher Arbeit sind die Chöre und fast sämmtliche Ensemble-Nummern. —

* * *

Eine Oper von Verdi — das ist etwas Alltägliches; aber eine neue Oper von Verdi, das ist beinahe ein Ereigniß. Beinahe! Die italienische Oper spielt gegenwärtig in Deutschland eine geringere Rolle denn jemals. Wagner hat ihre Herrschaft gebrochen, ihm gehören die Bühnen, ihm der Enthusiasmus. Verdi's populärste Hauptwerke (Troubadour, Traviata, Rigoletto) erscheinen wohl mit einer gewissen Regelmäßigkeit, aber mehr wie ein Zugeständniß an die Minderzahl des Publicums sowie an die prime donne und primi uomini, als aus künstlerischer Nothwendigkeit. Verdi, in demselben Jahre 1813 wie Wagner geboren, genießt in Italien unbeschränkte Verehrung. So erklärt sich, warum er Wagner ausweicht und eigne Wege geht, warum er die Ausbildung und Weiterentwicklung seiner Individualität aus eigner Kraft zu bestreiten, seine Stilwandelungen lediglich auf Grund speculativer Methode zu finden sucht. Man kann ein Princip übernehmen, ohne seines Erzeugers Nachahmer im Einzelnen der Anwendung zu werden. In diesem Sinne ist Verdi's Verhältniß zu Wagner zu erfassen. Wenn es nothwendig war, Verdi unbeeinflußt von Wagner zu zeigen, zu zeigen, daß er den Muth hat, er selbst zu sein, so genügt der Hinweis auf „Othello", das Werk des Vierundsiebzigjährigen, welches im Februar

1887 in Mailand das Licht der Lampen erblickte und inzwischen mit Beifall auch in Hamburg, Wien und München gegeben wurde. Durch die Einrichtung resp. Dichtung des Textbuches gab Arrigo Boito, der Componist des Mefistofele, ein schönes Zeichen seiner Verehrung für Verdi, riß aber in das Shakespeare'sche Drama durch Weglassung des ersten Aktes eine klaffende Lücke. Nun fehlt es an jeder Begründung der Liebe Desdemona's. Ohne Ouvertüre setzt die Oper mit einem dissonirenden Accord im Fortissimo ein. Orkan, Gewitter, wildbewegtes Meer, aufgeregtes Volk an der cyprischen Küste: das ist die erste Scene, und die Musik versetzt mitten hinein. Jago's Trinklied mit der chromatisch absteigenden Melodie enthüllt diesen teuflischen Charakter zu schnell, und so kann es nicht belustigen. Das erste Duett zwischen Othello und Desdemona bildet durch seine schöne Innigkeit und den süßen Zauber reiner, wahrer Empfindung in diesem Ocean böser Leidenschaft eine glückliche Insel. Im zweiten Akt folgt die Musik dem Intriguenspiel Jago's mit überzeugendem Ausdruck und findet auch für die Einfalt Cassio's und für die schnell erregte Leidenschaft des leichtgläubigen Mohren den rechten Ton. Von höchstem Reiz ist die Ständchenscene; Kinder, Jünglinge und Mädchen singen unter Begleitung der Guzla (Mandoline) das Lob der schönen Desdemona. Die Erzählung Jago's von Cassio's angeblichem Traum ist musikalisch meisterhaft geformt. Der dritte Akt hat seine Höhepunkte in dem großen Duett zwischen Othello und Desdemona, dem düstern Gegenstück zum Duett des ersten Akts, und in einem überlangen, sehr geräuschvollen, aber compositorisch interessanten Ensemble. Nicht mit diesem, welches zum „wirksamen Abgange" gewiß dem Verdi von ehemals gedient hätte, sondern mit einer Scene zwischen Othello und Jago schließt der Akt. Im Vorspiel des vierten Aktes spürt man die Schatten des Todes. Desdemona's Ave Maria und tieftrauriges Lied von der Weide sind melodisch nicht besonders glücklich gerathen. Desto herrlicher leuchtet die Instrumentationskunst auf, welche mit wenig Mitteln tiefe Wirkung übt. Vom Rest ist nicht viel zu sagen. In Summa: Othello ist ein bedeutendes musikalisches Kunstwerk, welches dramatisch reich, lyrisch nur spärlich ausgestattet ist, und das trotz seines Inhalts auf der deutschen Bühne ausdauern dürfte.

* * *

Dem paradoxen Satze Wagner's, daß das Musikdrama als das „Kunstwerk der Zukunft" alle Künste in sich zu vereinigen und sich dienstbar zu machen habe, steht schroff gegenüber, was ernste Denker, was auch Musiker sagen, daß nämlich das gesungene Drama eigentlich keine berechtigte Kunstform sei. Unleugbar erschließt sich dem Durchschnittspublicum das Verständniß einer Oper leichter als das einer Symphonie oder gar eines Streichquartetts. Möge der Componist einer Oper, einer Cantate, eines Liedes seine Pflicht gegen den Textdichter noch so tief erfassen, ja möge er durch seine Interpretation die dichterische Idee in überraschender Weise noch bereichern und ausspinnen, so bleibt er durch das Wort doch immer in eine Sphäre gebannt, in welche auch der unmusikalische Zuhörer sich zu erheben vermag. Die absolute Musik jedoch trägt in den grenzen- und uferlosen Aether hinaus, und der „Masse" ist für diesen Flug gemeinhin die Flügelkraft versagt. Während nun weiter in der Symphonie die Mannigfaltigkeit der Instrumente, ihre Gruppirung und Gegenüberstellung immer noch den Reiz der Abwechselung übt, ja durch die Klangfarbe einzelner Instrumente den Gefühlsinhalt der Tondichtung, das Ernste, das Humoristische schon dem äußeren Sinne erkennbar machen kann, schrumpft die Scala des Leichtverständlichen beim Streichquartett auf ein Minimum zusammen, welches eben nur noch für Auserwählte zu einem Kunstgenuß hinreicht. Wenn nun Hiller's Ausspruch zutrifft, daß von dem Interesse, welches der sogenannten Kammermusik geschenkt wird, der sicherste Maßstab für den musikalischen Geschmack, die musikalische Bildung des Publicums zu finden sei, so stellt sich das Urtheil über die Berliner günstig genug. — Die Philharmonischen Concerte unter Direction des Herrn Dr. Hans von Bülow haben sich in Berlin dermaßen eingelebt, daß sie eine Nothwendigkeit geworden sind. Alle großen Virtuosen Europa's suchen und finden hier die würdigste Umgebung und durch die Betriebsamkeit der Concertdirection Wolff die

bequemste Form der Vorstellung und Einführung. Von den Pianisten ließen sich in diesem Winter d'Albert, Stavenhagen, Weiß, Pauer, Grünfeld, Fräulein Haasters, Frau Careno, von den Violinisten Sauret, Barcewicz, Fräulein Wietrowetz hören. Herr d'Albert spielte das Clavierconcert Nr. 2 B-dur op. 83 von Joh. Brahms. Wie eine Neuschöpfung ging es unter des genialen Dirigenten Mithülfe aus seinen Händen hervor, obwohl es der pianistischen Kunst im Ganzen nur wenig Raum zur Entfaltung gewährt. Bekanntlich erscheint in Brahms' erstem Concert das Clavier wesentlich als eins von allen Instrumenten, nicht als ein mit dem Orchester gleichberechtigter, dasselbe dominirender Factor. Dieses Verhältniß ist im zweiten Concert geändert; nur im ersten und zweiten Satze rückt es mehrfach in die Linie der Instrumente zurück, während es reichlich im dritten, dann aber mit stupender Ausstattung glänzend concertirend im vierten Satze sein adeliges Recht erhält und behauptet. Denn vier Sätze statt der sonst üblichen drei hat das Werk, welches man wegen seines Aufbaues und seiner Durchführung im Einzelnen treffend eine Symphonie mit Clavier nennen darf. Alle Welt kennt die grübelnde, geistvolle Gedanken geistvoll, mit allen Mitteln der contrapunktischen Kunst verknüpfende und ineinanderflechtende Art des größten der lebenden Tonmeister. Wer hat gleich ihm niemals mit Tönen nichts gesagt? Der reiche Inhalt reinmusikalischer Gedanken ist es, der den Werken Brahms' den Stempel des Ueberragenden, Bleibenden aufdrückt. Es ist wahr: seine Polyphonie wendet sich vornehmlich an Herz und Verstand der Verstehenden und Wissenden; sie ist für das Heiligthum, nicht für den Vorhof und für die Menge ersonnen. Die vier Sätze aber sind vier Stufen, auf denen die Muse aus der Höhe abwärts steigt, um je weiter hinab, desto hoheitsvoller und verklärter zu erscheinen, desto mehr Glück und Behagen, Wonne und Seligkeit zu spenden.

Die Quartett-Abende der Herren Joachim, de Ahna, Wirth und Hausmann haben an Inhalt und Ausbeute nichts eingebüßt, aber an Freunden desto mehr gewonnen. Oft reichen Saal und Estrade der Singakademie für die Hörlustigen kam aus. Die Haydn-Mozart-Beethoven-Programme erfreuen sich, wie früher, besonderer Gunst des Publicums, weil das musikalische Berlin seinen reinsten Kunstenthusiasmus am liebsten durch die Classiker entzünden läßt und weil die Epigonen in dieser Kunstgattung hinter den Altmeistern weit zurückbleiben. Brahms kommt diesen im Reichthum der Gedanken, in der Kunst polyphoner Durcharbeitung und in der Stilreinheit, d. h. im Beharren beim eigentlichen Quartettcharakter noch am nächsten, und in Brahms' Nähe stellte sich Heinrich von Herzogenberg, dessen neuestes Quartett als ein Spiegelbild seines eigenen, aus den Banden schwerer Krankheit befreiten Lebens anzusehen ist und als solches innige Theilnahme und schnelles Verständniß fand.

Reges Interesse erwecken auch die Kammermusik-Abende, welche die Herren Professoren Barth, de Ahna und Hausmann in der Philharmonie veranstalteten. Gerade hier und in den populären Concerten des Philharmonischen Orchesters zeigt sich der gesunde Geschmack der Berliner in frappirender, einem Protest gegen allen Anticlassicismus ähnlicher Weise. Die Beethoven-Abende sind nämlich die beliebtesten und besuchtesten. Zweitausend Menschen um drei Instrumente vereinigt zu haben, ist auch des Ruhmes werth. Hier wurde es Thatsache. Und der Zudrang wiederholte sich, als Herr Barth, der beste Beethovenspieler nächst Bülow, mit dem Orchester unter Herrn Kogel's Leitung das Es-dur-Concert vollendet spielte.

* * *

Mit bewegtem Herzen sei zum Schluß noch ein Todtenopfer gebracht. Aus reicher, überreicher Thätigkeit wurde Dr. Hans Bischoff hinweggenommen. Als Pianist, Lehrer, Herausgeber der Clavierwerke Bach's und Leiter der Montags-Concerte hat er sich ein dauerndes Gedächtniß gestiftet. — Wenigen Freunden näher, weiteren Kreisen gar nicht bekannt, lebte und wirkte Gustav Hasse, einer der edelsten und begabtesten unter den deutschen Liedercomponisten. Bei Lebzeiten blieb ihm, dem Genügsamen, genügende Anerkennung versagt; die Geschichte unserer Kunst aber wird ihm einen Platz neben Brahms und Franz einräumen. Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Alle politischen Vorgänge der jüngsten Zeit müssen an Wichtigkeit hinter den vom „Deutschen Reichs- und Preußischen Staats-Anzeiger" am 5. Februar veröffentlichten Erlassen des Kaisers Wilhelm II. weit zurückstehen. Diese unzweifelhaft im Einverständnisse mit dem Fürsten Bismarck entworfenen Kundgebungen können gewissermaßen als der erste bedeutsame Schritt zur Verwirklichung der socialpolitischen Reform angesehen werden, die Kaiser Wilhelm II. unmittelbar nach seiner Uebernahme der Regierung in der Thronrede zur Eröffnung des deutschen Reichstages angekündigt hat. Damals bereits bezeichnete der deutsche Kaiser als sein Bestreben, das Werk der Reichsgesetzgebung in dem gleichen Sinne fortzuführen, wie Kaiser Wilhelm I. es begonnen hatte. Insbesondere eignete er sich die am 17. November 1881 erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange nach an, wie er denn auch in deren Sinne fortfahren wollte, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz anstrebe, den sie den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann. Kaiser Wilhelm II. lieh zugleich der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen, und daß er zur Pflege der inneren Wohlfahrt die einheitliche Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung.

Dieses in der Thronrede zur Eröffnung des deutschen Reichstages damals skizzirte socialpolitische Programm hat in dem an den Reichskanzler gerichteten Erlasse vom 4. Februar 1890 eine wesentliche Erweiterung erfahren. Kündigte jene Thronrede nur eine der Botschaft vom 17. November 1881 entsprechende Reichsgesetzgebung an, so erfährt der Rahmen der geplanten Reformen nunmehr insofern eine alle Erwartungen übertreffende Ausdehnung als angekündigt wird, daß die in der internationalen Concurrenz begründeten Schwierigkeiten durch internationale Verständigung der an der Beherrschung des Weltmarktes betheiligten Länder, wenn nicht völlig überwunden, doch abgeschwächt werden sollen. In der Ueberzeugung, daß auch andere Regierungen von dem Wunsche beseelt seien, die Bestrebungen behufs Verbesserung der Lage der Arbeiter einer gemeinsamen Prüfung zu unterziehen, fordert Kaiser Wilhelm II. den deutschen Reichskanzler auf, zunächst in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz durch die beglaubigten Vertreter des Reiches amtlich anfragen zu lassen, ob die Regierungen geneigt seien, mit Deutschland in Unterhandlung zu treten behufs einer internationalen Verständigung über die Möglichkeit, denjenigen Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, welche in den Ausständen der letzten Jahre und anderweit hervorgetreten sind.

Wird zunächst von einer materiellen Prüfung der Frage abgesehen, ob es überhaupt unter den obwaltenden Verhältnissen im Hinblick auf den aller Orten geführten

Zollkrieg der verschiedenen Staaten möglich sei, in übereinstimmender Weise den in Betracht kommenden Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter zu entsprechen, so muß doch die eminent friedliche Bedeutung einer solchen Ankündigung von Seiten des deutschen Kaisers mit freudigster Genugthuung begrüßt werden. Sind Zweifel darüber geäußert worden, ob die kaiserlichen Erlasse nicht aus constitutionellen Gründen einer Gegenzeichnung durch den deutschen Reichskanzler, beziehentlich durch die preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe bedurft hätten, so äußert sich doch gerade in solchen persönlichen Kundgebungen die ausgeprägte Friedensliebe des Kaisers.

Während in der neugewählten französischen Deputirtenkammer die zumeist aus Schutzzöllnern zusammengesetzte Commission, die mit der Prüfung der Frage der Handelsverträge beauftragt ist, gar kein Hehl daraus macht, daß sie einen Zollkrieg im großen Stile vorbereite, fordert Kaiser Wilhelm II. den Fürsten Bismarck auf, zunächst ein Einvernehmen mit der französischen Regierung hinsichtlich der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung anzubahnen. Wird nun aber darauf hingewiesen, daß kein Geringerer als Fürst Bismarck selbst zu wiederholten Malen die Schwierigkeiten eines ausreichenden Arbeiterschutzes als unüberwindlich bezeichnet habe, so übersehen Diejenigen, welche einen derartigen Gegensatz zwischen den Auffassungen des deutschen Kaisers und des Fürsten Bismarck construiren möchten, daß der Reichskanzler bei seiner Hervorhebung dieser Schwierigkeiten stets mit der Nothwendigkeit einer internationalen Vereinbarung exemplificirte. Dies ist der entscheidende Punkt. Sicherlich würde Fürst Bismarck der Erste sein, es mit freudiger Genugthuung zuzugestehen, falls er vor Jahren die Schwierigkeiten einer solchen internationalen Regelung der Gesetzgebung zum Schutze der Arbeiter überschätzt haben sollte. Thatsächlich haben sich auch die Verhältnisse inzwischen einigermaßen verändert, wie denn unter Anderem die Arbeiter der verschiedenen Länder unter sich bereits Verhandlungen zu demselben Zwecke führen. In diesem Zusammenhange darf auch hervorgehoben werden, wie die Schweizer Regierung die europäischen Industriestaaten bereits zum Herbst 1889 zu einer derartigen Conferenz eingeladen, letztere dann aber vertagt hatte, weil die Zusage der deutschen Regierung ausblieb.

Der Schweiz gereicht es zur Ehre, daß sie zunächst die Initiative einer bedeutsamen Humanitätsfrage ergriffen hatte, dann aber nicht minder, daß die öffentliche Meinung in der Eidgenossenschaft ohne jede Empfindlichkeit ihre Sympathien für die vom Kaiser Wilhelm II. in seinen Erlassen entwickelten Ideen bekundet. Während von anderer Seite der Schweiz nahe gelegt wird, die Priorität ihres eigenen Conferenzplanes in Anspruch zu nehmen, wird in Schweizer Organen selbst ausgeführt, daß in Deutschland nicht ohne Berechtigung darauf hingewiesen wurde: wenn irgend ein Staat das Vorrecht habe, eine solche Einladung an die Mächte zu erlassen, dies eben Deutschland sei, welches allen übrigen Staaten mit seinen allgemeinen Versicherungsgesetzen für die Arbeiter vorangegangen ist. In Belgien sind die Erlasse des deutschen Kaisers um so mehr mit Beifall aufgenommen worden, als die liberale Presse im Hinblick auf die zahlreichen Ausstände in den Kohlenbezirken stets von Neuem verlangte, daß endlich eine den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Fabrikgesetzgebung ins Leben gerufen würde. Auch die belgischen Klerikalen können sich keineswegs der Wahrnehmung verschließen, daß ihre Regierung allzu geraume Zeit die Durchführung socialpolitischer Reformen verabsäumt habe.

Mit besonderem Interesse durfte man dem Verhalten der französischen Presse entgegensehen. Daß sämmtliche chauvinistischen Organe ohne weitere Prüfung alle Vorschläge, Frankreich an einer internationalen Conferenz der Regierungen behufs Verbesserung der Lage der Arbeiter theilnehmen zu lassen, mit Entschiedenheit zurückweisen würden, konnte nicht überraschen. Dieselben Blätter, welche trotz ihrer republikanischen Gesinnung das Wort Ex oriente lux dahin zu interpretiren scheinen, daß alle Erleuchtung, alles Heil lediglich nur noch aus Rußland kommen könne, schreiben der deutschen Regierung bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die dämonischsten

Pläne zu. So ist es denn andererseits in hohem Grade bezeichnend, daß das „Journal des Débats" die Publication der kaiserlichen Erlasse als „eines der bedeutendsten Ereignisse" bezeichnet, „welche die wirthschaftliche Geschichte unserer Zeit zu verzeichnen haben wird." „C'est certainement un des événements les plus considérables qu'aura à enregistrer l'histoire économique de ce temps." Im Gegensatze zu der weit überwiegenden Mehrzahl der französischen Blätter unterzieht das „Journal des Débats" die Erlasse einer sachlichen Prüfung, indem es dieselben als die logische Entwicklung eines Systems betrachtet, welches Deutschland seit einigen Jahren in die Praxis eingeführt hat. Die Schwierigkeiten der jüngsten „Evolution" werden eingehend charakterisirt, wobei, ohne den veränderten Voraussetzungen Rechnung zu tragen, der Hinweis auf die frühere ablehnende Haltung des Fürsten Bismarck gegenüber allzu weitgehenden Forderungen der Arbeiterschutzgesetzgebung eine große Rolle spielt. Hier würde das im Uebrigen durchaus maßvoll urtheilende Pariser Blatt besser gethan haben, aus dem niemals strenge Loyalität verleugnenden Verhalten des deutschen Reichskanzlers den Schluß zu ziehen, daß er, im vollen Einklange mit seiner einflußreichen Stellung, nichts versäumen wird, um den von ihm übernommenen Auftrag nach besten Kräften durchzuführen. Da die französische Regierung im Principe die Einladung der Schweiz zu einer demselben Zwecke dienenden Conferenz der europäischen Industriestaaten angenommen hat, wäre es lediglich ein Act der internationalen Courtoisie, falls Frankreich, nach einem Verzichte der Schweizer Regierung auf ihr eigenes Conferenzproject, der von deutscher Seite ausgehenden, die Theilnehmer zu nichts Positivem verpflichtenden Einladung nachkommen würde. Im Gegensatze zu der ablehnenden Haltung der meisten französischen Blätter gelangt das „Journal des Débats" zu folgenden Conclusionen: „Handelte es sich nur um einen mit dem Studium der Frage zu betrauenden Congreß, auf welchem man Ansichten über Gegenstände austauschen würde, denen der Souverän Deutschlands eine hochherzige Fürsorge widmet, wie denn auch kein Volk sein Interesse daran verleugnen kann, so ließen sich unzweifelhaft keine Einwendungen machen. Gilt es aber, Verhandlungen, die bestimmt sind, Entschließungen und positive Vereinbarungen vorzubereiten, so wird es unumgänglich nothwendig sein, zu erwägen, in welchem Maße das grundlegende Princip und der bezeichnete Zweck gestatten, die Discussion in ersprießlicher Weise zu eröffnen." Dem Pariser Blatte darf zugestimmt werden, insofern es betont, daß, selbst wenn die Conferenz zu Stande käme, die wirklichen Schwierigkeiten dann erst in ihrem vollen Umfange sich geltend machen würden. Dies wird auch in den Betrachtungen der englischen Blätter mit Fug hervorgehoben.

Eins jedoch kann Niemand leugnen: daß gerade in dem Wagemuthe, mit welchem Kaiser Wilhelm II. die Initiative in einer gebieterisch eine Lösung erheischenden Frage ergreift, in gewissem Maße die Bürgschaft enthalten ist, daß alle Kräfte aufgeboten werden sollen, die angekündigten socialen Reformen zu verwirklichen. Gelänge dieses Werk trotz allen in dieser Beziehung gehegten Zweifeln, so würde der europäische Friede eine weitere Sicherheit erhalten. Allerdings muß stets von Neuem betont werden, wie der Wettbewerb der verschiedenen Staaten auf dem Weltmarkte zunächst unüberwindliche Schwierigkeiten darzubieten scheint. Hierzu kommt, daß nationale Empfindlichkeiten, in Frankreich wenigstens, sich geltend machen. Trotzdem würde jede Regierung, welche dem Zuge der Zeit nicht Rechnung tragen wollte, sich der Verantwortlichkeit nicht entziehen können, wenn sie verabsäumt hätte, nach besten Kräften an der Verhütung socialer Katastrophen mitgewirkt zu haben.

Daß die socialpolitischen Reformen im Einzelnen noch nicht bezeichnet werden konnten, ergibt sich aus dem frühen Stadium, in welchem das ganze Conferenzproject sich noch befindet. Einige Grundzüge der von Kaiser Wilhelm II. geplanten Reformgesetzgebung sind in dem zweiten Erlasse angedeutet, der an die preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe gerichtet ist. Neben dem weiteren Ausbau der Versicherungsgesetzgebung für die Arbeiter sollen die bereits bestehenden Vorschriften für die Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer

Prüfung unterzogen werden, um den auf diesem Gebiete laut gewordenen Klagen und Wünschen, insofern sie begründet sind, gerecht zu werden. Diese Prüfung wiederum soll davon ausgehen, daß es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben. Nicht minder sollen für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht genommen werden, in denen die Arbeiter durch Vertrauensmänner an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt, sowie zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen der Regierung befähigt werden. Auch hier verhehlte Kaiser Wilhelm II. sich keineswegs die Schwierigkeiten, welche der Ordnung der Arbeiterverhältnisse in dem von ihm beabsichtigten Sinne entgegenstehen, Schwierigkeiten, unter denen die aus der Nothwendigkeit der Schonung der heimischen Industrie in ihrem Wettbewerbe mit dem Auslande sich ergebenden eine hervorragende Stelle einnehmen.

Beiden kaiserlichen Erlassen ist neben ihrer friedlichen und humanitären Tendenz ein Zug der Aufrichtigkeit und sittlichen Ernstes aufgeprägt, der diejenigen Stimmen in Frankreich hätte zum Schweigen bringen müssen, welche die Veröffentlichung im „Reichs- und Staatsanzeiger" leichtfertiger Weise in Verbindung mit den Reichstagswahlen vom 20. Februar d. J. bringen wollten. Wäre es doch weit logischer gewesen, wenn die in Betracht kommenden französischen Blätter im Hinblick auf das stete Anwachsen der socialdemokratischen Strömung den Schluß gezogen hätten, Kaiser Wilhelm II. habe in klarer Erkenntniß aller der bestehenden Gesellschaftsordnung drohenden Gefahren den Weg bezeichnen wollen, auf welchem unter Anerkennung des berechtigten Strebens der Arbeiter in friedlicher Weise einer gewaltsamen „Lösung" der socialen Frage vorgebeugt werden soll. In der Ansprache, welche Kaiser Wilhelm II. am 14. Februar bei der Eröffnung des Staatsrathes an diese mit der Prüfung der zu treffenden Maßnahmen betraute Körperschaft richtete, entwickelte er die Grundsätze, von denen er sich im Hinblick auf die geplanten Reformen leiten läßt.

Darf die praktische Bedeutung der socialpolitischen kaiserlichen Erlasse zunächst in ihrer ausgesprochen friedlichen Tendenz gefunden werden, so ist andererseits die gegenwärtige friedliche Lage besonders geeignet, der Lösung von gesellschaftlichen Problemen näher zu treten, durch welche die modernen Verhältnisse aufs Tiefste beeinflußt werden. Selbst in der inneren Politik Frankreichs, in der es bis zu den letzten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer unablässig gährte, ist eine Pause eingetreten, die allerdings in diesen Tagen gerade durch den vom Herzog von Orléans, dem älteren Sohne des Grafen von Paris, hervorgerufenen mehr komischen als tragischen Zwischenfall unterbrochen wurde. Die französischen „Thronprätendenten", zu denen sich ja auch General Boulanger zu zählen scheint, haben überhaupt in jüngster Zeit eine kaum noch ernst aufzufassende Rolle gespielt. Wie wenig würdig war das Verhalten der beiden einander Konkurrenz machenden bonapartistischen Prätendenten, des „rothen" Prinzen Napoléon und seines älteren Sohnes, des Prinzen Victor, als sie sogar bei der Leichenfeier des Herzogs von Aosta ihre kleinlichen Intriguen fortzuspinnen nicht unterlassen konnten! Mit Fug zeigte ihnen aber König Humbert von Italien, der das Andenken seines verstorbenen Bruders in hohen Ehren hält und gehalten wissen will, indem er die beiden Prinzen von der Feierlichkeit ausschloß, daß sie trotz ihrem längst bekannten Mangel an Tactgefühl die Gelegenheit für die Bethätigung ihrer Rücksichtslosigkeit ganz besonders übel gewählt hatten. Wie schlecht stand das selbst die Heiligkeit des Todes nicht achtende Verhalten der beiden „Prätendenten" im Einklange mit der aufrichtigen Verehrung, welche dem Andenken des jäh hinweggerafften früheren Königs von Spanien vom Königshause Savoyen und den befreundeten Dynastien, sowie von der gesammten italienischen Bevölkerung und den übrigen Nationen gezollt wurde! Im Gegensatze zu dem Auftreten des „rothen" Prinzen, dessen ganze Lebensführung den Beweis erbrachte, daß er Vorsicht stets für den besseren

Theil des Muthes erachtet hat, legte der Herzog von Orléans immerhin eine gewisse Unerschrockenheit an den Tag, als er trotz dem im Jahre 1886 von den französischen Kammern beschlossenen Gesetze über die Ausweisung der Prinzen in Paris erschien, um im Recrutirungsbureau der Rue St. Dominique seine Einreihung in die Armee zu verlangen. Das Document, welches der am 6. Februar 1869 zu Twickenham geborene Prinz an dem Tage, an welchem er gerade seine Großjährigkeit erreichte, hätte vorweisen können, war allerdings mehr geeignet, ihn als Prätendenten denn als jüngsten Recruten zu legitimiren, da der Vater des Herzogs von Orléans, der Graf von Paris, unmittelbar vor seiner Ausweisung ein ungemein herausforderndes Manifest erlassen hatte. Da nun durch das erwähnte Gesetz über die Ausweisung der Prinzen den Prätendenten und ihren zunächst berechtigten Erben das Betreten des französischen Gebietes untersagt und mit Strafe bedroht ist, hat der jugendliche Herzog von Orléans, der bei diesem Anlasse die inneren Räume der Conciergerie kennen lernte, sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht. Allerdings durfte von Anfang an vermuthet werden, daß es dem älteren Sohne des Grafen von Paris überhaupt nur darum zu thun war, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, zumal da er wohl annehmen mochte, daß die republikanische Regierung nicht so geschmacklos und ungeschickt sein würde, einen Jugendstreich in ein längere Zeit währendes „Martyrium" zu verwandeln. Daß der Herzog von Orléans im Ernste seinen Eintritt in die französische Armee angestrebt habe, ist ausgeschlossen; war es doch ein anderer „Prätendent", General Boulanger, der im Jahre 1886 als Kriegsminister, nachdem der Graf von Paris vor dem Verlassen des französischen Gebietes sein von mots sonores strotzendes Manifest veröffentlicht hatte, sämmtliche Prinzen aus der Armeeliste beseitigen ließ.

Wie verfehlt es aber auch wäre, die Handlungsweise des Herzogs von Orléans als eine patriotische oder von „königlichem Stolze" beseelte aufzufassen, erscheint doch das Auftreten des orléanistischen Thronprätendenten im Vergleich zu dem Verhalten des Generals Boulanger, der seine Anhänger im Stiche ließ und nach Belgien, sowie später nach England flüchtete, sowie zu demjenigen des Prinzen Napoléon muthig genug. Eine Vergleichung mit dem Letzteren, bei welcher männlicher Wagemuth das tertium comperationis bilden soll, entbehrt allerdings nicht des komischen Beigeschmacks. Im Interesse der friedlichen Entwickelung der französischen Republik darf es jedenfalls mit großer Genugthuung begrüßt werden, daß die „Prätendenten" gründlich „abgewirthschaftet" haben, während der „starke Degen" des von seinen chauvinistischen Parteigängern bereits als „sauveur" gepriesenen Generals Boulanger sich als eine recht stumpfe, mürbe Klinge erwiesen hat. Andererseits darf als gewiß gelten, daß der Herzog von Orléans die über ihn verhängte zweijährige Gefängnißstrafe nicht voll verbüßen wird.

Mit noch größerem Interesse wurden in Deutschland die einzelnen Stadien der inneren Befestigung der österreichisch-ungarischen Monarchie wahrgenommen; ist doch der glücklich zum Abschlusse gebrachte deutsch-tschechische Ausgleich für die Fortentwickelung des uns aufs Innigste verbündeten Nachbarstaates von höchster Bedeutung. Hatte die sehnsuchtsvoll nach Rußland ausschauende jungtschechische Partei nach ihren vor mehreren Monaten errungenen Wahlsiegen bereits den Sommernachtstraum des Panslawismus geträumt, so ist dieser „heißglühende" Traum nunmehr zum frostigen Wintermärchen geworden. In ihrer kühlen geschäftsmäßigen Sprache zerstören die vor wenigen Tagen im Amtsblatte des österreichischen Justizministeriums veröffentlichten Verordnungen behufs Ausführung des deutsch-tschechischen Ausgleichs die kühnen Hoffnungen der jungtschechischen Panslawisten. Die nationale Abgrenzung der Gerichtsbezirke in Böhmen, die Errichtung des deutschen Senates beim Prager Obergerichte, sowie die dem Ausgleiche gemäße Besetzung der Richterstellen bei den böhmischen Gerichten sind einige der wesentlichsten Bürgschaften dafür, daß Deutsche und Tschechen nunmehr in Böhmen in Eintracht für das allgemeine Staatswohl wirken können. Auch im böhmischen Landtage, der durch das Ausscheiden der deutschen Abgeordneten zum „Rumpfparlament" geworden war, werden nunmehr Deutsche und

Alttschechen, deutscher und böhmischer Adel gemeinsam die Gesetzgebung fördern, während die Jungtschechen sich sehr bald überzeugen dürften, daß gegenüber dieser geschlossenen Phalanx ihre panslawistischen Anwandlungen vergeblich sind. Die Folgen des deutsch-tschechischen Ausgleichs werden sich nicht bloß in Böhmen und in der gesammten österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch durch die Befestigung der Tripel-Allianz in erfreulicher Weise geltend machen. Weisen die Ungarn mit Genugthuung darauf hin, daß der Dualismus, welcher in dem Ausgleiche zwischen Oesterreich und Ungarn enthalten ist, vollständig gewahrt bleibt, so werden nunmehr auch die Angriffe auf den Dreibund verstummen oder doch wenigstens spurlos verhallen, während die Bundesgenossenschaft der im Innern wesentlich befestigten österreichisch-ungarischen Monarchie für Deutschland sowie für Italien noch werthvoller geworden ist, als sie es vor dem deutsch-tschechischen Ausgleiche bereits war. Dem schwergeprüften Kaiser Franz Joseph, der seinen Herrscherberuf stets im edelsten Sinne auffaßte, darf es jedenfalls zum Troste gereichen, daß die „Versöhnungspolitik" in seiner Monarchie endlich zum Ziele geführt hat.

Durchaus friedliche Aussichten für die Zukunft werden auch in der Thronrede gewährt, mit welcher das englische Parlament am 11. Februar eröffnet wurde. Konnte der englisch-portugiesische Conflict im südöstlichen Afrika vor einiger Zeit als dunkler Punkt am Horizonte der auswärtigen Politik erscheinen, so wird in der englischen Thronrede in Uebereinstimmung mit den bereits bekannten Mittheilungen constatirt, daß die portugiesische Regierung versprochen habe, ihre Militärmacht aus dem in Betracht kommenden Gebiete zurückzuziehen, nachdem von Seiten des portugiesischen Majors Serpa Pinto Handlungen begangen worden seien, welche mit dem der britischen Flagge gebührenden Respecte unvereinbar wären. Nach wie vor darf aber gehofft werden, daß die englische Regierung keineswegs beabsichtigt, berechtigte Ansprüche Portugals zurückzuweisen. Die sowohl in Bezug auf die äußere als auch die innere Politik durchaus friedlichen Aussichten, welche von Seiten der englischen Regierung eröffnet werden, vervollständigen das Bild, welches die europäische Lage darbietet. Deshalb erregen auch nirgends die Meldungen Besorgniß, nach denen die europäischen Mächte ebenso wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Reorganisation ihrer Flotten planen. Die in der Technik des Schiffsbaues erzielten Fortschritte, die Eroberung neuer Gebiete Afrika's für die europäische Cultur, das Bestreben, hinter den übrigen Mächten nicht zurückzustehen, werden in den nächsten Jahren einen Aufschwung hinsichtlich der Herstellung neuer Panzer und anderer Kriegsschiffe herbeiführen. England, Frankreich, Italien, Rußland, Deutschland, sowie die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben bereits mit dieser Reorganisation in großem Stile begonnen. Im Hinblick auf die friedliche Gestaltung der internationalen Beziehungen darf jedoch mit voller Zuversicht gehofft werden, daß die Erhöhung der Streitkräfte zur See vor Allem dazu dienen wird, das Gedeihen von Handel und Industrie durch ausgiebigen Schutz zu fördern.

Die Prinzeß Elise Radziwill.

Der Unterzeichnete wird von hochgeschätzter Seite auf einen Irrthum aufmerksam gemacht, der sich in der Publication des Februarheftes dieser Zeitschrift (S. 178) findet; es heißt daselbst, die Prinzessin von Radziwill sei katholisch gewesen. Dies war nicht der Fall: Prinzeß Elise war, gleich ihrer Mutter, evangelisch; nur ihre Familie war katholisch.

Gneomar Ernst von Natzmer.

Literarische Rundschau.

Moriz Carriere.

Lebensbilder. Von Moriz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Carriere hat, wenn er sich an das deutsche Publicum wendet, eine milde, an Gemüth und Verstand appellirende Art. Er breitet die Dinge ruhig und überzeugend aus. Es begeistert ihn was gut, schön und erhebend ist. Es belebt ihn eine natürliche, sich dem Leser mittheilende Abneigung gegen das Häßliche, Unnütze, Aufhaltende. Er ist von edlem Optimismus erfüllt. Die Dinge stehen ihm von Morgenlicht angestrahlt vor den Augen. So hat er es ein langes, fruchtbares Leben hindurch gehalten, hat eine Fülle gelehrter und belehrender Arbeit aufgehäuft und ist glücklich in die Jahreszeit der Jubiläen eingetreten, die ihm nun einen reichen Herbst an ausgesprochener Anerkennung bringen. Seine Gegner, wenn er deren hatte, sind verschwunden. Der Kreis der Freunde vergrößert und verbreitert sich in ein freundliches Alter hinein, dessen warme Sonne ihm noch lange leuchten möge.

Carriere's neuestes Werk, dem er den Titel „Lebensbilder" gegeben hat, ist ein Band von dreißig Bogen, welcher fünfzehn Aufsätze enthält. Sie im Einzelnen zu besprechen, ist hier der Ort nicht. Bei manchen wird der Leser Dies und Jenes zuzusetzen haben, denn die Leute unseres Jahrhunderts erschöpfend darzustellen, darf Niemand sich unterfangen. Von zu vielen Seiten können Zeitgenossen betrachtet werden und bieten den Blicken zu verschiedenartige Bilder. Die Hauptsache ist, daß wir sie als Glieder des großen Organismus des modernen Lebens empfinden. Und dazu gewährt Carriere's Buch willkommene und reiche Hülfe. Sei es erlaubt, Einiges hier vorzubringen, das auszusprechen diese Aufsätze Gelegenheit geben.

Bekanntlich hat Bettina ihren Verkehr mit Goethe derart etwa im Sinne einer Phantasieschöpfung dargestellt, wie Goethe den Verkehr mit Lotte Buff in Werther's Leiden zu einem Romane erhob. Wie sehr die Dinge, die Bettina schildert, dem streng Thatsächlichen entsprechen, tritt neuerdings immer mehr zu Tage. Bettina druckt im „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" zwei Sonette Goethe's ab, deren Authenticität G. von Loeper zuerst bestätigte, die er für die Weimaraner Ausgabe aber nicht benutzte, weil die Originalhandschriften fehlten. Jetzt haben sich in Bettina's Papieren die beiden bläulichen Blätter gefunden, auf die Goethe die Gedichte niederschrieb. Er selbst also und nicht ein Schreiber, der sie copirte oder dem er sie dictirt hätte.

III.

War unersättlich nach viel tausend Küssen
Vnd musst' mit Einem Kus am Ende scheiden.
Bey solcher Trennung herbempfundnem Leiden
War mir das Vfer dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hugeln (sic), Flüssen,
Solang' ich's deutlich (sic), sah ein Schatz der Freuden,
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fern entwichnen lichten Finsternisfen.

Vnd endlich als das Meer den Blick vmgränzte
Fiel mir's zurück in's Herz mein heifs Verlangen,
Ich suchte mein Verlornes gar verdrosfen.

Da war es gleich als ob der Himmel glänzte;
Mir schien als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles was ich je genoffen.

Interpunktion und Orthographie ausgenommen, entspricht die Handschrift der Fassung, in der Bettina das Sonett abdrucken ließ. Eine Seltsamkeit ist ihr aber entgangen, und diese tragen wir nach, da die Blätter vor uns liegen.

Zeile 11 steht in dem Blatte mein Verlornes, und so hat Bettina richtig drucken lassen. Allein die Beschaffenheit der Goethe'schen Handschrift läßt erkennen, daß das erste dieser beiden Worte auf einer Stelle geschrieben steht, auf der früher ein anderes, ausradirtes Wort stand, sowie daß das s am Schlusse von Verlornes später zugesetzt wurde, während früher Verlorne dastand. Für mein ist also ein anderes, früher seine Stelle einnehmendes Wort zu vermuthen, das nur die, oder das, oder dich hat sein können. Der Vers lautete mithin entweder:

Ich suchte die Verlorne gar verdrossen.
oder: Ich suchte das Verlorne gar verdrossen.
oder: Ich suchte dich Verlorne gar verdrossen.

Welche Fassung wir annehmen sollen, bleibt uns freigestellt. Gleichgültig aber ist sie nicht. Denn stand anfangs da dich Verlorne, so erschien das Goethe hinterher vielleicht zu direct, und die Correctur mein Verlornes verallgemeinerte den Gedanken. Stand aber da das Verlorne, so klang das Goethe vielleicht später zu kalt, und mein Verlornes machte die Fassung persönlicher. Jedenfalls findet sich in den Drucken des Sonettes an anderen Orten, sowie in den übrigen Handschriften nur die einzige Fassung mein Verlornes, und so kann der Umstand, daß das an Bettina gesandte Blatt diese Rasur und Correctur trägt, als ein Beweis genommen werden, sie sei die Erste gewesen, die das Gedicht aus Goethe's Hand empfing.

Auch sei bemerkt, daß die Correctur mein gleich dem später angehängten s mit dunklerer Tinte geschrieben steht als das Uebrige, daß Goethe später also erst diese Veränderung eintrug. Uebrigens trägt das Sonett die Zahl III über sich, während dem anderen I übergeschrieben wurde. Auch in Goethe's Werken ist dieses andere (Ein Strom entrauscht ꝛc.) mit I bezeichnet, während das obige in den Werken nicht III, sondern VII trägt. Die eigene Interpunktion Goethe's veranlaßt uns, auch das andere an Bettina gesandte Sonett noch abzudrucken.

I.

Ein Strom entrauscht umwölcktem Felsensaale
Dem Ocean sich eilig zu verbinden,
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen
Er wandelt unaufhaltsam fort zum Thale.

Doch stürzt sich Oreas mit einem Male,
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden,
Herab zur Flut, Behagen dort zu finden,
Vnd hemmt den Lauf, begränzt die weite Schaale.

Die Welle sprüht vnd staunt zurück vnd weichet
Vnd schwillt bergan, sich immer selbst zu trincken,
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwanckt und ruht, zum See zurückgedeichet.
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blincken
Des Wellenschlags am Fels ein neues Leben.

Wir gestehen, daß uns diese Interpunktion nach dem Gefühle mehr behagt als die hergebrachte der Ausgaben, mit viel zahlreicheren Zeichen operirende. Auch an den wechselnden v und u nehmen wir keinen Anstoß und haben gegen die ck nichts einzuwenden. Goethe liebte, wie man beim Sprechen bald so, bald so accentuirt, beim Schreiben ungebunden die Feder so zu bewegen, wie ihm gerade die Zeichen in die Hand kamen.

Den Bettina gesandten Blättern fehlt die Ueberschrift „Mächtiges Ueberraschen", sowie bei III „Abschied". Der Weimarer Ausgabe zufolge findet sich von III noch eine andere Abschrift mit der Zahl 9 und mit 6 versehen und mit der Ueberschrift „Jähe Trennung". Ein Versehen ist, wenn da gesagt wird, Bettina's Druck habe tief empfundnem Leiden, denn herbempfundnem steht da.

Ueber die Sendung dieser Sonette von Goethe's Seite an Bettina finden sich noch Mittheilungen in Bettina's und Achim von Arnim's ungedruckter Correspondenz. —

Lesen wir, wie Carriere über diese Frau und über die Zeiten, in denen sie stand, urtheilt, so empfinden wir von Neuem, wie wenig unsere Tage noch geeignet seien, sie voll zu verstehen. Es braucht ein solches Verständniß nicht erzwungen zu werden, es findet sich zur rechten Zeit von selber wieder. Was H. von Treitschke im eben erschienenen letzten Bande der deutschen Geschichte über sie sagt, bestätigt unsere Voraussicht. Die eben herausgekommenen Briefe von Goethe's Mutter ergänzen, was Bettina von ihrem Verhältnisse zu dieser liebenswürdigen, fröhlichen, energischen Frau erzählt. Die Zeiten, die wie eine leuchtende, aber formlose Wolke Goethe's Alter umgaben, fangen an, feste Gestalt zu gewinnen.

Wichtig ist, was den Zusammenhang der Romantik mit dem Leben des Tages jener Zeit anlangt, Carriere's Aufsatz über Graf Platen und Liebig, die in ihrer Jugend miteinander befreundet waren und sich schrieben. Dies geistige Zusammenhalten zweier jungen Leute, aus denen später so viel geworden ist, steht als ein echt deutsches und ein schönes Phänomen da. Carriere, dessen Gattin Liebig's Tochter war, konnte allein diese Einblicke gewinnen.

Wie viel Lehrreiches für die heutige Jugend wohnt dem Verkehre des jungen Platen und des noch jüngeren Liebig inne, Beide durch angeborene Trefflichkeit zu einander geführt und rasch verbunden, die hinterher dann doch, nach verschiedenen Richtungen fortschreitend, sich bald hätten trennen müssen, wenn sie geringeren geistigen Ranges gewesen wären. So aber lassen sie sich nicht los und bewahren die gegenseitige Zuneigung Jahre hindurch im Herzen. Ihre Freundschaft hat etwas Rührendes, zugleich etwas in höchster Weise, wie ich sagte, Lehrreiches. Denn die heutige Ansicht, es müsse, wer in seinem Fache vorwärts kommen wolle, abstoßen, was diesem Streben nicht direct förderlich sei, findet hier eine Correctur. Wo wirkliche Größe des Talentes vorhanden ist, sucht dieses seine Nahrung überall und findet sie überall. Und zugleich sehen wir wieder, wie ohne Liebe zur Menschheit Liebe zu den Dingen nicht möglich sei. Eckermann führt ein herbes Urtheil Goethe's über Platen an. Mir scheint, daß er Goethe's Worte vielleicht nicht ganz richtig erfaßte. Platen fehlte die Liebe zu den Menschen nicht. Aber es mangelte seinem Colorit die Wärme, deren es bedurft hätte, um seine Dichtungen populär zu machen. Bedrückt durch die kleinlichen Verhältnisse, in denen sein Rang ihm allein sich zu bewegen gestattete, sah er sich nach vielen Seiten hin von Mauern umgeben, über die er das üppige Grün des wirklichen Lebens in Zweigen und vollhängenden Reben sich erheben oder zu sich herabhängen sah, ohne die Trauben jemals doch vom Stocke pflücken zu dürfen. Platen's schöne Verse an eine Geisblattblüthe, die er verspätet im Herbste fand, klingen traurig, als hätte er Blüthen niemals im Frühling und auch im Herbste nur Blüthen und keine Früchte pflücken dürfen. Wie rein und klangvoll aber tönt das Erz seiner Sprache.

Moriz Carriere, nachdem er in dem Bettina gewidmeten Aufsatze Erlebnisse und Stimmungen seiner eigenen Jugend erzählt hat, hat sich in einem anderen über die Jahre seines Münchener Aufenthaltes vernehmen lassen. Autobiographie steht dem Alter

wohl an. Wir verfolgen da sein langsames Sicheinwurzeln in den Boden der südlichen Hauptstadt, die am Emporsteigen Deutschlands zur heutigen Größe so stark betheiligt ist und diese Rolle nie aufgeben möge. Man muß München und Berlin genauer kennen, um zu ermessen, worin sie auseinandergehen und wiederum einander ergänzen. Norddeutsche, die nach München verpflanzt werden, lieben München endlich ebenso sehr, als Süddeutsche, die sich in Berlin festleben, Berlin. Beiderseits aber werden gerade Solche wissen, wie weit die Städte doch verschieden sind. Jetzt, wo Deutschland sich zu einem Ganzen fest zusammengeschlossen hat, erscheinen diese mehrfachen Centren unseres geistigen Lebens als ein bedeutender Vortheil. Wie hoch Norddeutschland Moriz Carriere nicht bloß als den Schriftsteller, auf den die großen Kreise des Publicums hören, sondern dem auch der engere der Gelehrsamkeit eng verbunden ist, zu schätzen wisse, zeigt die Ansprache, mit der die Berliner philosophische Facultät vor nicht langer Zeit sein Doctordiplom erneuerte. Wie hoch München ihn stelle, beweist seine Wahl zum Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften.

Männer wie Moriz Carriere haben ihre besondere Sendung in der Entwicklung des deutschen Lebens. Zwischen zwei Culturen mitten inne stehend, sind sie an ihren Erträgen gleichmäßig betheiligt.

Die Bildsäule Walther's von der Vogelweide in Bozen.

Rede bei Enthüllung des Denkmals Walther's von der Vogelweide zu Bozen am 15. September 1889, gehalten von Karl Weinhold. Als Handschrift des Verfassers gedruckt.

Nicht mehr als fünf inhaltreiche Seiten, die Karl Weinhold seinen Freunden darbietet: wir hätten gewünscht, es wäre irgendwie ein Buch daraus geworden, das Jedem zu Gebote stände. Bücher dieser Art können wir gebrauchen. Wie viel Herzliches und Wahres enthalten Weinhold's Worte, wie einfach und eindringend spricht er sich aus. So endet seine Rede:

In Würzburg am Main, im Kreuzgange des Neumünsters, sind nach der Chronik seine Gebeine zu Staub und Erde geworden. Aber sein Geist ist unsterblich, und er ruht auf dem Volke, das er liebte, und auf dem Reiche, für das er gestritten hat.

Seine Heimath aber hat er vom heutigen Tage in dieser schönen Stadt Bozen.

Kein Pergament bezeugt urkundlich, daß Walther von der Vogelweide als Kind dieses herrlichen Landes geboren ist. Nur die Sage hat sich um den Vogelweidhof am Layener Ried als seine Geburtsstätte gewoben.

Aber die Männer vom Eisak und von der Etsch haben ihn seit Jahren als ihren Landsmann gefordert und ihm das Heimathrecht aus freiem Willen ertheilt. Das schöne Marmorbild, das über uns leuchtet, das ein reichbegnadeter Tiroler Künstler, Heinrich Natter, erdacht und geformt hat, ist der Heimathschein für Walther von der Vogelweide als Sohn von Tirol, als Landsmann der tapferen Männer, der warmherzigen Frauen und der holden Mägdlein dieser Grafschaft.

Ihr Männer von Tirol habt Walther's Bild hier in Bozen aufgestellt, wo deutsches und wälsches Wesen nahe aneinander grenzen.

Ihr habt gewußt, was ihr gethan.

Der deutsche Mann, der Ritter vom Geist und vom Schwert, Walther von der Vogelweide, soll ein Markwart sein deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutscher Ehre!

Wir begehren nicht des fremden Hauses und Gutes, aber wir wollen den eigenen Herd, auf dem die Flamme deutschen Geistes lodert, hüten, daß er nicht verrückt und zerschlagen werde.

Wir sinnen nicht auf Raub und Einbruch. Aber was unser ist von den Vätern her, wollen wir vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen.

Ihr Männer von Tirol gelobet heute am Standbild Walther's von der Vogelweide, daß diese Berge und diese Thäler deutsch bleiben sollen, und ihr Frauen stimmt mit ein, denn ihr seid die Hüterinnen des deutschen Hauses.

So empfang, Herr Walther von der Vogelweide, dieses Gelöbniß!
Empfang auch, du Bild von Marmelstein, die geistige Weihe!
Sei ein Wahrzeichen dieser Stadt!
Der reichste Segen strahle von dir in diese Lande!
Wasser des Lebens rausche aus diesem Brunnen!
Friede und Reichthum, Tugend und Ehre, Sitte und Glaube blühen allezeit in Tirol!
Des walte Gott!

Sicherlich kommt es nicht darauf an, ob der Vogelweidhof am Layener Ried bei Bozen als die Heimath Walther's urkundlich nachzuweisen sei: von dem Tage an, wo dieses Denkmal in Bozen enthüllt wurde, ist die Stadt Walther's Heimath. Man hat ein Recht auf ihn erworben. Und wie schön und einfach erhebt sich der Marmor, dem die Gestalt des Sängers verliehen worden ist, in die blaue Luft des Landes Tirol. Einfacher kann ein blühender, männlicher Mann nicht hingestellt werden. Die Hände, in denen er die Geige hält, hat er unter der Brust übereinandergelegt, als habe er den ganzen Platz rings mit den Tönen seines Saitenspiels erfüllt und erfreue sich selber nun am Nachklange, der zu ihm zurückkehrt. Die Echtheit einer Persönlichkeit ist dem Steinbilde aufgeprägt.

Ganz aus sich selbst haben die Tiroler den Gedanken geboren, Walther's Denkmal müsse in Bozen stehen, und in unabläßiger Betriebsamkeit das Geld dafür zusammengebracht. Ein Aufruf nach dem anderen wurde Jahre hindurch in die Welt gesandt. Jetzt muß es Jedem eine Freude sein, zu diesem Denkmale beigetragen zu haben. Ignaz Zingerle in Innsbruck, die treue Seele, in der die Liebe zum großen Vaterlande so warm gebettet liegt, war Der, von dem die Bewegung ausging und getragen wurde, wie auch er der letzte Urheber des Goethe-Bildes auf dem Brenner ist. Ein friedlicherer Krieg ist wohl nie geführt worden als der mit diesen beiden Dichterbildern gegen Italien. Da stehen sie und halten Wacht, ohne sicherlich Böses im Schilde zu führen. Wie bei der Enthüllung des Goethe-Bildnisses auf dem Brenner die Italiener sich betheiligten, so wird es auch wohl beim Walther-Denkmal der Fall gewesen sein. Diese beiden Machthaber im Reiche der deutschen Gedankenwelt stehen da und vertheidigen ihr Vaterland, ohne irgend Jemanden anzugreifen, ohne Feinde zu erwarten. Die Zeit ist gekommen, wo Die, die in Deutschland und in Italien die höchsten geistigen Güter vertheidigen, zusammenzustehen haben.

Möchten überall doch, wo Statuen großer deutscher Dichter und Denker errichtet werden, sie so einfach, unschuldig und schön entstehen und endlich dastehen wie Heinrich Natter's Walther von der Vogelweide.

Herman Grimm.

βxγ. **Goethe's drei letzte Lebenstage.** Die Handschrift eines Augenzeugen, herausgegeben von Carl Holsten. Heidelberg, Universitätsbuchhandlung von Carl Groos. 1889.

Der Augenzeuge ist der Oberbaudirector Coudray, von dem wir wissen, wie nahe er Goethe stand. Sein Bericht nimmt einen halben Bogen ein und hätte im Goethe-Jahrbuche erscheinen sollen, denn dergleichen dünne Hefte lassen sich bibliothekarisch schwer behandeln. Er ist vortrefflich abgefaßt und neben ähnlichen Aufzeichnungen Anderer, denen wir ihren Ruhm nicht entziehen wollen, von hohem Werthe. Jeder, der sich mit Goethe näher beschäftigt, wird nicht verfehlen, diese Blätter in seinen Besitz zu bringen.

Folgendes Bedenken erlauben wir uns laut werden zu lassen. Seite 1 ff. heißt es: „Seinem Verlangen gemäß hatte ich an diesem Abend einen kleinen Kegel von Holz mitgenommen, der sich zerlegen läßt, so daß die durch die 5 Schnitte entstehenden Figuren: das Dreieck, der Zirkel, die Ellipse, die Parabel und Hyperbel, anschaulich werden. Ich mußte ihm erklären, wie diese Kurven mittelst Proportionen in Grund- und Aufrissen dargestellt werden, wobei er bemerkte, daß er sich in früherer Zeit zwar nicht viel mit Mathematik, jedoch mit der Reißkunst gerne beschäftigt habe." Hierzu bemerkt der Herausgeber in einer Anmerkung: „In der Handschrift ist das: „nicht" durchstrichen."

War das ‚nicht' durchstrichen, warum hat es der Herr Herausgeber denn wiederholt? Der Sinn wird dadurch ja ein ganz anderer. Goethe wollte sagen, er habe sich viel mit Mathematik beschäftigt, vorzugsweise aber mit der Reißkunst.

Auch der Schluß des Coudray'schen Berichtes über Goethe's Begräbniß finde hier noch in einem seiner Sätze Erwähnung:

„Gegen Abend um 5 Uhr (des 26. März 1832) fand die Begräbnißfeierlichkeit statt, deren Beschreibung öffentliche Blätter bereits ausführlich mitgetheilt haben. Ich will also hier nur bemerken, daß das Herabtragen des Sarges in die Fürstliche Gruft unter meiner Aufsicht gut von Statten ging und derselbe an dem bestimmten Platze auf steinerne Würfel mit Metallplatten aufgestellt ist. An einer Ecke hatte zwar die Fußleiste des Sarges durch Anstreifen am steinernen Thürgewände eine kleine Beschädigung erhalten, die aber sofort wieder hergestellt wurde, wie sich viele Verehrer Goethe's, welche seitdem die Gruft besuchten, überzeugt haben; das durch irgend einen Mißwollenden verbreitete Gerücht einer unwürdigen Behandlung des Sarges beim Herablassen desselben in die Gruft verdient also keine Beachtung."

Mißwollende, die Gerüchte ausstreuen, haben Goethe sein Lebelang nicht gefehlt, wie wir sehen, sind sie hinter seinem Sarge hergegangen und auch heute noch nicht ausgestorben.

βxγ. **Goethe in Deutschböhmen** von Alois John. Eger, im Selbstverlage des Verfassers. 1889.

Gleich der C. Holsten's, eine Schrift sehr geringen Umfanges, dictirt von dem Bestreben, Goethe's Interesse für Böhmen als ein dem ganzen Lande und seinen Bewohnern gewidmetes darzustellen. Die Schlußworte geben die Tendenz des Verfassers an. Goethe's Andenken, heißt es da, ist in Deutschböhmen nie erloschen. Eine reiche Lokalliteratur ist damit beschäftigt, immer neue Beiträge zur Geschichte seiner Anwesenheit zu sammeln. Die Häuser, die er in Marienbad, Carlsbad, Franzensbad, Teplitz bewohnte, tragen Gedenktafeln mit seinem Namen; Höhen, von denen aus er über das Land geschaut, Bäume, unter denen er geruht, sind damit geschmückt. 1883 wurde ihm in Carlsbad ein Denkmal errichtet, von Donndorf gebildet, das erste Goethedenkmal Oesterreichs. Heutzutage tritt an uns die Pflicht heran, Goethe's Bedeutung weiteren Kreisen klar zu machen; lebendig und wahr soll seine Gestalt uns wieder erscheinen, ein fröhlicher Kenner der Wissenschaft, der Freund des Volkes.

Die Schrift enthält ein Verzeichniß dessen, was Goethe über Böhmen schrieb, sowie was über Goethe in Böhmen gedruckt vorliegt. Lebendig geschrieben, scheint dieselbe aus einem gehaltenen Vortrage entstanden zu sein.

βxγ. **G. A. Bürger's sämmtliche Gedichte** herausgegeben von Eduard Grisebach. In zwei Bänden, deren erster die Gedichte nach der Ausgabe letzter Hand von 1789 nebst einem Variantenverzeichniß, der zweite die nachgelassenen Gedichte enthält. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1889.

Auf sehr gutem Papier mit Lettern gedruckt, die im Schnitte an die des vorigen Jahrhunderts erinnern. Auch mit einigen Abdrücken Chodowiecki'scher Kupfer und zwei Porträts des Dichters geziert. Der erste Band hat den zweiten Titel: Gedichte von Gottfried August Bürger. Hundertjahrsausgabe. Bürger's Vorrede vom April 1789 ist hier wieder abgedruckt. Dem zweiten Bande ist eine literarische Notiz über die Ausgaben der Gedichte beigegeben.

Bürger's Sprache war oft von großer Anmuth. Wären nur einzelne Gedichte, wie sie als Beispiele schönster Form und harmonischen Klanges in den Schriften Anderer oder in Blumenlesen fragmentarisch citirt und abgedruckt sich finden, von ihm übrig geblieben, so würden Literarhistoriker aus diesen Bruchstücken das Leben eines durch seine Kunst beglückten Poeten reconstruiren dürfen. Leider aber liegen die Dinge nicht so. Diese Blüthen entwuchsen einem Sumpfe, in dem der Dichter endlich versank. Wir begleiten die Etappen seines Daseins wie wir Leonorens tollen Ritt verfolgen, als säßen wir selber auf dem Pferde mit, hörten den Hufschlag und sähen die Gitterthore des Todtenhofes endlich aufspringen. Mit einem Gefühle von Trauer erfüllt uns, was Bürger, nicht weit vom Abschlusse seiner Laufbahn, Goethe und Schiller gegenüber an niederdrückenden letzten Erfahrungen noch machen mußte. Goethe, den er in Weimar aufsuchte, wies ihn mit kühler Höflichkeit ab; Schiller recensirte die neue Ausgabe seiner Gedichte mit großer Härte. Die Anerkennung, die er dabei nicht verhehlt, macht den Tadel, den er ausspricht, um so schärfer. Schiller war auf der eigenen Entwicklungsstufe, auf der er stand, als er so

unbarmherzig gegen Bürger vorging, nicht dazu geeignet, ihn richtig zu erfassen. Schiller suchte von dem Realismus loszukommen, der Bürger's Stärke war. Vergleichen wir Bürger's Leonore mit Schiller's Kampf mit dem Drachen, oder mit dem Gange zum Eisenhammer: Schiller, indem er Ereignisse crassester Art ausmalt, läßt uns dennoch nie zu nahe herantreten; wir sehen das Unheil aus einer gewissen Entfernung, wo Bürger dagegen die wilde Jagd beschreibt, wird uns allmälig, als ob wir selbst mit dahinrasten. Bei Bürger's Leonore ist es, als ob wir Pferd und Lederzeug röchen. Dieser Localgeruch ist alle seinen Darstellungen eigen. Darin steht Bürger unter unseren Dichtern unübertroffen da. Ihm fehlte als schaffendem Dichter bei seinen leidenschaftlichen Anschauungen, wenn irgend Einem, das mildernde Element des Publicums einer großen Stadt. Das Göttingen von vor hundertundfünfzig Jahren war das Höchste, wohin er sich aufschwang. Da lief er in einem engen Kreise umher, wurde gehetzt und stürzte und erhob sich nicht wieder.

Griesebach's Ausgabe ist (II, XV) zunächst für den Bibliophilen bestimmt. Von seiner ersten, 1872 herausgekommenen Ausgabe der Gedichte Bürger's urtheilt der Verfasser hier nicht günstig, auch deshalb, weil sie nur eine Auswahl enthalte. Unserer Ansicht nach ist eine Ausgabe sämmtlicher Gedichte Bürger's schätzbar und unentbehrlich, eine Auswahl aber wiederum geboten, wo man sie dem größeren Publicum in die Hände geben möchte.

βxq. **G. A. Bürger et les origines anglaises de la Ballade littéraire en Allemagne** par G. Bonet Maury, Docteur ès lettres, Professeur à la Faculté de Théologie protestante de Paris. Paris, Hachette et Cie. 1889.

Der Titel trägt folgendes Motto: „J'ai vu la Muse de la Germanie entrer en lice avec la Muse anglaise et s'élancer pleine d'ardeur à la victoire" (Klopstock). Der Titel und das Motto zeigen, daß Bürger selbst nicht die Hauptsache bei dieser Arbeit war. Der Verfasser kennt die deutsche Literatur und ihre Geschichte und weiß, wie ein Buch eingerichtet werden müsse, um nicht zu langweilen. Wir haben die 270 Seiten, aus denen das seinige besteht, mit Interesse durchgelesen. Er fällt ein vernünftiges Urtheil über den unglücklichen Dichter, erklärt viele seiner Gedichte in sehr annehmbarer Art und stellt ihn in seinen Beziehungen zur eigenen und zur heutigen Zeit in guter Beleuchtung hin. Es steht Viel in Mr. Maury's Buche, was nicht Jeder wissen wird, Neues aber eigentlich nicht.

Das Unglück war und ist, daß Bürger selbst und seine Werke, Alles in Allem genommen, ein Mißbehagen in uns erwecken, das sich nicht fortdisputiren läßt. Bürger wandelte keine Strecke seines Daseins in dem stetigen, befreienden Sommerwetter dahin, das die Früchte langsam reifen läßt und dessen der Mensch von Zeit zu Zeit bedarf, um seines Lebens froh zu werden. Immer lag irgend ein Gewitter in der Luft, er unterstand der Herrschaft des Gewaltsamen, und schließlich: er ging zu Grunde. Wir bewundern und bedauern ihn. Nirgends erquickt er uns. Dabei schadet ihm zumeist unsere heutige literarische Art, den Staub aus den Wohn- und Schlafstuben der Poeten sorgfältig zusammenzukehren und einer Analyse zu unterziehen. Doch ist, was dies anlangt, Mr. Maury in anerkennender Art zurückhaltend gewesen.

ϱ. **Demeter and other poems.** By Alfred Lord Tennyson. London, Macmillan and Co. 1889.

Es ist immer noch der Zauber Tennyson'scher Melodie, der uns aus diesen Blättern entgegenklingt, mag der Dichter eine neue Klage der Ceres anstimmen in dem Gesange, der der Sammlung den Namen gibt, mag er sich, in „Merlin and the Gleam" noch einmal in das alte romantische Land begeben oder in „Happy" (The leper's bride) die Dämmerung des Mittelalters suchen oder in „The ring" jenes Zwischengebiet betreten, halb Wirklichkeit, halb Mystik, halb Gegenwart, halb Ewigkeit, oder endlich in „Forlorn" und „Romney's Remorse" eine jener Herzenstragödien erzählen, deren ganzer Inhalt das Leid und die Liebe dieser Welt sind. Kein Zittern der Hand, kein Gebrechen des Alters entstellt die Verse, wiewohl „the century's three strong eights" den Sänger daran mahnen, daß er selber sich den Achtzigen naht; aber auch kein Ausweichen vor dem großen und mächtigen Gedanken des Endes. „This life of mingled pains and joys" hat nicht aufgehört, für ihn — trotz allen Glaubens und aller Religion — das Geheimniß zu sein; aber auf der Höhe des Daseins hat er schon einen Blick „of a height, that is higher". Wie in den Frühlingstagen des eigenen Lebens grüßt er, bei jeder Wiederkehr den Frühling „among the quarried downs of Wight", bewillkommnet er das erste Schneeglöckchen, „prophet of the gay time, prophet of the May time"; doch er verschließt das Auge nicht vor der dunklen Pforte. Das letzte Lied des Buches gibt dieser Empfindung einen sanften, unendlich rührenden Ausdruck — Abschiedsstimmung, kein Abschiedsschmerz, „no sadness of farewell". Durch das Zwielicht und Brausen der uferlosen Tiefe vernimmt er klar das Rufen einer Stimme, wie zur Heimfahrt, und er hofft, seinen Fährmann, Antlitz in Antlitz, zu sehen, „when I have crost the bar". Möge der Tag fern sein! Denn manch' gold'nes Wort der Weisheit und des Trostes können diese Lippen uns noch spenden.

βxϱ. **Bilder-Atlas zum Homer.** Sechsunddreißig Tafeln mit erläuterndem Texte herausgegeben von Dr. R. Engelmann. Leipzig, Verlag des Litterarischen Jahresberichts (Arthur Seemann), 1889.

Wir wissen nicht, welchen Nutzen diese Tafeln haben sollen. Sie gehören weitauseinanderliegenden Epochen der antiken Kunst an. Kein Stück reicht an die Zeiten Homer's heran, soweit wir zu urtheilen im Stande sind. Homer und sein Gedicht haben mit diesen, zum Theil sehr häßlichen Illustrationen der Ilias und Odyssee nichts zu thun. Sollen Studenten die Tafeln verstehen, so würde es eingehender An-

weisungen bedürfen: Gymnasiasten müssen die (zuweilen auch ungenügend reproducirten) Bildwerke unverständlich sein. Lasse jeder Lehrer diese Gelehrsamkeit bei Seite, wenn er Schüler den Homer lesen läßt. Will man durchaus Abbildungen heranziehen, so stelle man in den Klassen einen guten Abguß eines jener Homerköpfe auf, die zu den erhabensten Schöpfungen der alexandrinischen Kunst gehören; und will man die Gruppe des Menelaos und Patroklos oder den Discoswerfer zeigen, so sei es nicht in so schlechten Abbildungen. Im Allgemeinen werden Flaxmanns Umrisse, die, den begeisterten Anschauungen unserer eignen Zeit entspringend, trotz des Jahrhunderts, das zwischen heute und ihrer Entstehung liegt, nichts an Kraft und Inhalt und Wirkung auf die Phantasie verloren haben, vortreffliche Dienste leisten. Noch besser die Werke, in denen Carstens und Cornelius homerische Ereignisse darstellten. — Bepacken wir die jugendliche Phantasie nicht mit unverständlichen und fatalen Anschauungen. Bringe man den Schülern nicht auf dem Gymnasium schon einen falschen Begriff dessen bei, was in den Kunstwerken der Griechen schön und unvergänglich und unentbehrlich ist. Mit Hülfe dieser Homertafeln unterrichtete Gymnasiasten werden später einmal zu denen gehören, die von griechischer Kunst und Alterthum verächtlich sprechen und dazu beitragen, daß die herrlichen Gebilde der griechischen Blüthezeit verkannt und unterschätzt werden. Gegen die im begleitenden Texte enthaltene archäologische Gelehrsamkeit soll mit diesen Bemerkungen nichts gesagt werden.

μ. **Von New-York nach San Francisco.** Tagebuchblätter von J. Hirschberg, M. D. Professor an der Universität zu Berlin. Leipzig, Veit & Co. 1888.

Der Westen und Nordwesten der Vereinigten Staaten sind für das größere Publicum noch heut zu Tage mehr oder weniger eine „terra incognita". Man kann daher nur mit Freuden begrüßen, wenn unserer sonst überreichen Literatur über Amerika und im Besonderen über die Vereinigten Staaten eingehende Berichte über jene in neuester Zeit durch Ansiedelungen und vor Allem durch den Bau von Eisenbahnen der Cultur erschlossene Länderstrecken hinzugefügt werden. Der Verfasser obengenannten Buches gibt uns in demselben ein gedrängtes, jedoch klares Bild seiner Reise quer durch die Vereinigten Staaten, die er bald mit dem sicheren Blick des praktischen Reisenden, bald mit dem wissenschaftlich geschulten Auge des kundigen Naturforschers beobachtet hat. Hier und da eingestreute, mitunter eines gewissen Humors nicht entbehrende Bemerkungen über locale Verhältnisse, sowie die Beleuchtung wirthschaftlicher und financieller Zustände, endlich die genauen Angaben über Größe und Bedeutung der einzelnen Stationen erhöhen den Werth seines Werkes. Zu bedauern ist, daß dem Texte nicht einige veranschaulichende Skizzen und Kärtchen beigegeben worden sind; wogegen der Verfasser sich ein besonderes Verdienst für Solche, welche gesonnen sind, seiner Spur zu folgen, dadurch erworben hat, daß er mit peinlicher Sorgfalt in Einzelheiten eingeht, die für den Reisenden wichtig sind, so z. B. die Einrichtung der Pullmanwagen, die Verpflegung während der Fahrt, die Kosten u. s. w. Seine Mittheilungen über amerikanische Eisenbahnen sind sachlich, wenn freilich auch nicht mehr neu, wobei übrigens zugegeben werden muß, daß sie in einem Buche, wie das vorliegende, kaum fehlen durften. Sehr interessant ist seine Beschreibung des Nationalparks von Yellowstone und der Geyserbecken, wie auch die Capitel über S. Francisco, die Salzseestadt, und die Eigenthümlichkeiten der Mormonen von eingehendem Studium zeugen. Namentlich mit Bezug auf Letztere werden Einzelheiten beigebracht, welche wir in so genauer Darstellung bisher noch nicht gefunden haben.

ρ. **Freie Bühne für modernes Leben.** Herausgegeben von Otto Brahm. Berlin, S. Fischer. 1890. 1. Heft.

Die neue Kunst- und Geistesrichtung, welche von der Bühne herab in einer Reihe von Sonntagsvorstellungen zu den Mitgliedern eines Vereins sprach, hat sich hier ein Organ geschaffen, welches sich auf alle Gebiete der Literatur erstrecken soll und für ein weiteres Publicum bestimmt ist. Wie wir zu dieser Bewegung stehen, haben wir mehrfach so deutlich ausgesprochen, daß es hier einer Erörterung darüber nicht bedarf. Einer intellectuellen Evolution gegenüber hat man billiger- und vernünftigerweise von Sympathien oder Antipathien abzusehen und sich darauf zu beschränken, den eigenen Standpunkt zu wahren. Mit diesem Vorbehalt jedoch hindert uns nichts, weder Ueberzeugung noch Vorurtheil, unserer Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, daß die Debatte nunmehr aus den trüben Regionen, in denen sie bisher geführt worden, in die wirklich literarische Sphäre gehoben ist. Otto Brahm, der preisgekrönte Verfasser von „Heinrich von Kleist", der Biograph Schiller's, steht an der Spitze des Unternehmens, welchem er, in einem schönen und kräftigen Vorwort, den Bannerspruch: „Wahrheit" gegeben hat. An dem ehrlichen Willen des Herausgebers, das Wort zur That machen zu helfen, zweifeln wir ebensowenig, als er daran zu zweifeln braucht, daß wir ehrlich prüfen und, eintretenden Falls, ehrliche Gegner sein werden. Ludwig Fulda, der feine Poet, Paul Schlenther, der geistesscharfe Kritiker der „Vossischen Zeitung", Emil Schiff, in einem beherzigenswerthen Aufsatz über „die naturwissenschaftliche Phrase" erscheinen als Mitarbeiter dieses ersten Heftes, in welchem wir außerdem eine höchst merkwürdige Studie des Grafen Leo Tolstoi „Was ist Geld?" finden. Die Production ist vertreten durch den ersten „Vorgang" einer neuen „Bühnendichtung": „Das Friedensfest", von Gerhart Hauptmann, welcher uns zunächst nur zeigt, wie weit der Weg von der Theorie zur Praxis und wie sehr man über das, was „Wahrheit" ist, verschiedener Meinung sein kann.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 13. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden. 1. Der Erinnerung an Dr. Heinrich Heerwagen geweiht. Nürnberg. Hermann Ballhorn. 1889.

Alschrott. — Ersatz kurzzeitiger Freiheitsstrafen. Eine kriminal-politische Studie von Dr. P. F. Alschrott. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei Act.-Ges. 1889.

Baumgarten. — Vernunftreligion und Christenthum zur Zeit der Französischen Revolution. Von Prof. Dr. Baumgarten. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Bock. — Gedichte von Alfred Bock. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Bulthaupt. — Der verlorene Sohn. Schauspiel in vier Acten von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg u. Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Cartault. — Vases grecs en forme de personnages groupés par A. Cartault. Paris, Hachette & Cie. 1889.

Cullerre. — Die Grenzen des Irreseins. Von Dr. A. Cullerre. Deutsch von Dr. Otto Dornblüth. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, Act.-Ges. 1890.

Dambor. — Das Heil auf individuellem, socialem und politischem Gebiet. Plan zur Erlösung von den herrschenden Uebeln. Von Dambor. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1890.

Dilke. — Problems of Greater Britain. By the Right Hon. Sir Charles Wentworth Dilke. Bart. 2 vols. London, Macmillan and Co. 1890.

Duimchen. — Kopf und Herz. Roman von Theodor Duimchen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Eiche. — Gedichte von Hermund Eiche. Hamburg, Otto Meißner. 1890.

Elbe. — Graf Floris. Historischer Roman von A. von der Elbe. 2 Bde. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. VI. Jahrg. Band 11: Die Sabinerin. Von Richard Voß. Band 12: Mia. Von Memini. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1890.

Falckenberg. — Ueber die gegenwärtige Lage der deutschen Philosophie. Akadem. Antrittsrede von Dr. Richard Falckenberg. Leipzig, Veit & Comp. 1890.

Frankl. — Episches und Lyrisches von Ludwig August Frankl. Neue Sammlung. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Galland. — Geschichte der Holländischen Baukunst und Bildnerei im Zeitalter der Renaissance, der nationalen Blüthe und des Classicismus von Dr. Georg Galland. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1890.

Gilbert. — Aldornere, and two other Pennsylvanian Idylls: together with minor poems. By Howard Worcester Gilbert. Philadelphia. 1890.

Grans. — Die Wunder der Bühne. Von Heinrich Grans. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Grans. — Genrebilder aus dem Schauspielerleben. Erzählt von Heinrich Grans. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Hanslick. — Musikalisches und Litterarisches. Kritiken und Schilderungen von Eduard Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1889.

Jacoby. — Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin. Verlag von Leopold Jacoby. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Act.-Ges. 1890.

Junkermann's Humoristikum. Neue Folge. Stuttgart, Levy & Müller.

Kalischer. — Heinrich Heine's Verhältniß zur Religion. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Dresden, Ferdinand Oehlmann. 1890.

Köppen. — Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- und Lebensbild von Fedor von Köppen. Volks-Ausgabe. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

La délivrance d'Emin Pacha. D'après les lettres de H.-M. Stanley. Publiées par J. Scott Keltie. Paris, Hachette & Cie. 1890.

Lermolieff. — Kunstkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom. Von Victor Lermolieff. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Lohmann. — Geschichtsdramen von Peter Lohmann. Leipzig, J. J. Weber. 1890.

Luchaire. — Les Communes françaises à l'époque des Capétiens directs. Par Achille Luchaire. Paris, Hachette & Cie. 1890.

Matzat. — Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer und die Schulreformfrage. Von Heinrich Matzat. Mit einer Vorrede von Dr. H. Thiel. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1889.

Moeser. — Gedichte von Albert Moeser. Erste Sammlung. Dritte sehr veränd. u. verm. Aufl. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A. G. (vormals J. F. Richter). 1890.

Montefredini. — La Rivoluzione Francese. Reazione Socialista. Narrata dal Prof. Francesco Montefredini. Roma, Ermanno Loescher & Co. 1889.

Olinda. — Die Prätendentin. Historischer Roman aus der Regierungszeit Katharina II. von Alexander Olinda. Freiburg i. Br., Adolf Kiepert.

Palmblätter auf Karl Gerok's Grab. Niedergelegt bei der Trauerfeier 16. Januar 1890. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1890.

Pederzani-Weber. — Der Große Kaiser und sein Jugendfreund. Von Jul. Pederzani-Weber. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Pederzani-Weber. — Die verlorene Tochter. Eine Erzählung aus dem Leben einer kleinen Stadt. Von Julius Pederzani-Weber. Leipzig, Otto Spamer. 1890.

Peisker. — Durch Nacht zum Licht. Novelle von Malwine Peisker. Freiburg i. B., Adolf Kiepert. 1890.

Pierson. — Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausgegeben von Edgar Pierson. Mit einem Vorwort von Wolfgang Kirchbach. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Pröll. — Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Von Karl Pröll. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Hans Lüstenöder. 1890.

Pröll. — Sturmvögel. Sechzig deutsch-nationale Klage- und Zorn-Lieder von Karl Pröll. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Hans Lüstenöder. 1890.

Reich. — Gesittung und Krankheit. Von Eduard Reich. Berlin, Hugo & Herman Zeidler. 1889.

Sanders. — Bausteine zu einem Wörterbuch der finnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Ein Vermächtniß an das deutsche Volk von Daniel Sanders. Berlin, Hans Lüstenöder. 1889.

Schriften der Gesellschaft für Experimental-Psychologie zu Berlin. I: Das Doppel-Ich. Von Max Dessoir. II/III: Ueber psychische Beobachtungen bei Naturvölkern. Von Adolf Bastian. III: Die Magiker Indiens. Von Friedrich von Hellwald. IV: Die Hypnose und ihre civilrechtliche Bedeutung. Von Adolf von Bentivegni. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1890.

Schubin. — Bludicka. Erzählung aus dem slawischen Volksleben von Ossip Schubin. Braunschweig, Georg Westermann. 1890.

Schuchhardt. — Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Dargestellt von Dr. Carl Schuchhardt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Schücking. — Novellen von Levin Schücking. I. Die Herrin von Arholt. II. Römische Geschichten. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 1889.

Schultze. — Stammbaum der Philosophie. Tabellarisch-schematischer Grundriss der Geschichte der Philosophie von den Griechen bis zur Gegenwart. Für Studierende bearbeitet von Fritz Schultze. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1890.

Schwebel. — Verfestet. Eine Berliner Geschichte aus dem Jahre 1380. Von Oscar Schwebel. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1889.

Seemann. — Allgemeine Götterlehre. Zum Gebrauch für höhere Lehranstalten, Kunstschulen, sowie zum Selbstunterricht. Von Theodor Seemann. Hannover, Carl Manz. 1890.

Sittard. — Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart von Josef Sittard. Altona, A. C. Reyer. 1890.

Söder. — Weidmanns Wandern, Lieben und Leiden. Lyrisch-vaterländische Dichtung von Rudolf Söder. Stuttgart, Emil Söder. 1890.

Spielhagen. — Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben von Friedrich Spielhagen. Erster Band. Leipzig, L. Staackmann. 1890.

Stieler. — Reisebilder aus vergangener Zeit von Carl Stieler. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1890.

Stohn. — Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Von Dr. Herm. Stohn. 2 Bände. Dritte, erweiterte und verbesserte Aufl. Leipzig, Gustav Engel.

Stölzel. — Fünfzehn Vorträge aus der brandenburgisch-preußischen Rechts- und Staatsgeschichte von Adolf Stölzel. Berlin, Franz Vahlen. 1889.

Erklärung.

In dem Februarheft der „Deutschen Rundschau“ S. 287 findet sich ein Artikel „Zum Gedächtniß Döllinger's“ von G. Egelhaaf, in welchem E. Aeußerungen Döllinger's über das Vaticanische Archiv leider ohne Prüfung ihres Werthes veröffentlicht hat. Sie sind geeignet, eine falsche Vorstellung von den Bedingungen zu geben, unter denen das Vaticanische Archiv der Benutzung zugänglich ist. Die Unterzeichneten, der Mehrzahl nach Protestanten, welche seit längerer Zeit in dem genannten Archiv arbeiten, sehen sich daher zu der Erklärung veranlaßt, daß ihnen von Seiten der Archivverwaltung, an deren Spitze Cardinal Hergenröther und H. Denifle stehen, nicht nur keine Beschränkungen auferlegt, sondern in liberalster Weise die Materialien und Hülfsmittel des Archivs zur Verfügung gestellt werden; sie betonen insbesondere, daß irgend eine Zahlungsgebühr durchaus nicht erhoben wird. Die jetzige Verwaltung hat das Verdienst die Schätze des Vaticanischen Archivs der wissenschaftlichen Forschung ohne Unterschied der Nationalität und der Confession zugänglich gemacht zu haben. Es ist zu wünschen, daß das zwischen der Leitung des Archivs und den deutschen Forschern bestehende gute Einvernehmen nicht durch die Verbreitung unbegründeter Angaben gestört werde.

Rom, im Februar 1890.

Dr. **K. Schottmüller**, Professor, Secretär des königlich preußischen historischen Instituts.
Dr. **W. Friedensburg**, a. o. Professor an der Universität Halle, erster Assistent des königlich preußischen historischen Instituts.
Dr. **Joseph Hansen**, königlich preußischer Archivassistent, zweiter Assistent des königlich preußischen historischen Instituts.
Dr. **W. von Bippen**, Archivar in Bremen.
Dr. **R. Damus**, Oberlehrer in Danzig.
Dr. **H. Ehrenberg**, königlicher Archivar in Königsberg i. Pr.
Dr. **Joh. Kretzschmar** aus Dresden.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SLIP JUN 15 1961

AP
30
D4
Bd.62

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY